

Der heitere *Friedolin*



*Wer
will mich?*



Dieser wundervolle Wolfshund ist als Hauptpreis für die Lösung der neuen Preisaufgabe „Der geheimnisvolle Tintenfleck“ ausgesetzt. Wer will ihn haben? (Alles Weitere darüber auf Seite 2.)

Der geheimnisvolle Tintenklecks

Mein neues großes Preisausschreiben

Freunde! Kurz bevor ich das nachstehende wunder-
:höne Gedicht für euch in meiner Zeitschrift abdrucken
wollte, hat Pampa das ganze Tintenfaß darüber aus-
gegossen. Zehn Wörter sind dadurch unleserlich ge-
worden, und es ist mir nicht gelungen, herauszubekom-
men, was sie bedeuten. Ich habe nun beschlossen,
mir von euch helfen zu lassen. Wer die 10 Wörter
herausgefunden hat, schreibe sie untereinander auf
eine Postkarte (nicht im Brief und ohne jeden Begleit-
text!) und dazu seinen Namen und die genaue Adresse.
Schicken müßt ihr die Karte an:

Fridolins Rätselredaktör.

Verlag Alstein

Berlin SW, Kochstr. 23.

Alle Lösungen müssen bis spätestens am 18. Okto-
ber bei mir eintreffen. Zur Belohnung für eure
Mühe verschenke ich als I. Preis einen herrlichen,
dressierten Wolfshund. Er kann alles, was ein

tüchtiger Hund können muß, und wer ihn gewinnt,
bekommt den treuesten Freund, den man sich wünschen
kann. Der II. Preis ist ein schöner Handwerks-
kasten, mit allen Geräten, die man zum Basteln
braucht. Der III. Preis ist eine silberne Arm-
banduhr mit Leuchtzifferblatt. Der IV. Preis
ist ein wundervoller Fußball. Außerdem ver-
schenke ich noch 100 Bücher als Trostpreise.

Jeder darf an dem Preisausschreiben teilnehmen,
aber nur eine Lösung einsenden, und nicht jeder kann
einen Preis gewinnen, sondern wer einen der aus-
gesetzten 104 Preise bekommt, muß das Los entscheiden.

Und nun frisch ans Werk! Ich drücke für jeden
von euch den Daumen, damit er unter den 104 Ge-
winnern ist. Wer trotz richtiger Lösung kein Glück
hat, sondern bei der Verlosung leer ausgeht, darf
nicht auf Fridolin schelten, sondern muß sich auf mehr
Glück beim nächsten Preisausschreiben vertrusten.

Euer Fridolin.

Die wird kleiner

Glaubt nicht, daß unsereiner irrt,
Und daß er schrecklich übertreibt,
Wenn er von unsrer ~~seht~~,
Daß sie beständig kleiner wird.
Nicht, daß sie abbricht oder schrumpft,
Vom Meer verschluckt wird und versumpft.
Nein, nein! Damit ist nur gemeint,
Daß sie stets kleiner uns erschein't.
Versuchen wir's uns klarzumachen
Und die Behauptung wahrzumachen.

Zum Beispiel: Vaters Großpapa,
Dein lieber ~~saß~~
Noch als sehr groß die Erde an.
Versetz dich mal zurück im Geiste:
Wenn dieser ~~reiste~~,
So spannte man noch ~~an~~.
Es stüdete im Postkutschwagen;
Und vom Berliner Schloß nach Hagen
kam Urgroßvater erst nach Tagen.

Indes wir Vater reisen sah'n
Schon rüstig mit der ~~...~~
Wie wir es ja noch heute tun!
Da sitzt man gut, die Leute ruh'n,
Die Ferne wird jetzt überwunden
Statt in acht Tagen in acht Stunden.
Was aber auch nicht mehr modern ist:
Wenn einer heute keine Zeit hat,
Jedoch genügend Geld bereit hat,
Und wenn sein Reiseziel recht fern ist,

So trägt ihn nach dem andern Ort
Das rasend flinke Flugzeug fort.

Doch einer reist viel schneller schon:
Das ist der Klang; das Wort, der
Spricht heut' wer in Amerika —
Schon ist er nah; schon ist er da.
Du schnappst die ~~um~~,
Und wie Neu-Yorker Publikum
Hörst du die Rede und den Mann
Dir in dem deutschen Zimmer an.
(Wenn der Empfang nicht grad gestört ist,
Was selbstverständlich unerhört ist!)

Doch warte nur: in kurzer Zeit
Hörst du nicht nur — du siehst auch weit!
Da wird vom fernsten Erdenpunkt
Auch noch das Bild zum Ton gesunkt.
Da wird auf ~~nichts~~ gescheh'n,
Was du nicht hören wirst und seh'n.
Wie in Paris das Wetter ist,
Ob man in Tunis fetter ist,
Ob wohl der Kull noch so arm ist,
Und ob's am Kongo noch so warm ist —
Die Dinge, die da ferne vorgeh'n,
Sie werden dir durch Aug' und Ohr geh'n —
Und was es sei und wo es sei —
Du bist dabei;
Die Welt kommt in dein Haus gegangen,
Nicht wahr: das alles wird doch sein sein —
Doch wird die ~~dann~~ nicht recht klein sein?
Und davon sind wir ausgegangen!



Auf der Suche nach dem „Dorado“

Die Geschichte vom Schicksal der Inkas

In letzter Zeit las man in den Zeitungen, daß sich die Indianer Boliviens gegen ihre Bedrücker erhoben haben. Zu einer Zeit, wo die Sklaverei aufgehoben und jeder Mensch

freier Herr über sich selbst ist, wollten sie nicht mehr mit Leib und Gut, Frauen und Kindern ihren Dienstherrn gehören, sie wollten nicht in elenden Lehmhütten wohnen und um einen kärglichen Lohn 12 und 14 Stunden am Tag arbeiten. Mit den Waffen ihrer Vorfahren, mit Keule, Pfeil und Bogen, sind sie gegen die Weißen gezogen und haben mit großem Mut einen verzweifeltsten Kampf geführt. In ihren Adern rollt noch das Blut der Inkas, der Ureinwohner Südamerikas, jenes stolzen und klugen Volks, bei deren Anblick die spanischen Eroberer zitterten.

Die Inkas hatten das Unglück, daß sie die Weißen zuerst in ihren schlimmsten und verrohtesten Vertretern kennen lernten. Südamerika wurde von Abenteurern entdeckt und erobert, die nichts anderes wollten, als reich und mit Schätzen beladen heimkehren. Von Cortez, dem Eroberer Mittelamerikas, weiß man, daß er mit seiner Handvoll Abenteurern die Indianer auf das unmenschlichste behandelte und ihren König Montezuma, der sich ihm auf Ehrenwort anvertraut hatte, ermorden ließ. Das fürchtbarste

Schicksal aber bereitete den Indianern Peru, das damals das heutige Peru, dazu Bolivien und Ecuador umfaßte, der Conquistador oder Eroberer Francisco Pizarro.

Von Zeit zu Zeit waren bereits unbestimmte Gerüchte zu den Spaniern gedrungen von dem Land El Dorado im fernen Westen, in dem es Gold in Mengen geben sollte; die erste bestimmte Kunde von Peru erhielt aber der Spanier Blasco de Balboa im Jahre 1511. Balboa war gerade dabei, etwas Gold, das er von den Indianern eingehandelt hatte, abzuwiegen, als ein junger Häuptling mit der Faust auf die Waagschale schlug, daß das Gold herumflog, und rief:

„Wenn es das ist, was ihr so schätzt, daß ihr darum eure ferne Heimat verlassen und selbst das Leben einsetzen könntet, so kann ich euch ein Land sagen, wo man aus goldenen Gefäßen ißt und trinkt, und wo das Gold so wohlfeil ist wie bei uns das Eisen!“ Durch diese und andere erstaunliche Nachrichten angestachelt, überschritt Balboa mit einem Haufen Soldaten die Landenge, die den Atlantischen vom Pazifischen Ozean trennt, und die heute Isthmus von Panama heißt, und sprang mit Schwert und Schild bewaffnet in das stille Meer, indem er rief: „Ich nehme dieses unbekannte Meer mit allem, was es enthält, für den König von Kastilien (Spanien) in Besitz und werde es gegen jeden, sei er Christ oder Ungläubiger, mit dem Schwerte verteidigen!“

Die tapfere Schar fuhr nun in einem leichten



Der spanische Heerführer Balboa auf dem Weg nach Peru: Beim Anblick des Stillen Ozeans stürzte sich Balboa ins Meer und erklärte es zum Eigentum seines Königs.

Fahrzeug südwärts, dem Lande Peru zu; sie erreichte das Land jedoch nicht und kehrte unverrichteter Sache zurück. In dieser Schar befand sich aber als Offizier Francisco Pizarro, ein etwa 40jähriger furchtloser Abenteurer, den schon in frühester Jugend das Leben hart angefaßt hatte. Von seinen Eltern früh verlassen, war er zu einer Bande von Abenteurern gestoßen, die von Sevilla in Spanien nach der Neuen Welt gefegelt war. Pizarro, den der Mißerfolg Balboas nicht ruhen ließ, beschloß nach dessen Tode, auf eigene Faust nach Peru zu ziehen. Eine kräftige Stütze fand er in Diego de Almagro, der ebenso wie Pizarro eine harte Jugend und ein gefahrvolles Leben hinter sich hatte und zu allem bereit war. Die beiden warben Soldaten an, kauften zwei Schiffe und segelten im November des Jahres 1524 aus dem Hafen von Panama ab. Die Zeit war die denkbar ungünstigste; die Regenzeit hatte begonnen, und es regnete in Strömen. Als sie schließlich im Fluß Viru, von dem Peru seinen Namen hat, Anker warfen, sahen sie, daß das Land einem riesigen Sumpfe glich, der von undurchdringlichem Urwald bedeckt war. Von Menschen war auf den tagelangen, verzweifelten Marschen keine Spur zu sehen. Pizarro holte Verstärkung und neue Mittel aus Spanien, und im Jahre 1532 begann der Marsch ins Innere Perus.

Den Indianern, die den Abenteurern begegneten, nahmen sie den goldenen Schmuck ab, und von ihnen erfuhren sie auch, daß im Innern des Landes die Hauptstadt gelegen war, von deren Pracht und Goldreichtum die Eingeborenen Wunderdinge erzählten. In den größeren Orten sahen die Spanier Tempel des Sonnengotts, die von einer nie gesehenen Schön-

heit waren, und tatsächlich bestand der innere Schmuck der Tempel aus purem Gold! — In wochenlangem, beschwerlichem Marsch überquerten die Spanier die schneebedeckten Anden, auf deren Höhen und Engpässen überall starke Festungen errichtet waren. Die Indianer ließen aber die Spanier ungehindert hindurch, und so erreichten diese das Tal von Caxamalea. Das Tal war von einem Strom durchflossen und wurde von einem geschickt angelegten System von Kanälen und unterirdischen Wasserleitungen bewässert. Die Bevölkerung war von einer hohen Bildungsstufe, sauber, klug und in schöne Gewänder aus bunten Federn und Stoffen gekleidet. — „Wir wurden alle von Erstaunen ergriffen,“ schreibt einer der Eroberer, „die Indianer in so stolzer Haltung zu sehen. Ihr Anblick erzeugte Bestürzung und Furcht bei den herzhafteften Leuten. Aber es war zu spät zum Umkehren.“

Am Abend des 15. November 1532 wurden die Spanier von dem Herrscher des Landes, dem Inka Atahualpa, empfangen. Sie sprengten auf ihren Pferden, die bei den Indianern nicht bekannt waren und daher große Furcht erregten, so dicht an den König heran, daß der Schaum der Tiere auf sein Gewand fiel. Aber der König wich nicht einen Schritt zurück. Einige Hofleute, die erschreckt zurückgefahren waren, ließ er noch am gleichen Abend für ihre Feigheit hinrichten.

Die Spanier forderten Inka Atahualpa auf, sich dem König von Spanien zu unterwerfen. — „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein!“ rief Atahualpa zornig. „Euer König mag ein großer Fürst sein; ich zweifle nicht daran, wenn ich sehe, daß er

seine Untertanen so weit über das Meer gesandt hat, und ich will ihn gern als meinen Bruder betrachten. Was den Papst betrifft, dessen Glauben ich annehmen soll, so muß er wahnsinnig sein, wenn er daran denkt, das Himmelreich zu verschenken, das ihm nicht gehört. Meinen Glauben mag ich nicht ändern. Euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getötet worden, die er geschaffen hat. Der meinige aber“ — und er zeigte auf die strahlende Sonne — „mein Gott lebt und blickt auf seine Kinder herab.“

In diesem Augenblick gab Pizarro seinen Soldaten ein Zeichen. Sie stürzten sich auf die Indianer, und ein großes Gemetzel begann. Zehntausend Indianer wurden niedergemacht, und der Inka wurde gefangen genom-

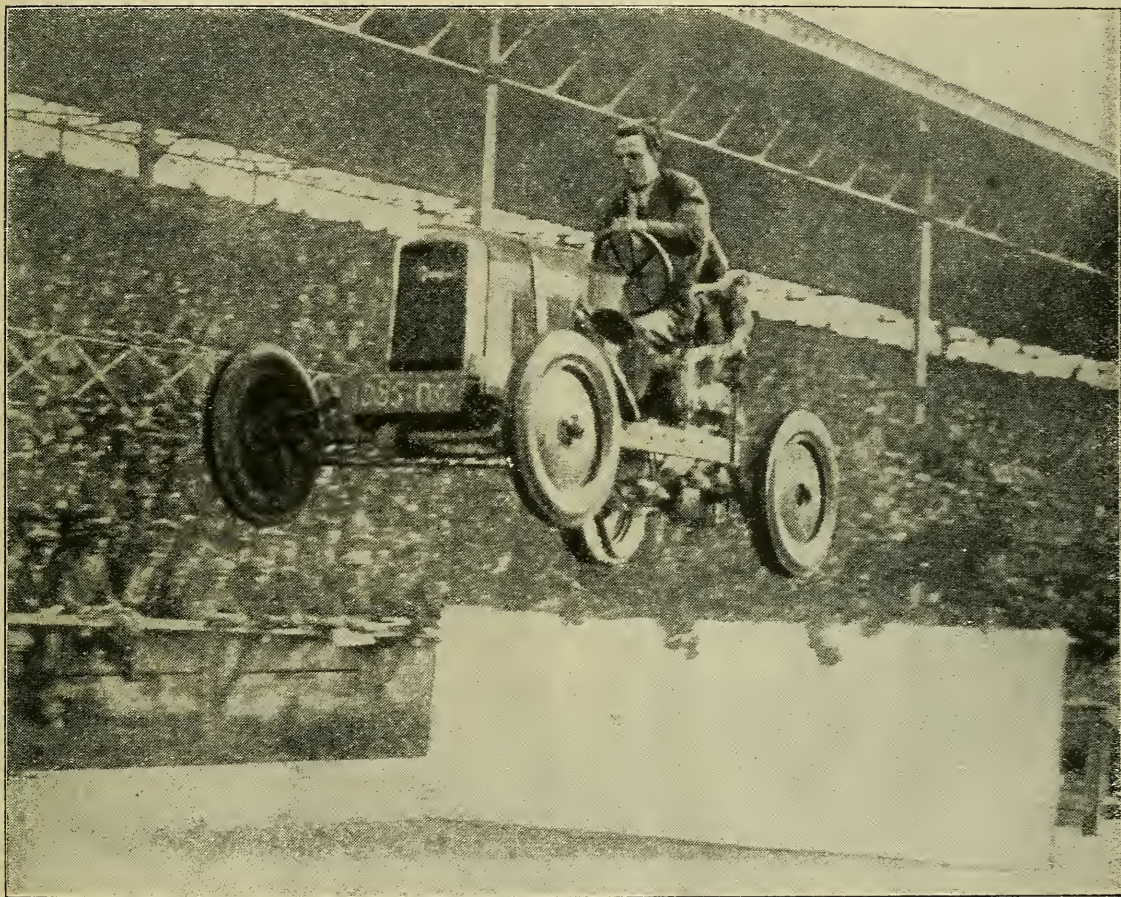


Die Spanier in Caxamalea. Pizarro und seine Leute sprengten mit ihren Pferden dicht an den Inka heran, doch dieser zeigte keine Spur von Furcht.

men. — Von nun an wurde das Land erbarmungslos ausgeplündert. Die Indianer brachten ein riesiges Lösegeld für ihren Inka auf; die Spanier nahmen das Gold und — hielten den Inka weiter gefangen. Mit solchen Mitteln und einer grenzenlosen Grausamkeit unterwarfen sie das ganze riesenreiche Peru.

Das Schicksal aber verschonte die Eroberer auch nicht. Pizarro und Almagro, die beiden Führer, entzweiten sich, Pizarro ließ den Almagro gefangen setzen und erdrosseln, er selbst wurde aus Rache vom Sohne des Erdrosselten, Diego d'Almagro, im Jahre 1541 erschlagen.

Die südamerikanischen Staaten sind alle im vergangenen Jahrhundert befreit worden, d. h. die spanischen Einwanderer haben sich von der Herrschaft ihres Mutterlandes Spanien freigemacht. Der Präsident Bolivar gab im Jahre 1825 Peru die Freiheit, und nach ihm wurde das Land Bolivien benannt, das eine freie Republik wurde. Die Indianer Südamerikas aber — 10 Millionen an der Zahl — sind immer noch in ihrem eigenen Mutterlande Sklaven und kämpfen erbittert um ihre Freiheit. Sie sind die ungeliebten Opfer der Suche des weißen Mannes nach dem Dorado, dem Land des Goldes.



Das springende Auto: Der Fahrer Mercier, der mit seinem Wagen 1,90 m in die Höhe sprang.

Der Sprung mit dem Auto

Eine waghalsige Leistung

Um die Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit eines Autos zu erproben, hat man große Automobilrennen veranstaltet und die Fahrer zu immer waghaltigeren Kunststücken veranlaßt. Bei derartigen Veranstaltungen wurden auch Sprünge mit dem Motorrad verlangt. Genau so, wie ein Springer seinen Anlauf nimmt, faßt das Motorrad mit seinem Fahrer über das Sprungbrett in die Luft. Neuerdings hat

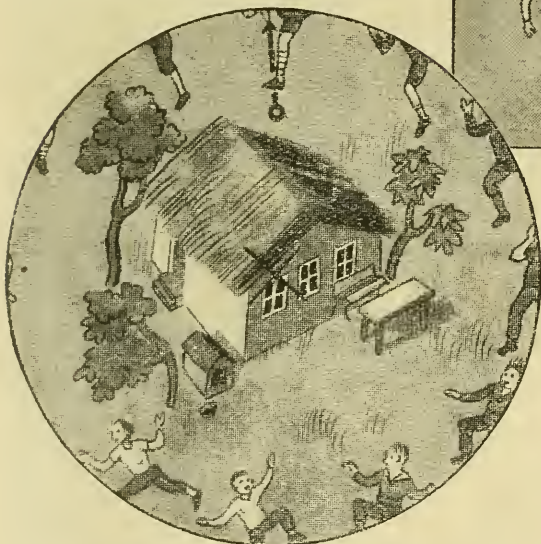
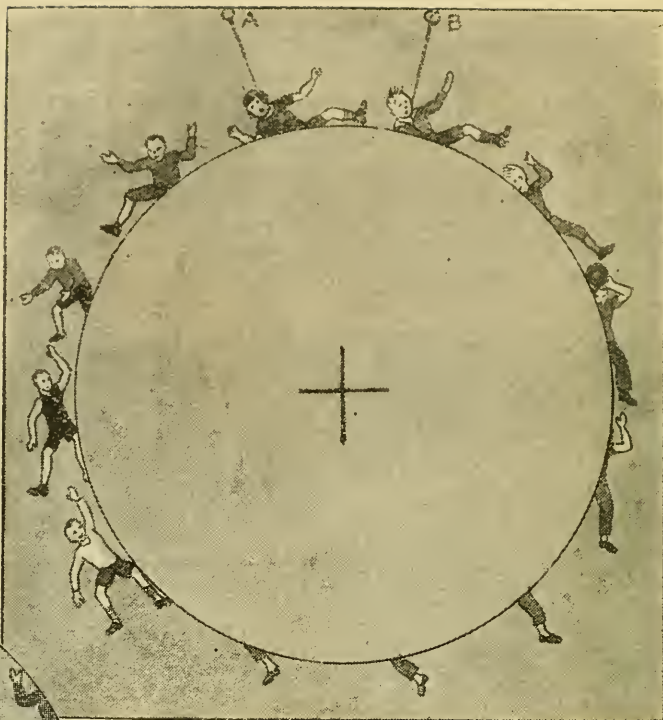
man auch mit dem Auto versucht, solche Sprünge zu machen. Kürzlich hat der Fahrer Mercier bei einem Autosprung ein 10 m langes Sprungbrett benutzt, und sein Schwung war dabei so groß, daß der Wagen 1,90 m hoch sprang. — Solche Experimente sind sehr gefährlich; denn wenn ein etwa 1000 kg wiegender Wagen aus fast 2 m Höhe zu Boden faßt, ist es ein Wunder, wenn die Federn nicht zerbrechen.

Zwölf verfolgen den Dreizehnten

Eine Aufgabe zum Kopfzerbrechen

Zuerst muß man vorsichtig das Bier-
eck und den Kreis ausschneiden und
jedes besonders auf Pappe aufkleben.
Dann steckt man einen Reißnagel oder
eine Stednadel durch den Schnittpunkt
der beiden Kreuze, so daß nun das Bier-
eck und der Kreis ein Bild ergeben.
Jetzt kann man die Innenscheibe drehen.
Wenn man sie so einstellt, daß der Pfeil
(auf der Kreisscheibe) auf A steht, zählt
man 12 Kinder. Stellt man ihn aber
auf B so sind plötzlich 13 Kinder da.

Woran liegt das? Wer bekommt
heraus, welcher Junge verschwindet
und wohin er geht?



Der Kreis muß ausgeschritten und auf das Bier-
eck gesteckt werden.

Wo steckt der Dreizehnte? Man schneide das
Bier-
eck vorsichtig aus und klebe es auf Pappe.

Eine Unterhaltung

Als Onkel Toldi neulich abend seinen Freund
Flink traf, fragte er ihn: „Was haben Sie denn
gestern abend gemacht?“ — „Na, den Tag über bin
ich in der Stadt herumgelaufen, und abends waren
wir im Theater.“ — „Im Theater? Was haben Sie
denn da gegeben?“ — „Zwei Mark fünfzig.“ — „Nein,
ich meine, was für ein Stück Sie gegeben haben!“ —
„Ein Dreimarkstück. Fünfzig Pfennig haben Sie
mir rausgegeben.“ — „Nein, ich meine, was Sie auf
der Bühne gegeben haben?“ — „Ach so, das war so
ein Stück von Goethe, der ‚Wilhelm Tell!‘“

Was ist eigentlich „Ehre“?

Ein Kapitel zum Nachdenken

Der hat mich beleidigt, und das ist gegen meine
Ehre, das kann ich nicht auf mir sitzen lassen!“
sagt jeder Junge unendlich oft und ballt schon im
geheimen die Fäuste, um seine Ehre wieder herzu-
stellen. Aber was ist eigentlich Ehre?

In der Klasse ist der kleine schwächliche Peters.
Bei jeder Gelegenheit haben die Großen, Stärkeren
auf ihm herum, und da er zu schwach ist, um sich zur
Wehr zu setzen, wird er jämmerlich verhaun. Als
er sich gar nicht mehr zu helfen weiß, läuft er schließ-
lich zum Lehrer und beschwert sich. Er „peht“ also in

den Augen der andern. Nun stellt der Lehrer den
großen Jungen zur Rede, der den Schwachen so
schlecht behandelt hat. Der leugnet gar nicht. Was
geht es ihn an, wenn sein Mitschüler sich nicht
wehren kann?

„Aber ist es denn nicht ehrlos, wenn du deinen
schwachen Kameraden verhaun?“ fragt der Lehrer.
Darauf staunt der Junge ihn verständnislos an. —

Oder ein anderer Fall: „Müller, wann war der
Friede zu Subertusburg?“ fragt der Lehrer. „1763,“
flüstert Schulze dem Müller zu. Schulze er-

hält einen Tadel wegen Vorsagens. Er hat seinen Lehrer betrügen wollen, das sei ehrlos. Merkwürdig! In den Augen der Kameraden ist das durchaus nicht der Fall. Sie sehen in Schulze nur den guten Kameraden, der seinen Nebenmann nicht im Stich gelassen hat, also sei Schulze ein tüchtiger Kerl.

Ganz anders aber wird Schulze von seinen Mitschülern beurteilt, wenn er versucht einen von ihnen zu betrügen. Wenn er Müller zum Beispiel einen dummen Streich spielt oder ihm gar ein Buch wegnimmt, gilt er als ehrlos und wird aus der Klassengemeinschaft ausgeschlossen. So etwas ist in den Augen aller Mitschüler etwas ganz anderes, denn einen Kameraden darf man auf keinen Fall betrügen! Was ist das nun eigentlich mit dieser Ehre, die nicht gilt, wenn der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und wenn der Schüler den Lehrer betrügt, die sich aber sogleich gegen den wendet, der aus Schwäche einen Fußtritt einstecken muß? Denkt bitte mal nach, ob wirklich alles an dieser Art der Ehrenauffassung richtig ist?

H. P.

Überlandzentralen

Wie uns der elektrische Strom ins Haus fließt

Abend für Abend gehen wir zu dem kleinen schwarzen Knopf an der Wand. Wir drehen — ein leiser Knack, und das Licht der elektrischen Lampe durchflutet das Zimmer. Ist wohl schon einmal einem von euch der Gedanke gekommen, wo denn überhaupt so urplötzlich die elektrische Kraft herkommt, die die Glühbirne erleuchtet? Ja, früher, als wir noch Gasbeleuchtung hatten, da hat jeder gleich gewußt, daß es eben das Gas ist, das in den Röhren fließt und im Glühstrumpf verbrennt. Draußen vor der Stadt lag das Gaswerk, das das Leuchtgas erzeugte. Auch der elektrische Strom muß in Kraftzentralen erzeugt werden, die an Leistung unsere Gaswerke bei weitem übertreffen. Der deutsche Ingenieur Werner Siemens erfand die Dynamomaschine, in der durch Drehung zweier drahtbewickelter Magnete gegeneinander elektrischer Strom erzeugt werden kann. Wie kann man aber die Dynamo andauernd in Drehung halten? Denn ohne Pausen muß sie schon laufen, wenn wir Tag und Nacht elektrische Kraft und Licht haben wollen. Für diese Arbeit sind nun im Kraftwerk besondere Maschinen, sogenannte Turbinen, aufgestellt. Überall dort, wo uns die Erde reiche Kohlenschätze zur Verfügung stellt, verheizen wir diesen Brennstoff unter riesigen Dampfkesseln; der Dampf selbst wieder ist dann das Treibmittel für die Turbinen.

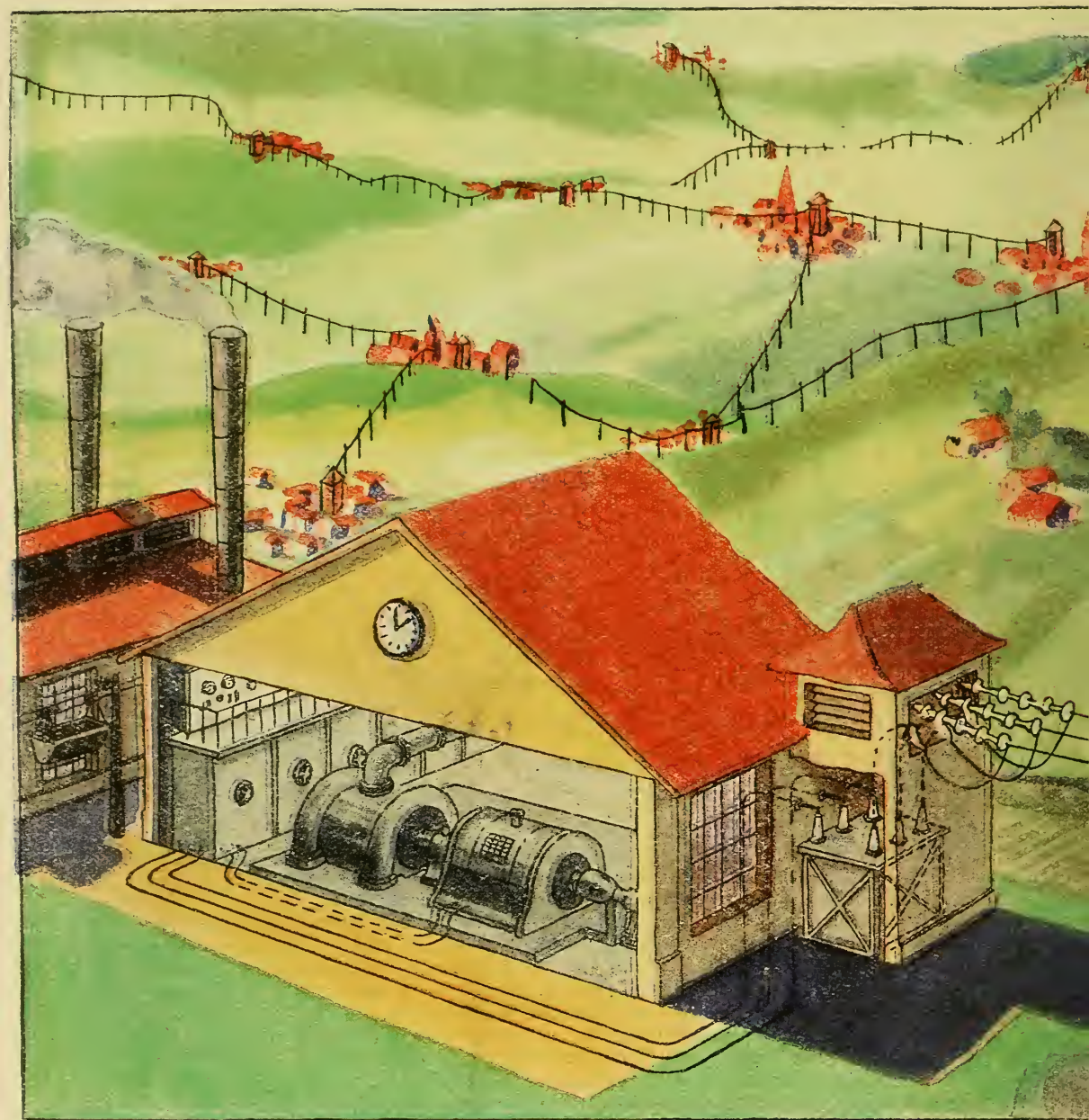
Während man früher in jeder kleineren Stadt eigene Kraftwerke hatte, wurden diese mit der Zeit immer mehr zusammengelegt. Diese Überlandzentra-

len sind eigentlich die Quellen elektrischer Kraft.

Wie kommt es nun, daß die elektrische Energie wirklich zu uns und den anderen Verbrauchern vom Kraftwerk aus hinfließt? Wie stets das Wasser von oben nach unten fließt, so hat auch der elektrische Strom einen freilich nicht sichtbaren Höhenunterschied nötig, um von der Quelle, dem Kraftwerk, zu den einzelnen Verbrauchern hinabzufließen. Diesen elektrischen Höhenunterschied nennt man Spannung. Gerade wie man die Höhe eines Berges gegenüber dem Meerespiegel in Metern mißt, bestimmt man die Spannung (die elektrische Höhe) bei dem



Schon die Annäherung an einen Hochspannungsdraht ist gefährlich, weil er oft über 100 000 Volt von der Überlandzentrale in die Städte leitet.



Wie eine Ueberlandzentrale den elektrischen Strom in Städte und Dörfer leitet: Ganz links das Kraftwerk (rechts neben dem Kesselhaus) in den Abspannmast (in der Mitte)

fließenden elektrischen Strom in Volt. Deshalb ist auch auf unseren Lampen überall 220 Volt aufgedruckt. Wenn die Kraftwerke weit weg von der Stadt liegen, so ist es doch ohne weiteres einleuchtend, daß zwischen dem Punkt des Kraftwerkes und unserer Stadt ein großer Höhenunterschied vorhanden sein muß, damit überhaupt der Strom zu uns herfließt. Und wirklich, diese elektrischen Höhenunterschiede, die man heutzutage verwendet, sind ganz gewaltig. Ueber

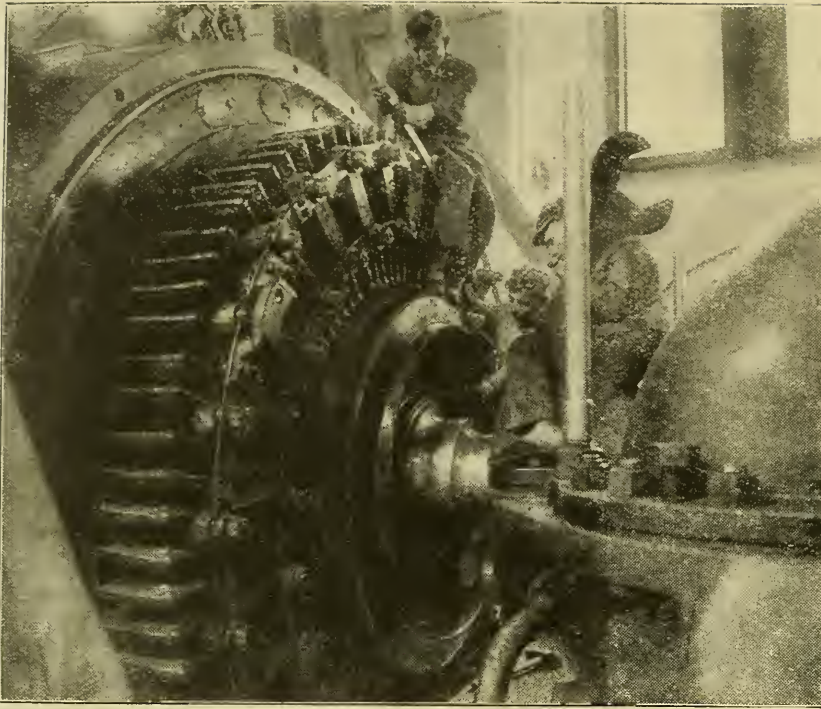
100 000, ja sogar 200 000 Volt wendet man heute an, um von der Ueberlandzentrale den elektrischen Strom in die Städte zu leiten. So sicher nun auch in den elektrischen Maschinen und Leitungen diese Uebertragung vor sich geht, so gefährlich ist für den Menschen die Berührung; nur die Annäherung an einen mit so hoher Spannung geladenen Draht hat schon den Tod verursacht. Deshalb ist es Vorschrift, daß an allen Hochspannungsmasten ein roter flammen-



Kesselhaus mit der Dampfturbine und der Wechselstrommaschine. Von dort fließt der Strom über den Abspannungs- an vielen Starkstrommasten entlang in die Städte und Dörfer geleitet.

der Blich gezeichnet ist mit der Unterschrift „Achtung! Hochspannung! Lebensgefahr!“ Mit solch hoher Spannung kann man natürlich den elektrischen Strom nicht in die Bohnenhäuser leiten; denn dann wäre ja niemand mehr seines Lebens sicher. Deswegen hat man überall dort, wo von der Ueberlandleitung der Strom an die einzelnen Verbraucher verteilt wird, sogenannte Unterwerke geschaffen, die die hohe Spannung auf unsere nicht mehr gefährliche Gebrauchs-

spannung von 220 Volt umformen. Diese Umformung geschieht in besondern Apparaten, die man Umformer oder Transformatoren nennt. Oft stehen sie mitten auf dem Feld an einer Wegkreuzung in einem schmalen, hohen, mit roten Ziegeln gedeckten Häuschen. Auf der einen Seite führen drei Leitungen durch die Mauer hinein, auf der andern kommen drei elektrische Drähte wieder heraus. Verwunden sind diese in dem Hause eben durch den erwähnten



Wie der Elektrizitätshunger der Großstädte gestillt wird: Einer der Maschinenriesen im Großkraftwerk, dessen Schraubenschlüssel allein von 2 Männern bedient werden muß.

Transformator. Betreten darf man solch ein Unterwerk wegen der hohen Spannung natürlich auch nicht. So hat nun der elektrische Strom die Spannung be-

entfernt. Bei Nummelsburg an der Spree geben uns die gigantischen Schloten den stärksten Eindruck von den Wundern der Technik.

kommen, mit der er in die Wohnhäuser geleitet werden kann. Oben am Dach sind die Leitungen an großen Porzellanknöpfen aufgehängt. Von dort führen sie in das Haus hinein. Ein elektrischer Zähler, durch den der Strom hindurchgeht, zeigt genau den Verbrauch der elektrischen Energie an, die der Besondere dann am Zähler abliest.

Erst jetzt ist wieder ein großes elektrisches Kraftwerk in Betrieb genommen worden, das an Größe alle bisherigen in der ganzen Welt übertrifft. Dort findet man mächtige Dampfturbinen, die die Dynamos antreiben und dabei jede eine Leistung von mehr als 100000 Pferdestärken hergeben. Diese gewaltige Schöpfung, die nach dem Erbauer „Klingenberg-Kraftwerk“ heißt, liegt gar nicht weit von Berlin

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.

Wer den Anfang dieser Geschichte nicht gelesen hat, bekommt ihn auf Wunsch gratis zugeschickt.

(2. Fortsetzung.)

Auf der Veranda des Farmhauses erschien Fräulein Georgia im Reitkostüm. Bagter und Garriß hatten auf diesen Augenblick gewartet; sie warfen vor Begeisterung ihre Herrin beinahe um.

Ein Knecht führte das gesattelte Pony vor; Fräulein Georgia saß auf und ritt davon, und Bagter und Garriß liefen mit. Nach zwei Stunden kamen sie zurück. Nun war es Mittag. Und es wurde Nachmittag. Bagter und Garriß lagen vor der Treppe der Veranda in der Sonne.

„Nun kommt der zweite Teil,“ dachte Bagter, und auch Garriß dachte: „Nun kommt der zweite Teil.“ Sie blickten sich in die Augen und verstanden sich.

Sie meinten den Coyoten. Der Tag zerfiel für sie in einen ersten Teil und in einen zweiten Teil. Der erste war Fräulein Georgia, der zweite war der Todfeind, der Coyote.

Da war er schon.

Hinter der Hundehütte, kaum zehn Schritte entfernt, guckte seine Schnauze hervor. Diese freche Schnauze, die einen Maulwurf hätte in Wut bringen können. Und lacht! Diese freche Schnauze lacht!

Dann kam etwas mehr von dem Coyoten zum

Vorſchein: die Augen, die Ohren, der ganze Kopf, die Vorderpfoten. Der Kopf ſtand ſchief wie immer. Seine Augen waren ganz klein und boſhaft wie immer.

„Bitte, meine Herren,“ ſagten ſie.

Mit einem Satz war Garrid auf ſeinen Beinen und wartete, bis auch Bagter auf den ſeinigen war. Dann blickten ſie ſich an und verſtanden ſich. Und ſie raſten los und beſtäten, daß die Fenſterſcheiben klirren und Fräulein Georgia im Zimmer erſucht, daß der Todſeind gekommen war; auch wenn die Tür nicht offen geſtanden hätte.

Heute hatte der Coyote ein beſonderes Programm. Er veranſtaltete nicht wie ſonſt das Wettrennen in die Prärie, um die zwei Unzertrennlichen zu trennen. Er drehte ſich um, zeigte eine Sekunde lang wie ein Ausrufezeichen die buſchige Rute um die Ecke des Hauſes und war verſchwunden.

„Feigling!“ dachte Garrid, und Bagter dachte es auch, und bauwauwauwau ſauſten ſie hinterher um die Ecke.

An der Kurve flog der Staub in die Luft, ſo ſehr waren ſie in Schwung, und dann ſahen ſie den Coyoten, wie er eben um die nächſte Hauſecke verſchwand. Er trug die Rute hoch und tänzelte dahin.

Da ſaß hinter dem Haus ein anderer Coyote und guckte ſie mit großen Augen an.

5. Kapitel.

Der Wolf blickt in eines Menſchen Auge.

Dieſer Coyote ſah gar nicht ſo aus wie ein Coyote. Dumm ſchien er zu ſein. Und jung. Und nicht beſonders ſtark. Und keineswegs flink.

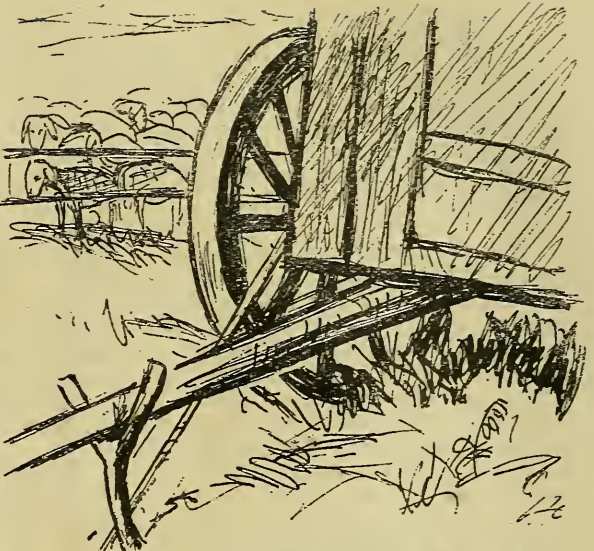
Eine Sekunde dauerte dieſe Betrachtung nur; dann raſten Bagter und Garrid auf den Kleinen los.

Bulli ſah die beiden. Sofort dachte er an Mulli und Bulli. Er kannte dieſe Sorte von Tieren. Sie taten nichts Böſes; wenn ſie gefährlich ausſahen, dann wollten ſie nur ſpielen. Er knurrte deſhalb und duckte ſich auf den Boden, als wollte er einen Sprung machen. Das tat er immer zum Zeichen, daß er bereit war, mitzuſpielen.

Er täuſchte ſich ſehr.

Bagter und Garrid ſtießen über ihn her, fletſchten die Zähne, kugelten ihn dreimal um ſich ſelber und biſſen.

Bulli machte eine bittere Erfahrung: der Coyote, der ſo freundlich tat, der den ganzen Tag mit ihm ſpielen wollte, der über die Prärie bis hierher brachte, hatte ihn verraten. Hinter der Ecke des Hauſes haſchte er und ſah zu. Auf dieſes Schauſpiel hatte er ſich ſchon beim Mauseloch in der Prärie geſreut in ſeinem niederträchtigen Coyotengehirn.



Wie aus dem jungen Wolf der Hund „Stabusch“ wurde: Mit aller Kraft zog Stabusch an dem langen Strick, aber er kam nicht los.

Bulli merkte ſich das. Sein Glück war, daß die dummen Köter ſich in ihrem Eifer gegenseitig hinderten. Bulli entkam. Er kroch zwiſchen den Hundebeinen hindurch und rannte, was er konnte. Im erſten Augenblick merkten es Bagter und Garrid nicht vor dem Staub, der ihnen um die Augen flog. Dann aber merkten ſie es und raſten hinterher.

Bulli rannte um das Haus — er wußte ja nicht, was das war — und fand darin ein Loch. Er ſprang hinein. Und rannte weiter. Bagter und Garrid mit Geheul hinterher. Jetzt hatten ſie ihn!

Aber da war noch ein Loch. Hinein!

Und Bulli ſah zwei Stiefel vor ſich; kleine Stiefel, viel kleiner als die beim Karren in der Prärie. Es waren alſo junge Stiefel, ſo wie Bulli ein junger Wolf war.

Eine Stimme klang hell aus der Höhe. Als ſie geklungen hatte, waren beide Hunde augenblicklich still. Sie machten Kuſch.

Und nun kamen aus der Höhe, wo die Stimme geklungen hatte, zwei Fäuſte. Bulli duckte ſich. Aber die Fäuſte waren klein und weich. Sie packten nicht gewaltig im Genick; ſanft legten ſie ſich um ihn, hoben ihn empor. Und ſie legten ihn warm und weich.

Bulli fühlte ſich wunderbar.

Er lag da auf dem Arm und an der Bruſt eines Menſchenkinds. Eine von den jungen Fäuſten kam und ſtreichelte ſein Fell. Er hob den Blick und ſah in dieſes einen Menſchen Augen. Es waren zwei große, ſtrahlende Lichter.

Es waren die Augen der jungen Georgia.

6. Kapitel.

Aus Bulli wird Stabusch.

An die Augen dachte der junge Wolf, als er an den Karren des Schäfers Hiram angebunden war. Um den Hals trug er ein Halsband, und darauf war ein blechernes Schild.

Auf dem Schild stand: S t a b u s c h.

Fräulein Georgia hatte ihn so gekauft am ersten Tag. Und sie hatte ihn in Seifenwasser gebadet und ihm eine Schleife um den Hals gebunden.

„Schlechte Rassel! Viel zu kurze Ohren!“ sagte ihr Vater, der Major Morrison.

Der Schäfer Hiram brauchte einen Hund. Er bekam Stabusch. Eines Morgens kam er und holte ihn ab.

Nun hatte er ihn am Karren angebunden, weil er schon zweimal weggelaufen war. Zweimal hatte sich ihn Hiram aus dem Farmhaus wieder abholen müssen. Er war verdroffen darüber, aber er prügelte den Hund Stabusch nicht. Er streichelte ihn und redete ihm zu. Er sagte ihm, sie würden Freunde werden, und es wäre für einen Hund schöner, in der Prarie und in den Bergen umherzulaufen als in einem Haus zu hocken mit einer Schleife um den Hals.

Stabusch hörte das nur mit den Ohren an. Kaum war er freigelassen, drehte er um und wollte zum drittenmal zum Farmhaus zurück. Hirams Faust kam von oben und packte ihn im Genick.

Stabusch zog den Schwanz ein und hielt still. Es tat dem Schäfer Hiram leid, aber nun mußte er ihn am Karren anbinden, denn er hatte andres zu tun, als immerfort einem jungen Hund nachzulaufen.

Der Strick, mit dem er angebunden war, war ziemlich lang. Stabusch begriff ihn nicht. Als Hiram sich entfernte, wollte er fort, aber der Strick erlaubte es nicht. Es gab einen Ruck am Hals: Halt! Und dann ging es nicht weiter.

Stabusch setzte sich hin; er dachte an die Augen. Er vergaß den Strick, stand auf und wollte fort. Wieder gab es den Ruck am Hals: Halt!

Als Hiram zurückkam, hing Stabusch halb erwürgt am Strick, den er nicht begreifen konnte.

Hiram band ihn los, streichelte ihn und stellte ihm einen Napf mit Fressen hin. Stabusch sah die Stiefel. Er legte sich und wartete, bis sie nicht mehr da waren.

Der Schäfer Hiram nahm vier Hürden, die bei dem Karren lagen, stellte sie rechts und links und vor und hinter Stabusch auf, schlug vier Pfosten an den Ecken ein, nun befand sich Stabusch mit seinem Fressnapf in einem Stall. Darüber hinwegspringen konnte er nicht, dazu war er zu klein. Trotzdem versuchte er es, als die Stiefel fortgegangen waren. Er versuchte es so lange, bis er vom Herunterfallen todmüde war.

„Dummer Kerl!“ sagte Hiram, als er nach einigen Stunden von den Schafen zurückkam. Stabusch hockte in der Ecke des Käftigs, hatte die Schnauze zwischen die Ratten gezwängt und blickte nach der Richtung, in der das Farmhaus lag. Der Napf mit dem Fressen stand unberührt.

*

Es war Sommer geworden, und der kleine Wolf begann zu wachsen. Er verlor die Milchzähne, und in seinem Rachen zeigten sich die echten Wolfszähne, spizig wie Dölche. Der Körper streckte sich.

Er wuchs mit jeder Woche. Und von dem Wollhaar fielen ganze Büschel aus, dafür wuchsen rauhe Grannenhaare, die Wolfsborsten.

Nun sollte er Schafe hüten!

Hiram hatte einen vorzüglichen Hund gehabt, einen Collie. Wenn Hiram schlief, hütete der Collie die Herde allein. Eines Tages verfolgte der Collie einen Coyoten; ein Cowboy, der vorüberritt, hielt ihn aus der Ferne selber für einen Coyoten und erschoss ihn. Der Schäfer Hiram weinte um diesen Hund.

Nun hatte die Herde die Zucht verloren, weil der Hund fehlte. Früher, wenn Hiram pfiß, folgten die Schafe, denn sie wußten, wenn sie es nicht taten, fuhr der Collie zwischen sie wie der Blitz.

Jetzt konnte Hiram pfeifen, soviel er wollte.

Schafe sind heimtückische und eigensinnige Tiere.

Sie können in ihrem Starrsinn einen Menschen zur Verzweiflung bringen. Aber ein guter Schäfer besitzt eine große Geduld.

Hiram hatte nun Stabusch dahin gebracht, daß er nicht mehr davonlief. Wenn Hiram ihn rief, so kam er herbei; er sprang und bellte nicht wie andre Hunde, aber er kam.

„Leg' dich!“ befahl Hiram und deutete auf den Boden vor seinen Stiefeln. Stabusch blickte die Stiefel an und legte sich. Wenn Hiram pfiß und fortging, stand Stabusch auf und ging hinter den Stiefeln her.

Eines Morgens nahm Hiram Stabusch zum erstenmal mit hinaus auf die Weide. Die Schafe waren eben aufgestanden und begannen zu fressen.

Stabusch ging hinter Hirams Stiefeln.

Plötzlich hob er den Blick und schnüffelte. Seine Augen begannen zu flackern. Er roch die Schafe. Er sah die Schafe.

Noch nie hatte er Schafe gesehen und gerochen, aber seine Eltern, seine Großeltern, seine Urgroßeltern hatten Schafe geriffen und ihr Blut geschlüßt.

Die Schafe hörten auf zu fressen und starzten alle auf den Wolf.

„Geh!“ befahl Hiram und wies mit dem Arm auf einen Trupp Schafe, die sich von der Herde entfernt hatten. Stabusch blickte auf den Arm, begriff und machte ein paar Schritte. Da drehten die Schafe schon um und galoppierten zur Herde zurück. Hiram staunte, daß die Schafe vor dem jungen Hund solchen Respekt hatten.

Auf einmal besaß Hiram die folgсамste Schafherde der Welt. Wenn er pfiß, dann liefen die Schafe von selber dahin, wohin er wollte. Nur selten mußte er Stabusch zu ihnen schicken. Und wenn es geschah, dann genügten ein paar Schritte, die Stabusch nach ihrer Richtung hin machte, und schon rasten sie wie besessen zur Herde zurück. Aber das war nur eine Zeitlang so.

Stabusch ging hinter den Stiefeln seines Herrn. Manchmal schnupperte er, manchmal flackerte es in seinen Augen auf, aber die Stiefel waren da. Und die Schafe merkten, er tat ihnen nichts, und gewöhnten sich an den Wolfsgesuch.

Wenn Hiram nun pfiß, dann liefen die Schafe nicht mehr von selber. Er mußte Stabusch zu ihnen schicken. Und Stabusch mußte zu ihnen hinlaufen und treiben. Oft mußte er einen Leithammel anspringen, weil er nicht gehorchen wollte.

So wurde Stabusch, der Wolf, ein Schäferhund und lernte, was jeder Schäferhund lernen muß. Eines aber lernte er nie: — zu bellen!

„Gib Laut!“ befahl ihm Hiram immer wieder und machte es ihm vor: „Wauwauwauwau!“

Stabusch blickte an ihm vorbei und schwieg.

7. Kapitel.

Stabusch geht seine eigenen Wege.

Im Juli wanderte die Herde über die Prärie nach den Bergen. Jetzt war die schönste Zeit.

Die Herde weidete auf den Matten des Gebirges. Das Gras war kurz und saftig; die kleinen Bergblumen dufteten, und Schmetterlinge gaukelten durch den blauen Himmel.

Hiram streifte mit der Flinte umher oder fischte Forellen, oder er kletterte auf einen Felsen und blickte hinunter in die Prärie, die farblos aussah wie eine

Mondlandschaft. Stabusch begleitete seinen Herrn niemals auf diesen Gängen. Zu Anfang schlief er mit den Schafen. Später aber ging er seine eigenen Wege. Hiram hatte ihn im Verdacht, daß er jagte. Er entdeckte auch Blutspuren an seinem Rachen und schimpfte ihn aus. Zu jagen gilt als ein Verbrechen bei einem Schäferhund, der nur für die Schafherde Interesse zeigen soll.

Wenn das Hüten begann, war Stabusch pünktlich zur Stelle. Wenn es dunkel wurde, legten sich auch Hiram und Stabusch nieder. Die Sterne bligten, und ein Coyote sang in der Ferne sein wildes Abendlied. Dann hob Stabusch den Kopf und lauschte, und seine Augen funkelten grün vor Haß durch das Dunkel.

Manchmal fiel es der Herde ein, sich mitten in der Nacht zu erheben: in einer solchen Nacht erwachte Hiram und war allein. Die Herde war fort, und Stabusch auch. (Fortsetzung folgt.)

Wasserschi

Ein neuer aufregender Wassersport

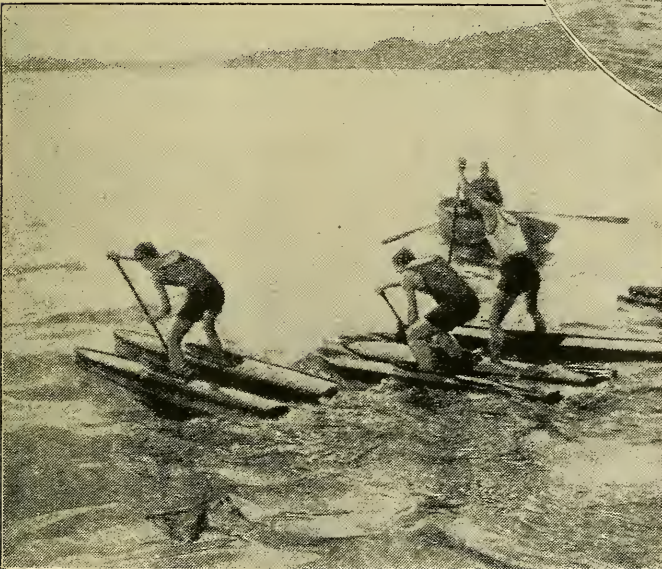
Im Winter mit Schneeschuhen durch den hohen Schnee zu stapfen oder über vereiste Hänge zu springen, ist zwar auch eine Kunst, die gelernt sein will. Aber der neue Sport mit den Wasserschuhen, mit denen man genau wie mit Schiern über das Wasser laufen muß, erfordert fast noch mehr Geschicklichkeit.

Zuerst ist man den großen, ungelenkten Schuhen gegenüber vollkommen hilflos. Wenn man aber gelernt hat, sie nach dem eigenen Willen zu lenken, und ein Gefühl für ihre Länge bekommen hat, ist schon eine große Schwierigkeit überwunden. Dann muß man sich mit dem



Start.

In jedem Fuß hat man einen großen Wasserschuß, und in der Hand den Ruderstab ...



Boden vertraut machen, auf dem man sich vorwärtsbewegen will. Denn statt des festen Erdbodens hat man plötzlich nur Wasser und kleine hüpfende Wellen unter den Füßen. Da muß man mit Sicherheit auftreten und sich mit Hilfe des Stabs wie mit einem Ruder vorwärtsarbeiten. Vor allen Dingen muß man aufpassen, daß man nicht hinfällt, denn das Aufstehen ist am schwierigsten. Wer geschickt ist und Mut hat, wird aber das Wasserlaufen bald erlernen, und wenn man es erst einmal kann, macht es einen Riesenspaß!

Los!

... mit dessen Hilfe man sich geschickt vorwärts bewegen kann.

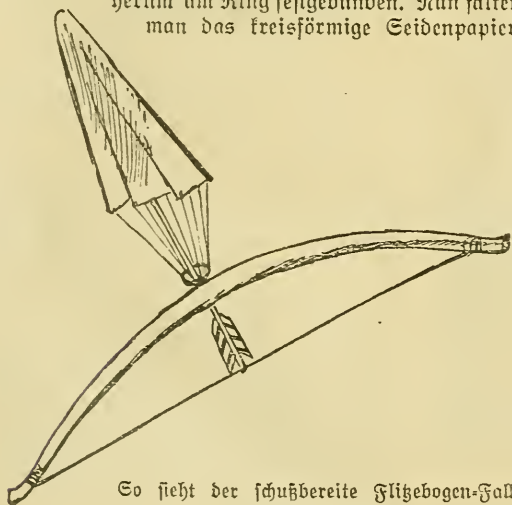
Der Flizebogen-Fallschirm

Eine Bastelei, die großen Spaß macht



Der Pfeil wird in die Höhe geschossen und kehrt rasch zur Erde zurück, während sich der Fallschirm entfaltet und langsam niedergleitet.

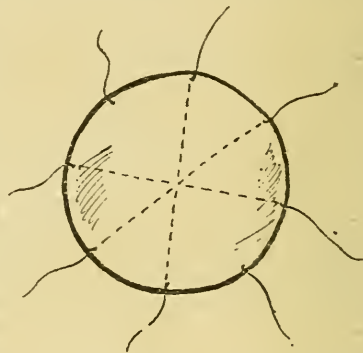
Ein Fallschirm, der sich selbst in der Luft entfaltet und langsam zur Erde schwebt, wird folgendermaßen gemacht: Aus Seidenpapier wird ein Kreis ausgeschnitten, etwa 45 cm im Durchmesser. Am Rande des Kreises werden in regelmäßigen Abständen acht Enden Garn oder ganz dünne Schnur befestigt, jedes Stück etwa 17 cm lang. Ein Stückchen Draht wird zu einem Ring gebogen, der etwas größer ist als ein Fingerring. Die freien Enden Garn werden rundherum am Ring festgebunden. Nun faltet man das kreisförmige Seidenpapier



So sieht der schußbereite Flizebogen-Fallschirm aus.

zum Halbkreis, dann zum Viertelkreis und schließlich zum Achtelkreis. Das Ganze sieht nun aus wie ein zusammengefalteter Regenschirm, an dem die acht Fäden mit dem Drahttring herunterhängen. Mit diesem Fallschirm macht man Versuche. Man läßt ihn aus dem Fenster oder vom Balkon aus gefaltet abfliegen und sieht, wie er sich in der Luft entfaltet und langsam zu Boden schwebt. Ueberschlägt sich der Fallschirm in der Luft, so ist der Drahttring zu leicht, und es muß mehr Draht genommen werden.

Nun ist es sehr lästig, den Fallschirm immer wieder nach oben tragen zu müssen, daher nehmen wir den guten alten Flizebogen zur Hilfe. Bogen und Pfeil sind leicht aus Rohr, Bambus oder einer biegsamen Weidenrute und etwas Schnur gemacht. Der Pfeil bekommt eine große Feder am hinteren Ende, d. h. man spaltet das Holz ein kleines Stück, klemmt ein Stück Papier hinein und bindet den Spalt hinten wieder zu. Der Pfeil, der vorn stumpf sein muß, wird durch den Drahttring und in den eng gefalteten Fallschirm gesteckt und ganz gerade in die Luft geschossen. Der Pfeil fällt rasch zurück, indem er aus dem Drahttring gleitet; aber der Fallschirm senkt sich nur ganz langsam zur Erde. Wenn ein schöner Wind weht, bleibt er sogar minutenlang in der Luft. Die Spitze des zusammengefalteten Fallschirms kann man durch ein aufgeklebtes Stück Papier verstärken, damit man nicht mit dem Pfeil ein Loch hineinschießt.



Der ausgebreitete Fallschirm muß an den punktierten Linien gefaltet werden.

Eine seltsame Bezahlung

Eine lustige Anekdote von einem, der nie Geld hatte

Der Dichter des „Zigeunerlebens“, Henry Murger, befand sich in ewiger Geldverlegenheit, und oft hatte er nicht genug, um seine Mahlzeit zu bezahlen. Eines Tages betrat er eines der elegantesten Gasthäuser von Paris und ließ sich ein fürstliches Mahl auftragen. Als er fertig war, ließ er den Wirt des Lokals zu sich bitten. „Ist es bei Ihnen schon vorgekommen“, fragte er diesen, „daß Gäste Ihr Lokal besuchten, die ihre Zechen nicht bezahlen konnten?“ — „Nein, noch nie!“ — „Wenn es Ihnen aber nun passierte, was würden Sie da tun?“ — „Ich würde dem Betreffenden einen Fußtritt versetzen und ihm den guten Rat geben, sich bei mir nicht mehr blicken zu lassen.“ — Murger erhob sich, nahm seinen Hut, setzte ihn auf und sagte lächelnd: „Bitte, machen Sie sich bezahlt!“

Briefkasten

Emil B. in Frankfurt a. M. Dein „alter Freund“ Sven Hedin unternimmt augenblicklich wieder eine Forschungsreise in Zentralasien; und zwar führt er die größte Expedition, die jemals abgesandt wurde. Sie nimmt nicht nur Proviant für mehrere Monate und alle möglichen Apparate mit, sondern auch Versuchsballons, die zu Messungen in der Luft verwendet werden sollen. Das Gas für die Ballons wird in Metallgefäßen auf Kamelen mitgeführt.

Rudolph G. in Königsberg. Das in der Schifffahrt benutzte Notzeichen SOS, das als Abkürzung der Worte „Save our souls!“ (Rettet unsere Seelen!) gilt, setzt sich aus den drei Morsezeichen . . . — — — . . . zusammen. Das Signal wird entweder auf drahtlosem Wege gegeben oder mit Schall- oder Lichtapparaten. Solange ein in Seenot geratenes Schiff SOS sendet, tritt „Funkstille“ ein, d. h. alle anderen Schiffe stellen das Funken ein, damit die Notsignale des sinkenden Schiffs ungehindert empfangen werden können.

Anneliese M., Breslau. Es nützt nichts, wenn man den Schlangen die Giftzähne entfernt, es wachsen ihnen neue nach.

Peter F., München. An der Gotthardbahn ist 10 Jahre gearbeitet worden. Sie ist vom Jäger See bis zum Lago Maggiore 177 Kilometer lang. Der Tunnel allein ist 14 Kilometer lang, und man braucht mehr als eine Viertelstunde, um ihn mit dem D-Zug zu durchqueren.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Aus den Silben:

ad — as — cha — dar — e — e — el — fant
 — fe — ger — hard — ju — le — li — men —
 — no — ra — ri — rie — roll — sel — ser — stu
 — schuh — tant — we — win — za —

sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Märchen und seinen Verfasser ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Berühmten Forscher, 2. Mädchennamen, 3. Sportgerät, 4. Prophet, 5. Fluß in Deutschland, 6. Haustier, 7. Lederstreifen, 8. männlichen Vornamen, 9. Schauspiel von Ibsen, 10. Offizier, 11. Teil der Treppe, 12. Dickhäuter.

Fern und nah.

Hat das Wort ein a am Schluß,
 fließt's im russischen Reich als Fluß.
 Setzt statt a du aber e,
 schützt's das Land vor stürm'cher See.

Besuchskarten-Rätsel.

Gusti Retzebs

Was ist dieser Herr?

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 26.

1. Fenster, 2. Reede, 3. Innsbruck, 4. Sandale, 5. Chronik, 6. Gewehr, 7. Edelweiß, 8. Wagen, 9. Albert, 10. Goliath, 11. Trapper, 12. Inhaltsangabe, 13. Sattler.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Fridolins Lachkabine



Ein Zauberkünstler ruft einen Knaben auf die Bühne, um mit ihm ein Kunststück vorzuführen.

„Nicht wahr, mein Junge,“ fragt er den Knaben, „wir haben uns noch nie gesehen?“

„Nein, Vater!“

*

Lehrer: „Also, ‚oder‘ ist ein Bindewort. Nenne mir noch mehr Bindewörter, Kurt.“

Kurt: „Paketschnur, Strippel!“

*



Karl kommt weinend zur Mutter gelaufen.

„Warum spielst du denn nicht mehr mit deinen Freunden?“

„Wir haben Nordpolfahrer gespielt, und ich war der Eskimo, da mußte ich immerzu Lebertran essen.“

*

Lehrer: „Ernst, was weißt du über die Pfefferlinge?“

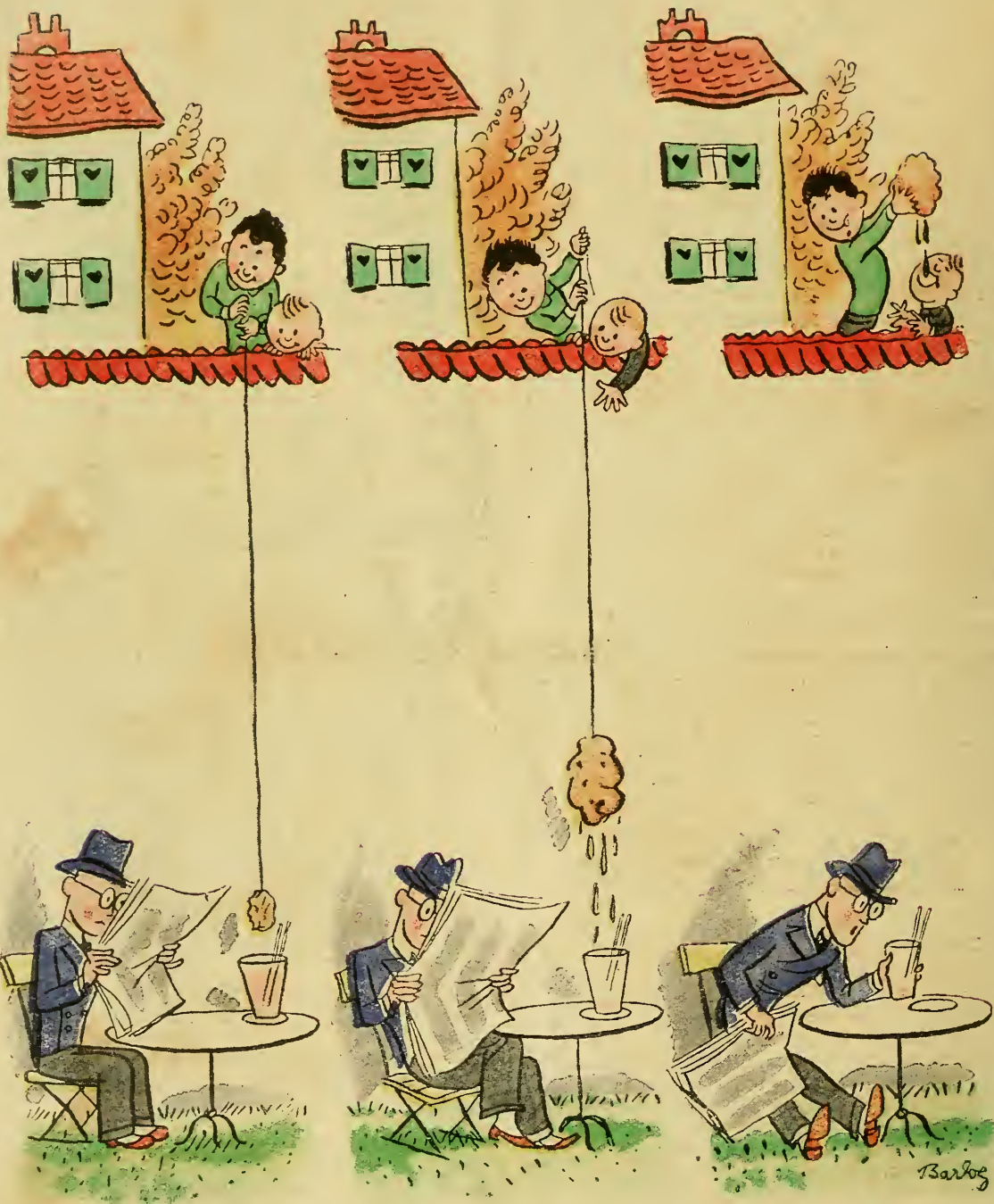
Ernst: „Im Spätsommer schießen sie wie die Pilze aus der Erde.“

*

Bauernsohn (mit seinem Vater im Konzert): „Du, Vater, warum spielen denn da immer gleich zwei auf einmal?“

Bauer: „Dummer Junge! Natürlich, damit sie schneller fertig werden!“

Man muß sich zu helfen wissen



Da liest ein Herr im Zeitungsblatt,
Das er sich grad erworben hat.
Zwei Buben aus dem Nebenhaufe
Seh'n: Vor dem Herrn steht Himbeer-
brause.

Sie lassen einen Schwamm hinab;
Der saugt sich voll; und nicht zu knapp.
Dann ziehen sie den Schwamm empor.
Der Herr liest Zeitung, wie zuvor.

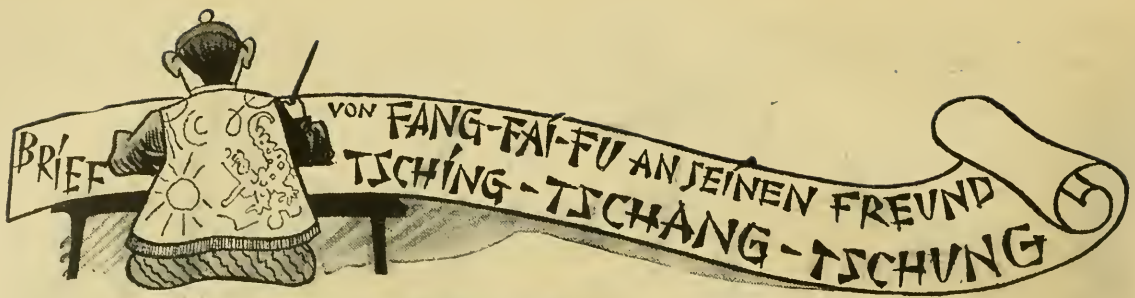
Die oben labt das süße Naß.
Der unten greift nach seinem Glas,
Damit er sich damit erfrischt.
Er guckt. Er staunt. Er findet nicht!

Der heitere Freudolin



Tiere der Eiszeit auf dem Weg zur Tränke.
Zu dem Artikel auf Seite 7—10.

M. Pathé

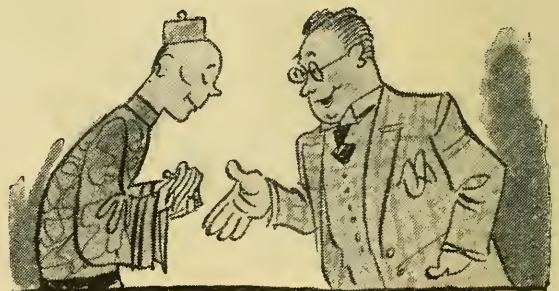


Lieber Tsching-Tschang-Tschung!

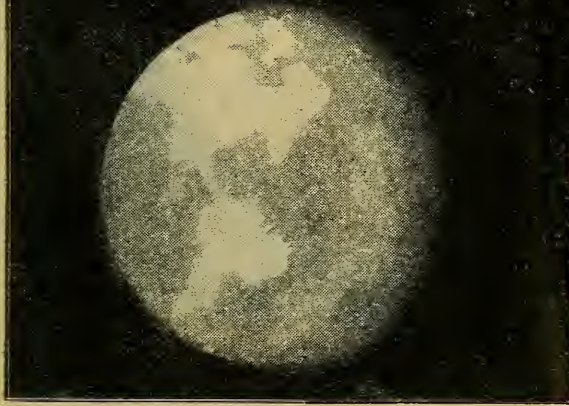
Schon lange habe ich von Dir keinen wohlriechenden Brief erhalten, und daher greife ich mit meiner schmutzigen Hand zum Pinsel, um Dir einen von Fehlern strotzenden, übelriechenden Brief zu schreiben, indem ich Dir etwas über das Reich Doi-Tshi-Lan-Do erzählen will, das ich mit meiner unangenehmen Gegenwart belästige. — Die Einwohner Doi-Tshi-Lan-Dos, behaupten, dass wir Chinesen die merkwürdigsten Sitten von der Welt haben. Sie lachen über uns, wenn sie uns mit den Stäbchen essen sehen. Aber was wirst Du, erhabener Tsching-Tschang-Tschung, sagen, wenn Dein unwürdiger Freund Dir erzählt, dass die Deutschen ihr Essen mit Spiess und Säbel angreifen, als wenn es auf dem Teller noch leben würde! — Ich glaube, Du wirst Deinen wohlgeformten Mund öffnen und lachen, bis Dein erhabener Bauch — möge er mit wohlschmeckenden Leckereien gefüllt sein! — wackelt. Beim Essen beobachten die Deutschen nicht einmal die einfachsten Höflichkeitsregeln; als ich neulich zu einem grossen Abendessen eingeladen war, war ich der Einzige, der zum Dank für das gute Essen rülpste. Die Andern sahen mich erschrocken an, als ob ich eine Unhöflichkeit begangen hätte. — Die

Bücher der Deutschen fangen von hinten an, statt von vorn wie bei uns, und geschrieben wird auch von links nach rechts, statt von oben nach unten, und ihre Briefe schreiben die Deutschen auch mit einem kleinen Spiess mit harter Stahlspitze, aus der lauter harte, spitze Worte kommen. Wenn sich die Deutschen begrüßen, dann entblössen sie die Häupter, als ob es eine grosse Höflichkeit wäre, dem anderen einen kahlen Kopf oder das Haar zu zeigen; dann versucht jeder, dem anderen die Hand auszureissen. — Du siehst, liebes Tsching-Tschang-Tschungchen, der Du im fernen Land der Mitte weilst, das Reich Doi-Tshi-Lan-Do ist eine merkwürdige Gegend, und wenn seine Einwohner über uns Chinesen lachen, so können wir uns mit ebenso viel Recht über sie lustig machen. — Sende mir bald einen Brief voll süßen Kirschenduft. Es grüsst Dich Dein dummer, hässlicher, unwürdiger Freund

Fang-Fai-Fu

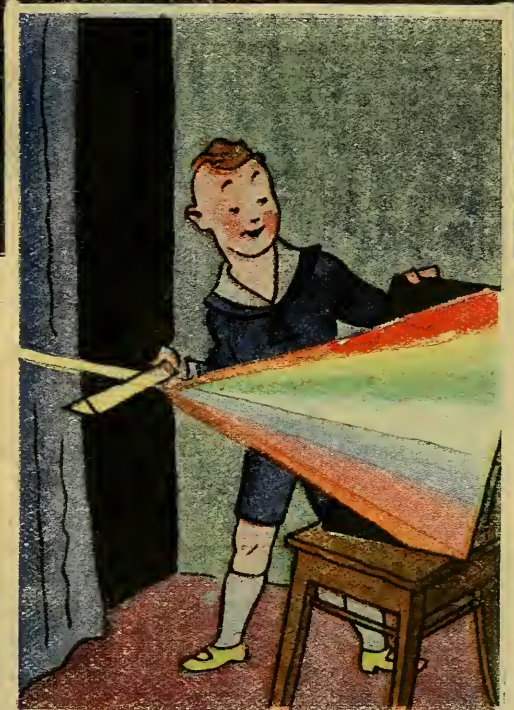


Der Mond ^{und} unser Leben



Von dem Einfluß des Mondes auf uns und unsere Erde

Der getreue Trabant der Erde, der Mond, hat auf unser ganzes Wohl und Wehe einen Einfluß, der viel weiter geht und viel tiefer greift, als es uns zum Bewußtsein kommt. Der heutige Kulturmensch steht ja längst nicht mehr zur Natur in dem vertrauten und engen Abhängigkeitsverhältnis wie seine Vorfahren. Seit den Forschungen des berühmten englischen Mathematikers und Physikers Newton, der die Gesetze der Schwere und der Anziehungskraft der Himmelskörper erkannte, wissen wir, welche Bedeutung der Mond auf die Schwankungen der Meeresoberfläche hat, jenes regelmäßige Sinken und Steigen des Wassers, das wir Ebbe und Flut oder die „Gezeiten“ nennen. Erde und Mond, erklärte Newton, ziehen sich gegenseitig an. Stellen wir uns die Erde als eine rings von Wasser umgebene Kugel vor, so wird das Wasser in jenem Erdgebiet, das dem Monde direkt zugewandt ist, von dem Mond angezogen, d. h. zur Flut aufgetürmt werden. Aber auch die ganze Erdmasse folgt der Anziehungskraft, wird also zum Mond hingezogen, wenn auch nicht so stark wie das ersterwähnte Gebiet. Selbst das dem Mond genau entgegengesetzte Erdgebiet wird noch etwas angezogen, und dadurch hebt sich auch dort die Meeresflut von der Erdoberfläche ab, türmt sich auch dort die Flut empor. Die Wassermassen der gar nicht vom Einfluß des Mondes berührten Erdgebiete aber strömen naturgemäß zu den Flutstellen hin ab. Da sich nun die Erde in der Richtung von Westen nach Osten dreht, kommen immer andere ihrer Gebiete dem Mond genau gegenüberzuliegen, so wandert also die Flut mit der Drehung der Erde rings um den ganzen Erdball. Die Umdrehungszeit der Erde beträgt 24 Stunden, oder genauer für



Wie man feststellt, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfängt: Man verdunkelt das Zimmer und läßt einen Mondstrahl durch ein Loch in einem schwarzen Stück Papier auf ein dreieckiges Stück Glas fallen. Das gebrochene Mondlicht zeigt auf einer weißen Fläche die gleichen Farben wie das Spektrum der Sonne.

unsre Rechnung: der Mond steht in 24 Stunden 52 Minuten genau wieder über dem gleichen Erdgebiet. Deshalb zeigt jedes Erdgebiet täglich zweimal Flut und zweimal Ebbe, und der höchste Flutstand wechselt mit der tiefsten Ebbe genau in sechs Stunden 13 Minuten. Eigentlich müßte die Sonne, weil sie viel größer als der Mond ist, die Erde viel stärker als dieser anziehen, aber da sie viel, viel weiter — rund 400mal so weit — von der Erde entfernt ist als der Mond, ist ihre Anziehungskraft auf die Erde sehr vermindert. Eine Kanonenkugel würde,

wenn sie immer weiterflöge, die Strecke Erde—Mond in 10 Tagen und 4 Stunden zurücklegen, für die Strecke Erde—Sonne aber fast elf Jahre brauchen.

In dem schönen Lied von Justinus Kerner heißt es: „Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht steh'n.“ So mag allenfalls heute noch ein Dichter singen; die Wissenschaft aber weiß durch den berühmten Astronomen Kopernikus, daß die Sonne am Himmel stillsteht, die Erde sich aber im Kreise oder richtiger in einer Ellipse um die Sonne dreht. Im Laufe eines Jahres wandert unsere Erde einmal um die Sonne, die nur deshalb also für unsern Blick ihren Platz am Himmel zu ändern scheint. Die Erde wandert jedoch nicht nur im Laufe eines Jahres um die Sonne, sondern sie dreht sich auch im Laufe eines Tages einmal um sich selbst. Und mit ihr wandert, durch die Anziehungskraft festgehalten, als wäre er an einer Strippe angebunden, der Mond um die Sonne, aber zugleich auch um die Erde. Diese Bahn des Mondes um die Erde ist eine geschlängelte Linie. Das kommt daher, daß der Mond in jedem Augenblick seiner Umdrehung gleichzeitig der vorwärtseilenden Erde nachlaufen muß. Erde



Die Entstehung von Ebbe und Flut: Das Wasser in dem Erdgebiet, das dem Mond zugewandt ist, wird vom Mond angezogen und dadurch zur Flut aufgetürmt. Da aber die ganze Erdmasse, sogar das dem Mond genau entgegengesetzte Erdgebiet, der Anziehungskraft des Mondes folgt, entsteht auch auf dieser gegenüberliegenden Seite Flut. („F“ bezeichnet die Flut, „E“ die Ebbe.)

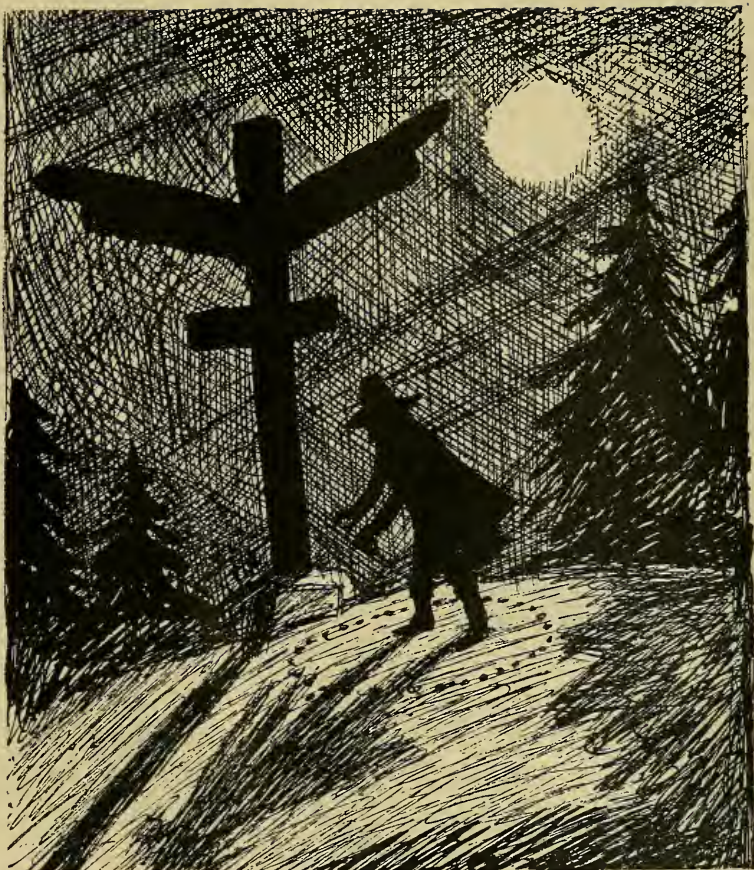
wie Mond empfangen ihr Licht allein von der Sonne; der Mond aber borgt wieder der Erde nachts von dem erhaltenen Sonnenlicht. Nur deshalb ist er uns sichtbar. Wenn eine Kugel von einer Seite her beleuchtet wird, so ist die eine Hälfte hell, die andre dunkel. Nur zur Zeit des Vollmonds ist uns Erdbewohnern die ganze hell beleuchtete Mondhälfte zugewandt, wie zur Zeit des Neumonds uns die ganze nicht beleuchtete Hälfte zugekehrt ist. Zur Zeit des Neumonds sehen wir also den Mond überhaupt nicht. Während der dazwischen liegenden Umlaufszeit, die rund $27\frac{1}{2}$ Tag beträgt, wendet er uns mehr oder weniger von seiner beleuchteten Fläche zu; wir sehen dann die „Mondsichel“, wobei der offene Bogen der Sichel immer der der Sonne abgekehrte, d. h. nicht beleuchtete Teil ist. Von der Zeit des Neumonds an „nimmt“ der Mond, wie wir sagen, „zu“, von der des Vollmonds an „nimmt“ er ebenso „ab“. Ist die Sichel so, daß wir daraus ein deutliches Z schreiben können, so haben wir zunehmenden Mond; kann man die Sichel zu einem A ergänzen, so ist abnehmender Mond. Daß der Mond Einfluß auf das Wetter habe, daß er zu Erdbeben und Vulkanausbrüchen in Beziehung stehe, hat sich wissenschaftlich genau bisher nicht bestätigen lassen: das ist ein Glaube, der auf der uralten Anschauung vom Einfluß der Gestirne auf den Menschen beruht. Wohl aber hat auf manche besonders empfindliche Menschen das strahlende Licht des Vollmonds eine starke Anziehungskraft. Dafür emp-



Ebbe und Flut wechseln auf der Erde, je nach der Stellung des Mondes.

jüngliche Menschen „wandeln“ dann, vom Mondlicht gleichsam angezogen, nachts in einem merkwürdigen Schlafzustande, einer Art von Hypnose. Sie tun dann Dinge, die sie im Wachzustande niemals tun könnten. Alle Sagen und Märchen beschäftigen sich mit der Macht des Mondes. Die Berge und Täler des Mondes wurden mit seltsamen Gestalten bevölkert und zum „Mann im Monde“ mit Spieß, Horn und Hund gedeutet. Der Volksaberglaube bringt den Mond mit allerlei zauberhaften und heilenden Dingen in Verbindung. Wenn man dem Vollmond, den man nur mit „Herr Mond“ anreden darf, drei Verbeugungen macht, so bekommt man, wie der Erzgebirgler glaubt, etwas geschenkt. In der Oberpfalz nimmt der Bauer vor dem aufgehenden Mond den Hut ab. Bei Mondschein darf man nicht arbeiten, nicht spinnen, nicht tanzen. Vor allem aber glaubt man, daß der Mond Krankheiten heilen kann, und deshalb herrscht in vielen Gegenden der Aberglaube, daß eine Beschwörung bei Vollmond am Kreuzweg immer Rettung bringt.

So hat der Mond immer unsere Phantasie angeregt und unser Leben und Denken wesentlich beeinflusst.



Der Mond und seine geheimnisvollen Kräfte: „Wenn eine Beschwörung von Wirkung sein soll, so muß sie bei Vollmond am Kreuzweg ausgesprochen werden!“ sagen alle alten Volkslieder und Sagen.



Die Geschichte von einem Taugenichts, der seine Vaterstadt rettete

In einer Stadt des Mittelalters lebte ein armer Burche, Hansjakob geheissen. Er hatte keine Stellung, hatte nichts Rechtes gelernt, und war nur in brotlosen Künsten Meister. Aber gerade dadurch sollte er seiner Vaterstadt nützen, und das kam so: Einmal gab es Krieg, und die Stadt wurde vom Feinde belagert. Zwar besaß sie hohe, starke Mauern und eine tapfere Mannschaft zu ihrer Verteidigung, doch waren ihre Vorräte nicht reichlich. Und wie nun die Feinde Woche um Woche vor den Wällen

lagen, da gingen in der Stadt bald die Vorräte aus. Endlich war alles Fleisch aufgezehrt, alles Vieh geschlachtet, und es gab nur, noch so viel Mehl, um daraus für wenige Tage Brot zu backen. Um diese Zeit erschienen Abgesandte des Feindes beim Stadthauptmann, boten ihm Bedingungen für die Uebergabe der Stadt an und gaben ihm drei Tage Bedenkzeit. Im Fortgehen flüsterte einer von ihnen seinem Nebenmanne zu: „Länger können sie es nicht halten; seit gestern hat man kein Schlachtvieh mehr

brüllen gehört.“ Diese Bemerkung hatte aber der Hansjakob aufgefangen, der sich auf den Wällen umhertrieb. Er trat fest beim Stadthauptmann ein, da dieser gerade zu dem ebenso bekümmerten Proviantmeister sagte: „Wenn uns einer aus dieser Not befreite, ich wollte ihm zu den höchsten Aemtern verhelfen!“ — „Es gilt, Herr Stadthauptmann!“ rief der eintretende Hansjakob und streckte dem Verblüfften die Hand entgegen, in die dieser in seiner Verwirrung einschlug. Dann rannte der Hansjakob zur Tür hinaus. Wenige Minuten später hörten die Belagerer zu ihrer Ueberraschung von den Schlachthäusern der Stadt das Gebrüll einer Kuh, und bald darauf das Blöken eines Kalbes. „Sie haben noch Rindvieh“, dachten die Feinde. Aber an den beiden fol-

genden Tagen vernahmen sie lautes Grunzen und Quieten. „Die stechen Schweine ab!“ riefen sie in höchstem Erstaunen. Wenn sie in den Schlachthof hätten blicken können, hätten sie Hansjakob gesehen, der aus Leibeskräften quiekte und schrie. Denn er verstand die Kunst, Tierstimmen nachzuahmen, wie keiner. Als er nun noch das Geschrei von Enten und Gänsen zum Besten gab, saut den Belagerern der Mut. Sie packten ihre Geräte zusammen, zogen ab und die Stadt war befreit. — Der Stadthauptmann hielt sein Versprechen und verlieh dem Hansjakob — wenn auch mit saurer Miene — ein hohes Amt, das dieser jedoch bald vortrefflich verwaltete. Und er wurde in ernster Arbeit ebenso tüchtig wie vorher im Scherz.

a - e - i - o - u im Urwald

Wie die Negerkinder lesen und schreiben lernen

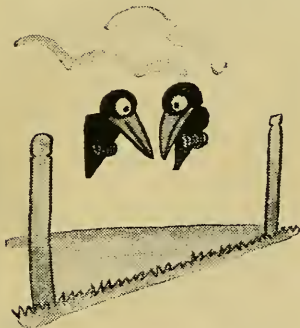


Eine Schule im Urwald: Seitdem die Missionare überall in das Innere Afrikas vorgedrungen sind, müssen sich auch die Negerkinder mit dem Erlernen des Alphabets abquälen.

Schreiben- und Lesenlernen ist den Negerkindern ganz neu. Ihre Väter und Mütter können auch weder lesen noch schreiben, und sind doch groß und stark dabei geworden. Aber die weißen Missionare, die zu ihnen kommen, verlangen, daß sie lesen und schreiben lernen müssen. Und das hat seine Vorteile, denn schließlich können die Neger nicht immer in der Wildnis von Viehzucht leben, sie werden auch einmal Lehrer, Aerzte oder Beamte werden, je nach ihrer Veranlagung, und dazu muß man lesen und schreiben können. Also wird mitten im Urwald auf einem freien Platz ein Schild an einen Baum gehängt, auf dem Schild steht a, e, i, o, u und Bimbo oder Jumbo oder wie der Negerjunge gerade heißt, muß sich davor stellen und die Buchstaben schön laut und deutlich — singen. Sie müssen die Buchstaben singen, weil sie im Singen leichter lernen und leichter behalten. Allerdings werden sie dann den singenden Tonfall nicht so leicht los, und es hört sich sehr komisch an, wenn sie ihre ersten kleinen Sätze aus der Bibel vorfinden.

Das drahtlose Zeitalter

Wie alles noch kommen kann, wenn die Technik weiter fortschreitet.



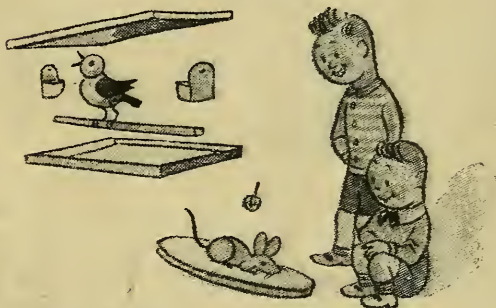
Drahtlos! heißt die große Mode;
Weg mit Kabeln und mit Zigen;
Nach der „Ohne-Draht“-Methode
Sieht man hier die Raben sitzen.



Gegen des Konzertsaals Wände
Klingt Allegro und Andante.
Lieblich fingern da die Hände,
Wo man früher Drähte spannte.



Schlingen warf der Hundefänger;
Leider selten resultatlos.
Doch das tut er nun nicht länger:
Heute fängt er Hunde drahtlos.



Biep im Bauer — und recht ratlos
Sieht das Mäuschen in der Falle.
Falle drahtlos, Käfig drahtlos —
Ohne Draht! heißt's bald für alle!



Tiere der Eiszeit

Von dem Leben und den Gefahren der vorsintflutlichen Tiere.

Die biblische Sage erzählt, daß einmal eine ungeheure Flut, die „Sintflut“, die ganze Erde überschwemmt und alles Leben vernichtet habe; nur Noah mit seiner Arche, auf der er viele Tiere rettete, sei entkommen. Die Wissenschaftler meinen, daß diese Sintflut das Eiszeitalter unseres Erdballs war. Durch Forschungen und Ausgrabungen haben wir erfahren, daß ganz Europa, Nordamerika, das nördliche Afrika und viele Gebiete Asiens von Eis und Schnee bedeckt waren. Es erscheint dem, der davon noch nie etwas hörte, kaum glaublich, daß damals Deutschland ein einziges Eisgebirge war. Rund 30 000 Jahre sind seitdem verflossen; die eigentliche Eiszeit, das Eiszeitalter der Erde, aber hat vielleicht ebenso viele Jahrtausende gedauert. Wie man an gewissen

Spuren deutlich erkennen kann, wechselten mildere Zwischeneiszeiten mit strengen Eiszeiten ab. In solchen Zwischeneiszeiten schmolzen die Gletscher langsam durch die Sonnenwärme und wichen allmählich, wie noch heute in den Hochgebirgen, nach Norden zurück. Damals lebte in Europa eine Tierwelt, die von der heutigen sehr verschieden aussah. Niesige Elefantenarten, Nashörner, Löwen — alles Tiere, die wir heute nur noch in heißen Ländern lebend finden — tummelten sich in Europa. Sie scheinen damals aus Afrika und Asien nach Europa vorgedrungen zu sein. Von den Elefantenarten ist das Mammut die bekannteste. Solch ein Mammut war größer als der heute lebende Elefant; er konnte eine Rückenhöhe von 4 Metern erreichen. Da er aber inmitten von Eis und Schnee



Tiere der Eiszeit an der Tränke: Mitten in Eis und Schnee lebten riesige Mammute und Nashörner. Im G

leben mußte, hatte die Natur dafür gesorgt, daß er nicht erfror. Sein Körper war von einem dichten Haarkleid umhüllt, das ihn wie ein Pelz gegen die Kälte schützte. Noch größer war der in den wärmeren Zwischeneiszeiten erscheinende sogenannte Alt-
 elefant, der hauptsächlich im Walde gelebt haben muß, während die Mammutherden sich in der Steppe tummelten. Auch Nashörner lebten damals, und auch sie hatten zum Schutz gegen die Kälte ein dich-

tes, langes Fell. Löwe, Panther und Hyäne waren gleichfalls größer als ihre heutigen Vertreter in Afrika und Asien. Merkwürdigerweise scheinen diese großen Raubtiere damals in Höhlen gehaust zu haben. Damals lebte auch das „Urrind“, der Vorfahre unserer Rinder; und Riesenhirsche, Elche, Rentiere und Pferde, allerdings viel größer und stärker als unsere Tiere, hat es auch schon gegeben. All diese Tiere lebten in Scharen beieinander. In-



zu unsern Elefanten und Nashörnern hatten die Tiere der Eiszeit ein langes, wolliges Fell, das sie gegen die Kälte schützte.

mitten dieser Tierwelt lebte der Mensch, der zwar über große Körperkräfte verfügte, aber noch ganz einfache, aus Feuerstein gefertigte Waffen besaß. Wir können an Hand der Ausgrabungsfunde deutlich verfolgen, wie diese Waffen sich vom roh zubehauenen Handstein an allmählich entwickelten. Der Mensch zu Ausgang der Eiszeit besaß bereits ausgezeichnete, aus Feuerstein gequetschte und geschliffene Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer und dergleichen. Allerdings

hatte er den Bogen noch nicht erfunden, sondern warf seine Pfeile mit Hilfe eines merkwürdigen Schleudergeräts. Wie mag dieser Mensch, der von unseren Waffen, unseren Geräten und Erfindungen nicht das geringste wußte, die großen Tiere erlegt haben? Wie vermochte er die schnellfüßigen Pferde, Rinder und Rentiere zu erfagen? Auch hierüber haben uns mancherlei Funde, die in den verschiedenen Wohngebieten der einstigen

Eiszeitmenschen gemacht wurden, Auskunft gegeben. Die großen Raubtiere, die gleich ihm vom Fleisch der andern lebten, wird er überhaupt nicht gejagt, sondern nur in der Notwehr angegriffen haben. Vielleicht hat er den riesigen Höhlenbären, der ab und zu unter den Nesten seiner Jagdbeute von uns gefunden wurde, wenn das Tier aus seiner Höhle schlüpfte, von oben her mit großen Steinblöcken zu erschlagen versucht. Das wissen wir zwar nicht genau, können es uns aber immerhin als möglich vorstellen. Dagegen sind wir über eine Jagdmethode recht gut unterrichtet, die der Eiszeitmensch Jahrtausende lang allen möglichen Tieren gegenüber anwandte: den Gang in der Fallgrube. Er hat zunächst, guter Beobachter, der er gleich dem heutigen Wilden war, die sogenannten „Wechsel“ seines Wildes erkundet, vor allem den Weg, den es zur Tränke zog, und hat dann an einer besonders geeigneten Stelle eine hinreichend tiefe Grube ausgehoben. Die Oeffnung wird er, wie es die heutigen Eingeborenen in Afrika und Asien tun, mit Reisig geschickt verdeckt

haben. Waren die Tiere, besonders die Urstiere, die dem Büffel der Indianer auch als Hauptjagdwild damals entsprachen, in die Grube gestürzt, so erschlug er sie mit Steinen oder starken Knütteln. Sehr eigenartig war die Jagd auf das wilde Steppenpferd, wovon uns ein Riesensfund bei dem Orte Solutré in Südfrankreich erzählt. Die Eiszeitmenschen müssen die Herde dabei umkreist haben, indem sie sie vielleicht durch Feuerbrände zusammenscheuchten.

In einer Art von Hejag, aber auch in Fallgruben hat man das Renntier gefangen; bei der Heje fielen dem Jäger namentlich die jungen Tiere zur Beute. Man muß annehmen, daß die Eiszeitmenschen in beständiger Angst vor diesen Tieren gelebt haben und sie deshalb bekämpften, wo sie sie trafen. Nie ist ein einziger auf den Gedanken gekommen, eins der Tiere zu zähmen, immer sahen sie nur in den wilden Pferden, wie in den Renntieren und Urindern den Feind, der ihr Leben bedrohte, und vor dem sie sich deshalb schützen mußten.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.

Wer den Anfang dieser Geschichte nicht gelesen hat, bekommt ihn auf Wunsch für 20 Pfennig zugeschickt.

(3. Fortsetzung.)

Erst gegen Morgen kam Stabusch zurück. Diesmal schalt ihn Hiram gehörig aus und warf sogar mit der Schippe einen kleinen Stein nach ihm. Stabusch achtete kaum darauf.

An diesem Tag nahm Hiram seine Flinte. „Komm mit!“ sagte er zu Stabusch, aber Stabusch kroch unter den Karren.

Hiram ging eine weite Strecke über das Gebirge und pfiff dabei. Er machte einen Besuch beim Nachbarschäfer Ole. Ole besaß nicht einen, sondern drei Hunde, und einer von den dreien — Nago hieß er — war ein Riese und ein richtiger Wolfsjäger. Als Hiram kam, beschnupperte er ihn, und seine Haare sträubten sich. Er roch den Wolf an Hiram.

Ole deutete auf den Himmel. „Siehst du dort?“ Hiram blickte dem Zeigefinger nach und sah einen Geier, der über den Tannengipfeln einen Kreis mit weit gespannten Flügeln beschrieb. Schließlich senkte sich der Geier in den Wald. Hiram und Ole merkten sich die Stelle; eine halbe Stunde später waren sie da, und Nago scheuchte den Geier auf. Er hatte auf einem Lamm gefressen, das durch einen Biß in den Nacken getötet worden war.

„Das war ein Wolf,“ sagte Ole, „aber ich erwische ihn schon.“

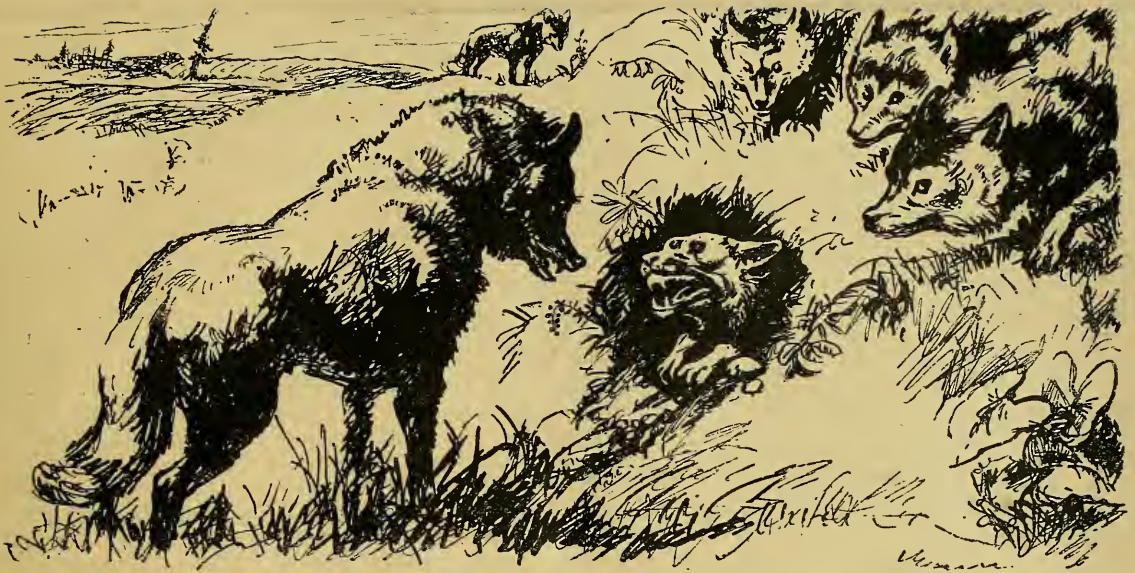
Am Abend ließ Ole seine Hunde bei der Herde und ging mit der Büchse davon. Er hatte das tote Lamm nicht angerührt; es lag noch immer da. Der Geier hatte es inzwischen wieder besucht und übel zugerichtet. Ole prüfte den Wind, dann suchte er sich einen Platz zum Ansitz aus. Stunden vergingen. Dann kam die Nacht.

Ole versuchte, ob er noch zielen konnte. Schlecht! Der weiße Punkt — das tote Lamm — verschwamm im Dunkel.

Plötzlich war er da. Ein Schatten. Der Schatten umkreiste das tote Lamm. Da hob Ole die Büchse, zielte lange und feuerte. Der Schuß ging fehl.

In dieser Nacht war Stabusch wieder ausgewiesen. Hiram hätte nichts gemerkt, aber da fiel ihm auf, daß Stabusch hinkte. Er entdeckte eine Verwundung an seinem Vorderbein. Hiram wusch das getrocknete Blut ab und untersuchte die Wunde. Sie war nicht gefährlich; nur die Haut war geschürft. Hiram holte eine Büchse mit Fett und rieb die Stelle ein. Stabusch ließ sich einreiben und blickte an seinem Herrn vorbei. Auch der Schmerz machte ihn nicht zutraulich. Aber nun ging er lange Zeit nicht mehr fort.

Einmal hatte Hiram die Flinte mit und schoß einen Hamster. Als der Schuß knallte, zuckte Stabusch zusammen, drehte sich um und kroch unter den Karren.



Stabus's Kampf gegen die Coyoten: Nur Stabus's Kopf ragte aus dem Dachsbau, und sein Feind, der Coyote, stand davor und lauerte auf ihn.

8. Kapitel.

Stabus heult im Hof.

Der Herbst war gekommen, Hiram hatte die Herde zu Tal getrieben.

In einer Nacht fuhr Hiram im Karren aus dem Schlaf auf und griff nach der Büchse. Ein Wolf heulte draußen — huuuuuuuuuuuuuu — üüüüüüüüüü — huuuuuuuuuuüüüüüüüüüü —

Hiram sprang aus dem Karren. Der Herbststurm hatte gegen Abend Löcher in die Wolkenwand gerissen; durch die Wolkenscheiben schien jetzt der Mond. Es war kalt. Reif glitzerte über dem Gras, und dort, wo die Schafherde stand, stieg der Dampf empor. Dann schwebte ein Wolfenschatten am Mond vorüber und verdunkelte alles.

Wieder heulte der Wolf. Hiram pirschte sich im Schutz des Dunkels an, und als der Mond sich von neuem zeigte, sah er den Wolf auf einer kleinen Anhöhe stehen. Das Tier wirkte riesenhaft in der gespenstischen Beleuchtung. Sein Kopf ragte gegen den Himmel, und das Gewicht des Körpers ruhte auf den Vorderläufen wie auf zwei Pfeilern; die buschige Rute hing zu Boden.

Aus dem geöffneten Rachen stieg der Dampf: — huuuuuuuu — üüüüüüüüüü — uuuuuuuuuuu —

Hiram hob die Büchse. Plötzlich, als der Mond aus einer klaren Stelle grell herabschien, sah er am Hals des Wolfes etwas blinken. Es war das Blechschild am Halsband. Hiram's Hände zitterten. „Stabusch!“ rief er leise. Stabusch blickte sich nicht um. Er drehte den Kopf und war im Dunkel verschwunden.

✱

Fräulein Georgia sollte am nächsten Tag nach der Stadt abreißen. Ihre Eltern hatten beschlossen, sie in eine Pension in der großen Stadt zu geben. Sie

stand in ihrem Zimmer am Fenster und blickte nach dem Himmel, wo die Wolken am Mond vorüberzogen. Das Fräulein fragte sich, ob sie in der großen Stadt den Mond und die Wolken zu sehen bekommen würde; ihr Vater hatte ihr Bilder gezeigt, mit turmhohen Häusern, zwischen denen man weder Himmel noch Erde sah.

Eine Laterne flackerte über den Hof. Es war Bill, der den Kettenhund vor dem Haus an die Laufkette legte.

Fräulein Georgia zog sich aus und legte sich ins Bett, und wie in jeder Nacht hörte sie das beruhigende Klirren der langen Kette, an der der Wächter das Haus umschritt. So schlief sie ein.

Es wurde eine unruhige Nacht. Fräulein Georgia erwachte, und vor ihrem Fenster rasselte die Kette.

Der Kettenhund war eine riesige Dogge und hieß Kapitän Blac, und Kapitän Blac gebärdete sich unten wie ein Rasender. Baxter und Garrick, die hinter der Haustür eingeschlossen waren, bellten nun ihrerseits aufs Geratewohl drauflos. Dann wurde ein Fenster geöffnet, und ein Revolver schuß krachte. Nach dem Schuß war einen Augenblick Stille, aber dann legten die Hunde mit verdoppelter Kraft los. Wieder krachte der Revolver. Da ertönte das langgezogene Geheul eines Wolfes mitten im Hof —

Huuuuuuuuuuuu — üüüüüüüüüü — huuuuuuuuüüüüüüüüüü — und verstummte. Solange es dauerte, war alles still; die Hunde schienen achtungsvoll zuzuhören. Aber nun begann wieder das tiefe, wütende Gebell der Dogge. Das Fenster wurde geschlossen; der Major, der die Schüsse abgegeben hatte, schien es für ausichtslos zu halten, in der Dunkelheit zu treffen. Der Wolf heulte wieder — huuuuuuuuuu — üüüüüüüüüüüü —

Fräulein Georgia fragte sich, ob sie in der großen Stadt das Geheul eines Wolfes hören würde. Sie

stand auf, öffnete das Fenster und blickte hinaus, denn sie wollte noch einmal einen Wolf sehen, ehe sie nach der Stadt abreiste.

Sie sah etwas Graues; das war der Wolf. Plötzlich lief unten der Wolf auf ihr Fenster zu. Kapitän Blad rasste an seiner Kette, er konnte aber den Wolf nicht erreichen. Jetzt strahlte der Mond hell in den Hof. Fräulein Georgia sah das Blechschild am Halsband blinken; der Wolf trug ein Halsband. Sie erinnerte sich — da war einmal ein kleiner Hund, der wie ein Wolf aussah. Der Schäfer Hiram hatte ihn mitgenommen, und er war zweimal zurückgekommen. Stabusch — hatte sie ihn getauft.

Sie beugte sich aus dem Fenster.

„Stabusch!“ rief sie hinunter.

Der Kettenhund und blickte herauf. Fräulein Georgia zog einen Mantel an und lief hinunter. Baxter und Garrick konnten sich kaum beruhigen.

„Stabusch!“ rief sie. Und als er kam, sagte sie: „Guter Stabusch!“ und streichelte ihn. Sie nahm ihn mit ins Haus. „Mein guter Stabusch!“ sagte sie immerfort zu ihm und streichelte ihn. Er lag an ihrem Bett. Sie redete mit ihm. „Stabusch?“ sagte sie, „hast du mich lieb?“

Dann schlief sie ein. Die Kerze brannte noch stundenlang. Schließlich begann das Glämmchen zu zucken und erlosch. Stabusch's Augen durchdrangen die Finsternis. „Stabusch — Stabusch!“ sagte Georgia halb im Traum. Ihre Hand tastete in das Dunkel und sank an Stabusch's Schnauze vorbei auf das Bett.

9. Kapitel.

Der Coyote steht da und lacht.

Am Morgen aber hatte Georgia sehr viel zu tun. Sie mußte überall Abschied nehmen und abwechselungsweise lachen und weinen.

„Gehört der nicht dem Schäfer Hiram?“ fragte der Major und bewegte das Kinn gegen Stabusch.

„Ja ja,“ sagte Fräulein Georgia und blickte gar nicht hin. Sie war dabei, das Familienalbum durchzublüättern und die Bilder herauszuziehen, die sie mitnehmen wollte.

„Mach', daß du zu deinem Herrn kommst!“ fuhr der Major Stabusch an und jagte ihn zur Tür hinaus. Nun stand Stabusch auf dem Hof und wartete. Baxter und Garrick machten sich an ihn heran und knurrten. Stabusch kümmerte sich nicht darum. Er blickte unbeweglich auf das Fenster des Zimmers, aus dem er herausgejagt worden war.

Plötzlich kam ein riesengroßer Käfer auf vier runden Beinen über den Hof und stieß ein Gebrüll aus. Stabusch sah, wie dem Riesenkäfer das Maul aufgerissen wurde, das sich seitlich an seinem Bauch befand. Der Käfer zitterte unaufhörlich und machte großen Lärm.

Stabusch stand nun ganz allein da. Er sah, wie das Fräulein herauskam. Aber die Augen blickten ihn nicht an.

Dann verschluckte der Käfer das Fräulein und klappte das Maul zu, ohne mit den Augen zu blinken. Plötzlich lief er quer über den Hof davon.

Stabusch lief, so schnell er konnte. Aber der Käfer lief noch schneller, und es sah aus, als würde er nie

ermatten. Stabusch blieb zurück. Der Käfer, das Auto, in dem Fräulein Georgia saß, entfloß in die Ferne. Es war windig und kühl; der Wagen war geschlossen. So konnte sie nichts sehen von Stabusch's Qual.

Plötzlich stand der Coyote da und lachte. Es war derselbe Coyote, der Stabusch in die Not brachte, als er noch Bulli war. Frühling und Sommer waren vergangen, und dieser Coyote war noch immer da. Dann wurde sein Blick starr, und seine Augen unterliefen mit Blut. Er erkannte ihn. Langsam machte er einige Schritte auf ihn zu, den Blick wie versteinert auf ihn gerichtet. Plötzlich stürzte er auf den Coyoten los. Der Coyote jagte davon.

Der Coyote war flinker als Stabusch. Er schlug Haken. Er fauchte im Zickzack nach links, nach rechts, Stabusch schoß an den Ecken geradeaus und mußte umkehren. Dadurch gewann der Coyote Vorsprung. Auf einmal tauchten aus einer Bodensenkung zwei andere Coyoten auf; nun hatte es Stabusch mit dreien zu tun. Aber die drei wagten noch nicht, ihn anzugreifen. Sie liefen vor ihm her. Stabusch behielt den einen im Auge, seinen Feind.

Da zeigten sich noch drei Coyoten. Nun waren sechs gegen einen. Stabusch stürzte sich auf den ersten Coyoten, aber ehe er ihn erreichte, hingen drei Coyoten an ihm; einer an seiner Kehle, zwei an seinen Flanken. Die übrigen versuchten, ihn von hinten anzuspringen oder seine Beine von der Seite zu fassen, um ihn zu Fall zu bringen. Dies gelang nicht. Stabusch schüttelte die Coyoten von seinen Flanken ab, schleuderte den, der an seiner Kehle hing, mit solcher Wucht zu Boden, daß er loslassen mußte und sich überschlug, und ehe er auf die Beine kam, war Stabusch über ihm und biß ihm die Kehle durch.

Einen Augenblick hatte er Lust. Er stand mit gesträubten Haaren und gespreizten Beinen da. Seine Augen glühten. Die Coyoten wagten sich nicht sofort an ihn heran.

Sie umkreisten ihn aber. Dann, in einem günstigen Augenblick, fielen sie ihn von drei Seiten zugleich an. Stabusch stürzte sich auf einen, der sein Bein fassen wollte; er kam aber zu Fall, weil ihm im gleichen Augenblick von der entgegengesetzten Seite zwei Coyoten auf den Rücken sprangen. Sogleich waren alle fünf über ihm. Es war ein gefährlicher Augenblick. Aber Stabusch schüttelte sie noch einmal alle von sich ab, sprang über einen, der sich überfugelte, hinweg und lief davon, blutüberströmt. Die Coyoten waren sofort auf den Beinen. Ein Dachsbau rettete Stabusch das Leben. Er besaß noch so viel Ueberlegung, im letzten Augenblick, den er zur Verfügung hatte, nicht vorwärts, sondern rückwärts in das Loch zu kriechen. Als die Coyoten ankamen, standen sie Stabusch's Wolfsgebiß gegenüber. Nun hätten sie von vorn angreifen können, aber immer nur einer. Sie verzichteten darauf.

10. Kapitel.

Stabusch erhebt das Siegesgeheul.

Die kühle Erde in dem Loch tat wohl. Stabusch's Augen blickten aus dem Dunkel.

Der Coyote spiegelte sich darin. Er war, wie es schien, nun ganz allein. Aber in Wirklichkeit

lagen die andern sprungbereit über dem Loch. Hätte Stabusch den Hals hervorgestreckt, so wären sie ihm von oben in den Nacken gesprungen. Und Stabusch lag da und sah die Niedertracht in des Coyoten Augen. Denn es spiegelten sich darin von oben herab die Galtengesichter der andern Coyoten. Daran dachte der Coyote nicht, so schlau er war. Es verging eine ziemlich lange Zeit. Der Coyote hatte Geduld. Er war vertieft in den Anblick des Dachlochs. (Fortsetzung folgt.)

Der Sprung über ein Haus

Ballonspringen, ein neuer Sport

Luftsprünge vor Freude kann ein jeder machen, aber wer macht einen Luftsprung über Dächer, Bäume und hohe Zäune hinweg? Wenn der menschliche Körper nicht so schwer wäre, könnten wir viel tollere Sprünge machen; nicht nur so über einen kleinen Zaun. Den Körper kann man aber leicht machen, indem man ihn — von einem Ballon tragen läßt. Man bindet sich einen Ballon um, der gerade so viel Auftrieb hat, daß man eben noch mit den Füßen den Boden berührt. Dann macht man einen gewaltigen Satz und schwebt höher, immer höher, bis zur Höhe eines Dachs, über das Dach hinweg, und landet sanft und wohlbehalten auf der andern Seite des Hauses. Hier braucht man sich nur wieder mit den Füßen abzustößeln, und wer ein guter Springer ist, der gewöhnlich seine 5 oder 6 Meter weit springt, der kann in einem einzigen Satz über einen ganzen Wald setzen. Vielleicht wird man eines Tages so weit sein, daß man ganze Gebirge in wenigen bequemen Sätzen überspringt; das wäre jedenfalls weniger anstrengend als die mühselige Kraxelei.



Das neue Ballonspringen: In einem riesigen Satz setzt der Springer über Häuser und Bäume weg.

Wunder in der Badewanne

Zwei Spielereien mit tieferem Sinn.

Auf festes Zeichenpapier wird mit Tusche ein etwa 6 Zentimeter langer Delphin aufgezeichnet; der Delphin wird dann mit der Schere ausgeschnitten und bekommt hinten einen schmalen Einschnitt, der in der Gegend des Bauchs in einer runden Öffnung endigt. Den Delphin legt man vorsichtig auf das Wasser der Badewanne oder Waschkübel und träufelt mit einem Streichholz einen Tropfen Del in die runde Öffnung. Der Delphin beginnt sich zu bewegen und schwimmt in der Wanne herum wie ein richtiger Delphin. Will man verhindern, daß er vom Wasser bald weicht, reibt man ihn auf beiden Seiten mit einem Kerzenstumpf ab. Wie kommt es, daß der Delphin

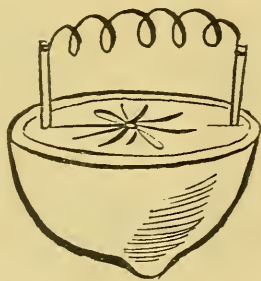


Wie die schwimmenden Delphine aussehen müssen.

sich bewegt, sobald man einen Tropfen Del in den Einschnitt gibt? — Das Del breitet sich auf dem Wasser aus, und da es dies nur in der Richtung des Einschnitts tun kann, wird es mit großer Kraft hinausgeschleudert und treibt so den Delphin an.

Wenn man aufs Meer fahren will, braucht man einen Kompaß. Hat man keinen zur Hand, so tut's auch — eine Zitrone. Die Zitrone wird halbiert, dicht am Rand wird links ein Stück Kupferdraht oder Kupferblech, rechts ein Stück Zinkdraht oder Zinkblech ins Fleisch der Zitrone hineingesteckt. Die

hervorstehenden Enden verbindet man mit einem dünnen Kupferdraht, der vorher zu einer Spirale gedreht worden ist. Setzt man die halbe Zitrone ins Wasser, stellt sie sich mit den beiden Kupfer- und Zinkpolen genau in der Nord-Süd-Richtung ein. — Die halbe Zitrone ist nämlich eine



So sieht der fertige Zitronen-Kompaß aus.

kleine elektrische Batterie; die Drahtspirale wird elektrisch durchfloßen und reagiert daher auf den Magnetismus der Erde, indem sie mit dem einen Ende nach dem Nordpol zeigt. Bei diesem Experiment kann man auch feststellen, wie Elektrizität schmeckt; man schneidet die Drahtspirale durch und legt die beiden Spitzen an die Zunge. Das schmeckt sauer! In der Tat erzeugt der elektrische Strom einen Säuregeschmack auf der Zunge. Onkel Otto.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Kürzlich fand ich in meiner Witzkiste diese lustige Geschichte eines Mannes mit einem seltsamen Vornamen. Hier habe ich sie für euch aufgeschrieben:

Ein Pennsylvanier, der den seltsamen Vornamen „Nicht“ hatte, kam nach Deutschland und wurde auf einer Reise gefragt, wie er heiße.

„Nicht Obertown,“ antwortete er.

„Nun, wie denn?“ fragte der Torschreiber.

„Nicht Obertown!“ wiederholte der Gefragte.

„Herr!“ fuhr der erzürnte Beamte ihn an. „Ich heiße auch nicht Obertown, ich will aber Ihren Namen wissen!“

„Sie heißen auch Nicht Obertown?“ fragte überrascht der Pennsylvanier. „Haben Sie Verwandte in Amerika?“

„Herr, was gehen Sie meine Verwandten an? Wie Sie heißen, will ich wissen?“

„Nicht Obertown. Ich habe es Ihnen ja schon dreimal gesagt!“

„Nun, warten Sie!“ rief im Uebermaß seines Jorns der Beamte. „Ich will Sie zu einer Menge von Leuten bringen, die alle nicht Obertown heißen.“

„Das wird mich ungeheuer freuen!“ erwiderte der ahnungslose Fremde und war aufs höchste erstaunt, als er sich nach kurzer Zeit im Stadtgefängnis sah. Bald darauf klärte sich das Mißverständnis auf.

Der Torschreiber empfing einen Küffel und mußte sich bei dem Pennsylvanier entschuldigen, der ein Mann mit Humor war und sich totlachen wollte, als man ihm den Zusammenhang erklärte.

„Der geheimnisvolle Tintenklecks“

Noch etwas über mein neues, großes Preisausschreiben in der vorigen Nummer

Freunde! Jetzt habe ich alle Lösungen erhalten und werde mich mit der Durchsicht beilen, damit ihr bald in meiner Zeitschrift lesen könnt, wer die glücklichen 104 Gewinner sind.

Aber offen gestanden fällt es uns furchtbar schwer, uns von dem herrlichen Wollshund zu trennen. Er ist so anhänglich und gelehrt, daß sein neuer Herr ihm mit Leichtigkeit „bei Fuß gehen“ und apportieren beibringen kann.

Auch der schöne Handwerkskasten, die silberne Armbanduhr mit Leuchtzifferblatt und die hundert Bücher warten schon auf ihre neuen Besitzer.

Nur noch kurze Zeit, und ihr erfahrt das endgültige Resultat. Wer diesmal nicht zu den glücklichen Gewinnern gehört, darf aber nicht traurig sein, er muß sich bis zum nächsten Preisausschreiben vertrösten.

Also viel Glück wünscht euch allen euer

Fridolin.

Briefkasten

Curt B. in Loschwig. Ein Pseudonym ist ein Name, den man sich selber beilegt. Viele Dichter sind nur unter ihren Pseudonymen bekannt, so z. B. Voltaire, der diesen Namen aus Arovet, seinem eigentlichen Familiennamen, und dem Zusatz l. J., d. h. le Jeune oder der Jüngere, zusammensetzte; ebenso Genau, der eigentlich von Strehlenau hieß.

Lotte S. in Breslau. Dein Bruder hat recht; Bernstein ist kein Stein, sondern das Harz von Riefern der Tertiärzeit. Die Bäume verfaulten, und nur das Harz hat die Jahrtausende überdauert. Oft findet man Insekten, Fliegen und Mücken im Bernstein eingeschlossen, die eben in der Tertiärzeit am Harz kleben gelieben sind.

Rudolf K. in Detmold. Karl May ist 1842 als Sohn eines Webers geboren. Bis zum 6. Jahr war er blind. In der Jugend hat er ein abenteuerliches Leben geführt und ist tatsächlich auch einmal Führer einer Räuberbande gewesen. Die Länder, die er schildert, hat er niemals gesehen, außer Amerika, der Heimat seines Winnetou, das er im Alter besuchte.

Otto C. in Glag. Ein Mausoleum ist ein prächtiges Grabmal. Den Namen hat es vom König Mausolus von Karien, der von seiner Gattin in einem prachtvollen Grabgewölbe beigelegt wurde, zu dessen Ausschmückung sie die vier besten Bildhauer Griechenlands berief, und dessen Ueberreste noch heute im Britischen Museum in London zu sehen sind.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

ard — bal — ban — bruck — bu — christ — du
— e — er — fe — fest — inns — ke — ken —
kohl — le — meer — mett — na — nef — nel
— ro — se — sel — sen — sen — ses — ter —
trag — ur — win — wurst

sind 14 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, vier verschiedene Sportarten ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Sigmöbel, 2. Bezeichnung für Weihnachten, 3. Jahreszeit, 4. Stadt in Tirol, 5. geographische Bezeichnung, 6. Brotbelag, 7. Baum, 8. Blume, 9. Teil des Gebäudes, 10. Namen mehrerer Päpste, 11. Gemüse, 12. Teil des Gesichts, 13. Knabennamen, 14. Verwandten.

Besuchskartenrätsel.

Ernst Maubel

Was ist dieser Mann?

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 1.

Silberrätsel.

1. Darwin, 2. Eli, 3. Rollschuh, 4. Zacharias, 5. Weser, 6. Esel, 7. Riemen, 8. Gerhard, 9. Nora, 10. Adjutant, 11. Stufe, 12. Elefant.

Der Zwerg Nase. Wilhelm Hauff.

Fern und nah: Düna — Düne.

Besuchskartenrätsel: Gutsbesitzer.

Fridolins Lachkabine



Gymnasialprofessor auf dem Bahnsteig: „Schaffner, haben Sie nicht einen Platz für mich?“

Schaffner: „Welche Klasse haben Sie denn?“

Gymnasialprofessor: „Quinta!“

*

Es gibt Sardellenbutter zum Abendbrot. Nach einer Weile fragt Kurt: „Sag' mal, Vater, wie werden eigentlich die Sardellen gemolken?“

*



Franz und Klaus spielen zusammen, aber plötzlich fangen sie sich an zu zanken.

„Achtch,“ sagt Franz, „dein Vater ist Schuster, und du trägst nicht einmal ganze Schuhe!“

„Und deiner,“ erwidert Klaus, „ist Zahnarzt, und dein Schwesterchen hat nicht einen Zahn.“

*

Lehrer: „Peter, deine Mutter schenkt dir drei Kaninchen; dazu gebe ich dir noch 4, wieviel hast du dann?“

Peter: „Acht, Herr Lehrer!“

Lehrer: „Aber Peter, rechne doch mal, wieviel drei und vier sind!“

Peter: „Es sind aber doch acht Kaninchen, Herr Lehrer, denn eins habe ich schon!“

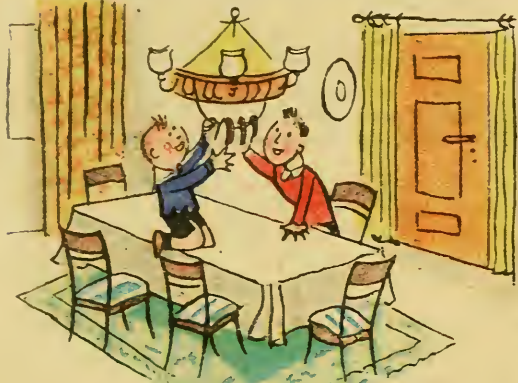
Die fliegenden Messer



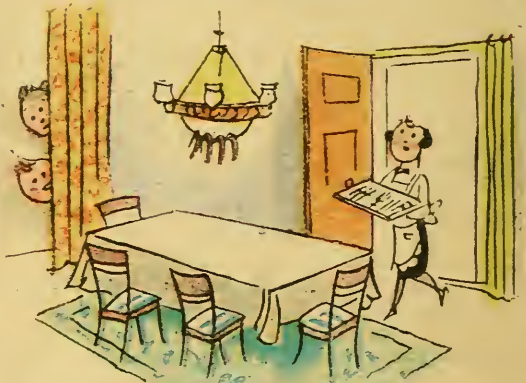
Paul, der vor einem Laden steht,
Spricht: „Steh mal, Kurtchen, ein Magnet!
Solch Ding macht mächtig Spaß, nicht wahr?
Ich geh' jetzt rein und kauf ein paar!“



Sier sieht man dann die beiden Knaben,
Die die Magnete nun schon haben.
Und beide sehen's viele Mal an:
Magnete ziehen immer Stahl an.



„Nun paß mal auf!“ spricht Kurt recht led,
Heut' kriegt die Anni einen Schreck!“
Und an der Mittelampe Rinauf
hängt Kurtchen die Magnete auf.



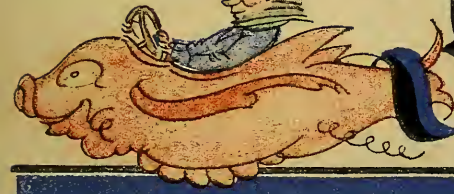
Schon naht ganz eilig mit Beisteden,
Die Schwester Anni um zu decken
Für der Familie Mittagsmahl.
Die Sachen sind aus bestem Stahl.



Die Schwester schreit. Die Schwester flieht,
Weil sie die Löffel, Messer, Gabeln
(Gleich wie in Märchen oder Fabeln)

Zur Krone aufwärts steigen sieht.
Sie glaubt, ein Sturm häß' sie verweht!
Was weiß ein Mädchen vom Magnet!

Der heitere Fridolin

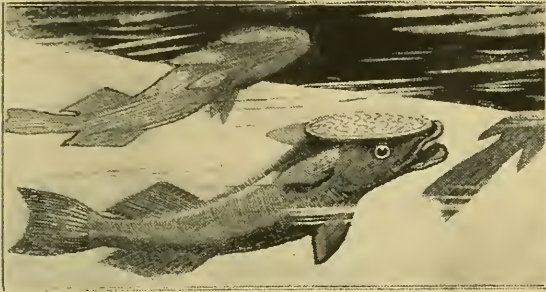


Der deutsche Forschungsreisende Filchner in Tibet. Seltsamer Empfang: Die Tibetaner stecken zum Gruß die Zunge heraus und drücken dabei das linke Ohr nach vorn. (Dazu der Artikel auf Seite 4—6.)

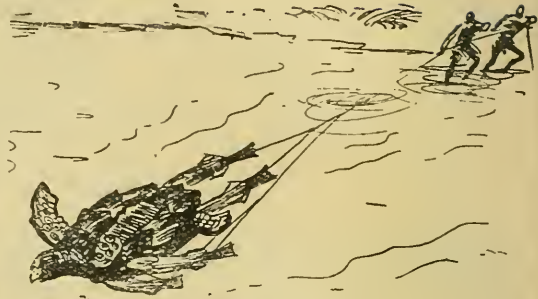
Der Schiffshalter

Ein geheimnisvoller Fisch

Die alten griechischen Seefahrer haben oft von seltsamen Fischen berichtet, die zu mehreren ihre kleinen Boote am Weitersegeln gehindert hätten. Es gibt in allen nicht zu kalten Meeren eine Gattung von Fischen, die man „Schiffshalter“ nennt. Sie haben eine längliche, von den Nasenlöchern über den Kopf hinweg bis auf den Rücken reichende Saugscheibe, die einen biegsamen Rand und bewegliche, mit feinsten Zähnen besetzte Querrinzeln zeigt. Mit dieser Scheibe saugt sich der Schiffshalter an größere Fische und kleine Boote an und läßt sich durch das



Mit seiner großen Saugscheibe heftet sich der Schiffshalter an kleine Boote und hindert sie am Weiterfahren.



Die Eingeborenen gebrauchen die Schiffshalter zum Schildkrötenfang.

Wasser transportieren. Die Eingeborenen mancher Südsee-Inseln verwenden die Schiffshalter zum Fang von Schildkröten. Sie legen den Schiffshaltern eine Kokosastschnur um die Schwanzflosse und werfen sie in die Nähe der Schildkröten. Sofort versuchen die Fische, sich an den Bauch der Schildkröte anzuhängen, und ist ihnen das gelungen, so ziehen die Südsee-Insulaner die Fische mitsamt der Schildkröte an ihr Boot heran.



Die Filmkinder von Hollywood

Von kleinen Leuten, die ein Riesenvermögen verdienen

Eben waren die Filmaufnahmen im Glashaus beendet; der Regisseur brüllte durch das Sprachrohr: „Schluß! Morgen wird weitergefilmt!“ Und die Hauptdarsteller des Films „Unsre Bande“ begaben sich in ihre Garderoben — es waren lauter Jungen und Mädels im Alter von sechs bis elf Jahren! In den Garderoben warteten schon die Mütter und Erziehenden; die Kinder mußten die wunderschönen, zerlumpten Kleider ablegen, in denen es sich so herrlich spielen und balgen ließ und mußten rasch in ihre

„ordentlichen“ Anzüge schlüpfen. Denn nun ging es zur Schule. — Die Schule der Filmkinder war sicher die merkwürdigste auf der Welt. Es war ein Autoomnibus, der innen wie ein Schulzimmer eingerichtet war; eine schwarze Tafel stand darin, an den Wänden hingen Europa, Asien und Amerika und in der Ecke baumelte das Skelett des Menschen.

Ein Gesetz schreibt nämlich vor, daß alle Kinder mindestens 4 Stunden im Tag Schulunterricht bekommen müssen, ob sie nun weltberühmte Filmschauspieler sind.

spieler sind oder nicht. Und wenn die Filmkinder zu ihren Aufnahmen mitten in die kalifornische Sandwüste zogen oder sonstwohin, der Schulomnibus fuhr mit, den wurden sie nicht los; am Steuer saß der Lehrer, und jeden Tag gab's Schulunterricht. — Dafür durften sie sich am andern Tag bei der Aufnahme wieder so recht austoben. Der Regisseur „drehte“ sie, wie sie über Bäume kletterten und sich dabei den Hosenboden zerrißen, wie sie sich mit „Steinen“ bewarfen (in Wirklichkeit waren es nur Schwämme, die wie Steine aussahen), und wie sie alle auf die Suche nach dem Negerjungen Farina gingen, während er ganz in ihrer Nähe in einem Feld hockte und ab und zu seinen komischen Wollkopf heraussteckte.

Am Ende der Woche bekamen sie dafür ihre „Ga-



Ein kleiner, berühmter Filmstar: Baby Peggy.

Die „Bande“. Die Filmkinder von Hollywood, die in der ganzen Welt bekannt sind.



Der Negerjunge Farina, der am liebsten später einmal Rechtsanwalt werden will.

gen“. Der eine kriegte 75 Dollar, der andre 150 Dollar, der Frechdachs mit dem sommerprossigen Gesicht bekam eine Sommerprossen-Zulage von 100 Dollar. Das Geld wurde von den Eltern der Kinder für spätere Zeiten gespart.

Was die Kinder später einmal werden wollen? Es sind rechte Jungen und Mädels, und das

Filmen genügt ihnen auf die Dauer nicht. Der dicke Joe Cobb will Lokomotivführer werden, damit er die ganze „Bande“ spazieren fahren kann, der andere will das Fliegen lernen, und der Negerjunge Farina, der ganz besonders vornehm ist, will Rechtsanwalt werden. Vorläufig aber erfreuen sie durch ihre lustigen Filme nicht nur Amerika, sondern auch alle Zuschauer in Europa, denn über einen Film „der Bande“ muß jeder Mensch Tränen lachen.



Tibet, das geheimnisvolle Land der Berge, Mönche und Räuber

Einer der wenigen Menschen, denen es gelang, ins Innere Tibets einzudringen, war der deutsche Forschungsreisende Wilhelm Filchner, der sich auch durch eine Expedition ins Südpolgebiet verdient gemacht hat. Immer wieder trieb ihn der Forscherdrang ins Land der Berge, Mönche und Räuber, man sah ihn zuletzt, wie er an der Spitze seiner Maultierkarawane ins Innere des geheimnisvollen Landes zog, und seither ist er verschollen. Man weiß nicht recht, ob er von Räubern oder fanatischen Priestern erschlagen worden ist, oder ob er sich in solch abgelegenen Gegenden des Landes befindet, daß es ihm nicht möglich ist, der Welt ein Lebenszeichen zu geben. Es wäre nicht der erste Forscher, der im Bestreben, dieses rätselhafte Land Tibet kennenzulernen, sein Leben gelassen hätte.

Nach allen Himmelsrichtungen ist Tibet wie eine Festung abgeschlossen. Nach Süden und Osten hat es Gebirge, die eine Höhe von über 7000 Metern erreichen; und im Norden und Westen dehnen sich unüberbrückbar große Wüsten aus.

So ist Tibet bis auf unsere Tage verschlossen geblieben; es ist das einzige Land der Welt, das heute keine ausländischen Vertreter beherbergt, das keine Eisenbahn, kein Telephon und keinen geregelten Briefverkehr kennt.

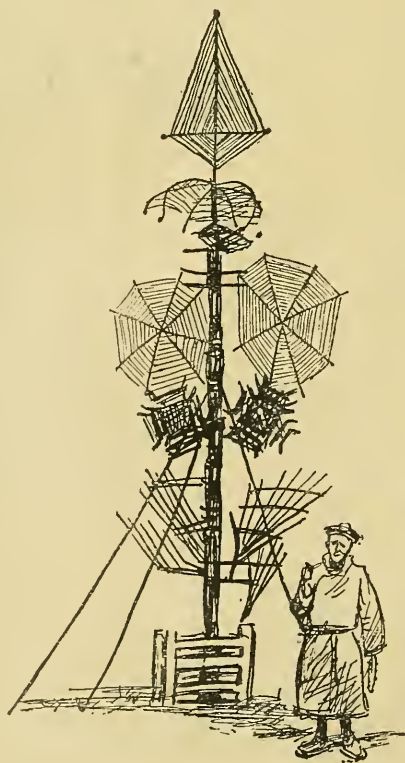
In Dardschiling an der Grenze von Indien und Sikkim hört die Eisenbahn auf, und mit ihr die Verbindung mit der übrigen Welt. Weiter geht es zu Fuß oder zu Maultier, während das Gepäck meist von Trägern, männlichen und weiblichen, auf dem Rücken getragen wird. Ganz besonders tüchtig sind die Trägerinnen, stämmige, braungebrannte Gestalten, die oft größere Lasten schleppen als die Männer.

Trotz der Wildheit des Landes findet man überall einigermaßen gangbare Wege und

Pässe über die Berghöhen, denn die Tibetaner sind ein Nomadenvolk. Mit ihren Schaf- und Ziegenherden ziehen sie das ganze Jahr von Weide zu Weide. Das Leben der in Zelten wohnenden Tibetaner ist ein ewiger Kampf ums — Gras! — Findet die Herde nicht zeitig eine Weide, verhungern die Tiere; Milch, Käse und Lammfleisch, die Hauptnahrung der Tibetaner, geht aus, und den Leuten bleibt nichts übrig, als sich in die Dienste eines reicheren und glücklicheren Herdenbesitzers zu begeben. Sehr viele wollen ihre Arbeitskraft nicht auf Lebenszeit verkaufen. Sie setzen sich auf das letzte Pferd, das ihnen geblieben ist, oder stehlen sich eins, und werden Räuber. Das ganze Bergland von Tibet wimmelt von Räubern. Sie haufen in den unzulänglichen Felsställen und stürzen

sich auf die nomadisierenden Zeltbewohner, die ohne feste Behausung und ohne Waffen völlig wehrlos sind. Sie rauben Tiere, Wolle und Nahrungsmittel. Ganz besonders sind sie hinter den europäischen Forschungsreisenden her, weil sie wissen, daß da auch Waffen, Messer, Gold, Stiefel und Anzüge zu holen sind. Daher blieb Sven Hedin, als er kürzlich zu einer großen Expedition ins Herz Asiens aufbrach, nichts anderes übrig, als einen Vertrag mit einer Räuberbande zu schließen, die sich gegen ein gutes Entgelt verpflichtete, den Reisenden und seine Leute zu begleiten und gegen die Angriffe anderer Räuberbanden unterwegs zu schützen.

Überall am Wege sieht man Klöster liegen, die meist nach Art von Festungen auf einem Berg oder einem Felsen gebaut sind; und in der Tat sind es auch Festungen, denn die Mönche sind sehr kriegerisch und wehren sich mit der Waffe gegen Angriffe von Fremden und gegen räuberische Überfälle. Der Tibetaner wird in diesen Klöstern freundlich aufgenommen



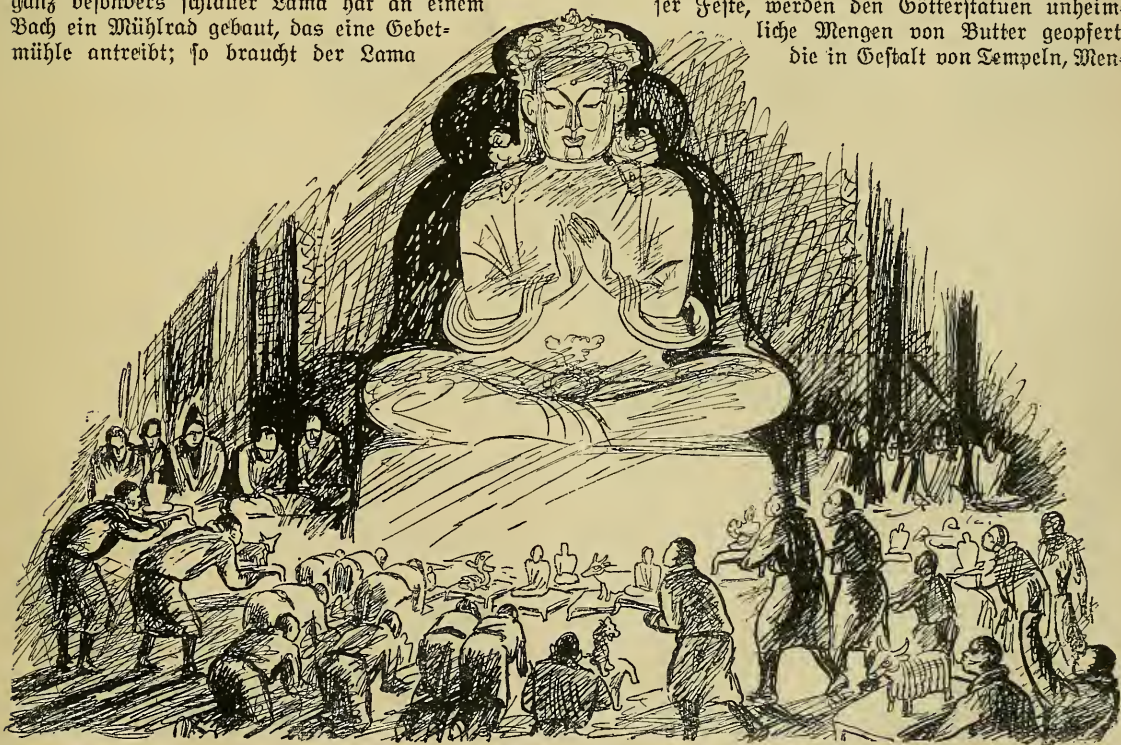
Keine Antenne,
sondern ein Opfermast der Tibetaner.

und kann am anderen Tag erfrischt und ausgeruht weiterziehen. Den Fremden, ob sie nun Weiße oder Chinesen sind, begegnen die Mönche mit Mißtrauen oder mit einer Freundlichkeit, hinter der sich ein tiefer Argwohn verbirgt. Daher verkleiden sich die Reisenden, die etwas über das Land erfahren wollen, als Tibetaner und sprechen deren Sprache. Sven Hedin reiste sogar als Kuli, trug seine eigenen Lasten und ließ sich zum Schein von einem seiner Diener, der den Herrn spielen mußte, kommandieren und anschnauzen.

In fünf oder sechs Tagesreisen von der Grenze erreicht man Schigatse, die Stadt des Tschu Lama, der der oberste Bischof der Religion der Lamas ist, und dem alle Mönchs- und Nonnenklöster unterstehen. Die Stadt ist voller Mönche des roten und des gelben Ordens. Die einen tragen feuerrote Kleider und riesige rote Hüte mit Haarbüscheln, die anderen tragen gelbe Kleider mit roten Gürteln und einen großen gelben Hut. Fortgesetzt murmeln sie Gebete, und in den Händen halten sie Gebetmühlen, die sie ständig drehen. In den Gebetmühlen, die wie die Klapper von kleinen Kindern aussehen, sind geschriebene Gebete eingeschlossen, und die Mönche glauben, daß wenn sich die Mühle einmal dreht, es ebenso gut ist, wie wenn sie die Gebete alle gesprochen hätten. In allen Tempeln und Kapellen Schigatse, ja überall im Lande und selbst in entlegenen Felsentälern, findet man große Gebetmühlen, die ganze Bände voll Gebete enthalten, und Opfermasten, die wie riesige Spinnenneke oder wie Antennen aussehen. Ein ganz besonders schlauer Lama hat an einem Bach ein Mühlrad gebaut, das eine Gebetmühle antreibt; so braucht der Lama

nichts zu tun, er kann sogar schlafen, und die Mühle betet für ihn. Umgeben von Wüsten und Hochgebirgen, die Tod und Verderben bedeuten, im ewigen Kampf mit Lawinen, Stürmen, Kälte und Hungersnot, fühlen sich die Tibetaner von hundert bösen Dämonen belauert und sehen sich immer dem Tod gegenüber. Daher hören sie nicht auf, ständig und auf alle erdenkliche Arten für ihr Seelenheil zu beten.

Schigatse liegt am Ufer des Brahmaputra, der hier Tsangpo heißt. Wenn man seinem Lauf folgt und dann nach Norden abbiegt, gelangt man — nach einer Reise von 8—10 Tagen durch Bergwildnis — nach der Hauptstadt des Landes, Lhasa, der Residenz des Dalai Lama, der über das Land herrscht. Für eine Hauptstadt ist Lhasa sehr klein; es hat kaum mehr als 20 000 Einwohner, beherbergt aber in seinen prächtigen Klöstern über 18 000 Mönche, also fast so viel wie die ganze Bevölkerung. Bei den großen Festen, besonders zum „Butterfest“, strömen Hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen des Landes nach Lhasa, wo sie in großen Logierhäusern untergebracht werden. Auf den Höfen der großen Tempel finden Tänze statt, wilde Tänze, bei denen die Mönche die furchtbarsten Masken furchtbarer Dämonen oder Teufel tragen und ihre Waffen in gefährlicher Weise schwingen. Nachts gehen die Feste beim phantastischen Schein von Fackeln weiter. Die ganze Wildheit der Natur steckt in diesen Tänzen und in der eintönigen aber kräftigen Musik, die auf Trommeln, Flöten und fünf Meter langen Posaunen ausgeführt wird. Beim Butterfest, dem berühmtesten aller Feste, werden den Götterstatuen unheimliche Mengen von Butter geopfert, die in Gestalt von Tempeln, Men-



Das große Butterfest: Im Tempel zu Lhasa werden dem Buddha riesenmengen von Butter geopfert, die wie Menschen und Tiere geformt sind.



Bei den Festen führen die Mönche wilde Tänze in furchigen Masken auf.

schen und Tieren modelliert sind. Es wird unglaublich viel gegessen und getrunken, wochenlang dauert das Fest. Dann ziehen die Tibetaner wieder in ihre einsamen Klöster oder in die Bergwildnis und leben ihr kargliches und von vielen Gefahren bedrohtes

Leben weiter. Nur selten sieht solch ein Nomade ein freundliches Gesicht, und wenn er es sieht, begrüßt er es auf eine seltsame Art, indem er die Hand hinter das linke Ohr legt und die Zunge lang herausstreckt, denn das ist der landesübliche Gruß in Tibet.

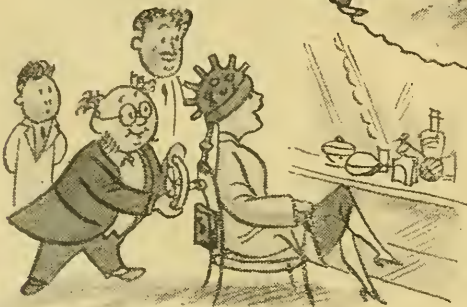
Professor Pechmanns Haarschneide- und Frisiermaschine



Professor Pechmann tut es leid,
Daß der Friseur, der Haare
Und sie frisiert — in jeder Stadt
Schneid't
So viele schwere Mühe hat.
Worauf er seinem Glück vertraut,
Und einen Apparat erbaut,
Der jeden Haarschnitt und
Tracht



Elektrisch und von selber macht.
Er hofft, von sämtlichen Frisören
Nur eitel Lob und Dank zu
hören —
„Der Hebel rechts“ — spricht er —
„Frisur!
Der Hebel links: so schert man mer!“
In dem Friseurstuhl sitzt schon still
Ein Fräulein, das frisiert sein will.



„Gemacht!“ strahlt Pechmann. Allerdings
Schiebt er den Knopf zerstreut nach links.



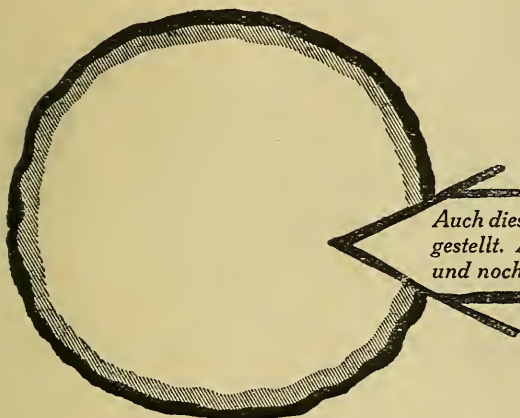
Die Wirkung freilich ist fatal:
Das Haar ist futsch, das Fräulein kahl!

Der lustige Spielmann und der Reiche

Eine Geschichte zum Nachdenken

Bei Montpellier lebte einst ein ganz armer Mann, der hieß Rubin. Er wohnte unter der Haustreppe eines Geizhalses, der steinreich war. Der Arme hatte eine Fiedel, die er nach der Tagesarbeit auf der Straße spielte. Das brachte ihm manchmal vier oder gar fünf Groschen Spiellohn ein, und dieser Verdienst machte ihm große Freude. Sein Herr dagegen hatte nie einen frohen Tag. Der dachte Tag und Nacht bekümmert über seine Geldgeschäfte nach. Da sagte einst seine Frau zu ihm: „Du, dieser Rubin besitzt nichts, und doch ist er immer lustig; und du hast alles im Ueberfluß und bist doch immer voll Sorgen.“ Und ihr Mann erwiderte: „Na warte, dem will ich seinen Frohsinn schon vertreiben.“ Die Frau aber wandte ein: „Das wird dir nicht gelingen, wenn du ihm nicht etwa ein Leid antust!“ Er jedoch versicherte ihr: „Ich werde ihm nichts Böses zufügen.“ Und der Hausherr warf heimlich einen Sack gefüllt mit Geld

durchs Fenster in die Kammer des Rubin. Am Morgen fand der Arme das Geld, und nun dachte er den ganzen Tag darüber nach, was er wohl damit beginnen sollte. Und dahin waren Gesang und Frohsinn auf lange Zeit. Nach einigen Tagen sprach der Geizhals zu seiner Frau: „Warum singt denn der Rubin nicht mehr?“ Und sie erwiderte: „Das ist mir unbegreiflich. Er hat wirklich schon lange nicht mehr gesungen.“ Der Mann aber sprach: „Ich werde ihm seinen Gesang wiedergeben.“ Und er ging zum Rubin hinunter und verlangte sein Geld zurück. Der Arme wagte nicht, es zu verweigern, und gab es ihm heraus. Dann aber griff Rubin nach seiner Fiedel und spielte auf ihr lustig wie zuvor. Der Geizhals aber sprach wieder zu seiner Frau: „Hör doch, der Rubin singt wieder!“ — „Ja, ich höre es,“ erwiderte sie, „wie geht denn das zu?“ Und nun erzählte ihr der Geizhals, wie er es angefangen hatte.

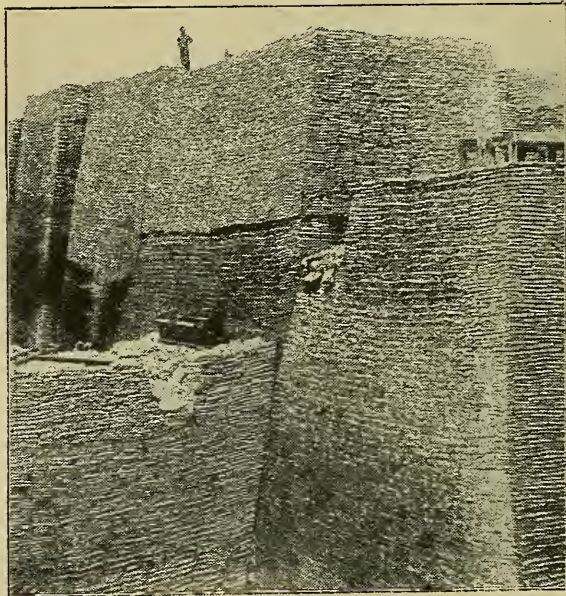


Holz

Auch dieses Papier, auf dem der Fridolin gedruckt ist, ist aus Holz hergestellt. Aus Holz sind fast alle wichtigen Gebrauchsgegenstände und noch viele andere für unser Leben notwendige Sachen gemacht

Bei einem starken Unwetter, das plötzlich hereinbrach, flüchtete sich ein Urmensch, der seine Höhle nicht mehr erreichen konnte, unter den Schutz eines Baums. Er fand, daß die Aeste und Blätter des Baums den Regen sehr gut abhielten, und während er in die Krone hinaufblickte, die sich wie ein Dach über ihm wölbte, kam ihm zum erstenmal der Gedanke eines Hauses, das man aus Baumstämmen bauen könnte. Das Holz trat in den Dienst des Menschen. Die ersten Häuser waren nur belaubte Nester, die man so in den Erdboden steckte, daß sie in der Mitte einen geschützten freien Raum ließen. Da aber die Blätter bald abfielen, mußten die Nester enger aneinander gereiht werden; man nahm dickere Nester und schließlich ganze Baumstämme. — Die Blockhütte entstand.

Nebenher lernte der Mensch, daß das Holz den besten Heizstoff abgibt. Die riesigen Urwälder, die die Oberfläche der Erde damals bedeckten, lieferten Holz in Hülle und Fülle. Noch heute heizen Millionen Menschen ausschließlich mit Holz, sie bereiten



Holz pappe für Papierherstellung. Berge von Holz braucht man täglich zur Herstellung von Zeitungspapier.

ihre Mahlzeiten darauf; das Holz erhält sie warm und am Leben.

Das Holz half den Menschen, sich die riesigen Wasserflächen untertan zu machen. Baumstämme wurden mit Schlingpflanzen aneinander gebunden; es entstand das Floß, mit dem unsre Vorfahren die ersten schüchternen Schiffsfahrtsversuche längs den Küsten machten. — Das Floß wurde verbessert, es wurden Schiffe gebaut, an einem schlanken Tannenstamm spannte sich das Segel. Alle bedeutenden Fahrten zur Entdeckung und Erforschung der Erdteile wurden auf hölzernen Schiffen gemacht; als das Eisen begann, allmählich das Holz zu verdrängen, war die ganze Welt schon erforscht. Das Holz hatte den Menschen zum Herrn der Welt gemacht. Es half ihm Handel treiben mit fremden Völkern und es half ihm Brücken bauen.

Die Neuzeit kam mit Dampfschiffen, Eisenbahnen

und Telegraphen. Auf dem Wasser wurde das Holz zeitweilig verdrängt, das Eisen trat in den Rümpfen der großen Dampfer an seine Stelle. — Eisenbahnen spannten ihre eisernen Schienen über das Gesicht der Erde; aber die Schienen mußten ihrerseits auf hölzernen Schwellen ruhen. Quer über das europäische und das asiatische Festland zieht sich der Schienenstrang der sibirischen Eisenbahn hin, die den Westen mit dem fernen Osten verbindet. In 14 Tagen

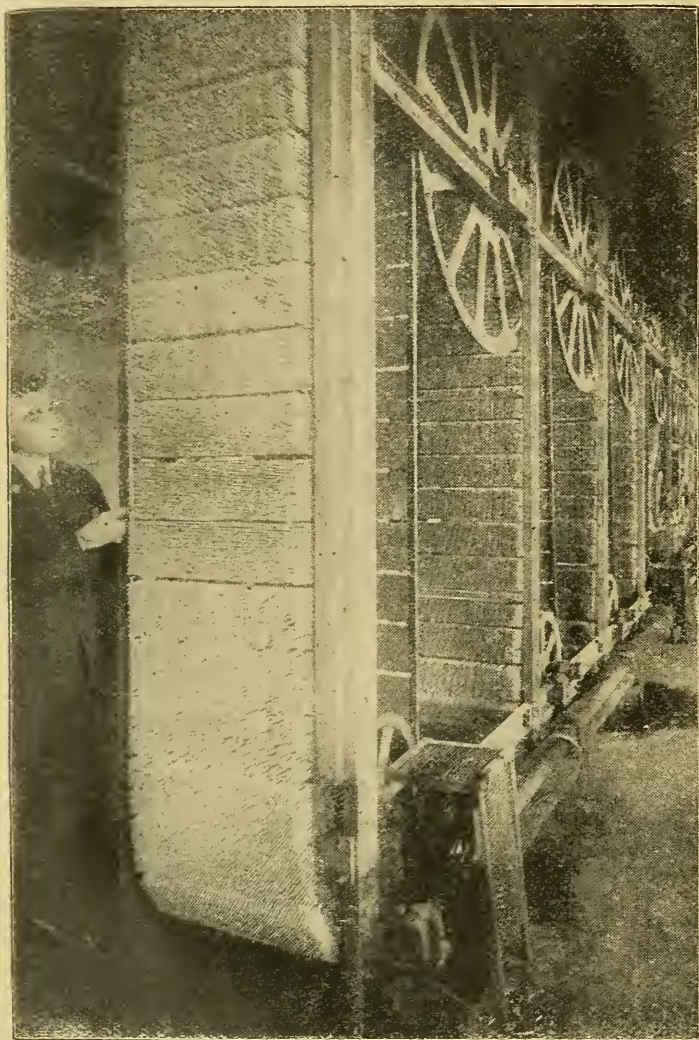
fährt man von Berlin nach Tokio, von einem Ende der Welt zum andern. 8000 Kilometer ist die Bahn lang, ein einziger gerader Schienenstrang, auf dem die Expresszüge Tag und Nacht

sicher dahinfliegen. In Abständen von weniger als ein Meter liegen die Holzschwellen und tragen die Schienen. Weit über acht Millionen

Schwellen stellen die Verbindung zwischen Europa und

Asien her. Ganze Wälder mußten dazu abgeholzt werden. Das Holz ist der aufopferndste Diener des Menschen. Es kam die allernueste Zeit, die man vielfach die „papierne“ nennt, weil unheimliche Mengen Papier in Form von Büchern, Zeitungen, Plakaten, Briefpapier und Briefmarken verbraucht werden. Das Papier — wird aus Holz gemacht, dessen Fasern in Maschinen zerrissen, zerstampft und zu dünnem Papier ausgewalzt werden; und das kostet wieder unzählige Wälder das Leben. Streichhölzer und Musikinstrumente, Haushaltsgerät und Möbel, Spielsachen und Sportgerät, Teile von Häusern, Flugzeugen, Schiffen und Eisenbahnwagen, alles das wird gewissermaßen aus den

Das Holz als Diener
sammeng

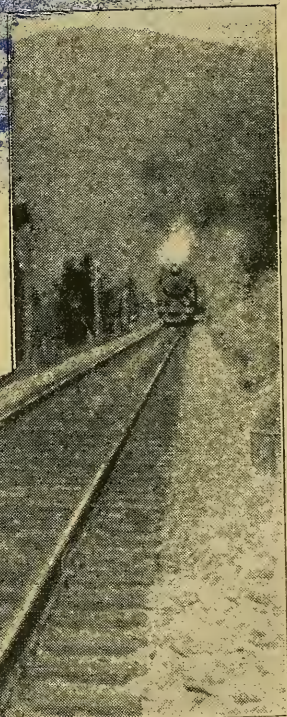


Das Innere einer Streichholzfabrik: Annahmen von Holz braucht man zur Herstellung der Streichhölzer.



en: Zu ungeheuren Flößen werden die Baumstämme mit eisernen Ketten zu-
über Ströme und Flüsse bis in die großen Städte getrieben.

Leibern der Bäume geschnitten. Telegraphenstangen erheben sich aus der
Erde zu neuen, künstlichen Wälbern. Wird denn der Holzvorrat der
Welt nicht eines Tages versiegen? — Sommer und Winter er-
klingt die Axt des Holzfällers in den Wäldern aller Erdteile.
Tanks und Dynamitpatronen werden zum Fällen der
Bäume verwendet. Die großen Flüsse hinab, die
aus dem Herzen der Länder nach dem Meer
und den großen Städten strömen, kommen
die Flöße mit mannsbiden Baum-
stämmen — unaufhörlich. Die
Stromschnellen und Wasser-



Das Holz als Führer in fremde Länder: Viele Hunderttausend Kilometer lang liegen ganze
Wälder von Holzschwellen, über die Schienen in ferne Länder führen.



Das Holz, einer der wichtigsten Diener des Menschen: Fast alle unsere Spielwaren, Schauelpferde, Bautäfen usw., die Tabakpfeifen, Tennisschläger, Streichhölzer, Bleistifte, Federhalter, Lineale und Winkelmesser, Ruder-, Paddel- und Segelboote, Wein- und Bierfässer und viele andere Gegenstände werden aus Holz hergestellt.

fälle hinab, an Strombiegungen staut sich das Holz, eine Sprengung mit Dynamit beseitigt die Stauung, und alles verschwindet in den Sägewerken und Fabriken. Der Mensch hat eingesehen, daß ihm die

Entholzung aller Wälder droht; daher beginnt er, die Wälder aufzuforsten. Junge Bäume werden eingepflanzt, und so wächst ein neuer Vorrat von Holz für den Gebrauch der Menschen heran.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.

(1. Fortsetzung.)

Da trat eine Aenderung der Lage ein, und der Coyote bemerkte sie nicht sogleich. Aber Stabusch bemerkte sie, weil er in die Augen des Coyoten blickte. In den Spiegeln, die die Augen des Coyoten waren, sah er, wie die Köpfe der beiden andern Coyoten über dem Dachsbau plötzlich verschwanden. Sie waren schon weg, als der Coyote aufblickte.

In diesem Augenblick fuhr Stabusch aus dem Dachsloch heraus und hatte ihn schon am Kragen.

Der Coyote wurde durch den Ansprung Stabusch's zur Seite geschleudert. Er ruderte mit den Beinen wild durch die Luft, um hochzukommen, aber Stabusch war ihm über. Plötzlich, als der Coyote mit verzweifelter Kraft sich hochwarf, unterlief ihn Stabusch und faßte ihn an der Kehle. Es war ein ein-

Das ärgerte vielleicht den Mann, oder war es nur

Stabusch findet die Spur seiner
Brüder.

Wenn der Sturm verstummte, heulten in den Nächten die Coyoten, und dann erhob sich ein andres Geheul, tief und gewaltig. —



Staubsch unter den Wölfen: Blutgierig stürzte sich das Rudel Wölfe auf die Schafe und rissen eins um das andre nieder.

Der Mann hatte die Büchse wieder geschultert und ging davon. Eine Stunde später lag Stabusch unter dem Schäferfarnen. Hiram sah ihn da. Ganz in sich zusammengegerollt lag Stabusch auf der Erde. Seine Glieder zitterten. Er schien zu frieren.

In einer Nacht lief Stabusch hinaus in den Schnee. Er fand die Spur seiner Brider. Er roch ihren Geruch. Die Spur war frisch. Stabusch folgte ihr und stieß auf ein Rudel Grauwölfe, das durch den Schnee zog. Neun Wölfe bildeten eine Kette; ein arauer Schatten ging hinter dem andern her und trat

in dessen Spur. Der Anführer ging voran. Die Wölfe schenkten Stabusch keine Aufmerksamkeit. Er roch nach Wolf. Stabusch schloß sich als letzter an die Kette an. Er trat wie die andern in die Spur seines Vordermanns. Das Rudel zog lautlos dahin. Der Anführer blieb von Zeit zu Zeit stehen und sicherte, und sogleich erstarrte das ganze Rudel. Alle Wölfe blickten auf den Anführer. Der Wind wehte von den Wölfen weg; sie hatten keine Witterung. Sie legen geduckt im Schnee, nur die Ohren bewegten sich. Da erhob der Anführer sein Geheul. Dampf stieg aus seinem Nacken, und der eisige Wind trug den langgezogenen Klage-ton davon. Stabusch begann das Blut unter dem Fell zu klopfen; seine Ohren zuckten.

Der Anführer streckte den Nacken vor und lauschte. Er lief hin und her und heulte wieder. Da wurde es auch im Rudel lebendig. Einer heulte mit, und als zweiter fing Stabusch an. Er heulte mit solcher Leidenschaft, daß das ganze Rudel befeffen wurde. Alle heulten los; es klang, als wären die Toten aus ihren Gräbern gestiegen.

Plötzlich schwiegen sie. Aus der Ferne drang — kaum hörbar — ein kurzer Laut. Sie kannten ihn alle. — Hundegebell! Die Hunde kamen. Der Anführer der Wölfe hatte erreicht, was er wollte. Das Rudel lief in seiner eigenen Spur zurück, dann bog der Anführer ab. Sie liefen nun Galopp, einer hinter dem andern. Sie liefen so schnell, daß man nur einen grauen Strich sah, der wie ein Pfeil über den Schnee dahinslog. Das Hundegebell war in der Ferne verklungen. So beschreiben sie einen Bogen nach der entgegengesetzten Seite. Dort kam ihnen der Wind entgegen; es roch nach Schafen. Da öffneten sie die Nüstern und schlürften gierig den Geruch ein. Sie liefen schneller und immer schneller. Ein wilder Rausch überfiel sie. Keuchend ging ihr Atem.

Als sie unter einer Dunstwolke die dunkle Masse der Schafherde auf dem Schnee erblickten, stürmten sie besinnungslos darauf zu. Der Anführer riß das erste Tier, dann fiel das zweite, das dritte, das vierte. Im Umkreis sprangen die Schafe auf und drängten sich erschrocken zusammen. Der Platz, wo die Wölfe angegriffen hatten, wurde frei. Dort lagen nun zehn oder zwölf getötete Schafe, aber die Wölfe ließen sich kaum Zeit, das frische Blut zu schlürfen, das aus den Wunden der Bisse quoll. Der Blutauswurf hatte sie gepackt. Sie stürzten den Schafen nach, rissen eines um das andre nieder; die ganze Herde geriet in Bewegung und rannte in blindem Entsetzen nach allen Seiten auseinander.

Da krachte ein Schuß, und einer der Wölfe, der auf dem Rücken eines galoppierenden Schafes hing, machte einen Luftsprung und fiel röchelnd auf den Rücken. Der Strahl einer Laterne flackerte umher; da kam der Schäfer Ole durch den Schnee, ließ die Büchse repetieren, legte an und feuerte zum zweitenmal. Dicht vor Stabusch schlug die Kugel ein und überschüttete ihn mit Schnee und Erde.

Zwei Wölfe liefen in die Prärie zurück. Das war ihr Verderben. Ole hatte an den abgesonderten dunklen Körpern über dem weißen Schnee ein gutes Ziel; er schoß dreimal hintereinander. Der eine Wolf fiel beim ersten Schuß, der zweite wurde angeschossen,

stürzte, kam wieder hoch und wollte sich fortschleppen; da warf ihn der dritte Schuß tot in den Schnee.

Beim ersten Schuß war der Anführer der Wölfe verschwunden. Er sprang mit einem mächtigen Satz über vier Schafe weg in das Gewühl, glitt blitschnell unter Hunderten von Schafbeinen durch und erreichte die andre Seite der Herde.

Dort riß er ein Schaf, fraß sich satt und trabte unbehelligt durch die Nacht davon. Stabusch und die übrigen Wölfe wurden von den drei Hunden Oles gestellt. Die Wölfe rotteten sich zusammen; einen hatte der Hund Nago schon gerissen, einen hatte Ole noch abgeschossen: blieben fünf. Die fünf wußten, daß es ihr Tod war, wenn sie abwarteten. Sie stürzten sich, noch ehe Ole die Patronen in das Magazin der Büchse gesteckt hatte, auf die Hunde, und Ole war machtlos, denn wenn er geschossen hätte, hätte er ebensogut einen seiner Hunde wie einen Wolf treffen können.

Die beiden schwächeren Hunde wurden erledigt. Aber der Riese Nago hatte einen Wolf gepackt und in den Schnee gerissen; der Wolf war Stabusch. Sie wälzten sich übereinander. Nago hatte sich in Stabuschs Halsband verbissen; Stabusch rang nach Luft und schlug mit den Beinen um sich. Aber das Halsband riß. In diesem Augenblick sprangen zwei Wölfe Nago an; einer hing sich an seine Flanke, einer zer-setzte ihm das rechte Ohr. Nago biß nach rechts und links, kam aber nicht mehr frei. Er erhielt einen Biß in den Hals und einen in den Bauch und war am Zusammenbrechen. Ole war herangekrochen und stieß mit dem Kolben der Büchse zu. Einer der Wölfe sprang ihn an und biß ihn in den Arm. Nun war es auch mit dem Schießen vorbei. Die fünf Wölfe blieben am Leben und entkamen über die Prärie.

12. Kapitel.

Der Schäfer Ole hat den Beweis
in der Tasche.

Stabusch aber kehrte zurück zum Schäferfarren. Am andern Morgen kochte Hiram auf dem kleinen Ofen im Karren die Suppe für sich und seinen Hund wie alle Tage, dann gingen sie an die Arbeit, und alles war so, wie es an jedem Tag gewesen war. Sie kamen am Nachmittag zum Karren zurück, da saß auf der Deichsel der Schäfer Ole. Er trug den rechten Arm in einer Binde.

„Was ist los?“ fragte Hiram und deutete auf den verbundenen Arm.

„Hm —“ machte der Schäfer Ole und klopfte am Stiefelschaft seine Stummelpfeife aus, „wollte dir sagen, du wirst deinen Hund abschaffen müssen.“

„Abschaffen . . .?“

„Jawohl,“ sagte Ole und zog mit der linken Hand etwas aus der Tasche. Ein Hundehalsband war es. Ole ließ es um zwei Finger tanzen und legte es dann vor sich hin auf sein Knie. Hiram blickte auf das Halsband und dann auf Stabusch; er wunderte sich, daß er den ganzen Vormittag über nicht bemerkt hatte, daß Stabusch kein Halsband trug. „Wo hast du es gefunden?“ fragte er nach einer langen Pause und streckte die Hand nach dem Halsband aus, aber

Ole war schneller und ließ es in seiner Tasche verschwinden.

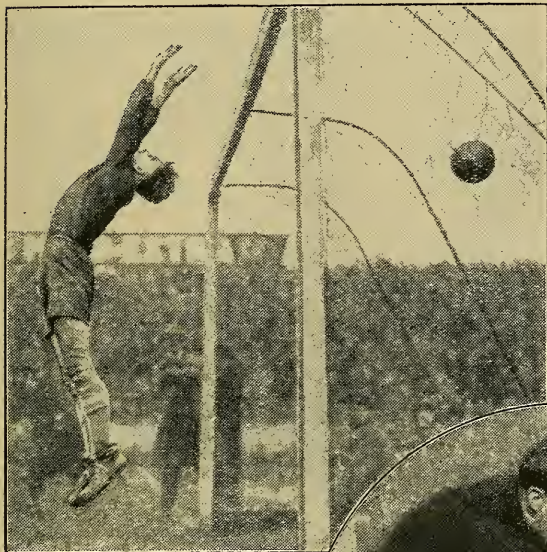
„Gefunden?“ sagte Ole — „es ist dem Rago in den Zähnen geblieben gestern nacht. Dreiundsechzig Schafe tot, zwei Hunde tot, Rago zusammengebissen. — Guter Hund . . . muß schon sagen! Hütet am Tag die Schafe und bei Nacht frißt er sie.“

„Hat bei mir nie ein Schaf angefaßt,“ sagte Hiram.

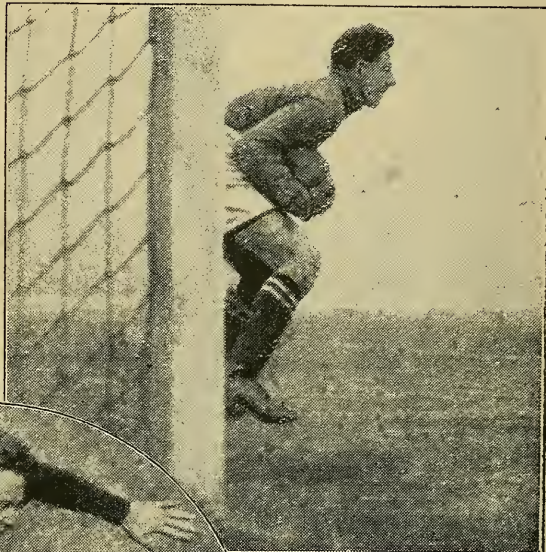
„Wär' mir lieber, bei dir als bei mir. Im Sommer — in den Bergen? Kannst dich erinnern, hm? Das war der da — der Wolf. Ging in der Nacht nach meinen Lämmern. Feiner Schäferhund!“

(Fortsetzung folgt.)

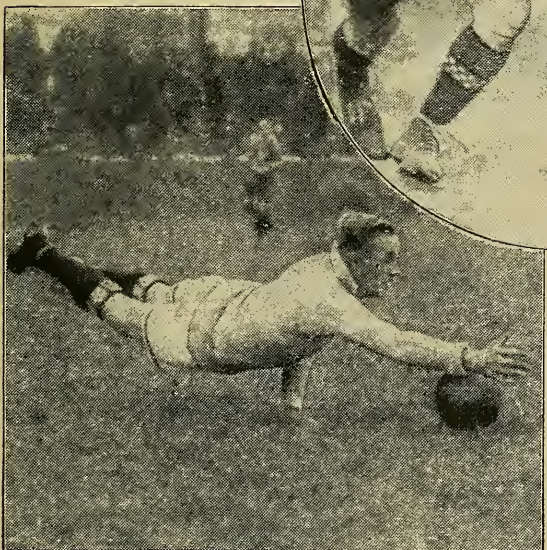
90 Minuten Torwächter



Gerettet! Der Torwächter hat den Ball im letzten Augenblick über das Tor gelenkt.



Gefangen! Der Torwächter hat den Ball sicher an sich gerissen.



Gestoppt! Im Fallen erreicht der Torwächter noch den Ball.



(Kreis): Aus! Der Torwächter wirft sich in die Flugbahn des Balls.

Tor! Der Torwächter hat sich zu spät geworfen, der Ball ist im Tor.

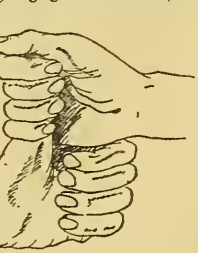
David und Goliath

Wie man als Knirps große Männer „schlagen“ kann

Der kleine David erschlug den Riesen Goliath — nicht durch seine Kraft, denn er war nur ein Knirps, sondern durch Schlaueheit. Durch Schlaueheit können auch wir erwachsene Leute „schlagen“, und wem es Freude macht, den Großen in aller Freundschaft eins „auszuwischen“, der soll folgende Tricks anwenden.

Man behauptet einfach kühn einem Erwachsenen gegenüber: „Du kannst meine zwei Fäuste nicht voneinander bringen!“ — Man

legt die geballten Hände aufeinander, und der Große kann sie tatsächlich nicht voneinander bringen, da kann er sich anstellen, wie er will. Wie kommt das? Wir haben einfach, ohne daß er es gemerkt hat, den Daumen der unteren Faust in die obere gesteckt und halten ihn da fest. — Der Große hingegen, der diesen Kniff nicht kennt, muß sich gefallen lassen, daß der Knirps seine Fäuste durch einen schnellen Schlag von rechts und von links auseinander bringt. Wenn der Große sich dann so recht ärgert, sagen wir ihm: „Ich will dir Vergeltung geben. Glaubst du, daß du mich von meinem Standort wegziehen kannst, wenn ich mich ganz einfach hinstelle?“ — Natürlich glaubt er es, die Großen glauben immer, sie könnten alles. Man stellt ihn mit dem Rücken gegen eine Wand, und reicht ihm die Hand und sagt: „So, nun zieh' mich mal weg.“ — Er wird es auf keinen Fall können, und wenn er ein Goliath an Wuchs wäre. Wir sind eben Davids an Schlaueheit!



Der Daumen der unteren Hand wird in die obere gesteckt und festgehalten.

Onkel Otto.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Ein Bauer verkaufte in einem Grenzzorte ein Kalb unter der Verpflichtung, es zollfrei über die Grenze zu bringen.

Er ging nach Hause und paßierte bald darauf, mit einem großen, schweren Sack beladen, die Zoll-

grenze. Natürlich wurde er von den Grenzwächtern angerufen, und antwortete auf deren Frage nach dem Inhalt des Sackes:

„Ich habe nur einen großen Hund darin, den ich jochen kaufte!“

Als die Beamten jedoch darauf bestanden, der Sack müsse geöffnet werden, rief das Bäuerlein: „Wenn der Hund aber herauspringt und davonläuft, müßt ihr mich entschädigen!“

Die Grenzwächter waren damit einverstanden, und richtig: Beim Öffnen sprang ein großer Hund heraus und lief schleunigst fort, die Beamten sämtlich — freilich vergebens — hinterher. Nun begann das Bäuerlein zu schimpfen und zu lamentieren. Die Grenzwächter suchten durch gesammelte Geldspenden den Aufgeregten zu beruhigen und meinten dabei, er könne ja den Hund vielleicht wieder einfangen. Schließlich trottete der Bauer ab und erschien am Nachmittag wieder an der Grenze mit seinem großen, schweren Sack. Schon von weitem rief er den Beamten zu:

„Mit vieler Mühe und unter großer Schererei habe ich den Ausreißer wieder einfangen können!“ und setzte lachend hinzu: „Wollt ihr ihn nochmals sehen?“

„Nein! nein!“ riefen da aber die Grenzaufseher wie aus einem Munde, „wir haben von diesem Morgen noch genug, — macht, daß Ihr mit Eurem Köter weiterkommt!“

Das Bäuerlein ließ sich das nicht zweimal sagen und lieferte sein Kalb, wie versprochen, zollfrei dem Käufer ab!

Welche Sprache wird am meisten gesprochen?

Am meisten wird Chinesisch gesprochen, nämlich von 453 Millionen Menschen, dann Indisch von 230 Millionen Menschen. Allerdings werden diese beiden Sprachen nur im Lande selbst gesprochen. Englisch wird von 163 Millionen Menschen gesprochen, Deutsch nur von 91 Millionen, Spanisch von 80 Millionen, Russisch von 70 Millionen, Französisch von 45 Millionen und Italienisch von 41 Millionen Menschen.

Mein neues Preisausschreiben

„Der geheimnisvolle Tintenklecks“

Freunde! Daß ich kluge Freunde habe, wußte ich ja; aber ihr seid noch viel schlauer als ich dachte. Eure Lösungen sind glänzend ausgefallen! Ich habe mich mit dem Durchsehen auch besonders beeilt und werde euch schon in der nächsten Nummer meiner Zeitschrift mitteilen, wer die glücklichen Gewinner der 104 Preise sind. Also, noch kann jeder von euch hoffen, der neue Herr unseres schönen Wolfshundes zu werden.

Euer Fridolin.

Briefkasten

Conrad K. in Köln. Man hat die Briefe nicht immer in Briefumschlägen versandt. Noch vor hundert Jahren wurde der Briefbogen einfach zusammengefalt, mit einem Siegel oder einer Oblate verschlossen und adressiert. Im Mittelalter wurden die Briefe gerollt und in Rollen oder Kapseln gesteckt; das Altertum kannte Wachstäfelchen, in die man die Nachricht mit einem spitzen Stift eintrug, und die dann, sorgfältig verpackt, versandt wurden.

Erich P. in Stuttgart. Wie man auf die einfachste Weise Elektrizität erzeugen kann? Man legt eine Glascheibe in einige Zentimeter Entfernung von der Tischplatte auf zwei Bücher und reibt sie mit einem seidnen Tuch. Die Glascheibe ist dann elektrisch geladen, zieht kleine Papierschnitzel, die man darunter legt, an.

Anna B. in München. Porzellan ist gebrannte oder „gebundene“ Erde. Allerdings verwendet man dazu nicht gewöhnliche Erde, sondern die sogenannte Porzellanerde, auch Kaolin genannt, die man zu Geschirren formt, die im Brennofen zweimal gebrannt werden, das erste Mal ohne, das zweite Mal mit der Glasur. Die Chinesen sind die Erfinder des Porzellans. Das Zeichen der gekreuzten Schwerter auf deiner Tasse bedeutet, daß sie in Meissen gemacht wurde.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
 beth — der — di — e — e — en — fen — im
 — in — ke — ki — kopf — le — li — ne — no —
 non — pfei — rät — rei — roß — sa — sel — stahl
 sind 10 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben (zuerst) von oben nach unten, und Anfangsbuchstaben gleichfalls von oben nach unten gelesen einen bekannten Ausspruch ergeben. Jede Verszeile erläutert ein Wort, die beiden Schlusszeilen beschreiben das letzte Wort:

Bewegte Bilder zeigt die Stätte;
 Es heißen Mädchen so, viel nette,
 Im fernen Asien ist's ein Land;
 Ein Schmetterling, euch wohlbekannt;
 Der Raucher tut Tabak hinein;
 Du rätst es sicherlich allein;
 Hat einmal den Kanal durchschwommen;
 Allwo man Honig kann bekommen;
 Das Fahrrad man so nennen kann,
 Es fährt darauf Kind, Frau und Mann.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 2.

Silbenrätsel.

1. Sessel, 2. Christfest, 3. Winter, 4. Innsbruck,
5. Meerbusen, 6. Mettwurst, 7. Erle, 8. Nefke,
9. Tragbalken, 10. Urban, 11. Rosenkohl, 12. Nase,
13. Eduard, 14. Nefke.

Schwimmen, Turnen, Fußball, Tennis.

Besuchskarten-Rätsel.

Stubenmaler.

Fridolin's Lachkabin



„Hast du noch deine Stellung als Echo im Gebirge?“

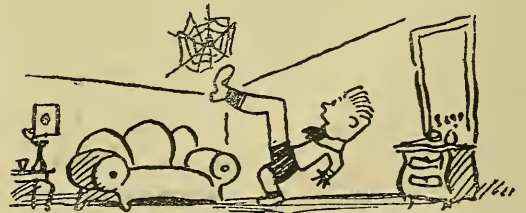
„Nein, die habe ich aufgeben müssen. Da ist eines Tages ein Chineser gekommen, der das Echo probieren wollte, und da konnte ich natürlich nicht antworten.“

*

Professor: „Sie wissen also nicht, Herr Kandidat, wo Ihre Milz sitzt? Na dort, wo Ihre Uhr steckt.“

Kandidat: „Unmöglich, Herr Professor! Meine Uhr ist im Leihhaus.“

*



Paul: „Vater, auf der Zimmerdecke kriecht eine Spinne herum!“

Vater, in Gedanken: „Bertritt sie und laß mich in Ruhe!“

*

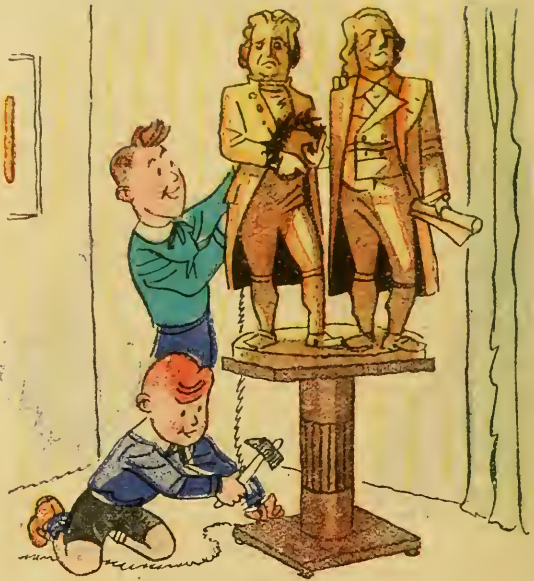
In die Apotheke kommt ein kleiner Junge und verlangt ein Thermometer. „Soll es ein kleines oder ein großes sein?“ fragt der Apotheker.

„Geben Sie ein recht großes,“ jagt der Junge, „wir wollen eine schöne warme Stube haben.“

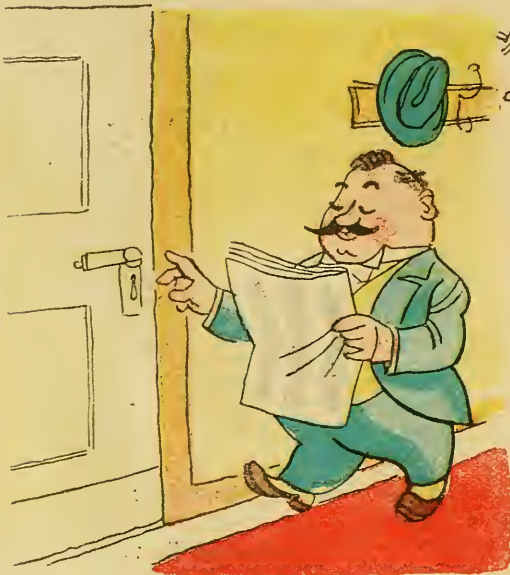
Der geheimnisvolle Lautsprecher



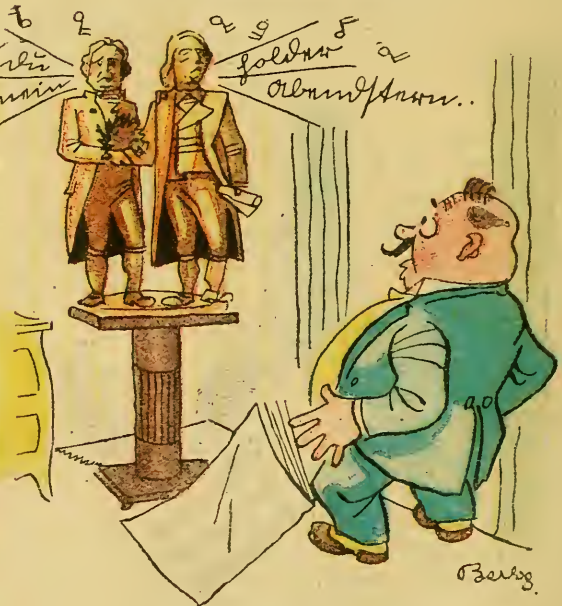
Gerne hören Hans und Peter
Radiolänge aus dem Aether.
Hier steht Peter an der Wand,
Wo er neue Drähte spannt.



Und den Draht — Papa soll staunen! —
Führt er an den Tisch, den braunen,
Und schließt an auf der erhöhten
Platte Schiller's sowie Goethe's.



Vater, der im Dienst gewesen,
Will nun seine Zeitung lesen.
Oh, wie glücklich, wenn beschieden
So ein Stündchen Abendsfrieden.



Was ist das? Mit holstem Triller
Singt der Goethe, singt der Schiller.
Tief verwundert spricht der Vater:
„Sowas war ja noch nicht da!“

Berzog

Der heitere **Fridolin**



Der Rabyle riß sein Pferd im Bogen hoch, als er in der Ferne den weißen Mann liegen sah.
(Zu der Geschichte „Die Rache des Rabyle“ auf Seite 3–4.)

Das Ergebnis meines großen Preisausschreibens

„Der geheimnisvolle Tintenfleck“

Freunde! Ein Berg von richtigen Lösungen der Preisfrage „Der geheimnisvolle Tintenfleck“ liegt auf dem Redaktionstisch. Unter ihnen allen sind, wie es den Bedingungen entsprach, der Reihe nach die 104 glücklichen Gewinner ausgelost worden, die die Hauptpreise bekommen, und zwar Nummer 1 den dressierten Wolfshund, Nummer 2 den Handwerkskasten, Nummer 3 die silberne Armbanduhr mit Leuchtzifferblatt, Nummer 4 den Fußball und Nummer 5 bis 104 je ein Buch als Trostpreis. Wie die richtige Lösung meiner Preisfrage lauten mußte, erseht ihr aus der abgebildeten Postkarte. Auch wenn andere Wörter gefunden wurden, ließ ich sie gelten, wenn sie sinngemäß waren, und wenn der Rhythmus des Gedichts darunter nicht gelitten hatte. Wer in der Ueberschrift das Wort „Welt“ durch „Erde“ ersetzte, hatte eine richtige Lösung, dagegen konnte man das letzte Wort „Welt“ nicht durch „Erde“ ersetzen, weil in das Versmaß nur ein einsilbiges Wort paßte. Das gleiche gilt für das Wort „Radiohörer“. Es war richtig, „Rundfunkhörer“ dafür zu sagen, aber falsch, „Kopfhörer“ an



Wie ein kleiner Schlauberger das Preisausschreiben lösen wollte: Er versuchte einfach, die Tintenflecke auszukurieren.

die Stelle zu setzen, weil das nur ein dreißilbiges Wort ist.

Leset euch das Gedicht daraufhin noch einmal aufmerksam durch, dann werdet ihr die Fehler selber merken.

*

Den 1. Preis (den Wolfshund) erhielt Peter Decker, Sena, Wildstraße 2.

Den 2. Preis (den Handwerkskasten) erhielt G. Netto, Neunkirchen (Saar), Bahnhofstraße 45.

Den 3. Preis (die silberne Armbanduhr mit Leuchtzifferblatt) erhielt Käthe Smojzenski, Berlin W 50, Rankestr. 31.

Den 4. Preis (den Fußball) erhielt Götz Stugin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 44.

Wer die Namen der 100 übrigen Gewinner wissen will, bekommt auf Wunsch eine Namenliste zugesandt.

Ich habe wieder einmal gesehen, wieviel kluge Freunde ich habe, denn diesmal mußte man sich wirklich schon anstrengen, um eine richtige Lösung herauszubekommen. Ihr habt alle euer möglichstes getan, und ich habe mich wirklich über die vielen richtigen Lösungen, die aus dem ganzen Deutschland und von vielen deutschen Freunden aus Afrika, Japan, der Tschechoslowakei, aus Estland, der Schweiz und vielen anderen Ländern eingetroffen sind, sehr gefreut.

Wer diesmal nicht unter den Gewinnern ist, soll nicht den Kopf hängen lassen oder beleidigt sein. Es folgen noch viele andere schöne Preisausschreiben in meiner Zeitschrift, so daß hoffentlich jeder von euch einmal einen Hauptpreis gewinnt. Das gönne ich jedem von Herzen.

Fridolin.

Welt
Erde
Ungroßwörter
Ungroßwörter
Pferde
Eisenbahn
Von
Radioföhrer
Lüder
Welt

Die Lösung meiner Preisfrage: So mußte die richtige Lösung aussehen; wenn die Wörter aber sinngemäß und im gleichen Versmaß ersetzt waren, galt das ebenfalls als richtig.



Die Rache des Kabylen.

Eine Erzählung aus dem Rif

Bei einem Erkundungsritt der spanischen Kavallerie in das Gebiet der Rifkabylen hatte der junge Fähnrich Ramon Delgado das Unglück, dem Führer eines Reitertrupps der Kabylen ein Auge auszuschiessen. Zwar wird es im Krieg als ein Glück angesehen, wenn es einem gelingt, dem Feind einen Schaden zuzufügen, aber Ramon Delgado hielt es trotzdem für ein Unglück, denn der Kabylenführer war ein junger, schöner, großgewachsener Mann, den der Verlust eines Auges sehr schmerzen mußte. Und zudem erklärte ein zu den Spaniern übergelaufener Kabyle, der in der Truppe als Pferdeknecht Dienst tat, ganz erschrocken, der Kabyle wäre der Sohn eines mächtigen Scheichs und würde sich sicher auf furchtbare Weise für den ihm zugefügten Verlust rächen, denn bei den Kabylen gelte noch das Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Der Feldzug ging jedoch vorüber, ohne daß Ramon irgendeine Verwundung erlitten hätte und ohne daß er je dem Sohn des Kabylen Scheichs begegnet wäre. Immerhin hatte Ramon, den lediglich die Abenteuerlust unter die Soldaten getrieben hatte, vom rauhen Waffenhandwerk genug und fand ein

neues Betätigungsfeld für seinen Abenteuerdrang, indem er Reisen ins Innere Marokkos unternahm.

Bei einer dieser Expeditionen taten sich die Leute seiner Karawane zusammen und erhoben sich gegen ihn. Am andern Morgen, nach einem schweren Schlaf, der sicher auf ein Mittel zurückzuführen war, das der Koch ihm in den Tee gemischt haben mußte, entdeckte er, daß die Leute unter Mitnahme der Lasttiere, des Proviantes und der Wasserfäusche geflohen waren. So befand er sich allein, ohne einen Bissen und unbewaffnet mitten im wildesten Atlasgebirge.

Den ganzen Tag irrte er den Spuren der davongezogenen Karawane nach, bis sie sich im Sand verließen; verirrt, völlig erschöpft und von der starken Sonnenhitze fast ohnmächtig, brach er gegen Abend zusammen und konnte sich eben noch in den Schutz einer Düne schleppen, wo er in todähnlichen Schlaf fiel. Er träumte von Wasser, von sehr viel kühlem und kaltem Wasser, das er in vollen Zügen trank und in dem er sich badete.

Am frühen Morgen, als kaum die Sonne aufgegangen war, sprengte auf einem reich aufgezäumten Pferd ein Kabyle daher. Auf dem Ramm der Düne, in deren Schatten Ramon lag, zügelte er das Tier und riß es in hohem Bogen hoch. In diesem Augenblick sah der Kabyle, der in die Runde spähte, den Körper des Weißen. Er sprang ab und, das Tier am Halfter führend, trat er an ihn heran. Er blickte ihm ins Gesicht und zog zugleich das Ende seines Kopftuches über sein eignes Gesicht, so daß Ramon Delgado, als er die Augen aufschlug, einen



Der Wind hatte das Kopftuch von dem Gesicht des Kabylen geweht, und Ramon erkannte mit Schrecken seinen Feind.

vermummten Reiter vor sich sah, der ihm Wasser einflößte.

„Ich danke dir,“ sagte er, sobald er sprechen konnte. Dann fragte er: „Sage mir, wo ich bin und ob es möglich ist, von hier eine menschliche Ansiedlung zu erreichen.“

„Ich werde dich führen,“ entgegnete der Kabyile kurz. Ramon aß etwas gedörrtes Hammelfleisch und ein paar Feigen, dann nötigte ihn der Kabyile, sich auf sein Pferd zu setzen, während er selbst, den Speer in der Hand und das Gewehr auf dem Rücken, schweigend vorausging. — Die Sonne schien heiß, und der Weg wurde beschwerlich. Ramon hat den Kabylen, er möge jetzt selbst das Pferd besteigen, aber der weigerte sich. „Nein,“ sagte er, „du bist noch zu erschöpft zum Marschieren.“ — „Dann hänge wenigstens das Gewehr an den Sattel hier; wozu willst du es den ganzen Weg schleppen? Es ist doch Frieden!“ — Beim Wort „Frieden“ sah Ramon ein schwarzes Auge unter dem Kopftuch ihn scharf anblicken. „Zwischen den Völkern ist Frieden,“ sagte der Kabyile, „aber es gibt Menschen, zwischen denen noch kein Frieden ist. Ich will doch mein Gewehr behalten. Für alle Fälle!“

So marschierten sie weiter, bis sie zu Mittag rasten mußten. Nach dem Essen legten sie sich auf eine Stunde in den Schatten eines Felsens, und dabei schliefen sie vor Ermüdung ein. Plötzlich erwachte Ramon. Er blickte um sich und sah, daß der Kabyile noch schlief. Der Wind hatte das Ende des

Kopftuches von seinem Gesicht geweht, und da er kannte Ramon zu seinem Schrecken den Kabylenführer, dem er das Auge ausgeschlagen hatte.

Sachte legte er das Kopftuch wieder über das Gesicht, wie es vorher gewesen war, dann legte er sich hin und stellte sich schlafend. Als der Kabyile erwachte, erhob er sich auch.

„Diesmal wirst du reiten,“ sagte er ihm; aber der Kabyile lehnte wieder ab. „Du bist der Gast,“ entgegnete er. „Reite du. Ich aber,“ fügte er hinzu, „will Gewehr und Speer an den Sattelnopf hängen. Sieh, da hängen Gewehr und Speer! Es geht besser so!“

Und er marschierte wieder schweigend und vermummt voraus.

Gegen Abend erreichten sie eine Oase, in der sich eine spanische Militärstation befand. Ramon und der Kabyile wurden freundlich aufgenommen und durften sich unter einem Feigenbaum erfrischen. — „Jetzt bist du der Gast,“ sagte Ramon und reichte dem Kabylen zuerst zu essen und zu trinken, „denn dies ist spanischer Boden, und ich bin hier unter meinen Brüdern. Willst du nicht endlich das Tuch vom Gesicht nehmen? Es scheint doch keine Sonne mehr.“

Schweigend nahm der Kabyile das Tuch ab und enthüllte das Gesicht und das zerschlagene Auge des Scheichsohns.

„Ja,“ sagte er ruhig, „der bin ich. Du hast mir damals ein Auge geraubt, und ich hatte die Absicht, dir auch ein Auge auszuschlagen. Aber als ich dich fand, schließt du, und da wollte ich dich nicht verwunden. Dann rittest du auf meinem Pferde und warst mein Gast, da durftest ich dir nichts antun. Ich verschonte dich, aber ich verbarg mein Gesicht, damit du mich nicht erkanntest und mir entflohest. Dann aber, als du mich schlafend glaubtest, faßt du mein Gesicht, du erkanntest mich und wußtest, was dir bevorstand. Und doch tatst du nichts gegen mich, denn du schlafend glaubtest; daher hat ich dich, mein Pferd wieder zu besteigen, damit du wieder mein Gast warst und ich mich an dir nicht zu rächen brauchte. Ich hängte die Waffen an deinen Sattel, damit du dich sicher fühltest und mich nicht durch eine unüberlegte Tat zwangst, dich zu töten. Jetzt, wo du unter deinen Brüdern bist, kann ich dir nichts mehr tun. Du warst ein Feind der Kabylen; komm, sei ein Freund der Kabylen!“

Er streckte ihm seine starken, braunen Hände hin. Ramon schüttelte sie herzlich.

Die beiden ungleichen Menschen, Ramon, der Spanier, und der Sohn des Scheichs wurden die besten Freunde. Der Kabyile begleitete den Spanier auf seinen Reisen und wachte mit dem einen Auge besser über seine Sicherheit, als es eine ganze zweiköpfige Wachmannschaft hätte tun können. Und als schließlich der Spanier in seine Heimat zurückkehrte, lud er den Kabylen ein, ihn dort zu besuchen. „Wir sind zwar nicht so gastfreundlich wie ihr,“ sagte er lachend, „aber wir kennen auch keine Blutrache. Und meine Heimat ist so schön, daß du mit dem einen Auge genug Schönheit fürs ganze Leben erfassen wirst.“



Wie aus den Feinden Freunde wurden: „Komm, sei von nun an mein Freund!“ sagte der Kabyile und streckte dem Spanier beide Hände entgegen.

Mein alter Onkel Weil

Erzählt von Onkel Toldi

Freundel! Ich habe einen alten Onkel, das ist der klügste Mensch, den ich kenne. Ich nenne ihn immer Onkel „Weil“, weil er in jedem Satz, den er spricht, mindestens einmal das Wort *w e i l* gebraucht. Neulich machte ich mit ihm einen Spaziergang. Da sahen wir eine zerplante Steinplatte an einer Wand. Onkel Weil machte mich darauf aufmerksam, daß die Platte ohne Spielraum mit Eisenklammern befestigt worden sei. Die Platte ist sicher einmal in der Sonne sehr heiß geworden und habe sich ausdehnen wollen. Weil sie aber zu fest verankert worden wäre, sei sie bei der Ausdehnung zersprungen. — Da wußte ich nun endlich auch, warum die Eisenbahnschienen nicht fest aneinandergelagt werden, sondern mit etwas Zwischenraum.

Wir gingen nun in einen Laden, wo Onkel einen Spiegel kaufen wollte. Bei der Auswahl zog er

ein weißes Tuch aus der Tasche und hielt es vor die einzelnen Spiegel. Ich fragte nachher, als wir wieder auf der Straße waren, was das Tuch bedeutet habe. „Weil ein guter Spiegel das vorgehaltene Tuch weiß widerspiegelt, ein schlechter aber gelb“, sagte Onkel und zeigte auf den kleinen See in den Anlagen. „Sieh einmal das weiße Häuschen am See und das Spiegelbild im Wasser. — Du siehst, daß das Spiegelbild dunkler aussieht. Weil das Wasser weniger gut spiegelt als ein Spiegelglas, so ist auch das Abbild des Hauses im Wasser viel dunkler.“

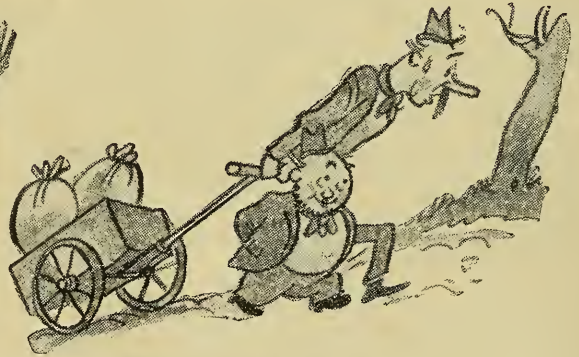
„So, mein Jungel!“ sagte Onkel Weil zum Abschied zu mir (weil ich nämlich in seinen Augen immer noch ein kleiner, dummer Junge bin) „laß dich recht bald mal wieder sehen, denn ich habe noch einen Berg von Neuigkeiten für dich!“ Na, das lasse ich mir nicht zweimal sagen!

Wenn zwei dasselbe tun

Das Allerneueste von Laatsch und Bommel



Laatsch und Bommel schufteten sehr,
Weil sie gar nichts mehr besäßen.
Einen Karren, der recht schwer,
Ziehen sie empor und schwitzen.



Bommel denkt: ich lasse los;
Laatsch wird davon gar nichts merken.
Das Gewicht ist schon so groß,
Mag er seine Kraft verstärken.



Laatsch beschließt: ich lasse los;
Bommel wird das gar nicht merken.
Beide zieh'n nicht mehr. Famos
Ruht sich's aus nach schweren Werken.



Oft bringt's nur geringes Glück,
Wenn zwei Menschen gleiches sinnen.
Denn der Karren blieb zurück,
Und man muß von vorn beginnen!

Man kann unbewußt zeichnen?

Wie lernt man richtig sehen?

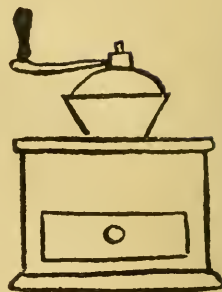
Ein Zeichnkünstler kann nicht jeder werden, aber ein wenig zeichnen sollte jeder üben; schon allein, damit er richtig sehen lernt. Richtig sehen? Aber ich habe doch



Ein Häuschen mit einem Garten zu zeichnen, ist einfach.

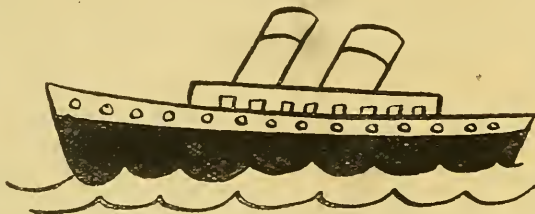
zwei gesunde Augen, die sehen und —. Gemach, mit den gesunden Augen allein ist es nicht getan, und auch das richtige Sehen will gelernt sein. Wer ein Gedicht auswendig lernt oder sich

— nur anders. — Zeichne einmal einen Dzeandampfer. — Es kommt richtig eine Art Dampfboot dabei heraus, keineswegs aber ein Dzeandampfer. Der Schiffsrumpf mit den Bullaugen, die Deckaufbauten, die Schornsteine, alles ist da. Was fehlt denn eigentlich? Vielleicht die Masten und die Strickleiter, die daran in die Höhe führen? Beides wird eingezeichnet, ganz einfach, der Mast ist nur ein dicker Strich, die Strickleiter nur zwei dünne Striche mit lauter Querstrichen, und — der Dzeandampfer sieht wirklich wie ein Dzeandampfer aus.



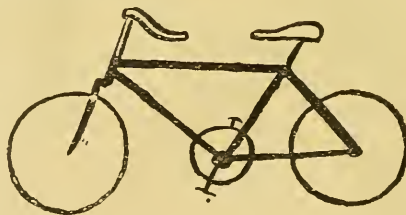
Es ist aber schwer, eine Kaffeemühle richtig aus dem Kopf zu zeichnen.

einen Abschnitt im Geschichtsbuch merken will, der schreibt sich die betreffende Stelle am besten ab, denn während er schreibt, lernt er es am besten. Ebenso ist es mit den Gegenständen. Einmal gezeichnet, bleiben sie im Gedächtnis haften; man kann sogar die Zeichnung getrost wegwerfen oder verlieren.



Warum ist das kein richtiger Dzeandampfer? Weil die Masten und die Strickleitern fehlen.

Wie sieht eine Kaffeemühle aus? Schnell wird Bleistift und Papier zur Hand genommen und eine Kaffeemühle in wenigen Strichen gezeichnet, so gut es eben geht. Dann mit der Zeichnung in die Küche und dort mit der richtigen Kaffeemühle verglichen. Da merkt man erst, daß man sich noch nie eine Kaffeemühle recht angesehen hat. Die Fehler werden verbessert, und das nächste Mal kann man schon eine wunderschöne Kaffeemühle ganz aus dem Kopf zeichnen.

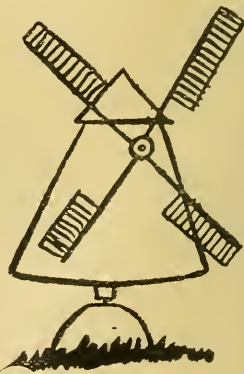


Ein Fahrrad kann man mit drei Kreisen und ein paar Strichen zeichnen.

Wie sieht ein Dzeandampfer aus? Das weiß ich; so wie ein Dampfboot,

wie sehen all die Dinge aus, die du immer um dich hast? Wieviele Knöpfe hat dein Mantel? Du weißt es nicht? Siehst du, so wenig kannst du sehen. Lerne richtig sehen, dann wirst du auch mit Leichtigkeit aus dem Kopf zeichnen können!

Und wie sieht die 6 auf deinem Zifferblatt aus? Auf mancher Uhr steht gar keine 6, weil der Sekundenzeiger sich an der Stelle dreht! Wie sieht deine Mütze, wie sehen deine Schuhe, wie sieht die Gabel, das Messer, der Löffel,



Wer sich eine Windmühle genau angesehen hat, kann sie auch auswendig zeichnen.

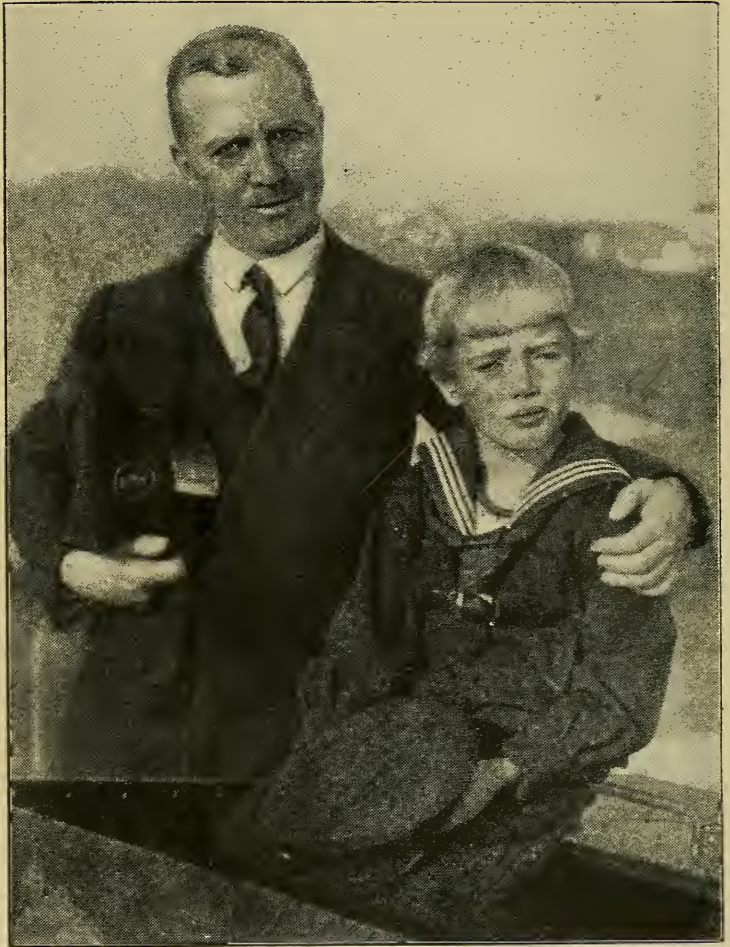


Zwei schrägestellte Dreiecke — und das Segelboot ist fertig.

Gunther Plüschow fährt nach Feuerland

*Ueber das Weltmeer
im Segelkutter*

Solange es Menschen gibt, hat ihre Sehnsucht sie über das Meer getragen. Auf rohen Holzflößen zuerst, die sich kaum vom Ufer entfernen konnten, dann auf Ruder Schiffen und Seglern, die, klein und gebrechlich wie sie waren, ihre Segel fest gegen Wind und Welle stemmten. Und heute, in der Zeit der Ozeanriesen, die einen halben Kilometer lang sind und die Meere mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer in der Stunde durchschneiden, treibt die Sehnsucht nach Meer und blauer Ferne, nach Abenteuern und fremden Ländern die Menschen dazu, sich kleinen Segelschiffen anzuvertrauen, die sie langsam, aber mit dem treuen Wind im Rücken ins Polarmeer, in die Südsee oder in die Wasserwüste der Ozeane tragen. Kapitänleutnant Gunther Plüschow, der als Flieger in Tsingtau fern in China und als Reisender mit Filmkamera und Schreibmaschine in Südamerika zahlreiche Abenteuer in der Luft, zu Wasser und Land erlebt hat, will in einem Segelkutter von nur 15 Meter Länge nach Feuerland fahren. — Was lockt ihn nach Sierra del Fuego, dem „Land des Feuers“ am südlichsten Ende von Südamerika? — Zunächst das Vergnügen der abenteuerlichen Fahrt dorthin. Von Büsum am Nordseestrand wird das Schiffchen mit seiner Besatzung von ganzen sechs Mann durch den Aermelkanal nach dem Atlantik fahren, wenn die Winde günstig sind, mit dem Segel, sonst mit Hilfe eines kleinen Motors. Wenn es im Golf von Biscaya einen Sturm gibt? „Keine Angst!“ sagte Gunther Plüschow, „das Schiff taugt auf den Wellen; die Wellen werden nicht über ihm zusammenschlagen.“ — Das Schlimmste, was der Mannschaft geschehen kann, ist eine scheußliche Seekrankheit. Aber die Besatzung, Kapitän Plüschow, Steuermann Christensen, der Jäger, Fallenssteller und zweiter Steuermann Weber, der Filmoperatör und die zwei Matrosen, sind erprobte seetüchtige Leute, und sie werden das Schiff schon sicher über den weiten Atlantik nach Südamerika lossen, und wenn's Monate dauert. Dann beginnt die schöne Fahrt an der Küste von Argentinien vorbei nach Punta Arenas, einer der südlichsten Städte der Welt. Gegenüber von Punta Arenas, an der



Der Mann, den es immer wieder zu neuen Abenteuern treibt: Gunther Plüschow mit seinem Sohn Guntolf.

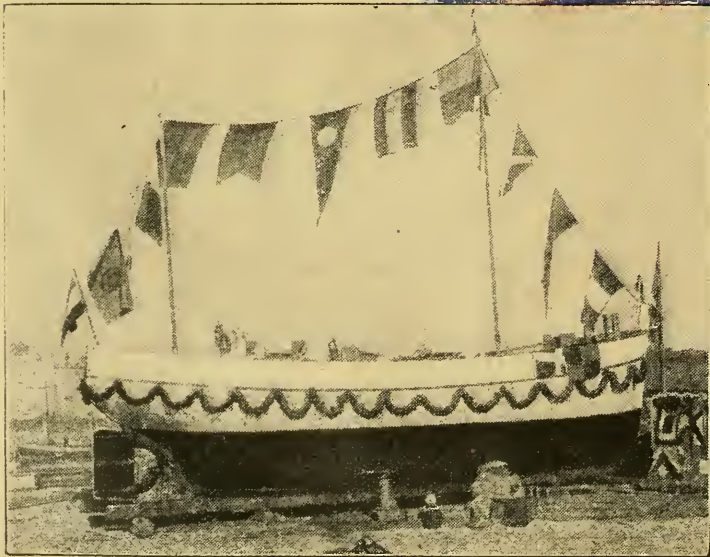
Magalhaes-Straße, liegt die einsame Küste von Feuerland. Berge, Felsen, unbetretene Urwälder und Gletscher beherrschen das Land. Die Küste ist wild, von der Brandung zerklüftet, denn das Meer ist hier am Ende der Welt zu fast allen Jahreszeiten stürmisch. Viele Schiffe haben hier wochenlang gekämpft, ehe sie das berühmte Kap Horn umschiffen konnten, und dann ist es noch oft das „falsche Kap“ gewesen, sie sind auf eine Untiefe geraten und sind zerschellt. — Nur 3000 Menschen wohnen auf Feuerland, und viele Teile der Insel sind nie von Menschen betreten worden. Gunther Plüschow will in diese Wildnis eindringen, zu Wasser und zu Land, und die ganz unwegsamen Bezirke wird er im Flugzeug überfliegen. Sein Sohn hat das Schiff auf den Namen „Feuerland“ getauft, und in einigen Wochen wird es völlig fahrfertig sein. Wenn es unter vollen Segeln von Büsum in See sticht, um die Weltmeere zu bezwingen, wird es den Bahnen berühmter und großer Vorbilder folgen. Alle großen Entdeckungsfahrten und Abenteuer sind in Segelschiffen unternommen worden. Das erste Seefahrende Volk waren

die Phönizier. Schon zweitausend Jahre vor Christi besuchten sie mit ihren Ruderschiffen das ganze Mittelmeer von ihrer Heimat, dem heutigen Syrien, bis nach Gibraltar und trieben mit allen Völkern des Altertums, Ägyptern, Griechen und Nordafrikanern, Handel. Etwa um das Jahr 1000 vor Christus unternahm eine phönizische Flotte eine Fahrt nach Ophir, dem Land des Goldes, am Roten Meer, und im Jahre 600 vor unserer Zeitrechnung umschifften sie ganz Afrika vom Roten Meer über das Kap der guten Hoffnung bis Gibraltar und das Mittelmeer. Dabei waren ihre Schiffe, die neben den Rudern nur ein oder zwei Segel trugen, kaum länger als zehn oder zwanzig Meter, waren unbedeckt, und wir würden sie heute als Boote bezeichnen.

Schon die Ägypter bauten größere Schiffe, mit denen sie den Nil bis zu den afrikanischen Seen und die Küsten Afrikas besuchten. Die Königin Kleopatra ließ eine mächtige Kriegsflotte bauen, und für sich selbst eine Lustyacht, die zugleich festlich und innen auf das prächtigste ausgestattet war. Im Jahre 41 vor Christi lieferte sie mit ihrer Flotte den Römern vor Actium eine der größten Seeschlachten der alten Geschichte.



Segelschiffe aus alter und neuer Zeit. Eine spanische Galeone um das Jahr 1700; rechts ein kleineres Boot.



Der Plüschow's „Feuerland“: So sieht das Schiff aus, mit dem Plüschow bis nach Feuerland fahren will.

Der kühnste aller Seeräuber war Klaus Störtebecker, der auf seinem Schiff „Die bunte Kuh“ ganze Handelsflotten überfiel und gegen die mächtigsten Städte von damals Krieg führte, bis er im Jahre 1401 von den Hamburgern gefangen genommen und hingerichtet wurde.

Den Normannen und den Hanseaten folgten als Seefahrer die Italiener, Spanier und Portugiesen. Die Italiener entdeckten die Azoren und Madeira. Auf der Karavelle „Santa Maria“ erreichte der Genuese Christoph Columbus im Jahre 1492 Nordamerika und entdeckte im Jahre 1498 Südamerika. Die Schiffe,



t: Links unten ein fiamessisches Salztransportboot; darüber ein englisches Schlachtschiff aus dem Jahr 1800; rechts daneben eine spanische Karavelle von 1600; daneben Störtebeckers berühmte „Bunte Kuh“; rechts unten die Yacht der Königin; in der Mitte eine chinesische Dschunke, und dahinter ein holländischer Bom.

mit denen die Spanier und Portugiesen Afrika und Amerika befuhrten, waren schon mit Kanonen beladen, sie führten an jedem Mast mehrere Segel und konnten in jede Richtung manövrieren. Die Schiffe wurden nun mit der Zeit immer größer. Heinrich VIII. von England, der Begründer der britischen Kriegsflotte, ließ im Jahre 1515 die Galeone „Henry-Grace-à-Dieu“ bauen, die in drei übereinander liegenden Batteriedecks 100 Geschütze faßte und 1000 Tonnen wog. Von den Mastkörben aus wurde damals der Gegner, wenn man direkt an ihn herangekommen war, mit Kugeln, Brandsackeln, heißem Wasser und glühendem Teer überschüttet.

Mit der Entwicklung des Geschützwesens wurde es nötig, die Schiffe gegen Geschütztrefser zu sichern. Die Kriegsfahrzeuge wurden gepanzert; erst mit meterdicken Eichenbohlen, wie die Schiffe Nelsons, dann mit Kupferplatten und schließlich mit Stahl-

panzern. Zugleich entwickelte sich mit der wachsenden Sicherheit und dem zunehmenden Handel auf den Meeren die freie Handelschiffahrt, die den Verkehr zwischen den Kontinenten vermittelte.

Mit der Erfindung der Dampfmaschine geschah eine große Umwälzung in der Schifffahrt. Zuerst mit Wasserrädern, dann mit Schrauben durchpflügten die Schnelldampfer aus Stahl die Ozeane. — Nansens „Graf“ aber war ein Segelschiff, und seither sind alle Forschungsschiffe in der Hauptsache auf ihre Segel angewiesen gewesen. Denn wenn Holz und Kohle ausgegangen, und keine Vorräte erreichbar sind, bleibt immer als letzter Freund in der Not — der Wind. Der Wind wird Plüschows „Feuerland“ nach Feuerland tragen und ihm helfen, daß er recht viel von dem fernen seltsamen Land am Ende der Welt sieht — zu seinem eigenen Vergnügen und zur Freude seiner kleinen Freunde daheim!

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Dorian.



(5. Fortsetzung.)

„Dafür hast du keinen Beweis,“ sagte Hiram kalt. „Stimmt, dafür habe ich keinen. Hab' vorbeigeschossen leider. Aber für gestern hab' ich den Beweis, wie? Da in der Tasche hab' ich ihn.“

Hiram blickte vor seine Stiefel. Stabusch, von dem die Rede war, war unter den Karren getrocknet und hatte sich auf seinem Lager zusammengerollt. Ueber den Schnee klangen die absterbenden Geräusche der Herde, die sich allmählich zum Schlaf niedertat.

„Was willst du nun?“ fragte Hiram.

Ole hauchte mit dem Aßatz in den Schnee und stand auf. „Frage —“ sagte er. „Wenn du willst, kann ich dir meinen Revolver leihen.“

Was nun? —

Hiram wußte, er mußte Stabusch erschießen. Mit Ole reden? Auslachen würde ihn Ole. Ein Schäferhund, der nachts mit den Wölfen lief — einen solchen Hund nicht aus der Welt schaffen wollen! Schöner Schäfer — paßt zu diesem Hund!

Hiram war ein Schäfer, aber er war mehr. Er war ein Mensch mit einem weiten Herzen; nicht nur für die Schafe war er. Hiram liebte Stabusch trotzdem dieser Hund ihm nie ein Zeichen der Anhänglichkeit gegeben hatte. Er liebte ihn darum noch mehr. So war Hiram. Er liebte ihn, auch wenn er in der Nacht mit den Wölfen lief. Ein schlechter Hund! Aber auch einen schlechten Hund kann man lieben.

Aber der Schäfer Ole würde wiederkommen und sich wundern, daß Stabusch noch immer am Leben

war. Und dann würde Hiram alle Schäfer und Rinderhirten gegen sich haben. Sie würden ihn auslachen. Dann würden sie drohen. Schließlich würden sie erzwingen, was sie für notwendig hielten. Sie mußten sich schützen gegen einen Hund, der nachts mit den Wölfen lief. Hiram sah ein, er mußte Stabusch erschießen. Aber dann gleich, auf der Stelle.

Er ging und holte den Revolver. Stabusch lag unter dem Karren mit geschlossenen Augen. — Träume hinüber in die andre Welt, mein Hund. Dort darf man bei Tage die Schafe hüten und bei Nacht mit den Wölfen laufen. Aber in dieser irdischen Welt darf man es nicht. — Hiram spannte den Hahn — klick!

Da öffnete Stabusch die Augen. Hiram steckte den Revolver in die Tasche. — Später! — dachte er. Und kroch in den Karren.

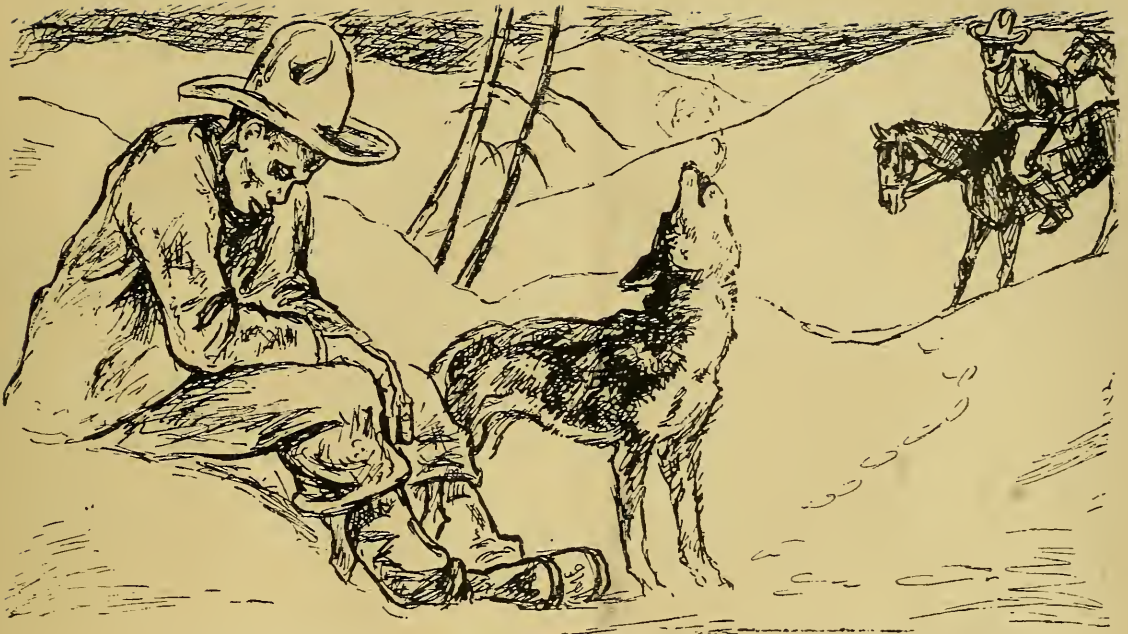
„Du dummer Hund, was läufst du nach seinen Schafen?“ sprach Hiram am Tag darauf zu Stabusch. „Hättest du meine gefressen! Nun muß ich dich erschießen. Du wirst sehen, ich muß dich erschießen.“

Immer wieder redete Hiram zu seinem Hund. „Warum hast du mir das getan, du schlechter Hund? Nur weil du mich nicht liebst. O, ich weiß wohl, daß du mich nicht liebst! Erschießen muß ich dich nun, totschießen, jawohl!“

Stabusch lag da. Hiram wußte nicht: „Hört er zu oder nicht? Versteht er alles oder nichts?“ Er packte ihn am Hals und schüttelte ihn. „Du — du — du!“ schrie er, „wach auf, du toter Hund! Wo lebst du?“ Stabusch ließ sich schütteln. Als Hiram ihn losließ, schüttelte er sich selbst, als wolle er die Berührung loswerden, setzte sich hin und blickte über den Schnee. „Geh fort,“ sagte Hiram, „geh zu deinen Wölfen, geh!“ Und in einer Nacht, als das Geheul aus der Ferne klang, rief Hiram aus dem Karren: „Hörst du sie? Geh zu ihnen, lauß!“ Stabusch blieb.

Ole kam nach einer Woche oder so. Er kam gegen Abend, als die Herde schon schlief. Hiram stand an der Tür des Karrens und hatte Stabuschs Suppenteller in der Hand. Als er Ole kommen sah, zitterte seine Hand, so daß ein Teil der Suppe in den Schnee lief. Er stellte den Teller hin und griff in den Karren. Aber er zog die Büchse, die die Hand im Karren hielt, nicht hervor. „Steh!“ rief er Ole zu.

Ole blieb sofort stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und lächelte. Hiram bewegte sich nicht. Da erlosch das Lächeln in Oles Gesicht; es war, als wäre sein Gesicht plötzlich erfroren. Er drehte um und ging ohne ein Wort über den Schnee davon. Hiram



In einem Hügel saß der Schäfer Hiram im Schnee, und neben ihm stand Stabusch und heulte.

blickte ihm nach, bis er nur noch ein kleiner Punkt in der Ferne war. Dann nahm er den Teller, stellte ihn für Stabusch neben das Rad, und auf einmal liefen ihm Tränen aus den Augen, viele Tränen. Er setzte sich auf die Deichsel. Stabusch kam unter dem Karren hervor und fing an, die Suppe zu schlappen. Er leckte sich von Zeit zu Zeit die Haare an der Schnauze trocken und blickte dabei in die Ferne, dann beugte er sich wieder zum Teller und schlappte, daß der Teller, als er nun leichter wurde, auf dem gefrorenen Schnee zu hüpfen und umherzurutschen begann. Da lächelte Hiram mit seinen nassen Augen:

„Wir sind zwei Narren, Stabusch, wie? Zwei große Narren sind wir.“

13. Kapitel.

Stabusch sitzt neben Hiram
im Schnee.

Ein paar Tage später kam ein alter Aufseher von der Farm, und neben ihm ging ein schöner schwarzer Hund. Der Aufseher war freundlich. Sprach vom Wetter, von den Schafen, dann vom Major. Uebrigens — da schickte der Major Hiram einen neuen Hund, ein ausgezeichnetes Tier. Der Major hätte es selbst für Hiram ausgesucht.

„Ich brauche keinen neuen Hund,“ sagte Hiram.

Der Aufseher redete nun offen. „Nimm Vernunft an, Hiram,“ sagte er. „Man hat sich beklagt über deinen Hund und über dich. Der Major läßt dir sagen, du mußt ihn abschaffen.“

„Ich kann nicht und ich will nicht,“ sagte Hiram.

Der schöne schwarze Hund hatte sich vor Hiram

hingesezt und ihm die Schnauze aufs Knie gelegt. „Sieh,“ sagte der Aufseher, „der hat sich nun schon mit dir angefreundet.“ Hiram streichelte den fremden Hund. Der begann, mit dem Schweif zu wedeln und stellte nun Hiram die Füße auf die Knie. Hiram stand auf.

„Also bis morgen ist das erledigt, wie?“ fragte der Aufseher. „Carlo heißt der neue. Schöner Name!“ Hiram schüttelte den Kopf. „Wie du willst,“ sagte der Aufseher, „ausgerichtet habe ich es dir hiermit.“

Er stand auf und stocherte mit seinem Stock im Schnee. „Nun,“ sagte er zum Abschied, „du kannst morgen kommen und Carlo abholen. Guten Abend.“

Der Aufseher pfiß dem schönen schwarzen Hund und ging mit ihm davon.

Hiram kam nicht am nächsten und auch nicht am übernächsten Tag. In der Stube des Aufsehers lag Carlo vor dem Ofen, wärmte sich das Fell und wartete.

Aber der Major konnte sich doch nicht von dem Schäfer Hiram zum Narren halten lassen. Was sollten Ole, Michy und die andern Schäfer und Rinderhirten von ihm denken! Am dritten Tag ritt also der Scheriff mit zwei Mann in die Prärie, und ein Mann von der Farm ritt mit und zeigte ihnen die Stelle, wo Hiram's Wagen stand.

Aber der Wagen war verschwunden. „Wahrscheinlich hast du dich getäuscht,“ wandte sich der Scheriff an den Mann von der Farm. „Nein,“ sagte der Mann, „hier hat der Karren gestanden.“

Es war eine schlimme Geschichte. Die Schafe von der Herde Hiram's fand man über die Prärie zerstreut. In kleinen Trupps liefen sie umher und scharren nach Futter im Schnee. Viele waren zu

Oles Herde übergelaufen. Und viele waren verirrt, einsam erstoren, von Wölfen gerissen.

„Hiram ist verrückt geworden,“ sagte der Major und meinte es im Ernst. Es geschah nicht zum erstenmal, daß ein Schäfer in der Wintereinsamkeit den Verstand verlor.

Der Scheriff ritt zurück und holte zwei von seinen Polizeihunden. Aber auch die Hunde konnten nichts finden. Nun streiften der Scheriff und alle Reiter, die man aufbieten konnte, in der Prärie umher. Schließlich fand man Hiram's Karren in einem Dickicht versteckt, mitten in der Prärie. Der Scheriff selbst entdeckte ihn. Zwei Reiter waren bei ihm und die Hunde. Der Scheriff und die Reiter saßen ab, zogen die Karabiner aus den Satteltaschen und näherten sich von drei Seiten mit Vorsicht dem Karren.

Der Karren war leer. Aber nun war die Spur gefunden. Es hatte nicht mehr geschneit, und vom Karren führten zwei Spuren durch den Teppich des Schnees — von einem Mann und einem Tier. Der Scheriff setzte die Hunde an, saß auf. Sie ritten bis zum Abend. Da begann es zu schneien. „Vorwärts,“ drängte der Scheriff. In einer halben Stunde mußte die Spur verwischt sein.

Aber nun fanden sie ihn. In einem Hügel, das

Kinn auf die Brust geneigt, saß der Schäfer Hiram und neben ihm saß der Hund Stabusch. Der Scheriff piffte seine Hunde zurück. Er ritt heran, hielt und rief den Schäfer an. Er erhielt keine Antwort. Da erhob der Hund Stabusch ein Geheul und lief weg. Er lief nicht schnell; der Scheriff konnte ihn leicht einholen. Der Scheriff hatte den Karabiner gezogen, da fiel ihm der stille Mann dort ein, der an dem Hügel im Schnee saß, das Kinn auf der Brust.

Dieser Mann hatte seine Herde verlassen. Er hatte seinen Karren fortgeschleppt in das Dickicht und sich versteckt. Er würde gekämpft haben für seinen Hund. Aber dann, als niemand kam und mit ihm kämpfen wollte, war er mit seinem Hund in die Prärie gewandert, immer weiter. Vielleicht ohne Ziel. Hatte gefroren. War gewandert Tag und Nacht. Dann war er müde geworden. Dann war er eingeschlafen an dem Hügel und hatte vielleicht von seinem Hund noch geträumt. Einen langen Traum, tiefer, immer tiefer.

Der Scheriff steckte den Karabiner in die Satteltasche zurück. „Ich will aus dem schlechten Hund einen guten machen,“ dachte er und löste vom Sattelpflock den Lasso.

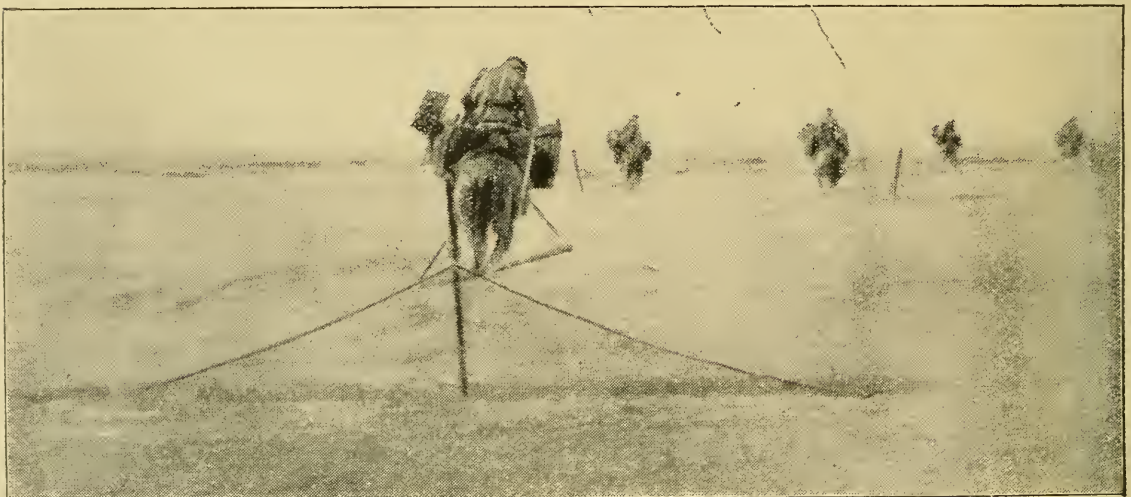
Den Schäfer Hiram begrub man bei dem Hügel, wo man ihn gefunden hatte. (Fortsetzung folgt.)

Fischen mit Maultieren

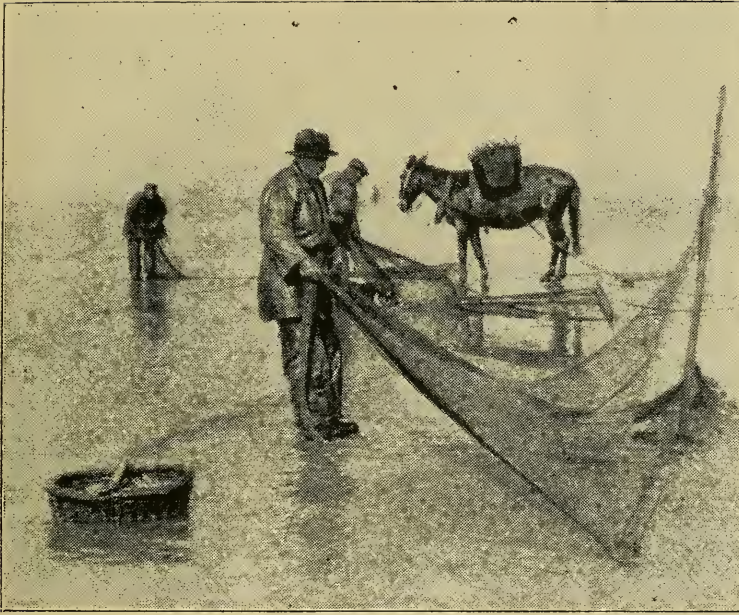
Eine seltsame Art des Fischfangs

In den letzten Wochen stand öfters in den Zeitungen, daß dies oder jenes Fischerboot von seiner Seefahrt nicht zurückgekehrt sei oder eine ganze Flottille das Opfer eines der Herbststürme geworden sei. Das ist jährlich so! Kein Wunder, wenn die Küstenbewohner nach neuen Wegen gesucht haben und findige Menschen dabei auf den Gedanken gekommen sind, auf Tieren hinauszureiten in das Meer,

um dort, wo das Wasser noch nicht tief ist, ohne große Gefahr zu fischen. Sie haben sich dazu großmaschige Netze gebaut. An der Öffnung haben sie eine Querstange befestigt und stellen, wenn sie das Netz zum Fang öffnen wollen, eine Stange senkrecht dazu. Die Querstange liegt auf dem Meeresgrund, und daran wird das Tier gespannt. Sie lassen die Netze nachschleppen wie etwa der Waldhüter die ge-



Reitende Fischer: Die Fischer reiten auf ihren Maultieren ins Meer hinein und schleifen die ausgebreiteten Netze hinter sich her.

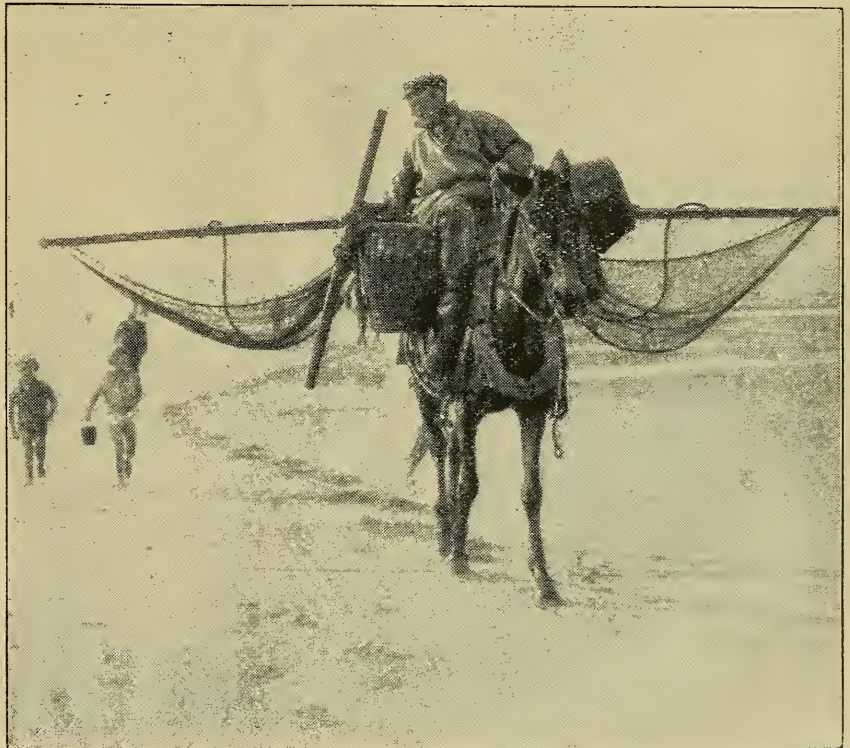


Seltamer Fischfang: Das Maultier wartet geduldig im Wasser auf seinen Herrn, der die gefangenen Fische aus den Netzen in die Körbe sammelt.

Neze werden entweder am bestimmten Ort aufgespannt oder am Boot befestigt und so im Wasser schwebend oder schleifend nachgeschleppt. Eine besondere Art der Schwebeneze besteht aus zwei Zeilen, einem eng- und einem weitmaschigen. Das engmaschige ist um das weitmaschige gelegt. Durch das weitmaschige können die Fische hindurch und fangen sich dann in dem engmaschigen. In solchen Netzen fängt man Heringe und Sprotten. Die Schleppneze schleifen hinter dem Boot oder Schiff her über den Meeresgrund. Aus dieser Art hat sich nun das Fischen auf Reittieren entwickelt. Es sind aber keine Pferde, auf denen die Fischer reiten, sondern Maultiere. Die können gut schwimmen und überwinden auch einmal eine tiefere Stelle. Während sie die Neze nachschleppen, tragen sie gleichzeitig zwei Körbe, in die hinein der Fischer von Zeit zu Zeit seine Neze entleert. Stundenlang sieht man die Fischer in Trupps auf ihren Maul-

tieren durch das Wasser ziehen, und die Tiere stehen dabei bis zu den Kiefern im Wasser.

fällten Stämme von Pferden ziehen läßt. Wenn das Netz mit seiner dreieckigen Oeffnung über den Boden schleift, werden die Fische hineingespült. Solche Neze hat man Reusen genannt. Das waren ehemals feste Gestelle in Röhrenform und hießen auch bei den alten Germanen „ruse“, das hieß „Rohr“. Immer und überall aber hat man vom Ufer oder vom Boot aus gefischt oder auch „gejagt“. In der Südsee schießt man noch heute auf die Fische mit Pfeil und Bogen oder auf größere mit Harpunen. Während diese Arten des Fischfangens gewöhnlich vom Boot aus betrieben werden, hat man gleichzeitig seit ältester Zeit auch vom Ufer aus gefischt. Dazu nahm man neben Reusen auch Stellneze in Gebrauch. Das sind Neze, die zwischen Pfählen ausgespannt werden und unten mit Gewichten beschwert sind. Hier fangen sich die Tiere ebenfalls mit den Kiemen in den Maschen. Die

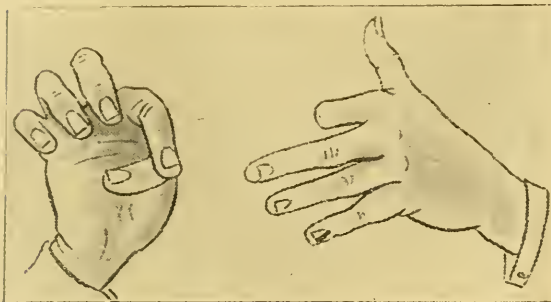


Auf dem Heimweg: Das Maultier trägt seinen Herrn und die Beute nach der Arbeit nach Hause.

Neue Zauberkunststücke

Der abnehmbare Finger und andere Handfertigkeiten, mit denen man großen Eindruck machen kann

Einen Finger richtig abnehmen — das kann kein Mensch, nicht einmal ein waschechter Zauberer; aber mit einiger Geschicklichkeit kann man die andern glauben machen, der Finger wäre abgebrochen. Und darauf kommt es an. — Man streckt die Finger der rechten Hand gerade aus, so daß sie alle dicht beieinander liegen, dann knickt man den Zeigefinger am mittleren Glied um. Mit dem Zeigefinger der linken



Der Zeigefinger der rechten Hand wird im mittleren Glied umgeknickt; und mit dem Zeigefinger der linken Hand faßt man den umgeknickten linken Daumen.

Hand faßt man den umgeknickten Daumen der linken Hand am vordersten Glied und setzt den Daumen so an den abgeknickten Zeigefinger der rechten, daß er wie die Fortsetzung des Zeigefingers aussieht. Der linke Zeigefinger verdeckt die Lücke dazwischen. Wenn man nun mit der linken Hand vom rechten Zeigefinger wegfährt, so sieht es von vorn gesehen ganz so aus, als ob die Spitze des Zeigefingers abgebrochen wäre. Man kann die Zeigefingerspitze jetzt nach Belieben wieder ankleben und abnehmen.

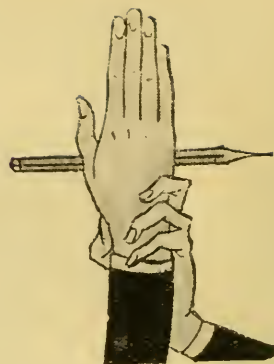
Ein anderes Kunststück: Man greift einen Federhalter fest mit der rechten Faust, umfaßt das Handgelenk mit der linken (Daumen oben, Finger unten). Wenn man die Faust öffnet, fällt der Federhalter



Man setzt den umgeknickten Daumen der linken an den abgeknickten Zeigefinger der rechten Hand an, so daß es wie ein Finger aussieht.

nicht herunter, sondern scheint an der Hand zu kleben. — Wie kommt das? — Man umfaßt das Handgelenk nur mit Daumen und drei Fingern; wenn man die Faust öffnet, drückt der Zeigefinger der linken Hand den Federhalter gegen die rechte Handfläche und hält ihn so fest.

Noch ein Kunststück: Man spreizt den rechten Daumen von der Hand ab senkrecht nach oben, umfaßt ihn langsam und fest mit der linken und weg ist der Daumen! — Während man nämlich die linke um den Daumen legt und zur Faust schließt, ganz langsam, hat man den Daumen im Schutz der Hand scharf nach unten abgeknickt, so daß er von vorn nicht sichtbar ist. Wenn man das geschickt macht, glaubt jeder, der Daumen befände sich abgebrochen in der linken Faust, und man kann ihn zur Beruhigung wieder auf die rechte „aufkleben“!



Der schwebende Bleistift wird unsichtbar mit dem Zeigefinger der linken Hand an die Handfläche gedrückt.

Merztliche List

Eine lustige Anekdote

Der Schauspieler Simpson war einmal krank. Sein Arzt, Dr. Whley, verordnete ihm Lebertran. Aber der Schauspieler wollte ihn durchaus nicht nehmen. Der Arzt kam daher auf einen seltsamen Ausweg. Simpson spielte in einem Stück einen Gefangenen, der verurteilt war, in seinem Gefängnis Gift zu trinken. Eines abends nun sah Simpson zu seinem Entsetzen, daß das Glas, welches er in der Hand hielt, mit Lebertran anstatt mit Portwein gefüllt war. Was tun? Der Gefangene in dem Schauspiel mußte seinen Henkern den leeren Becher zeigen. So blieb dem armen Harry Simpson nichts anderes übrig, als den schrecklichen Trunk hinunterzuschlucken, und das tat er denn auch mit einer furchtbaren Grimasse.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Auf dem Dach eines Bauernhauses hatte sich ein entflogener Papagei niedergelassen. Kaum hatte der Bauer den seltsamen Vogel gesehen, als er eine Leiter holte und vorsichtig hinaufkletterte. Der Papagei rührte sich nicht, sah den Bauer aus seinen blanken Augen nur unverwandt an, riß plötzlich den Schnabel auf und krächzte: „Was willst du?“ Der Bauer fiel vor Schreck fast von der Leiter. Hurtig zog er die Wuthe vom Kopf und stotterte: „Ach... entschuldigen Sie, ich dachte, Sie sind ein Vogel!“ und rutschte wieder die Leitersprossen hinunter.

Briefkasten

Werner S. in Bremen. Von R. L. Stevenson kannst du sehr gut „Die Schatz-Insel“ und „Geraubt“ lesen. Stevenson ist Schotte und lebte lange auf Samoa in der Südsee. Er kennt die Gegend daher sehr genau, und seine Bücher sind nicht nur sehr spannend, sondern auch lehrreich.

Albert W. in Stendal. Du brauchst keine Angst zu haben, daß dir die Forschungsreisenden alle unbekannten Länder „vor der Nase wegentdecken“. Selbst wenn du so weit bist, daß du auf Entdeckungsreisen gehen kannst, wird es in Asien, Afrika und Amerika noch genug Gegenden zum Erforschen geben. Inner-Asien, einige Teile der Mongolei, das Amazonas-Gebiet in Südamerika, die südliche Sahara und das Innere Australiens sind noch fast ganz unerforscht. Genügt dir das?

Rudolf R. in Bonn. Es ist tatsächlich möglich, von Europa nach Amerika zu Fuß zu gehen! Der Weg führt durch Asien nach der Beringstraße. In besonders strengen Wintern friert diese 75 km breite Meerenge zeitweise zu, und besonders kühne Eskimos gehen dann zu Fuß hinüber nach Alaska. In dem Buch „Cázar Cascabel“ von Jules Verne fährt sogar ein ganzer Zirkus mit seinen Wagen hinüber.

Willi K. in Duisburg. Vom vielen Essen wird man weder stark noch klug, höchstens dick und faul. Fast alle bedeutenden Männer waren sehr mäßige Esser, und ebenso alle großen Sportsleute. Es kommt nicht darauf an, wieviel man isst, sondern was man isst. „Wer stark und gesund sein will, soll viel Gemüse und Obst essen, dagegen wenig Tee und Kaffee trinken“, sagt der neue Weltmeister im Bogen, Gene Tunney. — Und der muß es wissen. Tunney trinkt auch keinen Alkohol und raucht nicht!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an — bau — baum — be — beer — bel — blü —
bub — chi — den — el — el — en —
es — fe — fel — ge — hein — horn — hu — im —
ke — ler — löf — maul — mu — na — ne — ne —
neun — nor — org — rei — rich — rol — rü — se —
se — sisch — staub — ster — te — ten — u —
um — um — ze — zehn

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- sowie Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, die gleichen drei deutschen Großstädte ergeben. (Es gilt als ein Buchstabe, ausgenommen beim Endbuchstaben des Wortes Nr. 14.) Die Wörter bezeichnen:

1. Leufelsnamen, 2. Wasservogel, 3. Baum, 4. Eßgerät, 5. Bienenzucht, 6. Signalapparat auf Schiffen, 7. Aufbewahrungsort für sehenswerte Dinge, 8. Nacht-

vogel, 9. Märchengestalt, 10. Himmelsrichtung, 11. Asiatische Sprache, 12. Schornstein, 13. Zahl, 14. männlichen Vornamen, 15. weiblichen Vornamen, 16. Pflanze, 17. Teil der Blüte, 18. bauliche Veränderung, 19. Spielzeug, 20. Knabennamen.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 3:

1. Kino, 2. Elisabeth, 3. Indien, 4. Nonne, 5. Pfeifenkopf, 6. Rätzel, 7. Eberle, 8. Imkerei, 9. Stahlroß. Ohne Fleiß kein Preis.

Fridolins Lachkabinen



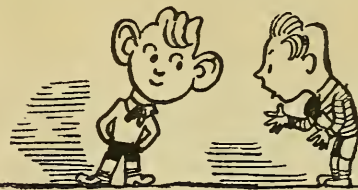
Kurt fuhr zum erstenmal mit der Eisenbahn durch einen Tunnel. Als es wieder hell wurde, rief er glücklich: „Mutter, nun ist es schon wieder morgen früh!“

*

Lehrer: „Warme Luft ist also leichter als kalte, deshalb finden wir letztere stets unten, während die warme Luft sich oben befindet.“

Schüler: „Das kann nicht stimmen, Herr Lehrer, denn warum ist es denn unten in Afrika so warm und oben am Nordpol so kalt?“

*



Alfred: „Du Ferdinand, ich hab' dir was zu erzählen!“

Ferdinand (der sehr große Ohren hat): „Ich bin ganz Ohr!“

Alfred: „Nein, nein, soviel habe ich dir denn doch nicht zu sagen!“

*

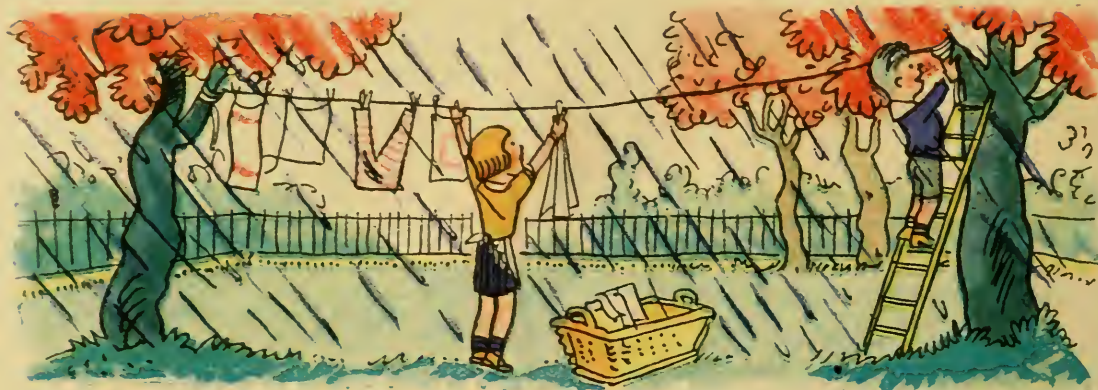
Lehrer: „Nehmen wir an, wir hätten 4½ Pfund Fleisch. Davon nehme ich 1½ Pfund und dein Freund auch 1½ Pfund. Was bleibt da für dich?“

Hans: „Die Knochen!“

*

Beim Kaufmann holt ein Junge vier Flaschen Selterwasser und muß für jede Flasche zehn Pfennig Pfand zahlen. Nach wenigen Minuten bringt er die leeren Flaschen wieder, um die vierzig Pfennig zurückzuverlangen. — „Sagt ihr denn das Selterwasser so schnell getrunken?“ fragt der Verkäufer. — „Aber nein, wir haben es vorläufig in einen Topf gegossen!“

Die verhängnisvolle Wäscheleine



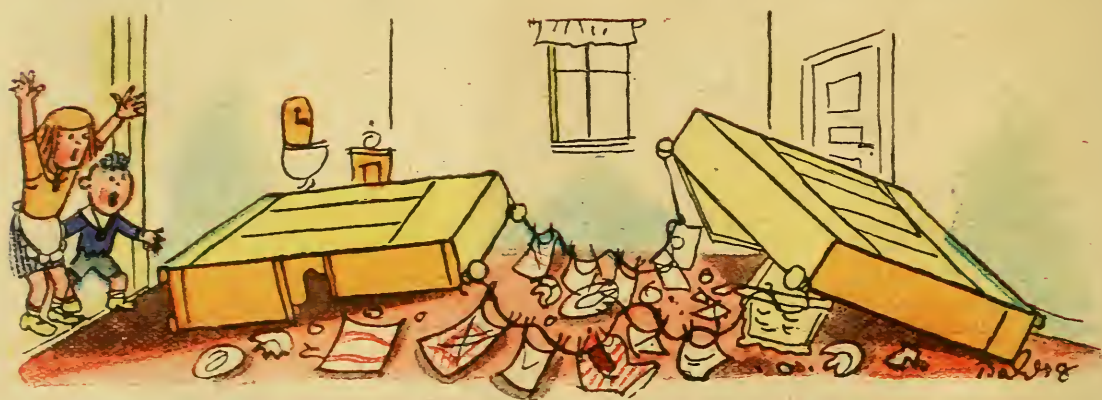
Sie hängen Theodor und Lise
Die Wäsche auf auf Vaters Wiese.

Doch plötzlich regnet's nicht zu knapp —
Drum nehmen sie sie wieder ab.



Denn Wäsche braucht bekanntlich Schonung,
Drum hängen sie sie in die Wohnung.

Die Wiese macht die Stücke fest,
Die sie sich einzeln reichen laßt.



Ein Knall. Ein Krach. Die Kinder jammern:
Da liegen Schränke, Wäsche, Klammern.
Und alles das hat mitgerissen
Ein nasser Strich — das muß man wissen.

Denn trodnennd hat er sich verlorzt
Und hat die Schränke umgestürzt.
So stürzt manchmal Mißgeschick
Ein Strich, der naß war. So ein Strich!

Der heitere Fridolin



Das Wüstenschiff der Zukunft: Wo sich bisher die Kamelkarawanen mühselig durch den Sand bewegten, sollen in Zukunft riesige Wüstenschiffe den Verkehr vermitteln. (Zu dem Artikel auf Seite 7—9.)



Salzgewinnung in Kalifornien: Das Steinsalz wird durch Wasser aufgelöst und als Sole aus dem Erdinnern gepumpt. Das Wasser wird verdampft und das Salz zu Haufen geschaufelt.

Salz

Wie die „Würze des Lebens“ gewonnen wird

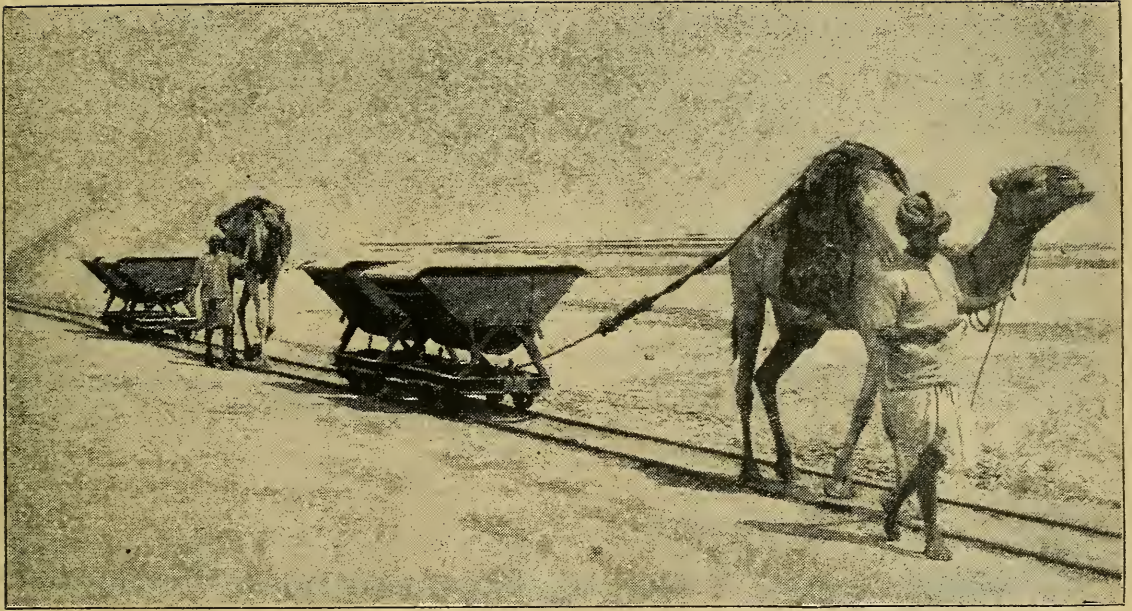
Das Salz, das auf unserm Tisch steht, das wir zum Würzen aller Speisen gebrauchen, kommt nicht aus dem Meer. Es wird zwar Salz aus dem Seewasser gewonnen, doch hat dieses Salz einen bitteren Geschmack und wird nur verwendet, wenn nichts anderes zu haben ist. Unser Salz kommt aus der Tiefe der Erde, aus Bergwerken, in denen es zu großen Blöcken kristallisiert liegt, hart wie Gels, oder aus Solen oder unterirdischen Salzseen und Quellen.

In so einem Salzbergwerk sieht es seltsam aus. Durch Schächte steigt man in das Innere der Erde. Das Salzbergwerk von Wieliczka in Galizien führt in eine Tiefe von 250 Metern. In sieben Stöckwerken übereinander zweigen in alle Richtungen Gänge ab, unterbrochen von großen Hallen und Sälen, deren Decken von mächtigen Säulen getragen werden. Fußboden, Decke, Wände, Säulen, alles ist aus massivem Salz; und in einer Festhalle, die auch als Kirche verwendet wird, sind sogar die Heiligenfiguren aus Salz. An einer Stelle ist ein unterirdischer See, ein Salzsee natürlich, denn das Wasser „leckt“ am Salz und wird dadurch selbst salzig.

Das Salz wird wie Kohle oder Stein gehauen und ans Tageslicht befördert. Dort wird es, wenn es rein ist, zermahlen und kommt so in den Handel.

Ist es unrein und mit anderen Stoffen vermischt, so wird es bereits unter der Erde durch Schlauchleitungen unter Wasser gesetzt und aufgelöst. An die Erdoberfläche gepumpt, kommt es in die Saline. Eine haushohe Wand aus Reiskern ist errichtet, obenauf wird das Salzwasser gegossen, das durch die Reiskern tropft und sich allmählich durch Verdunstung verdichtet. Die unreinen Beimischungen bleiben an den Reiskern hängen. Das unten aufgefangene Salzwasser wird nun in großen Pfannen gekocht, bis das Wasser ganz verdunstet ist und das Salz übrig bleibt. Auf diese Weise wird hauptsächlich in Deutschland Salz gewonnen. Völker, die am Meer und vom Meer leben, gewinnen das Salz noch aus dem Meerwasser. Das Wasser wird in die sogenannten „Salzgärten“ eingelassen oder hineingepumpt, dort bleibt es den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die Sonnenwärme saugt das Wasser auf, und zurück bleibt das Salz.

Anders geht es bei der Salzgewinnung in Afrika zu. Dort gibt es nur an vereinzelten Orten Salz. Es sind dies meist ausgetrocknete Salzseen oder Stellen, die früher vom Meer bedeckt waren und wo das Salz sich abgelagert hat. Dorthin ziehen alljährlich von allen Gegenden die Salzkarawanen, die für ihre Stämme genug Salz für das ganze Jahr holen sollen.



Wie das Salz fortgeschafft wird: Auf Feldbahnen, die von Kamelen gezogen werden, wird in Arabien das Salz aus den „Salzgärten“ ins Lagerhaus geschafft.

Zehntausende von Menschen begeben sich so alljährlich auf den Marsch. Das Salz wird mit den Händen, mit Schaufeln und Hacken aus dem Boden gebrochen und in großen, dicken Platten auf die Lasttiere geladen.

Der Salzvorrat für ein Jahr ist gar nicht so klein, denn ein einziger Mensch verbraucht im Jahr etwa $7\frac{1}{2}$ Kilogramm Salz. Daher ist das Salz eine der wichtigsten Handelswaren. In entlegenen Gegenden der Welt, in denen man das Geld nicht kennt, wird mit Salz gezahlt. Für ein Schaf zahlt man ein Pfund Salz, für eine Kuh drei Pfund usw. Außer zum Essen braucht der Mensch das Salz noch zu vielen andern Zwecken. Fisch, Fleisch und Gemüse werden durch Salz frisch gehalten, Häute und Felle werden damit konserviert. Aus Salz stellt man Natron, Salzsäure, Soda und viele andere Chemikalien her, man verwendet es zur Herstellung von Seife und von Farbstoffen, und in der Töpferei dient es zum Glasieren von Steingutgefäßen.

Das Salz ist ein großer Feind von Eis, daher wird bei Glatteis Viehsalz gestreut, und das Eis löst sich in Wasser auf und fließt ab. Andererseits ist das Salz in Verbindung mit Eis ein vorzüglicher



In den „Salzgärten“ von Aden wird das Meerwasser auf großen Flächen verdampft und das zurückbleibende Salz zu langen Haufen geschaufelt.

Kälte-Entwickler; es bringt das Eis zum Schmelzen und veranlaßt es, eine große Kälte zu entwickeln, was sehr wichtig für die Bereitung von — Speiseeis ist. Salz verbrennt in einer Flamme mit einem fahlgelben Licht; das ist in der Chemie sehr wichtig, weil man an der fahlen Flamme, die beim Verbrennen eines Stoffes entsteht, erkennt, daß darin Salz oder genauer Kochsalz enthalten ist. Diese gelbe Flamme bringt eine ganze Reihe von Farben, darunter das Rot, nicht zur Entwicklung; man kann sich daher abends den Spaß machen und aus einer Tischgesellschaft eine Gespenstergesellschaft machen. Man tut etwas Salz auf einen Teller, und feuchtet es mit einigen Tropfen Spiritus an. Wenn man das Salz nun anzündet, so nimmt die fahle Flamme alle Farbe aus den Gesichtern der Gesellschaft, die wie eine Versammlung von Gespenstern aussieht.

Auf allen Gebieten der Chemie spielt das Koch-

salz, das aus Natrium und Chlor zusammengesetzt ist, die größte Rolle. In der Ernährung ist das Salz unerlässlich. Nicht alle Völker kennen die Verwendung des Salzes; viele Negerstämme können gefalgnes Fleisch nicht essen. Wer sich aber daran gewöhnt hat, der würde krank werden, wenn er es nicht hätte. Das Salz ist in Wahrheit die Würze der Erde, wie die Araber es nennen; selbst bei den Haustieren ist es eine Leckerei. Jeder Mensch hat etwa ein Pfund Salz in seinem Körper, das in Form von Schweiß ausgeschieden wird und wieder ersetzt werden muß.

Nicht ohne Grund wird das Salz vor allen anderen Nahrungsmitteln und Gewürzen bevorzugt. Dem Gastfreund reicht man in Rußland und im Orient eine Prise Salz, und die Engländer sagen von einem Menschen, den sie hochachten: Er ist sein Salz wert!



Wenn man im Urwald Lachse fängt...

Ein Abenteuer im kanadischen Urwald

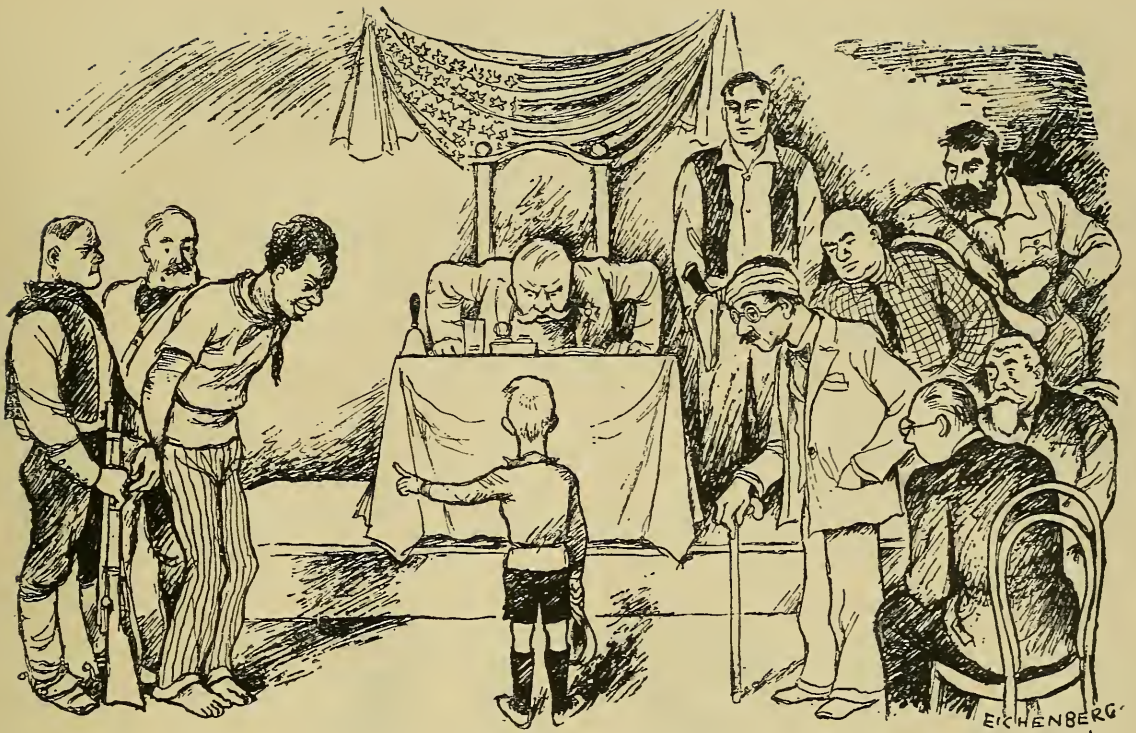
Labrador ist ein ganz merkwürdiges Land; es liegt in der Nordost-Ecke von Kanada und ist eines der schönsten Länder der Welt. Viele blaue Seen gibt es dort, rundherum Berge und Täler mit schönstem Urwald — aber das Land ist fast unbewohnt. Zwar sind hier und da an den schönsten Punkten große Hotels errichtet, in denen die reichen Kanadier und Amerikaner die Sommerferien verbringen; aber gleich hinter den Hotels fängt die Wildnis an, und es kann einem geschehen, daß wenn man den Wirt fragt, wo man einen schönen Spaziergang machen könne, er mit der Hand irgendwohin zeigt und sagt: „Gehen Sie doch mal da hinunter. Es muß sehr schön sein, und vor Ihnen ist kein Mensch dagewesen.“ Ein solches Land ist Labrador.

In eins dieser Hotels war Rodney von seinen Eltern über die Sommerferien nach Labrador mitgenommen worden. Da konnte Rod, wie er kurz genannt wurde, nach Herzenslust herumzigeunern. Eines Morgens schien die Sonne so schön und warm auf die Wälder und Seen, daß es Rod nicht mehr im Bett hielt. Er stand auf, nahm vom bereits gedeckten Frühstückstisch etwas Brot und Aufschnitt und

ließ hinaus gegen den Wald. Er schlug einen Weg ein, den er noch nie gegangen war; der Weg wurde immer schmaler und hörte schließlich ganz auf. Rod schritt nur noch auf einem schmalen Grasstreifen dahin, der sich zwischen den immer höher werdenden Bäumen hindurchschlängelte. Der Weg ging über weiches Moos und durch kniehohes Gras, im Sprung über einen kleinen Bach, im Laussschritt um einen See herum. Da ging Rod kurz entschlossen quer durch den Wald. Die Sonne flog immer höher am Himmel; Rod blickte auf die Taschenuhr: es war 10 Uhr. „Eigentlich müßte ich schon längst wieder im Hotel sein,“ dachte Rod und kehrte um. Er lief eine Stunde; der Wald nahm aber kein Ende.

Er setzte sich unter einen Baum, der dick war wie ein Fabrikshornstein, und aß unlustig von dem Brot, das er sich mitgenommen hatte. Da glaubte er, irgendwo ein Geräusch zu hören, wie wenn jemand Holz schlug. Er lief dem Geräusch nach — und traf einen großen Neger, der gerade ein dünnes Bäumchen fällte. Als Rod herankam, hob er den Kopf und nahm die aus einem Maiskolben geschnitzte Pfeife aus dem Mund.

„Na, wo kommst denn du her?“ — „Ich habe mich verirrt,“ sagte Rod. — „Wo willst du denn hin?“ — „Nach Minneconda zum Hotel,“ antwortete Rod. — „Soso, nach Minneconda?“ lachte der Neger; „ich darf mich da nicht sehen lassen. Der Scheriff von Minneconda hat gesagt, ich habe kein Recht, hier in den Wäldern zu jagen; und ich soll mich nur nicht von ihm fassen lassen.“ — „Der alte Mid?“ lachte Rodney, „der ist ja nur neidisch, weil er nicht



Wie Rod seinen Freund rettete: „Ich bin der kleine Junge, mit dem der Neger geangelt hat!“ rief Rod und trat vor den Richtertisch.

mehr so herumstreifen kann wie Sie!“ — „Richtig,“ sagte der Neger, „der hat's früher ebenso getrieben wie ich!“ — „Es ist ja auch herrlich, in den Wäldern zu leben!“ sagte Rod. „Nur — man findet sich furchtbar schwer heraus, wenn man einmal drin ist.“

Der Neger lachte. „Ich will dich schon herausführen, nur mußt du bis gegen Abend warten, weil ich vorher noch Lachse fangen muß.“

Er befestigte einen eisernen Dreizaß an der Spitze des dünnen Baumstamms, den er ganz glatt geschält hatte, und ging durch den Wald auf einen schnell vorüberfließenden Fluß zu. Rod folgte ihm wie ein Hündchen. Am Flußufer legten sie sich auf den Bauch und verharreten so eine ganze Weile. Der Neger hielt die Harpune in der Rechten. Nach einer Weile kam ein großer Fisch an die Oberfläche; der Neger stieß kräftig mit der Harpune zu, und ein riesiger Lachs zappelte am Dreizaß. Den nächsten wollte Rod fangen; er stellte sich aber so ungeschickt an, daß er die Harpune verlor und obendrein seine Taschenuhr ins Wasser fallen ließ. Da lag sie auf dem Grunde in zwei oder drei Meter Tiefe, und man konnte sie durchs klare Wasser sehen — aber nicht kriegen.

Am Flußufer wurde nun ein Feuer aus dünnen Ästen gemacht. Der Lachs wurde ausgenommen und auf einen geraden Ast gespießt und über dem Feuer gebraten. Rod steuerte sein schönes Weißbrot bei, und so wurde es ein wundervolles Mittagessen.

Nach dem Essen legten sie sich ins hohe Gras und schliefen ein wenig. Als sie erwachten, war es später

Nachmittag, und sie machten sich auf den Heimweg. Aber als sie unterwegs waren, fiel dem Neger ein, daß sie einen großen See umgehen müßten. Nach einer halben Stunde kamen sie ans Ufer des Sees, und Rod entdeckte ein kleines Kanu, das dort angelegt war. — „Merkwürdig,“ meinte der Neger, „wie kommt das Kanu hierher?“ Er rief immer wieder: „Hallo!“ Doch der Besitzer des Kanus meldete sich nicht. „Dann werden wir eben darin hinüberpaddeln,“ entschied der Neger, „ich bringe es nachher wieder zurück.“

Drüben angelangt, war es nicht mehr weit zum Hotel in Minneconda. Der Neger zeigte Rod den Weg, verabschiedete sich und bestieg wieder das Kanu.

In der Nacht erwachte Rod durch einen lauten Lärm vor dem Hotel. Er lief ans Fenster, sah einen Trupp Reiter, daneben den Scheriff Mick, und hörte, wie dieser rief: „Das ist derselbe Nigger, den ich oft gesehen habe; der hat's getan! Das wird er mir büßen müssen!“ — Und ein Bedienter des Hotels rief: „Ja, ich habe heute abend den Neger gesehen — in einem kleinen Kanu!“ — „Das ist das Kanu des Doktors!“ rief der Führer des Reitertrupps. Mick zeigte in die Richtung des Waldes, in dem der Neger hauste, und die Reiter sprengten durch die Dunkelheit davon.

Am andern Morgen galoppierte der Reitertrupp am Hotel vorbei. In ihrer Mitte hatten sie einen Neger — Rods Neger — mit gefesselten Händen auf ein Pferd gebunden. Der Trupp ritt auf das Haus des Scheriffs zu und verschwand darin. Rods Vater, der von Beruf Richter war, meinte: „Das muß ich

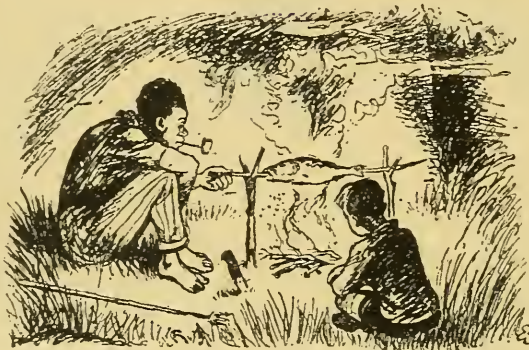
mit unbedingt ansehen!“ und ging mit Rod hin. Der größte Raum des Hauses war als Gerichtszimmer hergerichtet; auf einem erhöhten Sitz saß Mick, der Scheriff, vor ihm der gefesselte Neger und ein Herr, der eine Binde um den Kopf trug.

„Sie sind also Doktor Wilson, der Naturforscher,“ sagte der Scheriff, „Sie sind, wenn ich recht verstehe, gestern um die Mittagsstunde im Walde von einem Neger überfallen worden, der Ihnen einen Schlag über den Kopf versetzte, daß Sie die Besinnung verloren, der Sie dann um Ihre gesamte Barschaft beraubte und in Ihrem Kanu das Weite suchte. Erkennen Sie in diesem Neger hier den Täter?“

Der Doktor blickte den Neger scharf an: „Ich glaube ja; ich habe den Angreifer allerdings nur ganz kurz gesehen, eine halbe Sekunde lang vielleicht. Gleich darauf bekam ich den Schlag.“ — „Aber man hat den Neger in Ihrem Kanu gesehen!“ rief der Scheriff, „das genügt! Und außerdem: Wo warst du denn gestern um die Mittagszeit?“ wandte er sich an den Neger. — „Ich habe mit einem kleinen Jungen Lachse gefangen“, entgegnete der Neger.

„Hahaha!“ lachte der Scheriff höhnisch, „du siehst gerade so aus, als ob du mit einem kleinen Jungen Lachse fangen würdest! Hahaha! Wo ist denn der kleine Junge?“ — Eine Pause trat ein.

„Der kleine Junge ist hier!“ rief Rod und trat vor. „Ich habe gestern um die Mittagsstunde mit dem Herrn Neger Lachse gefangen und dabei habe ich meine Taschenuhr ins Wasser fallen lassen!“



Rod und der Neger wurden später die besten Freunde.

len lassen! Das kann ich beschwören!“ — Aber der Scheriff schrie: „Unfönn! Auf die Aussage eines Kindes kann man nichts geben. Es sei denn, daß der Neger einwandfrei nachweisen kann, daß er gestern um die Mittagszeit Lachse gefangen hat!“ —

In diesem Augenblick mischte sich Rods Vater ein. „Wo hast du die Lachse gefangen? Kannst du dem Scheriff die Stelle zeigen?“ — Natürlich konnte Rod das, und die ganze Gesellschaft ritt hin zu der Stelle, wo noch die Reste der verzehrten Mahlzeit lagen.

Plötzlich rief Rod: „Da liegt noch meine Uhr auf dem Grundel!“

Sogleich ließ Rods Vater eine Stange herbeischaffen und die Uhr herausfischen. „Da!“ rief er, „seht alle her! Die Uhr ist genau um zwölf Uhr stehen geblieben, als sie ins Wasser fiel. Das ist der beste Beweis dafür, daß mein Junge die Wahrheit sagt, wenn er behauptet, daß der Neger um die Mittagszeit hier gewesen ist und den Ueberfall auf den Doktor nicht verübt hat.“

Dagegen war nichts zu sagen, und der Scheriff mußte den Neger laufen lassen.

Rod und der Neger wurden nach diesem Abenteuer die besten Freunde, und als Rods Ferien zu Ende gingen, konnte er auch schon meisterhaft mit der Harpune Lachse fangen. Der Neger, der den Ueberfall auf den Doktor verübt hatte, wurde übrigens etwa um die gleiche Zeit verhaftet.

Die kalte Suppe

Wie ein General seinem Feldwebel eine Kränkung ersparte

Während der Kämpfe zwischen den amerikanischen Nord- und Südruppen hatte sich ein Feldwebel so tapfer benommen, daß er noch auf dem Schlachtfeld zum Offizier befördert wurde. Dies erregte den Neid einiger junger Offiziere, und sie nahmen sich vor, den neuen Kameraden bei geeigneter Gelegenheit tüchtig zu hänseln. Als man am Tage darauf in Quartier zog, gab der kommandierende General dem neuernannten Leutnant ein Fest. Der biedere Feldwebel war wohl ein sehr tapferer und guter Mensch, aber von gesellschaftlichen Umgangsformen hatte er gerade keine große Ahnung. Dies wußten die anderen Offiziere, und deshalb sahen sie dem Festabend mit gewisser Schadenfreude entgegen.

Der junge Leutnant hatte den Ehrenplatz an der Seite des Generals erhalten. Nachdem die Diener die Suppe serviert hatten, stellten sie vor jeden Gast ein Schälchen mit Eis, das zum Kühlen des Weins

bestimmt war. Von diesem Gebrauch aber wußte der neue Leutnant noch nichts. In dieser Unkenntnis nahm er ein Stückchen Eis und warf es in — die Suppe. Die andern Kameraden, die aufmerksam jede Bewegung des Leutnants beobachtet hatten, fingen laut an zu lachen. Endlich schien ihnen der geeignete Zeitpunkt für ihre kleinlichen Rachegeanken gekommen zu sein. Plötzlich aber verstummten sie. Denn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt nahm der General ebenfalls ein Stück Eis und warf es in die Suppe. Was blieb da den andern Offizieren weiter übrig, als ebenfalls ein Stück Eis in ihre Suppe zu werfen. So kam es, daß an diesem Abend die Suppe kalt gegessen wurde. Aber auf diese ebenso feine wie originelle Art ersparte der General dem tapferen Soldaten an seiner Seite eine Kränkung, die sich dieser sicherlich sehr zu Herzen genommen hätte.

Professor Pechmanns Schnelldruckmaschine

Eine neue glänzende, aber leider mißglückte Erfindung

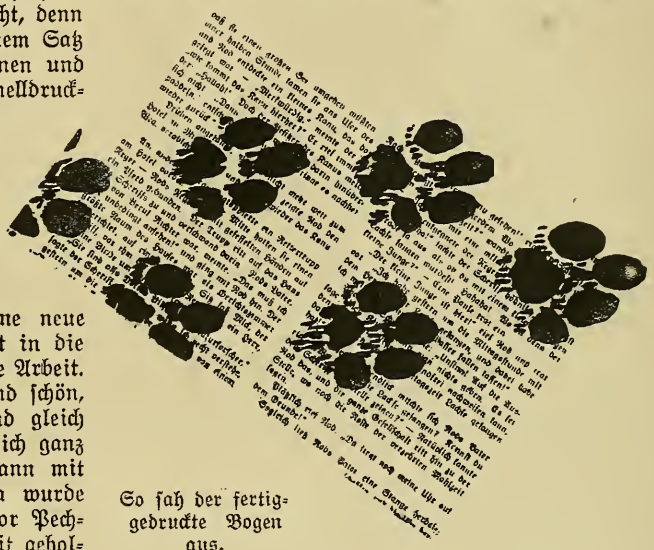


Leider merkte Professor Pechmann nicht, daß ihm Schlupp bei der Arbeit half.

Neulich bat mich Professor Pechmann mit geheimnisvoller Miene in sein Zimmer und zeigte stumm auf zwei riesengroße Pantinen. Ich habe wahrscheinlich kein sehr kluges Gesicht gemacht, denn plötzlich sprang Pechmann auf, war mit einem Satz mit beiden Füßen in den seltsamen Pantinen und schrie: „Meine neueste Erfindung! Eine Schnelldruckmaschine! Ich sage dir, Fridolin, du wirst Augen machen!“ Und ich staunte wirklich. Denn Pechmann tauchte die komischen Schuhe in Druckerschwärze und rannte wie toll über ein paar weiße Papierbogen, die auf der Erde lagen. „Herrlich!“ schrie ich nun auch ganz begeistert, denn alle Bogen, über die Pechmann gelaufen war, waren fein sauber bedruckt. „Herrlich! Du kannst gleich meine neue Nummer drucken!“ Wir fielen uns beglückt in die Arme, und Pechmann machte sich sofort an die Arbeit.

Eine Stunde lang war alles friedlich und schön, dann hörte ich eine brüllende Stimme und gleich darauf ein mächtiges Hundegebell, und als ich ganz entsetzt die Tür aufriß, stürzte mir Pechmann mit einem komischen Druckbogen entgegen. Da wurde mir alles klar. Schlupp hatte dem Professor Pechmann, ohne daß er es merkte, bei der Arbeit gehol-

fen, und die Folgen waren entsetzlich. Die ganze Arbeit war verdorben, und Pechmann war untröstlich, daß er sich umsonst die Beine abgelaufen hatte.



Im Kampf gegen die Wüste

Neue Pläne zur leichteren Durchquerung der Wüste

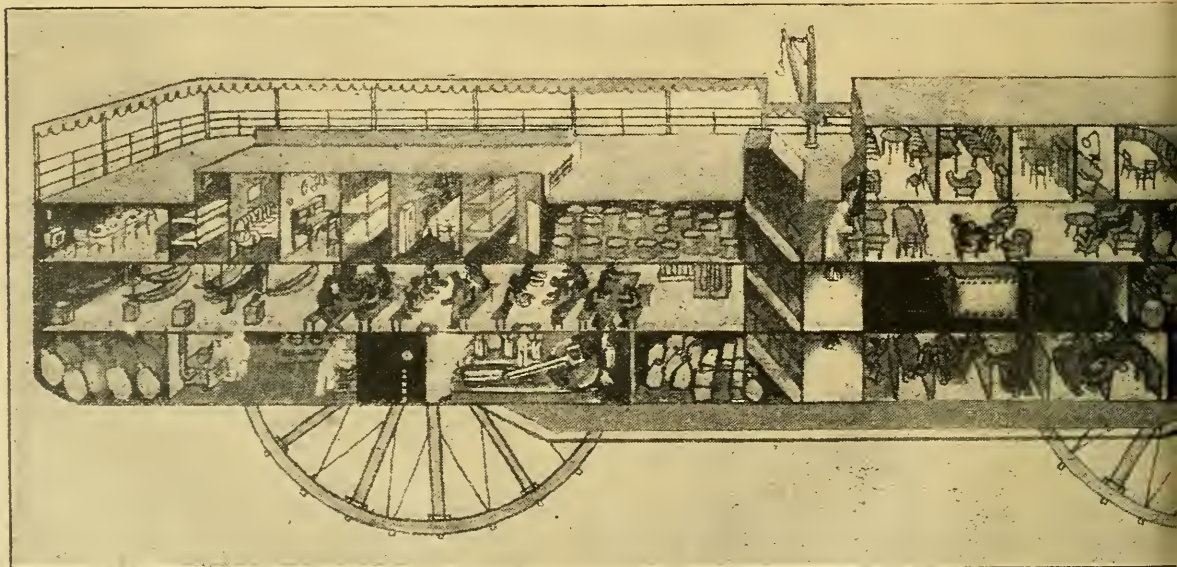
Dreißigmal so groß wie Deutschland, dabei außer am Rande von keinem Fluß durchzogen, ohne einen einzigen See, so erstreckt sich die Wüste Sahara von Osten nach Westen quer über den ganzen afrikanischen Erdteil. Nördlich davon liegen Marokko, Algerien, Tripolis und Ägypten, lauter uralte Kulturländer, die heute den europäischen Nationen als Kolonien angegliedert sind. Südlich davon liegen die reichen Landschaften von Guinea, Nigeria, des Kongo und des Sudans mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Holz, Palmöl, Gewürzen, Kakao, Gummi und Baumwolle. Kein Wunder daher, daß die Sahara trotz aller Gefahren und Beschwerden, die sie dem Reisenden entgegenstellt, schon seit alten Zeiten von Karawanen durchzogen wurde, die Handelsware von Süden nach Norden oder nach den großen Han-

delsplätzen brachten, und daß heute mit allen Mitteln der Technik darangegangen wird, die Sahara für den Verkehr zu erobern.

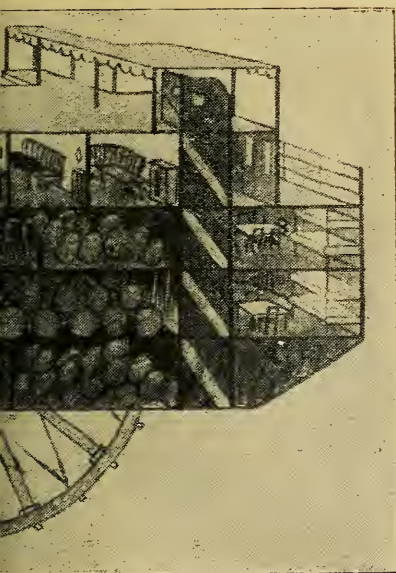
Einst zogen die Karawanen mit mehreren hundert Kamelen durch die endlose Sandwüste, über die Karawanenstraßen, die keine Wegweiser und Marksteine brauchten, weil die Skelette verendeter Kamel und elend umgekommener Menschen als Wegzeichen dienten. Die Karawanen sammelten sich in Marokko, in Figig, in Tripolis oder Benghafi und zogen in wochen- und monatelangen Märschen oft dreitausend Kilometer weit nach Timbuktu, dem großen Markttort mitten in der Wüste, nach Guinea oder an das Ufer des Tschad-Sees. Von dort kehrten sie wieder zurück, beladen mit wertvoller Ware, und erreichten nach mühseligem Marsch die Heimat, wenn bei Karawanen-

treibern, die ihr halbes Leben lang unterwegs sind, überhaupt von einer Heimat die Rede sein kann. So ist es zum Teil noch heute; und während wir in erreichbarer Nähe von Eisenbahn, Straßenbahn und Auto leben, während wir am Tisch sitzen, Kalao trinken und vielleicht ein paar Feigen dazu essen, kämpfen zahlreiche Karawanen mitten in der Wüste gegen Wind und Sturm, Hunger und Durst, nur damit wir unsern Kalao, unsre Feigen oder unsre geliebten Kokosfloeden bekommen. Vielleicht wird das nicht mehr lange so bleiben. Denn schon kann man bequem mit der Eisenbahn von der Küste des Mittelmeeres nach Fijig und nach der Dase Bisra fahren, und bald werden die Däsen der Sahara mit ihren wunderschönen schlanken Palmen und kräftigen Orangenbäumen nur noch eine nüchterne Wasserstation für die Trans-Sahara-Bahn sein, und manche Karawanenserei mit ihrem bunten Treiben von Kameltreibern, Handelsleuten und bewaffneten Beduinen wird ihren romantischen Namen verlieren und einfach „Tankstelle“ heißen. Man hat nämlich gefunden, daß das Automobil, das auf den Straßen der ganzen Welt zu treffen ist, sich auch sehr gut für die Wüste eignet. Allerdings, mit den gewöhnlichen Rädern ging es nicht; die versanken im Sand oder drehten sich nur, ohne den Wagen vorwärts zu bringen. Da griff man nach dem Raupenrad, das viel mehr Reibungsfläche bietet, und baute besonders für den Wüstenverkehr eingerichtete Autos, die Dünen, Sandflächen und Felsgebirge ohne Zwischenfall überwand. Eine Anzahl dieser Wüstenautos durchquerte die ganze Sahara und erreichte nach einer abenteuerlichen Fahrt den Indischen Ozean.

Der Motor hatte die Wüste bezwungen. Seinen größten Feind aber, den Sand, hatte er nicht besiegt. Der feine Wüstensand bringt in die Zylinder der Motoren und verhindert das gute Arbeiten des Motors. Und bequem war diese Art des Reisens doch nicht. Nun hat der Ingeniör J. C. Bischoff aus Kiel ein Wüstenschiff erfunden, mit dem man bequem durch die Wüste reisen wird. Es ist ein riesiges Fahrzeug auf hohen Rädern, das die Fahrgäste unbelästigt von Sand, Hitze und Staub durch die Wüste befördern soll. Dieses Wüstenschiff kann etwa 250 Passagiere befördern und dazu das nötige Schiffspersonal. Die Länge des Wüstenschiffs beträgt 60 Meter, die Breite 17 Meter. Die Karosserie ist im vorderen Teil 9 Meter und im hinteren 12 Meter breit. Das Wüstenschiff kann eine durchschnittliche Stundengeschwindigkeit von 20 Kilometer erreichen. Da es so groß ist wie ein Ozeandampfer, hat es ebenso wie jedes Schiff mehrere Decks übereinander, zu oberst das Promenadendeck, das von der Kommandobrücke mit der Steuervorrichtung überragt wird, darunter das Deck mit dem Speise-



Querschnitt durch das Wüstenschiff: Genau so wie ein Ozeandampfer hat das Wüstenschiff mehrere Decks übereinander, zu oberst das Promenadendeck, das von der Kommandobrücke mit der Steuervorrichtung überragt wird, darunter das Deck mit dem Speise-



Ganz oben die Kommandobrücke, darunter die Maschinenräume.

Der neue Bezwinger der Wüste: Das Wüstenschiff, das so groß ist wie ein Ozeandampfer und 250 Passagiere befördern kann.

saal und den Gesellschaftsräumen, darunter die Schlafkabinen, und zu unterst den Maschinenraum mit den mächtigen Motoren, die ihre Kraft auf die Räder übertragen und das Wüstenschiff vorwärtsbewegen. Küchen, Vorratsräume, Badezimmer usw. werden nicht fehlen, und auch eine Anlage für drahtlose Telegraphie ist vorhanden, denn wenn einmal das Fahrzeug Havarie erleidet, muß es funken können: „SOS, Wüstenschiff auf hoher Sahara festgefahren!“ Ein solches Riesen-Wüstenschiff braucht zu seinen Fahrten eine Unmenge Wasser, das in einem besonderen Tankwagen mitgeführt wird. Damit das Wüstenschiff ununterbrochen fahren kann, sind vorn am Bug des Schiffes große Scheinwerfer angebracht, die nachts den Weg durch die Sahara beleuchten. Ebenso, wie man heute in sechs Tagen auf die bequemste Art nach Amerika reisen kann, werden wir vielleicht schon in kurzer Zeit unsre großen Ferien auf einer Fahrt durch die Wüste im Wüstenschiff erleben. Auch auf dieser Landreise vom Mittelmeer durch die endlose gelbe Wüste bis nach Timbuktu kann man genau so wie bei einer Ozeanfahrt „seekrank“ werden. In der Wüste sind es zwar keine Wellen, sondern die Dünen, die den Weg uneben machen und das Wüstenschiff zum Schaukeln bringen. Die Treiber der Karawanen aber, die dem Schiff unterwegs begegnen, werden glauben, sie sähen ein Urweltungetüm mit feurigen Augen, oder es wäre alles nur ein Trugbild der Fata Morgana.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.

(6. Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Der Mann riecht nach dem Strick.

Der Scheriff warf den Lasso über Stabuschs Hals. „Giddapp!“ rief er.

Das Pferd setzte sich in Trab. Stabusch spürte einen Ruck an seinem Hals, der ihn vorwärts schleuderte. Er stemmte sich mit den Beinen gegen die Erde; wieder gab es einen Ruck an seinem Hals, und nun wurde er geschleift. Die LassoSchlinge würgte. Er bekam keine Lust.

Plötzlich pfiß es; Stabusch spürte einen Schnitt in seiner Haut. Er sprang auf und rannte blindlings nach der Seite. Der Ruck am Hals war jetzt so heftig, daß Stabusch sich nach hinten überklug. Wieder pfiß das freie Lassoende durch die Luft — huiitt — huiitt — huiitt — Stabusch duckte sich unter dem brennenden Schmerz, aber er heulte nicht. Nun lief er so, wie es der Strick erlaubte, neben den Pferdehufen her. Aber als er dem Pferd zu nahe kam, machte es einen Satz und schlug nach ihm aus. Stabusch flog zur Seite, aber der Strick riß ihn wieder hoch, und Stabusch lief und lief; alle seine Sinne waren auf den Strick gerichtet, den er noch immer nicht begriff.

In der Stube zuhause beim Scheriff lag Stabusch in einem Winkel auf einem Sack. Als er erwachte, sah er keine Prärie. Die Luft war dick und roch nach dem Mann, der ihn fortgeschleppt hatte. Wände umgaben ihn von allen Seiten, aber es waren große Löcher darin, durch die das Licht fiel.



Stabusch wollte dahin, wo das Licht war. Aber wieder gab es den Ruck am Hals. Stabusch machte einen Sprung und fiel nach hinten. Er raffte sich trotz der Schmerzen auf, drehte sich, soweit es ging, und fing an, an dem Strick zu zerren aus aller Kraft. Sein Fell stülpte sich hinter die Ohren, aber das neue Halsband war eng und der Strick sehr dauerhaft. Da krachte der Boden. Stabusch sah die Stiefel kommen und roch den Mann und hörte seine Stimme. Die Faust kam herab und klopfte auf den Sack am Boden.

„Platz!“ rief die Stimme, „Stabusch, Platz!“

Aber Stabusch begriff nicht. Da packte ihn die Faust im Nacken und schleifte ihn zurück auf den Sack, und nun kam die andre Faust und drückte ihn hinten auf den Sack nieder.

„Platz!“ sagte die Stimme. Stabusch fühlte sich beunruhigt und stand auf. Hestig drückte ihn die Faust auf den Sack. „Platz!“ donnerte die Stimme.

Stabusch begriff: „Platz!“ bedeutete — auf dem Sack liegen. Stabusch hatte keine Lust, auf dem Sack zu liegen; er wollte dorthin, wo das Licht war. Aber die Stiefel und die Fäuste waren da. Stabusch blieb auf dem Sack.

Der Mann stellte in einiger Entfernung von Stabusch einen Napf auf den Boden. Aus dem Napf roch es nach Fressen. Stabusch hatte Hunger. Er wollte zu dem Napf, da gab es den Ruck am Hals. „Pfu!“ rief die Stimme, „Platz!“

Stabusch kroch auf den Sack zurück. Da schob ihm der Mann den Napf hin, und die Stimme sagte: „Nimm!“ Stabusch ging zu dem Napf und fraß.

Der Mann nahm den Strick in die Hand und ging. Stabusch mußte mit. Er stemmte sich dagegen und wurde mitgeschleift. „Bei Fuß!“ sagte die

Wie Stabusch dressiert wurde:
Stabusch wollte fressen, aber die Stimme schrie: „Pfu, Stabusch! Platz!“

Stimme. Immer weiter gingen die Stiefel. Stabusch machte drei Schritte, da war alles gut. „Bei Fuß!“ sagte die Stimme.

Stabusch lernte: „Bei Fuß!“ bedeutete, neben dem linken Stiefel zu gehen, immer genau neben dem linken Stiefel. Nun ging der Mann mit ihm ins Freie. Und immer mußte Stabusch neben dem linken Stiefel gehen.

Sie kamen zurück. „Platz!“ sagte die Stimme. Stabusch ging in den Winkel zu seinem Sack. Der Mann brachte den Napf, in dem das Fressen war. Stabusch lief hin. „Pfui — Platz!“ Stabusch duckte sich. „Platz!“ Stabusch ging zum Sack. Eine Pause, dann sagte die Stimme: „Nimm!“ Von da an wartete Stabusch, bis die Stimme gesagt hatte: „Nimm!“

Nach einigen Wochen tat Stabusch alles, was die Stimme des Mannes befahl, der nach dem Strich roch.

Stabusch hatte ihn einmal gebissen, ohne einen äußeren Grund. Stabusch war in der Stube, und die Faust des Mannes hielt ihm einen Holzblock vor, und die Stimme sagte: „Apport! Apport! Apport!“

Stabusch war willig. Plötzlich setzte das in ihm aus wie der Schlag einer Uhr, und er war wieder das andre Wesen. Er dachte nicht mehr an die Augen. Er sah die Prarie. Seine Brüder sah er vor sich laufen durch den Schnee. Er roch die Schafe. Da schnappte Stabusch nach des Mannes Hand. Als es geschehen war, da war es, als blickten ihn die Augen an. Er erschrak und ließ los.

Der Mann zog die Hand, in der die Male von Stabusch's Zähnen waren, nicht zurück. Er schwieg. Als eine Minute vergangen war, sagte die Stimme: „Apport!“

Stabusch faßte den Holzblock.



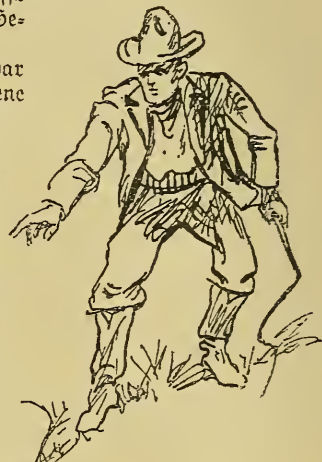
Wie Stabusch zum Polizeihund ausgebildet wurde: Mit allen anderen Hunden zusammen wurde Stabusch auf „den Mann“ abgerichtet; aber er lernte ohne Begeisterung.

15. Kapitel.

Stabusch hat eine gute Nase, aber keine Begeisterung.

Der Scheriff wohnte in Morrison-City. Das Haus des Scheriffs diente zugleich als Gefängnis.

Morrison-City war eine sehr bescheidene Stadt. Etwa 200 Menschen wohnten da, die Kinder eingerechnet; die Männer arbeiteten auf der Morrison-Farm. Aber es gab ein Kino, einen Kaufladen, in dem alles zu kaufen war — Raugummi, Patenthosenknöpfe, Delfar-



dinen, Grammophonplatten — und einen Trinksalon, wo man früher Whisky trank; jetzt aber gab es nur Brauselimonade.

Die Brauselimonade gefiel den Cowboys und Schafhirten wenig, wenn sie am Abend mit dem Wochenlohn in der Tasche von der Farm in die City kamen. Sie schossen manchmal mit den Revolvern die Limonadeflaschen zusammen. Dann ging die Tür auf, und der Scheriff stand da, breitschultrig, und einer von seinen Hunden stand links von ihm. Drei Hunde hatte er, und jetzt, mit Stabusch, waren es vier. Er packte die Cowboys am Kragen und warf sie mit ihren Revolvern auf die Straße, wo ihre Güle an den Pfosten des erhöhten Gehsteiges angebunden waren. Es blieb ihnen nichts übrig, als heimzureißen nach der Farm. Und wenn einer mit dem Revolver kommen wollte

— solche, die den Scheriff noch nicht genug kannten, taten das —, dann war der Hund noch schneller und apportierte den Revolver seinem Herrn.

Die Hunde des Scheriffs wurden wie Wundertiere angestaunt. Der Scheriff machte jeden Tag mit ihnen Übungen, und wenn es im Freien geschah, dann sahen die Leute zu. Der Scheriff hatte nichts dagegen; es war gut, wenn die Leute Respekt vor seinen Hunden bekamen. Er begann mit Apportieren; das konnten die Hunde sozusagen im Schlaf. Der Scheriff warf seinen Hut ins Wasser — im nächsten Augenblick brachten ihn die Hunde zurück, setzten sich, und auf das Kommando „Aus!“ gaben sie ihm den apportierten Gegenstand in die Hand.

Der Scheriff legte seine Brieftasche auf die Straße. „Ablegen!“ befahl er. Der Hund, den er meinte, legte sich neben der Tasche nieder und bewachte sie. Der Scheriff ging davon. Manchmal lag die Tasche eine halbe Stunde lang da und der Hund daneben; dann kehrte der Scheriff zurück und rief: „Apport!“ Da nahm der Hund die Tasche auf und brachte sie seinem Herrn.

Am aufregendsten aber waren die Übungen mit dem „verfolgten Mann“. Dieser Mann war dick mit Lumpen und Watte ausgestopft, damit er gegen Bisse

geschützt war. Er hatte eine Peitsche und einen Revolver, der mit Plagpatronen geladen war. So ausgerüstet, ging der Mann davon. Der Scheriff aber hatte den Hut, den der Mann zu tragen pflegte. Wenn der Mann außer Sicht war, ließ der Scheriff die Hunde an dem Hut riechen. Nun kannten sie den Geruch des Mannes und suchten seine Spur. Wenn sie gefunden war, begann die Verfolgung. Wenn der Mann gefunden war, gab es einen Kampf. Der Mann schlug mit der Peitsche um sich — schwapp, hatte sie ein Hund gepackt. Der Mann zog den Revolver, aber der Schuß ging ins Leere, weil der zweite Hund den Arm mit dem Revolver gepackt und herabgerissen hatte. Schließlich hingen die Hunde an den Beinen des Lumpenmanns; er mochte sich drehen und mit seinen dicken Stiefeln um sich treten, wie er wollte — er kam nicht los.

Zum Schluß ergab sich der „Verbrecher“ und hob die Hände. Der Scheriff rief: „Aus!“ Sogleich ließen die Hunde den Mann los und stellten sich in einiger Entfernung angriffsbereit vor ihm auf. Nun trat der Scheriff hinzu.

Stabusch machte die Übungen mit; der Scheriff gab sich Mühe mit ihm, aber er war nicht zufrieden mit diesem Hund. (Fortsetzung folgt.)

Ein herrliches Buch für den Weihnachtstisch

Mein Fridolin-Jahrbuch ist erschienen. Es heißt „Der deutschen Jugend neues Wunderhorn“ und tritt an die Stelle meines bisher alljährlich erschienenen Fridolin-Kalenders. Wie im Wunderhorn des Märchens, das die lustigsten und traurigsten Melodien erklingen läßt, bekommt ihr in meinem „Wunderhorn“ Lustiges, Aufregendes und Belehrendes zu hören. Mit dem Kapitän Ohlsen fährt ihr durchs Meer, mit Lindbergh fliegt ihr — immer bekommt ihr Neues zu sehen, lernt Schönes kennen. Wie die Tiere leben, wie die Eisenbahnen am Tag und in der Nacht ihren Weg finden, wie es auf den Sternen aussieht, wie es einem Verbannten in Sibirien erging, wie Städte entstehen! Wie's in einem Luftschiff aussieht, wie das elektrische Licht erfunden wurde und noch tausenderlei Anderes! Ein richtiges Theaterstück, das ihr selber spielen könnt, ist auch darin! Es handelt sehr spaßhaft von einer Familie, in der der Sohn befehlt und die Eltern gehorchen müssen. Und viele Rätsel und neue Spiele. Ein dickes Buch ist es geworden! 225 Seiten, fast ebensoviel Bilder! Wollt ihr es zu Weihnachten haben? Seht es als Erstes auf den Wunschzetteln! Sagt den Eltern, daß dieses dicke Buch für 5 Mark in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Euer treuer Fridolin.



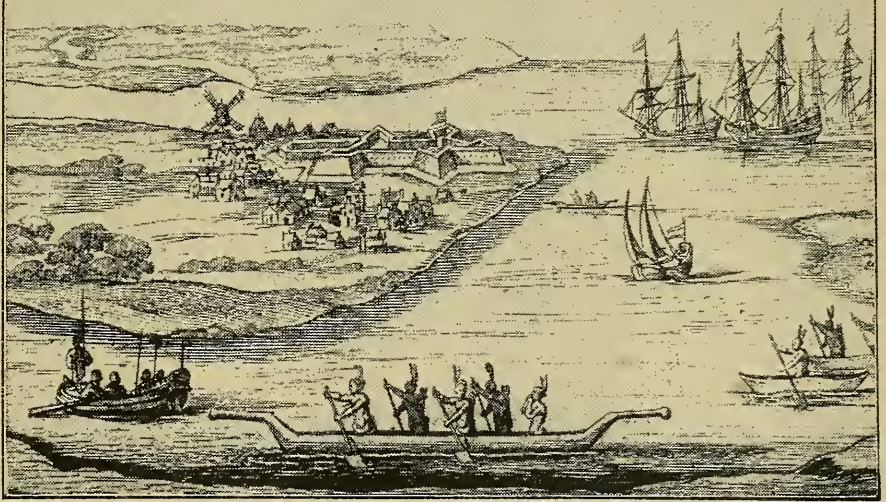
Wie aus einem Dorf eine Weltstadt wurde

Die Entwicklung New-Yorks in 300 Jahren

Im Jahre 1626 tauschte der Holländer Peter Minuit von Indianern die Insel Manhattan an der nordamerikanischen Ostküste ein und gab ihnen dafür Waren im Werte von 24 Dollar. Die kleine holländische Siedlung, die damals entstand, wurde „Fort Nieuw Amsterdam op de Manhattans“ genannt. Aus diesem Hafennest wuchs mit märchenhafter Schnelligkeit New-York heran. Während es noch vor 150 Jahren mit 22 000 Einwohnern durchaus nicht die größte Stadt Amerikas war, hat es heute alle Großstädte der Welt, sogar London, überflügelt und ist mit seinen 7 Millionen Einwohnern die größte Stadt der Erde. Für unsere Verhältnisse war diese Riesenstadt damals noch ein Dorf, das man bequem in kaum mehr als 5 Minuten zu Fuß durchqueren konnte.

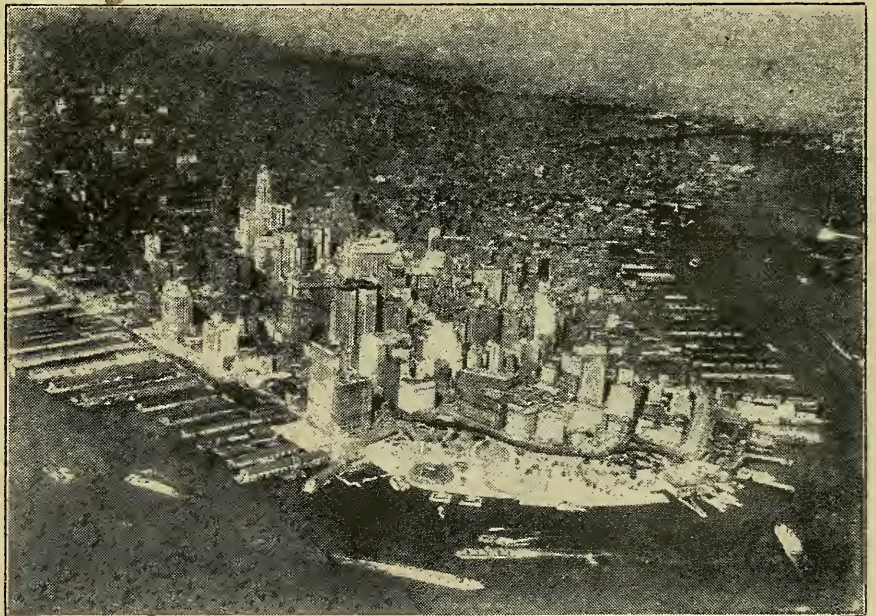
Da die New-Yorker ihre Stadt immer sehr liebten und sehr großzügig dachten, wurde im Jahre 1811 bereits der Stadtbauplan für die nächsten hundert Jahre festgelegt und die Straßen im Blocksystem nicht mit langen Namen behängt, sondern nummeriert. Es wurden Felsen und Hügel geebnet und Sümpfe ausgetrocknet. New-York ist sicher die bevölkerteste Stadt der Erde. Man sieht in seinen Straßen Leute aus aller Welt herumlaufen und hört dort Duzende fremder Sprachen. Ganze Stadtteile sind von verschiedenen Nationen bewohnt, im italienischen Viertel gibt es fast mehr Italiener

t' Fort nieuw Amsterdam op de Manhattans



Wie New-York vor 300 Jahren aussah. Wo sich jetzt riesige Wolkenkratzer erheben, standen damals kleine Hütten, und ihre Bewohner, die Indianer, umkreuzten die Insel in ihren Kanus.

als in Neapel. In manchen Straßenzügen leben nur Deutsche, in anderen Chinesen, Neger, Irländer, Schweden usw. Wir wissen alle, daß man aus Platzmangel, die Stadt liegt ja auf einer Insel, immer höhere Wolkenkratzer baut. Wer weiß, was noch erfunden werden muß, um die Menschen unterzubringen, die aus aller Welt nach New-York strömen?



New-York von heute: Aus dem kleinen Fischerdorf ist in 300 Jahren eine Weltstadt mit 7 Millionen Einwohnern geworden.

Die Weisheit in der Zigarrenkiste

Eine fabelhafte Ueberraschung für eure Geschwister zu Weihnachten

Von einer Zigarrenkiste entfernt man den Deckel und teilt ihn auf seiner Unterseite durch einen kräftigen Bleistiftstrich in zwei Hälften. Jede der Hälften wird nun, je nach Größe des Deckels, in 16—20 Quadrate aufgeteilt. Man sucht nur für jedes Quadrat durch Ziehen der Diagonalen die Mitte und schlägt dort — immer von der Unterseite aus — ein etwa 2 cm langes Nägelchen so durch den Deckel, daß der Nagelkopf vorläufig noch 5 mm vom Holz entfernt bleibt. Die beiden mittelfsten, obersten Quadrate der gesamten Fläche bekommen jedoch keinen Nagel, sondern statt dessen ein Loch von etwa 2 mm Durchmesser, das man mit dem Drillbohrer hineinbohrt. Mitten zwischen die beiden Bohrlöcher sägt man mit der Laubsäge ein größeres Loch, in das man gerade die Glühbirne einer Taschenlampe hineinschrauben kann. Die Quadrate beider Deckelhälften werden nun gleichmäßig numeriert, also etwa von Nr. 1—19, links wie rechts. Darauf verbindet man je einen Nagelkopf der linken Hälfte mit einem ganz beliebigen der rechten durch ein Stück dünnen, isolierten Kupferdrahtes, z. B. Nr. 1 der linken Hälfte mit Nr. 9 rechts, Nr. 2 mit Nr. 12, Nr. 3 mit Nr. 16, Nr. 1 mit Nr. 2, Nr. 5 mit Nr. 11 usw. Jede Regelmäßigkeit in der Führung der Leitung muß durchaus ver-

Wer erfand die Taschenuhr?	Wer war der Erfinder der Spinnmaschine?	Wer entdeckte den Seeweg nach Ostindien?			DaSo Stockholm Kopenhagen	etwa 384 000 km	Brasilien, Vereinigte Staaten, Aegypten
Wie groß ist die Oberfläche der Erde?	Wie weit ist d. Mond von der Erde entfernt?	Wer erfand das Fahrrad?	Wann wurde Goethe geboren?	44 v. Chr.	William Shakespear	sechsz	Der Engländer Wright
Wie heißen die Hauptstädte v. Norwegen, Schweden, Dänemark?	Wer war der größte deutsche Mathematiker?	Wieviel Beine hat eine Fliege?	Wann wurde Amerika entdeckt?	Daniel Defoe	Peter Heule geb. 1540	300 m	Freiherr von Drais 1834
Wann wurde Cäsar ermordet?	Wie heißt der höchste Berg der Erde?	Wer schrieb Robinson Crusoe?	Wo liegt Kap Horn?	zwei- und dreißig	Gauß	ca. 510 Millionen □ km	28. August 1749
Wieviel Bäume hat der Mensch?	Wo fließen der Amazonasstrom, Mississippi, Nil?	Wer hat den „Hammlet“ geschrieben?	Wie hoch ist der Eiffelturm?	Vasco da Gama 1498	1492 von Columbus	In der Südpolische Sib.-amerikas	Mount Everest 8840 m hoch

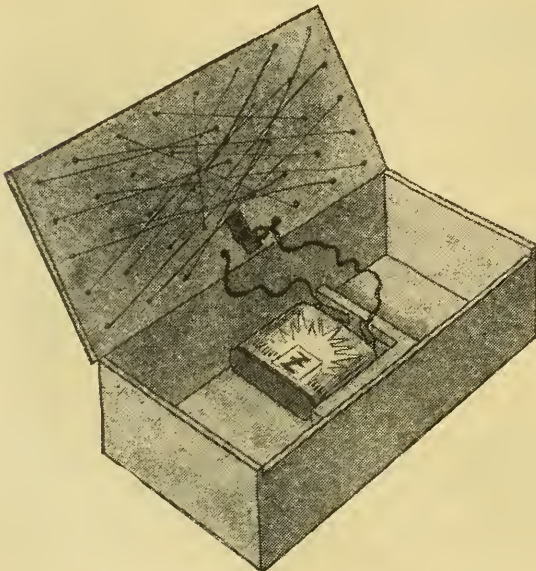
Eine Frageliste: Man kann die Fragen beliebig auf die linke Seite schreiben, und muß nur darauf achten, daß die Antworten in das richtige, mit dem Strom verbundene Feld geschrieben werden.

mieden werden. Die Drahtenden werden blankgemacht, mehrmals um den zugehörigen Nagelkopf geschlungen und dieser dann ganz durch den Deckel geschlagen. Sind alle Leitungen gezogen, so wird der Deckel umgedreht und jeder Nagel auf etwa ½—1 cm Länge abgekniffen oder zu einer Dose gebogen. Von oben her wird nun die Glühbirne eingeseckt; dabei klemmt man mit ihrem Gewinde außen ein 10—12 cm langes Stück Kupferdraht — die Stromzuführung — am Holz fest. Mit dem Innenpol stößt die Birne — gerade wie bei der Taschenlampe — gegen einen mit Nägelchen oder Schraubchen besetzten Blechstreifen, an dem wiederum ein Stück Kupferdraht befestigt ist.

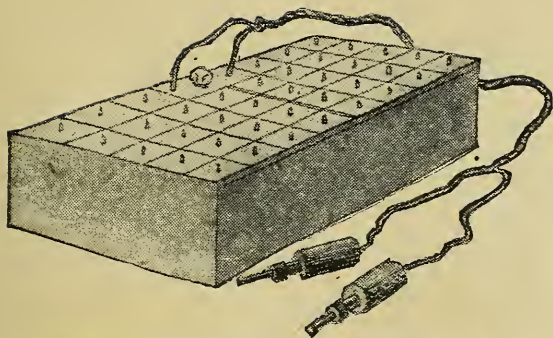
Innen enthält die Kiste nichts als eine Taschenlampenbatterie, die durch einige Holzleistchen am Boden festgehalten wird. Dann sind noch zwei Laststäbchen anzufertigen; man halbiert einen Paketgriff, biegt den zugehörigen Draht gerade und läßt ihn nach vorn etwa 5 cm herausgucken. Hinten wird er mit einem Auge in die Bohrung des Pakethalters hineingebrückt, damit er ganz fest sitzt. An dem Auge, das noch etwas aus dem Griff herauschaut, befestigt man das eine Ende von etwa 50 cm normaler Klingelleihe. Sind so beide Lastgriffe, Deckel und Kasten vorbereitet, so kann zusammengebaut werden.

Das freie Ende liegt des einen Lastgriffes wird von oben durch das linke Bohrloch neben der Glühbirne geführt und mit deren Außentakt — dem eingeklemmten Kupferdraht — gut verbunden. Der Draht an dem Blechstreifen des Innenkontaktes wird mit dem freien Ende fest um einen Pol — gleichgültig, welchen — der Taschenlampenbatterie gewickelt, um den zweiten Pol kommt das freie Ende liegt des anderen Lastgriffes, das durch das rechte Bohrloch geführt wurde. Bringt man nun die Drahtenden beider Lastgriffe zur Berührung, so ist der Stromkreis geschlossen: die Glühbirne muß aufleuchten. Ist alles in Ordnung, so nagelt man den Deckel auf den Kasten, die Leitungen natürlich nach innen. Nun beginnt das Probieren:

Man berührt mit dem Draht des linken Lastgriffes einen Nagel der linken Deckelhälfte und tastet



Die Weisheitskiste: So muß die fertige Kiste vor dem Zünageln aussehen.



So muß die fertige Wunderkiste mit den beiden Tastern aussehen.

mit dem rechten Griff Nagel für Nagel der rechten Hälfte ab. Wird der Nagel berührt, der auf der Unterseite mit dem linken durch den isolierten Draht verbunden ist, so ist wieder der Stromkreis geschlossen: die Glühbirne leuchtet auf. Das muß sich natürlich bei jedem Nagel wiederholen. Nun kann man darangehen, den ganzen Apparat nutzbringend zu verwerten. Man schneidet sich eine Karte, die genau auf den Kasten paßt. Halbierung und Einteilung in Quadrate wird genau wie vorhin durchgeführt und, wo sich ein Nagel befindet, wird ein kleines Loch ausgeschlagen. Dann legt man die Karte auf die Kiste, so daß sämtliche Nägel durch die Löcher hinaus schauen, schreibt in Quadrat Nr. 1 links eine Frage und sucht mit den beiden Tastern den Nagel, bei dessen Berührung die Glühbirne aufleuchtet: in das Quadrat schreibt man die Antwort auf die Frage. Das gleiche wiederholt sich für Quadrat Nr. 2 usw., bis zum Schluß die ganze Karte links voll Fragen, rechts voller Antworten steht. Die Fragen können aus allen möglichen Gebieten gewählt sein — geographische oder geschichtliche, Rätsel oder Scherzfragen —, für jede Frage bringt die Kiste die richtige Antwort und zeigt sie durch das Aufleuchten der Glühbirne an.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — an — as — at — bad — ber — boh — che — de — den — di — di — e — ei — ess — fer — fon — ge — grau — kas — lan — las — läu — le — ler — li — lu — mer — mum — na — na — nam — nas — ne — ne — nes — o — o — rüs — sa — schwe — see — sel — sil — te — tel — tisch — tow — u — ur sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus „Mag und Moritz“ von Wilhelm Busch ergeben. (Ich = ein Buchstabe.) Die Wörter nennen:

1. Süßfrucht, 2. Evangelisten, 3. Erholungsstätte, 4. Gedichtart, 5. Sportsmann, 6. Land in Indien, 7. Gefäß, 8. Verständigungsmittel, 9. Möbel-

stück, 10. Ort, der einer Rübenart den Namen gab, 11. Göttin, 12. Prophet, 13. Körperteil des Elefanten, 14. Hülsenfrucht, 15. Wirtchaftsgerät, 16. Land in Europa, 17. Vogel, 18. Soldat, 19. Wüstenwind, 20. Farbton, 21. Weiser aus Griechenland, 22. Gebirge.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 4.

1. Beelzebub, 2. Ente, 3. Rüster, 4. Löffel, 5. Imkerei, 6. Nebelhorn, 7. Museum, 8. Uhu, 9. Elfe, 10. Norden, 11. Chinesisch, 12. Esse, 13. Neunzehn, 14. Heinrich, 15. Anna, 16. Maulbeerbaum, 17. Blütenstaub, 18. Umbau, 19. Roller, 20. Georg.

Berlin — München — Hamburg.

Fridolins Lachkabinen

Lehrer: „Lehmann und Müller, zur Strafe für eure mangelnden Geographiekennntnisse bleibt ihr nachher eine Stunde nach, und jeder schreibt fünfzigmal seine Geburtsstadt auf.“

Als der gestrenge Lehrer später zu den beiden Nachsitzenden kam, schwamm Müller in Tränen. „Warum heulst du, Müller?“

„Ja, der Lehmann ist gleich fertig, der ist in Ems geboren“, schluchzte er ganz aufgeregt, „und ich habe noch so lange zu schreiben, ich bin in Neuhaldensleben geboren.“

*

Hans wird zum erstenmal am Strand ins Wasser geschickt und vom Vater verschiedene Male untergetaucht. Schließlich brüllt Hans: „Vater, ich will heraus, ich habe keinen Durst mehr!“

*



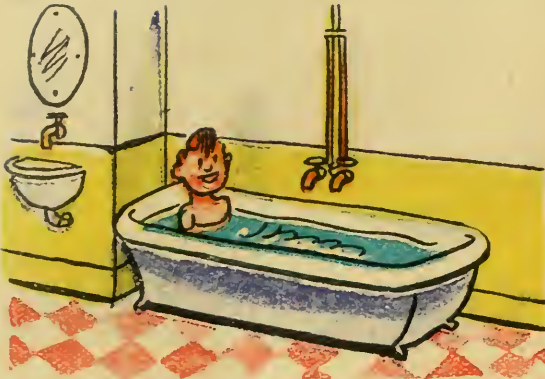
Franz steht mit seinem Vater vor einem neu erbauten Riesendampfer. „Sieh mal,“ sagt der Vater, „dieser Dampfer ist heute getauft worden.“ „Aber Vater,“ sagt Franz darauf, „wie haben sie denn den in die Kirche hineinkommen?“

*

Käufer: „Der Hund gefällt mir gut, ist er auch wachsam?“

Verkäufer: „Und ob, wir brauchen ihn beim kleinsten Geräusch bloß zu wecken, dann bellt er gleich aus Leibeskräften.“

Das verhängnisvolle Handtuch



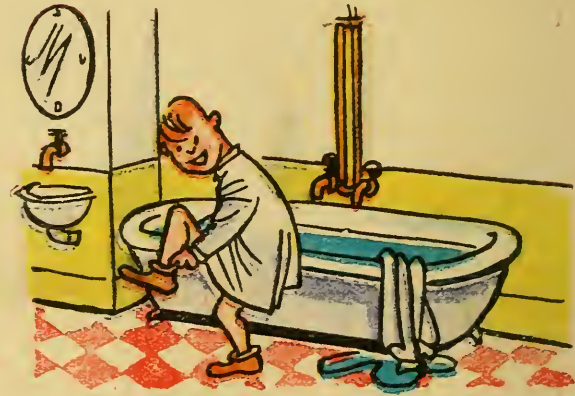
Hier badet Hans. Sein Körper fühlt,
Wie ihn die warme Flut umspült.



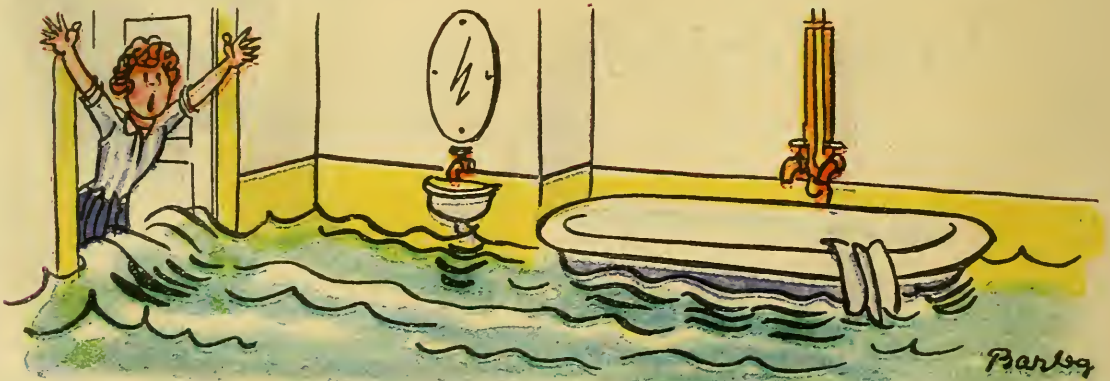
Man kann ja nicht im Wasser bleiben —
Hans will sich nunmehr trocken reiben.



Er preßt das Tuch. Denn wie ihm scheint,
Sind seine Ohren noch zu feucht.



Dann nimmt Hans Hemd und Schuh zur Hand
Und legt das Handtuch auf den Rand.



Parley

Das Handtuch saugt die Flut empor;
Schon dringt sie auf den Korridor.

Das Zimmer schwimmt (der Hans ist trocken),
Die Mutter ist zu Tod erschrocken.

Der heitere Fridolin

HALBMO

FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Als es noch keine Weihnachtsbäume gab: Früher stellte man zu Weihnachten eine aus Holz gebaute Weihnachtspyramide auf. (Zu dem Artikel auf Seite 2.)

Als es noch keine Weihnachtsbäume gab . . .

Wie man früher Weihnachten feierte

Reine Weihnachtsbäume? Ja, wann war denn das? Wohl damals, als die alten Germanen noch auf den berühmten Bärenfellen lagen? O nein! Das ist kaum hundert Jahre her. Da gab es auf dem Weihnachtsmarkt noch keine Wälder von Tannensäulen, einen immer größer als den anderen, sondern es gab Pyramiden aus Delpapier, Pyramiden aus Holz, Pyramiden aus Draht. Die aus Delpapier waren am feinsten. Sie sahen schon beinahe so aus wie ein Baum. Das Delpapier — heute sagen wir Pergamentpapier — war leuchtend grün und hing schön gezackt in Abstufungen rings herum. Und auf jeder Stufe brannten Kerzen. Keine weißen Stearinkerzen, wie wir sie haben, sondern echte, gelbe, duftende Wackskerzen. Ueberall auf das Delpapier waren rote Beeren geklebt, so daß es von weitem ausah wie ein üppig gewachsender Stechpalmenbusch. „Hier riecht es nach Delpapier,“ sagten die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen und nicht in die gute Stube hineindurften, weil die Mutter da aufbaute, und sie machten dabei genau so geheimnisvolle Gesichter wie heute, wenn sie sagen: „Es riecht nach Weihnachtsbaum.“ Eine solche Delpapierpyramide kostete sechs gute Groschen. Das war damals viel Geld. Aber wer so viel nicht anlegen konnte, kaufte eine

Holzpyramide. Das war ein Gestell mit Papierzacken beklebt und mit einem Weihnachtsstern aus Goldpapier oben drauf. In manchen Familien gab es aber statt der Pyramide nur einen Lichthalter, auf dem die Kerzen aufsteigend befestigt waren. Dazwischen hingen die Geschenke, die übrigens lange nicht so üppig waren wie heute. Ein Lebkuchen, eine Fibel, „ein wollen Tuch“, das waren herrliche Gaben für die Kinder von damals, und sie wurden ehrfürchtig und mit demutsvollen Handküssen von dem gestrengen Herrn Vater und der Frau Mutter in Empfang genommen. Aber Geschenke hat es immer gegeben. Das ist ein Brauch, den schon die Germanen von den Römern übernommen haben. Ebenso gab es am Weihnachtsabend seit Hunderten von Jahren besondere Dinge zu essen: Christstollen, Mohnstriezel, Weihnachtskarpfen. Ueberall ist etwas anderes Sitte; aber ein Gericht, das es sonst nicht gibt, ist es überall.

Die Sitten des uralten Weihnachtsfestes haben sich aber bis in unsere Zeit, wenn auch in veränderter Form, erhalten. Aus dem lodernden Feuer, das die Germanen zum Julfest entzündeten, wurde erst der Kerzenschein der Weihnachtspyramide und noch später unser in Lichterglanz strahlender Weihnachtsbaum.

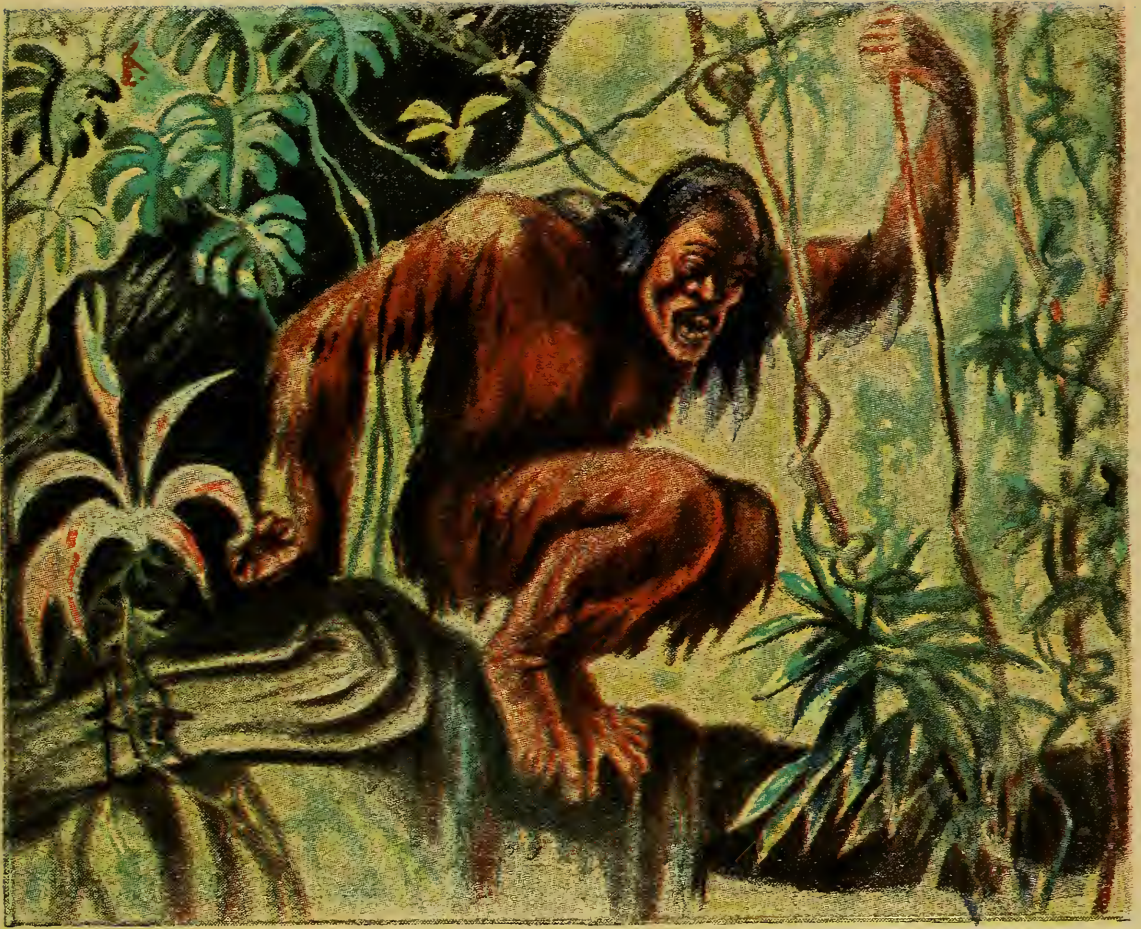


Eine Erzählung aus dem Urwald

Gegen Morgen trat Wynheer van Hillegom, der seit zwanzig Jahren als Pflanze im Süden der großen Insel Sumatra lebte, mit seinem fünfzehnjährigen Sohn Walterje aus seinem Bungalow. Schon lärmten einige Affen auf den Pisangs, und an einer kleinen Insel kämpften zwei Krokodile miteinander. Neugierig blieb Walterje stehen und wollte nach ihnen schießen. Aber der Vater griff nach seinem Arm: „Nein, nein, keinen Lärm! Komm, oder willst du nicht mit zum Affenmenschen?“ — „Aber ja,“ rief Walterje und rannte hinter dem Vater her. „Haben ihn die Eingeborenen wirklich beim Fischfang belauscht?“ Der Vater nickte: „Rosi hat den Bescheid gebracht. Die Falle ist frisch gestellt, vielleicht sitzt er darin. Jedenfalls müssen wir gleich bei der Hand sein.“ Walterje lief mehr als er ging. Warum sollten sie nicht Glück haben und den schwarzhaarigen Kerl sehen, der nirgends sonst als hier in der weiten Welt lebte, ein Zwischending zwischen Affe und Mensch. Seit einiger Zeit kamen sogar deshalb

Leute von Europa angereist, und berühmte Forscher liefen durch den Urwald diesen Tiernmenschen nach. Voriges Jahr hatte der englische Professor mit dem kolumischen Namen solch einen Sedapal, wie die Eingeborenen ihn nannten, hinter dem Sumpf beim Fischen beobachtet. Er war aufgeregter nach Haus gekommen und hatte mit dem Vater verhandelt. Und seitdem der abgereist war, schlich der Vater allen Spuren und allen Gerüchten über diese merkwürdigen Wesen nach. Da, gestern, hatte er einen günstigen Bescheid bekommen: seine Streifjäger hatten zwei Tiernmenschen hinten am Wasserarm vor dem Urwald gesehen, einen Mann und eine Frau. Sie trugen Fische und waren durch das hohe Gras gelaufen und am Waldrand verschwunden. Laut und angstvoll hatte ihr „Hu, hu“ geklungen. — Das war doch etwas, wenn nun heute wirklich ein Tiernmensch in der Falle saß.

Das Geschrei der Affen hinten im Urwald wurde immer lauter. Es dauerte nicht mehr lange, dann



Walterjes Begegnung mit dem Tiermenschen: Oben im Baum saß regungslos ein seltsames Wesen.

kam die Sonne. Alle Urwaldbewohner, die zur Tränke gegangen waren und sich etwa verspätet hatten, machten sich um diese Zeit schleunigst wieder auf in ihr Versteck. Wenn der Tiermensch im Zwielicht gefischt hatte, konnte man ihn vielleicht jetzt noch auf dem Rückweg treffen. Ober aber vielleicht in der Falle?

Jetzt schwenkte der Junge mit dem Vater in vollster Eile um die letzte Wegbiegung. Dort, dicht am Ufer, beim freien Zugang zum Wasser, stand die Falle. Sie war nicht zugeschlagen; aber den fetten großen Köbberfisch hatte einer aus dem Haken herausgeholt und das Eisen beiseite geklappt. Ein Tier konnte das nicht gewesen sein. Das mußte der Sedapaß getan haben! „Salt,“ raunte der Vater, „sieh hier, da haben's wir schon. — Spüren!“ Er bückte sich und zeigte auf menschliche Fußspuren, die eine merkwürdig spitze Ferse hatten. „Komm rasch zu der Baumgruppe, Walterje; von dort können wir den Waldrand und das Wasser übersehen!“ Die beiden liefen geduckt auf die Bäume zu. Der Junge war zuerst da, nahm die Büchse zur Hand, schlich vorsichtig um die Bäume herum und sah scharf in die Krone hinauf. Gerade wollte er dem Vater zurufen, daß nichts Verdächtiges

zu finden sei, da zuckte er zusammen und flüsterte rasch: „Vater, da oben, dicht am Stamm, steht ein Mensch.“ Gleich darauf sah der Junge, daß es doch keiner sein könnte. Das Wesen war zwar genau so gewachsen, aber am ganzen Leib dunkel behaart, nur im Gesicht nicht. — Es mußte der Affemensch sein! Jetzt stand auch der Vater dicht neben seinem Jungen. „Holla,“ rief Wynheer van Hillegom zu dem Dunklen oben hinauf, „holla, holla!“ Oben rührte sich nichts. Hillegom legte die Büchse an. „Nicht schießen,“ rief der Junge aufgeregt, „es ist doch ein Mensch!“ — „Ach, ich will nur sehen, was er daraufhin macht,“ gab der Vater zurück. „Su, hu,“ jammerte es kläglich oben aus dem Baum. „Er bewegt sich,“ rief der Junge. — Wirklich, der Tiermensch hatte mit seinen langen Armen nach den Zweigen über sich gefaßt und drehte den Kopf. Die beiden sahen, daß seine Haare bis zur Schulter reichten. Sein Kopf schien langgezogener als der von Menschen. Die Stirn war hoch, die Brauen stark, die Nase negerähnlich; aus dem großen Mund sahen scharfe Zähne. „Su, hu,“ rief der Dunkle klagend, faßte sich an den Kopf und starrte auf die hochgerichtete Büchse. Wynheer van Hillegom ließ das Gewehr unschlüssig sinken, umschritt den Baum

und spähte scharf hinauf. Ein paar lebhaftige Augen starteten ihn aufgeregt an, der Kopf, die langfingerigen, behaarten Hände machten hastige Bewegungen. Der große Mund verzog sich kläglich und hilflos. Wynheer van Hillegom sprach jetzt beruhigend und langsam in den Baum hinauf. Er winkte dem Wesen, es sollte herunterkommen. Aber der Sedapak stand wieder regungslos hinter dem Stamm, nur seine Augen funkelten blank und beweglich wie die eines Affen um die Gae. „Ich krieche hinauf,“ rief Walterje, „laß mich doch, Vater, ich habe ja noch meinen Revolver, wenn er mir wirklich etwas tun sollte.“ — „Gut, jage ihn herunter, ich passe hier auf.“ Gewandt turnte Walterje auf die ersten Äste, aber kaum sah das der Affenmensch, da glitt er blitschnell an den Zweigen entlang zu dem zweiten Baum und ließ sich von dort zur Erde herunter. Und ebenso rasch rannte er auch schon gegen den Wald. „Hu, hu,“ schrie er jammernd und lief mit wehenden Haaren. Wynheer van Hillegom riß die Flinte hoch und wollte losdrücken, „Vater, Vater, schieß doch ja nicht,“ rief Walterje wie im Fieber, „es ist wirklich ein Mensch, ich habe es ganz deutlich gesehen!“ Beide starteten dem rennenden Wesen nach, das wie ein Schnellläufer auf den Wald zusagte und mit einem letzten „Suhu“ verschwand. „Ich hätte schießen sollen,“ seufzte Wynheer van Hillegom, während sie sich auf den Heimweg



Mit wehenden Haaren lief der Sedapak in den Wald.

machten; „wir hatten es in der Hand, einem der seltsamsten Geheimnisse auf die Spur zu kommen.“ „Aber es war doch kein Tier, sondern ein Mensch,“ beharrte der Junge. „Dann ist es doch besser, wir fangen ihn lebendig in der Falle.“ —

Walterje hatte den ganzen Tag keine Ruhe. Er mußte ununterbrochen an den Sedapak denken. Und endlich beschloß er, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen, ohne seinem Vater etwas davon zu sagen. Er zog Kosi ins Vertrauen, und am Nachmittage gingen sie beide heimlich los, um nochmals nach der Falle zu sehen. Als sie an die Stelle kamen, standen sie atemlos still. Dort in der Falle saß diesmal wirklich ein Sedapak, aber es schien, als hätte er sich vor einer Verfolgung dort hineingerettet. Er sah ganz anders aus als am Morgen; krank und müde. Und als Walterje vorsichtig nahe an die Falle heranging, sah er, daß der Sedapak schwer verwundet war und im Sterben lag. Walterje faßte die Hände des Sterbenden, der nochmals die Augen öffnete und einige unverständliche Worte stammelte. Dann streckte er sich und war tot.

Walterje sah nun ganz deutlich, daß es wirklich ein Mensch war, der sich vielleicht vor langer Zeit einmal in den Urwald geflüchtet und sein Leben unter den Tieren des Waldes verbracht hatte. Walterje saß lange bei dem Toten und grübelte über das seltsame und geheimnisvolle Leben dieses Urwaldmenschen nach.

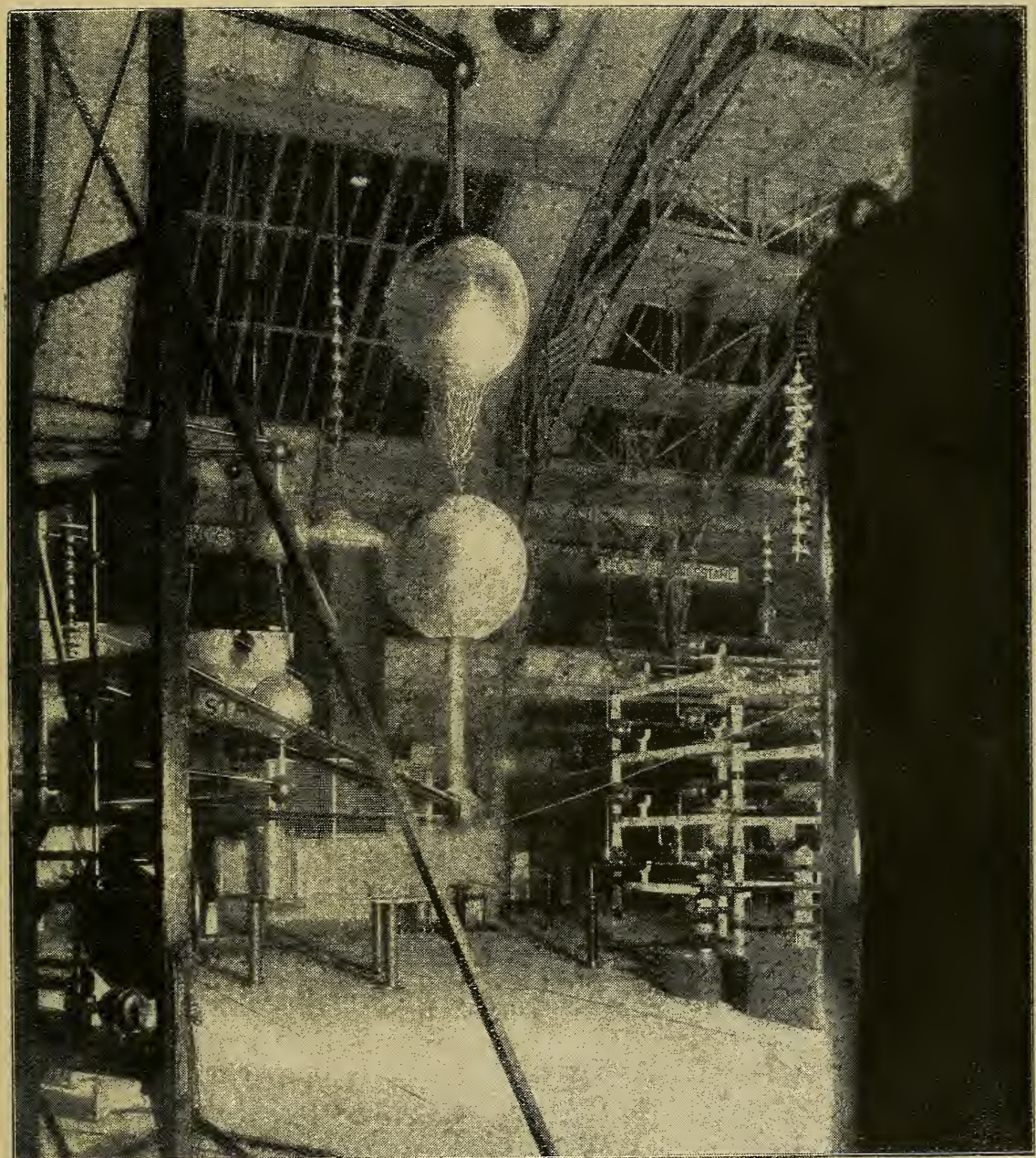
Künstliche Blitze und Gewitter

Was Menschenkunst heute vermag: Blitze von 1 Million Volt im Laboratorium

In der Natur hat schon jeder von uns ein Gewitter erlebt; aber künstliche Gewitter — nun, die stellen sich die Menschen in den elektrischen Prüfstätten für die Hochspannungsanlagen selbst her. Wie wir wissen, schaffen die Gewitter einen natürlichen Ausgleich der Lufterlektrizität, der sich in Form eines oft kilometerlangen elektrischen Funkens vollzieht, den wir Blitz nennen.

Je höher man nun in der Elektrotechnik mit den Spannungen ging, — verwendet man doch heute in den unser ganzes Land durchziehenden Hochspannungsnetzen schon 200 000 Volt und mehr —, um so mehr wuchs die Gefahr, daß auch hier die Elektrizität durch einen Funkenausgleich zur Erde überschlägt und so Schaden anrichtet und Menschenleben gefährdet. Deshalb muß die Technik bei der Anlage derartiger Hochspannungsleitungen in erster Linie darauf bedacht sein, daß der Strom von seinem Wege, der ihm durch den leitenden Kupferdraht gewiesen

ist, nicht abweichen kann. Man hat daher die Leitungen an „Isolatoren“ aufgehängt, die aus einer Kette von 6—8 aneinandergereihten Porzellanglocken bestehen und dem Strom den Uberschlag verwehren. Überall, wo man auf dem Lande solche Leitungen, deren Masten die schon weithin erkennbaren Porzellanketten (auf dem Bilde links von der großen Kugel) tragen, antrifft, gibt es „Hochspannung“, und es ist daher verboten, solche Masten zu besteigen. Damit sie ihre wichtige Aufgabe auch wirklich zuverlässig erfüllen können, muß jeder der Hochspannungsisolatoren, bevor er die Fabrik verläßt, gründlichst geprüft werden. An die beiden Pole der Isolatorenkette legt man elektrische Spannung, die man durch besondere Maschinen, sogenannte Kondensatoren, die wir hier auf dem Bilde rechts erblicken können, höher und höher steigert, bis der Funke am Isolator überspringt. Die hier abgebildete Prüfanlage ist imstande, eine elektrische Spannung von



Künstliche Blitze von 1 Million Volt, die auf einer Berliner Ausstellung gezeigt wurden: Die Auslösung der Blitze geschieht durch große Kupferkugeln, die durch Fernsteuerung gegeneinander verschoben werden.

über 1 Million Volt zu liefern. Wenn also bei einem Isolator, der für eine Spannung von 200 000 Volt gebaut ist, gerade beim Erreichen dieser Höchstspannung von 1 Million Volt der erste Funkenstrahl knallend überschießt, so ist damit bewiesen, daß er fünffache Betriebssicherheit besitzt, wie man das in der Technik nennt. Gemessen wird die Prüfspannung von 1 Million Volt durch die vorderen beiden großen Kugeln, deren gegenseitiger Abstand durch Fern-

steuerung verändert werden kann. Gewaltige Funken von mehr als 1 m springen in solch einem Prüfstand von Kugel zu Kugel. Doch was will dieser kleine Meterblitz besagen gegen die gewaltigen und oft so gefährlichen elektrischen Auslösungen in der Natur? Und immer wieder müssen wir trotz aller Anerkennung für die großartige Leistung unserer Technik die Ueberlegenheit der uns umgebenden Schöpfung bewundern.

Was ihr euch zu Weihnachten wünschen könnt!

Fridolin Weihnachtsgaben



Zunächst wünscht euch mein neues Fridolin-Jahrbuch „Der deutschen Jugend neues Wunderhorn“, von dem ich schon in der vorigen Nummer erzählt habe. Hier seht ihr's noch einmal bunt, so wie es wirklich aussieht. Ist es nicht eine Zierde für den Büchererschrank? Leider könnt ihr es hier nur verkleinert und von außen sehen. Damit ihr aber etwas vom Inhalt erfahrt, will ich euch ein paar Titel der Geschichten nennen, die auf den 260 Seiten stehen. Gleich im Anfang findet ihr ein wundervolles Theaterstück, das ihr selber aufführen könnt. Es heißt „Der Herr Sohn“ und spielt in paradiesischen Zeiten, wo einmal das Kind befehlt und die Eltern gehorchen müssen. Es ist sehr lustig und wird, wenn ihr es in einer Kindergesellschaft euren Gästen vorspielt, allen Vergnügen machen. Dann kommen Geschichten, bunt durcheinander: Rapi-

tän Ohlsen, ein alter Seebär, spinnt sein Garn, erzählt „Geschichten vom Meer“, Hermann Basse zeigt „Wie eine Stadt entsteht und vergeht“. „Anstandsregeln“ erklärt Fedor von Bobeltitz. Von einem neuen Sport, dem „Ballonhüpfen“, erzählt Walther Kessel, und Dr. Max Osborn lehrt euch, „Wie ein Kunstwerk betrachtet werden soll“. — „Aus der Jugendzeit Lindberghs“, „Was bedeuten die Vornamen?“, „Der beste Mummelspieler von Philadelphia“, „Was die Sternenkunde der Photographie verdankt“, „Der Goldschatz der alten Inkas“, „Ein Zoo aus Würfeln“, „Besuch im deutschen Luftschiff“ — das sind ein paar weitere Ueberschriften aus meinem Jahrbuch. Es bietet so viel Besenswertes, Unterhaltendes, Lustiges und Belehrendes, daß ihr euch das ganze nächste Jahr an ihm erfreuen werdet. Jeder sollte es sich wünschen! Es kostet 5 Mark und ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Für die Jüngeren sind meine „Fridolin-Spielzeugbücher“, die ihr vom vorigen Jahr her kennt, und bei denen durch Ausschneiden und Aufstellen das schönste Spielzeug entsteht: Zoo, Zirkus, Eisenbahn, Negerdorf, Puppe Lilli und 10 andere „Fridolin-Spielzeugbücher“ gibt es für je 60 Pf.

Und wenn ihr auch für eure kleinen Geschwister sorgen wollt, so sagt ihnen, daß es für sie die „Fridolin-Bilderbücher“ gibt, die der berühmte Maler Walter Trier gemalt hat. Sie heißen: „Fridolins Harlekinder“, „Fridolins Zauberland“, „Fridolins Siebenmeilenpferd“. Alle sind gleich lustig und schön und kosten in der Buchhandlung je 5 Mark.

Wenn ihr nun gefragt werdet, was ihr euch zu Weihnachten wünscht, wißt ihr Bescheid. — Mein Weihnachtswunsch ist, daß euch alle Wünsche erfüllt werden und ihr fröhliche Weihnachten feiern könnt.

Euer treuer

Fridolin.

Onkel Toldis Weihnachtsbaum



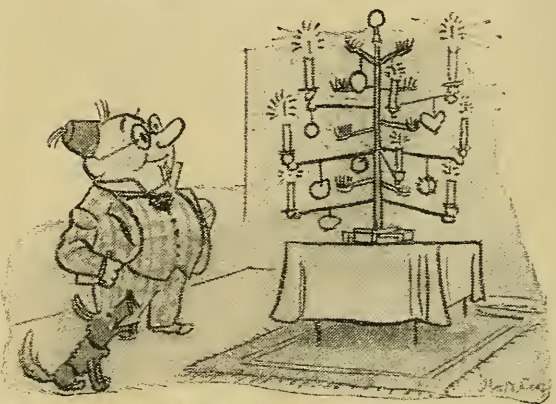
Der Onkel Toldi faßt es kaum,
Der Händler spricht: „Den letzten Baum
Trägt gerade jener Herr von hinnen.“
Was soll der Onkel nun beginnen?



Er sinn't: mit einem Besenstiel
Erreicht man manchmal ziemlich viel,
Weil sich daraus was machen läßt.
Ich krieg' doch einen Baum zum Fest.



Noch ist die Sache gar nicht leicht:
Der Onkel bohrt und leimt und streicht,
Nimmt alte Bürsten (für den Streich)
Das wichtigste ist nun getan.



Und als der Weihnachtsabend naht,
Steht Onkel vor dem Resultat.
Wenn auch ein echter Feiner ist:
Soll strahlt der Baum, der fetter ist!

Die Tiere ziehen ihre Winterpelze an!

Wie das Kleid die Tiere vor Kälte und Verfolgung schützt

Von Dr. Robert Zander

Die Luft ist kalt geworden, und wir hüllen uns wieder in wärmere Kleider. Wenn jene Tage kommen, in denen man „nicht einmal den Hund hinausjagt“, wird unser Mitleid rege für die Pflanzen und Tiere, die draußen im Freien ausharren müssen, und uns drängt sich die Frage auf: Wie ist es möglich, daß sie schadlos den eisigen Winter überstehen? — Bei den Pflanzen will uns das teilweise bald verständlich erscheinen. Sie sterben entweder über der Erde ab und überwintern mit unterirdischen Gebilden, oder sie werfen die Blätter ab und behalten nur das widerstandsfähige Holz. Bei den Tieren nehmen wir an, daß sie sich in Erdhöhlen zurückziehen. Aber sie müssen hinaus, um Futter zu suchen. Einige haben zwar die glückliche Fähigkeit, die Winterszeit zu verschlafen. Aber die Natur hat

die Tiere nicht alle mit gleichen Gaben ausgestattet, und da sehen wir bald, daß die, denen solche Gaben versagt blieben, in anderer Weise bedacht worden sind. Sie bekommen nämlich ein Winterkleid. Die Land- und Lufttiere tragen ja alle ständig ein Haar- oder Federkleid. Wenn das nun im Winter etwas dichter wird, so sind die Tiere natürlich mehr gegen kalte Witterung geschützt. Im Frühjahr können sie dann die lästigen Haare, die für das wärmere Wetter zu viel sind, wieder abwerfen. Das wäre gewiß recht praktisch. Und beinahe ist es auch wirklich so in der Natur. Nur beobachten wir, daß jene Tiere, die ihr Kleid wechseln, auch im Herbst Haare verlieren. Wenn wir zum Beispiel ein Reh beobachten, so finden wir, daß es im Sommer viel kürzere und weniger Haare hat als im Winter. Doch



Der Hase in Sibirien verbraucht drei Pelze im Jahr: Im Frühling ist er grau, im Sommer braun und im Winter schneeweiß.



Das Reh bekommt jeden Herbst seinen Winterpelz. Im Sommer hat das Reh ein roströtes Fell, im Winter aber ein dunkelbraunes, so daß man es zwischen den kahlen Bäumen kaum erkennen kann.



Das Kleid des Schneehuhns: Das Schneehuhn bekommt fast jeden Monat ein neues Federkleid. Im Herbst ist es ganz bunt . . .

das ist
Sommer
es im Wi
für das 9
denn es i
auch gege

Noch d
Kleides,
Grau, erd
in einige
er still si
sich auf d
abheben.
ab und zi
er zum S
seinem we
Monate
wirft im
und läßt f
Er und
gleiche R
darum de
halten. S
im Schne
Winter fü
sich ihr R

Auch
barsten P
auf dies
ans den
Pelz un
Sommer
und behäl
Schwanzf

Am in
spruchsvol
Schneehuh
jeden Mo
von der
mehrfarbig
die eine, k
sticht, so
schwärzlic
bunt, im
schwarzpi
Herbstma
endlich de
gestreift h

Etwas
eule bestel
bleibt fast
unser Uhr
Das komm
sich die L
So ist es
nach dem
so dunkler
unserer C
bekam dar
Rußland
Gefieder,
endlosen
kann.

das einzig Seltsame. Im
 es Reh rostrot aus, während
 aune Farbe zeigt. Damit ist
 doppelter Schutz entstanden,
 ht nur gegen Kälte, sondern
 geschützt.

er wird der Farbwechsel des
 wir den Hasen beobachten.
 läuft er über unsere Felder;
 nung kaum erkennbar, wenn
 e deutlich dagegen würde er
 ten Schneeflächen Sibiriens
 da legt er sein graues Kleid
 ein weißes über, — da wird
 sen. Der sibirische Hase in
 interkleid, der auch ein paar
 neefreien Feldern zubringt,
 hr seine weißen Haare ab
 braune, erdsfarbene wachsen.
 ine Verwandten, die das
 verstehen, haben von uns
 „veränderliche Hasen“ er-
 d alle die, die längere Zeit
 gen müssen. Je länger der
 uert, um so weniger ändert
 o umgekehrt.

ermelin, das zu den kost-
 ranten gehört, versteht sich
 hen“. Wir kennen es zwar
 ndlungen nur mit weißem
 arzer Schwanzspitze. Im
 gt es ein braunrotes Kleid
 als Abzeichen die schwarze

testen, aber auch am an-
 der Kleiderfrage ist das
 an sagt von ihm, es trüge
 anderes Kleid. Das kommt
 mählichen Mauserung des
 bergewandes, wobei bald
 andere Farbe mehr hervor-
 nach der Frühjahrsmäuser
 Mai rostfarben und weiß-
 t-September aschgrau und
 aussieht. Während der
 es dann ganz bunt, bis es
 liche Wintergefieder über-

s ist es um die Schnee-
 Hase von unserem Uhu. Sie
 anze Jahr weiß, wie auch
 gleichmäßig gekleidet geht.
 er, daß sie dort bleiben, wo
 t nicht auffällig ändert. —
 t der Krähe. Je weiter wir
 rmen Westen wandern, um
 z sieht die Krähe aus. In
 ist sie grau meliert und
 a Namen Nebelkrähe. In
 ben die Krähen ein weißes
 nan sie im Winter von den
 lächen kaum unterscheiden



In Rußland haben die Krähen ein weißes Gefieder, so daß man sie kaum von den
 endlosen Schneeflächen unterscheiden kann.



... während das Schneehuhn im Winter
 ein weißes Federgewand trägt.



Die Schnee-Gule, die immer in kalten
 Gegenden lebt, ist ganz weiß.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.



Der Scheriff öffnete die Tür, „Geh!“ sagte er zu Stabusch.

Stabusch aber blieb gleichgültig. Wenn der Herr es befohl, folgte er der Spur hinter den andern.

Als er zum erstenmal dem „verfolgten Mann“ gegenüberstand, sah er, wie die Hunde auf den Mann losgingen. Stabusch blickte auf die Stiefel seines Herrn. „Faß!“ sagte die Stimme. Stabusch wurde unruhig. „Faß, Stabusch!“ Stabusch lief zum Kampfplatz, umkreiste den „verfolgten Mann“, der mit der Peitsche um sich schlug. „Faß, Stabusch, faß!“ rief der Scheriff. In diesem Augenblick packte einer von den Hunden die Peitsche, und nun sprang Stabusch zu und packte — den Hund. Es gab einen Kampf; der Scheriff konnte sie nur mit Mühe auseinanderreiben.

Es war ein Mißverständnis. Ein paar Tage später nahm der Scheriff Stabusch allein mit und ließ ihn den „verfolgten Mann“ aufspüren. Als er aufgefunden war, ging der Scheriff auf den Mann los, und der Mann mußte ihn mit der Peitsche schlagen. „Stabusch, faß!“ rief der Scheriff, und schließlich packte Stabusch den Mann. Aber er tat es ohne Wut und nur, weil es der Herr befohlen hatte.

Das war schlimm. Jeder Hund hätte sofort wütend zugepackt, wenn ein fremder Mann auf seinen Herrn eingeschlagen hätte. Aber Stabusch tat es nur auf den Befehl.

Stabusch gehorchte, aber die Lust, den Willen des

(7. Fortsetzung.)

Eine gute Nase hatte Stabusch; er fand jede Spur. Die andern Hunde merkten, daß er ihnen darin über war. Wenn der Herr sie alle zusammen eine Spur verfolgen ließ, liefen sie hinter Stabusch her, und Stabusch fand die Spur. Dann waren die andern Hunde voll Begeisterung. Sie brannten danach, die Spur zu verfolgen und das verlorene Taschentuch zu finden.

Herrn zu erfüllen — wie die andern Hunde — empfand er nicht. Und dann: er gehorchte nur, wenn der Herr da war. Wenn er die Stiefel nicht sah und die Stimme nicht hörte, war es vorbei. Er ließ die Brieftasche auf der Straße im Stich, sobald der Herr außer Sicht war. Er war kein Hund, auf den man sich verlassen konnte. Der Scheriff nahm ihn eines Tages auf den Hof und schlug ihn mit der Peitsche. Keinen Laut gab Stabusch. Und die Strafe besserte nichts. Da merkte der Scheriff, woran es lag: Stabusch liebte ihn nicht. Er dachte lange über ihn nach. Dieser Hund Stabusch war nicht dumm und ungeschickt, aber er war „undurchsichtig“. Allen andern Hunden, die der Scheriff hatte, blickte er bis auf den Grund der Herzen. Er kannte sie durch und durch. Aber bei Stabusch blickte er nicht hindurch.

Er wußte nie, was Stabusch fühlte oder dachte. Sogar wenn er ihn schlug, war es, als schließe er einen Sack. Aber — daß Stabusch immer fühlte und dachte, mehr als alle andern Hunde — das merkte der Mann. Was er fühlte, woran er dachte — das blieb ein Rätsel.

16. Kapitel.

Die Pferdediebe reiten durch den Bach.

Es kam beim Scheriff so, wie es beim Schäfer Hiram kam: der Scheriff band ihn los und öffnete das Hoftor vor ihm. „Geh, wohin du willst,“ sagte er. Stabusch legte sich auf die Strohmatte, die vor seiner Hundehütte war. Warum blieb er da, wenn er ihn doch nicht liebte? Warum lief er nicht in die Prärie, wo die Wölfe waren? Die liebte er doch. Er war ja selber ein halber Wolf, vielleicht ein ganzer!

Es war schon lange Frühling geworden. Ein Vierteljahr war Stabusch bei dem Scheriff, da wurde er zum erstenmal bei einem Ernstfall verwendet. Der Cowboy Cotanchy, der auf der Morrison-Farm im Dienst war, war eines Morgens verschwunden, und mit ihm ein anderer Mann. Es kam nicht zum erstenmal vor, daß Cotanchy sich einen freien Tag machte. Als er aber am Tag darauf immer noch nicht erschien, ging der Aufseher hin und untersuchte die Sache. Da stellte sich heraus, daß Cotanchy mit Sack und Pack ausgerückt war, und ebenso der andre Mann, und außer den beiden fehlten von der Koppel acht gute Pferde.

Der Aufseher meldete es dem Major; eine Stunde später brach der Scheriff zur Verfolgung der Pferdediebe auf. Die Diebe hatten nun aber schon einen



Auf der Suche nach den Pferdedieben: Der Scheriff ritt immer hinter den Hunden her, die die Spur verfolgten.

großen Vorsprung, und es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet; das Gras, das die weggeführten Pferde niedergetreten hatten, stand nach der Regennacht aufrecht da wie zuvor, und die Hufspuren in der Erde waren zum großen Teil ausgewaschen und nicht mehr zu erkennen. Der Scheriff packte für sich und die Hunde Proviant in die Satteltaschen, stieg auf und ritt mit den vier Hunden los. Es handelte sich um eine Spur, deren Verfolgung schwierig war, also mußte Stabusch mit, der die gute Nase hatte. Die Hunde waren sehr aufgereggt; sie merkten, daß es um einen wirklichen „verfolgten Mann“ ging, nicht um einen, der mit Lumpen und Watte ausgestopft war. Man hatte sie an einem alten Handschuh riechen lassen, den Cotanch getragen und zurückgelassen hatte. Aber die Spur, die Stabusch fand, als man weit draußen im Umkreis um die Koppel die Prärie absuchte, roch nicht nach dem Handschuh, sondern nach

Pferd. Zudem war sie nach dem Regen kaum mehr zu riechen. Die Hunde waren nun versessen darauf, den Geruch aus dem Handschuh auf der Spur zu finden. Immer wieder liefen sie in ihrem Eifer voraus und verloren die Spur. Aber Stabusch verfolgte die Spur mit Gleichmut und Sicherheit. Der Mann ritt hinterher und hatte den Befehl gegeben, also verfolgte Stabusch die Spur. Wenn er sie verlor, lief er auf seiner eigenen Spur zurück, bis er die von den Pferdehufen wieder gefunden hatte. Am Abend des ersten Tages fanden sie eine Stelle, wo die Diebe mit den Pferden gerastet hatten. Hier roch es nun auch nach dem Handschuh, und an der Begeisterung der drei Hunde erkannte der Scheriff, daß die verfolgte Spur die richtige war. Am Tag darauf war es leicht, die Spur zu verfolgen. Sie war von hier an nicht mehr vom Regen verwaschen und auch ziemlich frisch. Der Scheriff ritt Trab hin-

ter den flinken Hunden her. Die Diebe aber kamen mit ihrem Pferdetrupp nur langsam voran.

Bei Sonnenuntergang sah der Scheriff in der Ferne die gestohlenen Pferde. Er schnallte den Karabiner los und piff die Hunde heran. Er ritt Galopp. Bald hatte er die Pferde erreicht, die herrenlos in der Prärie umhergingen und das Gras abweideten. Die Diebe waren verschwunden. Sie hatten aus weiter Ferne den Verfolger entdeckt und ihren Raub im Stich gelassen. Aber die Hunde hatten schon ihre Spur und folgten ihr über einen Hügel und dann hinunter zu einem breiten Bach, der weithin durch die Landschaft floss. Hier hörte die Spur auf. Die Diebe waren von hier an im Bach weitergeritten, und in einem Bachbett konnte man lange nach Spuren suchen! Auf's Geratewohl ritt der Scheriff eine Stunde lang am Bachufer entlang. Nirgends fand er eine Spur. Wohin waren die Diebe geritten? Den Bach hinauf oder hinab? Wann hatten sie den Bach verlassen? Es wurde dunkel. Der Scheriff gab die Verfolgung auf, ritt zu den gestohlenen Pferden zurück und trieb sie mit Hilfe seiner Hunde zur Farm zurück. Der Scheriff war zufrieden mit Stabusch. Er hatte am ersten Tag auf der schwachen Spur gute Dienste geleistet. Sechs Wochen später ereignete sich ein anderer Fall. Und Stabusch war plötzlich verwandelt. Es war, als wäre er aus einem Traum erwacht.

17. Kapitel.

Will nicht hinter dem Wagen
einen Schatten.

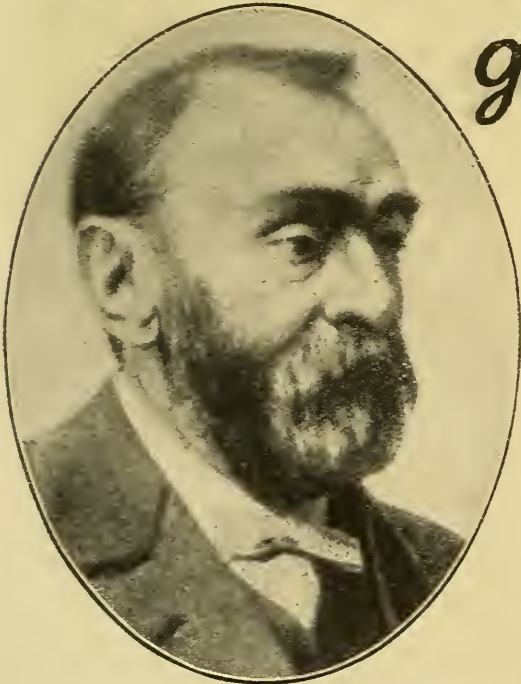
Es ist Abend. Das Stationshaus steht da, mitten in der Prärie, als wäre es dem lieben Gott aus der Tasche gefallen. Es ist klein und kahl, ein Würfel aus Brettern und oben mit Dachpappe beschlagen, und doch hält bei ihm der Pazifik-Zug, der die beiden großen Ozeane durch das ungeheure Land hindurch verbindet.

Sieben Tage lang fährt dieser Zug und hat selten Verspätung. Er hält vor Hunderten von Stationshäusern; zweimal am Tag, morgens und abends. Man wirft den Postfach heraus. Der Mann in dem Stationshaus hebt ihn auf und wirft seinen Sack in den Zug. Manchmal kommt es vor, daß jemand einsteigen will, oder — aussteigen. Weiß der Himmel, wie jemand auf den Gedanken kommen kann, gerade hier, auf der Station 342 — auszusteigen. Mitten in der Prärie! Aber Zeit zum Nachdenken ist nicht; der Zug hält eine Minute lang und keine Sekunde mehr. Gepfiffen wird nicht; er fährt nur los und rast fast lautlos auf dem Schienenstrang dahin. Dann liegt der Schienenstrang leer. Aber plötzlich erblaßt der eiserne Strang. Es wird Nacht in wenigen Minuten. (Fortsetzung folgt.)

Wie aus kleinen Tüngen große Millionäre würden

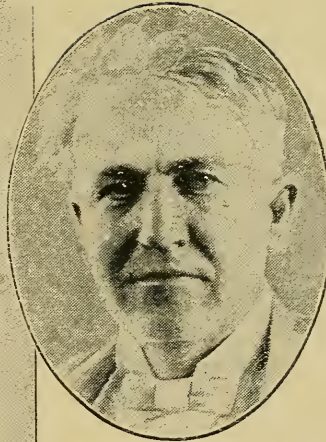
Von Arbeit, schweren Kämpfen und großen
Erfolgen

Die interessanten Angaben dieses Artikels stammen aus einem neuen Buch von Morus: „Wie sie groß und reich wurden“.



Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, der sich von frühester Jugend an mit technischen Dingen beschäftigte und nach jahrelangen Versuchen die gefährlichsten Sprengstoffe erfand.

Thomas Alva Edison stand mit zwölf Jahren auf dem Bahnsteig einer kleinen amerikanischen Stadt und verkaufte Obst und Kuchen. Dabei fand er heraus, daß die Eisenbahnreisenden nichts lieber taten als Zeitungen lesen. Er machte einen kleinen Zeitungshandel auf und schloß einen „Vertrag“ mit dem Telegraphisten des Bahnhofs, wonach ihm dieser die interessanten telegraphischen Nachrichten, die bei ihm einliefen, mitteilen mußte. Diese Nachrichten schrieb Thomas Alva in großen Buchstaben auf ein Stück Pappe und hing sie an seine Zeitungsbude. Die Fahrgäste kamen neugierig an seine Bude heran, lasen die Nachrichten und kauften dabei eine Zeitung. Das war Thomas Alvas erster Erfolg in der Welt. Mit 15 Jahren gründete er eine eigene Zeitung, nannte sie großartig „Grand Trunk Herald“ und verdiente als deren Redaktör, Drucker und Austräger zugleich 40 Dollar oder fast 140 Mark in der



Thomas, Alva Edison, der als kleiner armer Junge seine Laufbahn begann und nun der größte Erfinder unserer Zeit ist.

junge Nobel alles, was auf dem Gebiet der Technik zu lernen war, und dann begann sein eigener Weg. Nach

dem Krimkrieg wandte sich Nobel mit seinen Ideen zur Verbesserung der Sprengstoffe an den ehemaligen Feind, an Frankreich, und erhielt schließlich von Napoleon III. eine Unterstützung von 100 000 Franken

zur Verwirklichung seiner Pläne. In dem mit diesem Geld erbauten Laboratorium verbesserte Nobel das „Spreng-

öl“, und erhielt nach langen Versuchen als Endprodukt — das Dynamit und die Sprenggelatine.

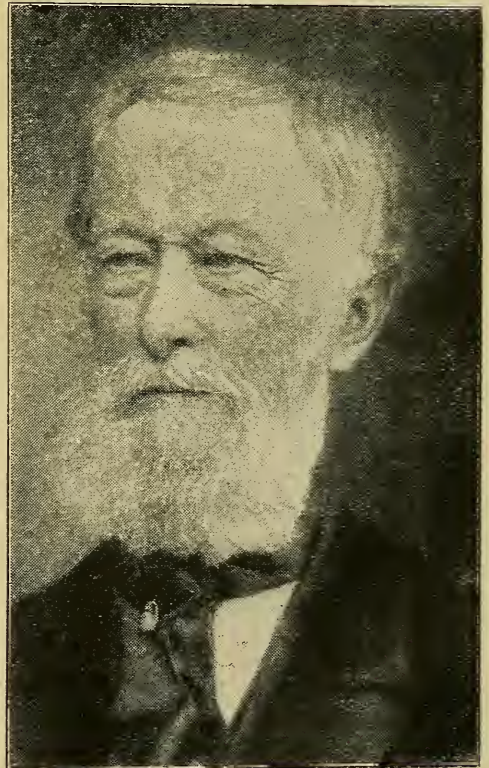
Die Erfindung richtete zunächst, falsch behandelt, die fürchterlichsten Verwüstungen an,

Der berühmte Erfinder Edison als er 12 Jahre alt war: Damals ahnte noch kein Mensch, daß aus dem kleinen Obstverkäufer ein so großer Erfinder werden würde.

Woche. Er mietete der Eisenbahngesellschaft einen Wagen ab, in dem er die Zeitung druckte, und wurde so der Erfinder der „Eisenbahn-Zeitung“. Er machte zunächst einige kleinere Erfindungen, dann konstruierte er den Quadruplex-Apparat, mit dem man auf einer einzigen Telegraphenleitung 4 Telegramme zugleich versenden konnte. Zwischen 1876 und 1880 erfand er kurz nacheinander das Mikrophon, die elektrische Glühlampe, die Sprechmaschine; er verbesserte den Fernsprecher und baute als erster einen brauchbaren Kinetographen.

Häuser aus Zement, das Nachfeuernrohr, der Unterwasserfcheinwerfer, Vorrichtungen zum Verhindern des Schlingerns bei Schiffen, zur Auffindung gesunkener Schiffe, zum Löschen von Feuer in den Kohlenbunkern, das alles sind Erfindungen Edisons. Heute, da er als Achtzigjähriger auf seine lange und arbeitsreiche Laufbahn zurückblickt, kann er wohl sagen, daß es kaum ein Gebiet der Technik gibt, auf dem er die Menschheit nicht um einen großen Schritt vorwärts gebracht hat.

Nicht allein der Drang, selber in der Welt vorwärts zu kommen, sondern auch der Wunsch, der Menschheit in ihrem technischen Fortschritt zu helfen, führte den Schweden Alfred Nobel zur Erfindung der mörderischsten Sprengstoffe, die die Welt bisher kennt. In Amerika, beim größten Techniker seiner Zeit, Ericson, lernte der



Alfred Krupp: Der Mann, der als Vierzehnjähriger die kleine Fabrik seines Vaters übernahm, aus der er das größte Stahlwerk der Welt geschaffen hat.

und die Freunde des Friedens machten Nobel wegen seiner Erfindung die heftigsten Vorwürfe. Erst nach seinem Tode im Jahre 1896 merkte man, wie sehr Nobel seine unheilbringende Erfindung bedauert hat, denn als man sein Testament öffnete, fand man, daß der Erfinder der Sprengstoffe sein gesamtes Vermögen von 31½ Millionen schwedischen Kronen einem gemeinnützigen Zweck stiftete. Die Zinsen der Summe sollten alljährlich an diejenigen fünf Menschen verteilt werden, die der Menschheit am besten gedient und am meisten genützt hatten. Und seither haben alljährlich je ein hervorragender Physiker, Chemiker, Arzt, Dichter und Friedensfreund ein Geschenk von 150 000 Mark zur Unterstützung ihrer Arbeit erhalten. So vergalt Alfred Nobel durch den „Nobelpreis“ das Leid, das er in bester Absicht und gegen seinen Willen in die Welt gebracht hatte.

Als Friedrich Krupp starb, war sein Sohn Alfred erst 14 Jahre alt. Da er in der Schule nichts getaugt hatte, war er aus der Quarta genommen und in die Lehre gegeben worden. Nun trat er mit seinen vierzehn Jahren als „Chef“ in die Fabrik

seines Vaters ein, die allerdings nur sieben Arbeiter beschäftigte. Der Betrieb war verwahrlost, und alles mußte von vorn begonnen werden. Im Jahre 1834, als Alfred Krupp 22jährig war, beschäftigte er schon 45 Arbeiter und besaß eine Dampfmaschine mit — 20 Pferdekraften. Er fabrizierte Kanonentrohre, und 1851, auf der Londoner Weltausstellung, erregte er das Interesse der ganzen Welt durch seine Fabrikate. Seine in Essen a. d. Ruhr gelegenen Werke wuchsen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ins Riesenhafte; er beschäftigte 50 000 Arbeiter, für die er ganze Stadtteile baute. Sein Name ist vom Begriff *Stahl* nicht zu trennen. In den Jahren 1896—1911 stellte er neun Linienfahrzeuge, 5 Kreuzer, 33 Torpedoboote her — kurz, eine ganze Flotte. Als er im Jahre 1902 starb, hatte er, der als 14jähriger „Chef“ eines Zwerghetriebes begonnen hatte, die größten und berühmtesten Stahlwerke der Welt geschaffen. Seine Werke haben ihn überlebt, der Kruppstahl ist der beste Stahl, den es gibt, und der Name Krupp lebt weiter als der eines gewaltigen Arbeiters, der aus dem Nichts eine Weltfirma schuf.

Drei lustige Anekdoten

Höchste Zeit.

Der Marquis von Pontelimar unterhielt sich eines Tages mit dem König von Portugal über die Macht der Monarchen. Der König war der Ansicht, daß ein Monarch unumschränkte Herrschaft über seine Untertanen haben mußte. „Wenn ich Ihnen befehlen würde, Marquis,“ sagte er, „sich jetzt hier kopfüber ins Meer zu stürzen, so müßten Sie das ohne weiteres tun.“ Bei diesen Worten erhob sich der Marquis und ging zur Tür. „Wohin?“ rief der König. „Schwimmen lernen!“ war die Antwort.

Eine schlagfertige Antwort.

Schiller spielte als Junge viel Harfe, sehr zum Verdruss eines Nachbarn. „Ei, Herr Schiller,“ sagte der grämliche Herr, „Sie spielen ja wie der Knabe David, nur nicht so schön!“ „Und Sie,“ sagte Schiller, „reden wie der König Salomo, nur nicht so weise!“

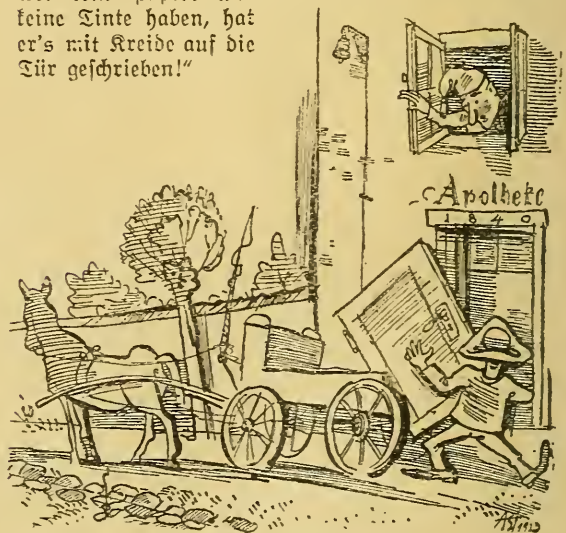
Ein Reinsfall.

Der berühmte Komponist Leoncavallo besuchte eines Abends ein Theater, in dem seine Oper „Bajazet“ gegeben wurde. Neben ihm saß eine Dame, der es bald auffiel, daß ihr Nachbar an dem Applaus nicht teilnahm. Sie wandte sich an Leoncavallo und fragte: „Gefällt Ihnen die Oper nicht?“ Leoncavallo, dem diese Frage Spaß machte, erwiderte: „Offen gestanden, nein,“ und er ließ nichts Gutes an der ganzen Oper. Seine Nachbarin sah ihn forschend an und fragte: „Ist das Ihre aufrichtige Meinung?“ — „Gewiß, meine ganz aufrichtige!“ — Am nächsten Tage las der Komponist in der Zeitung: „Leoncavallo über seine Oper Bajazet“, und zu seinem großen Erstaunen stand dort alles, was er der Dame, die ihn ganz genau erkannt hatte, über sein eigenes Werk erzählt hatte.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Die Klingel an der Apotheke eines kleinen Städtchens läutete Sturm. Entsetzt fuhr der Apotheker aus dem Bett und steckte den Kopf zum Fenster heraus. Vor seiner Tür hielt ein Wagen. Ein Bauer bemühte sich gerade, eine schwere eichene Tür abzuladen. „Der Tischler wohnt gegenüber,“ schrie der Apotheker erbost den Bauern an, „was läutest du hier bei der Apotheke?“ Und voller Wut schlug er das Fenster zu. Aber er hatte kaum eine Minute im Bett gelegen, als es wieder läutete und diesmal noch schlimmer als das erstmal. „Sacrament!“ schrie der Apotheker zum Fenster heraus, „habe ich dir nicht gesagt, daß der Tischler gegenüber wohnt?“

„Schon recht,“ sagte das Bäuerlein, „meine Frau liegt krank, und der Doktor hat was verordnet; da wir kein Papier und keine Tinte haben, hat er's mit Kreide auf die Tür geschrieben!“



Briefkasten

Rudolf R. in Detmold. In unserer Briefkasten-auskunft in Nummer 2 (2. Oktoberheft) sind uns leider zwei Irrtümer unterlaufen. Karl May war, wie wir inzwischen feststellten, niemals an einer Räuberbande beteiligt. Auch hat er außer der erwähnten Amerikareise (1908) noch einige andre Weltreisen gemacht und weilte beispielsweise im Jahr 1899 bis 1900 fast zwei Jahre lang im Orient (Nordafrika, Kleinasien und Ceylon).

Else L. in Stettin. Die Ägypter sind das älteste Kulturvolk der Erde; ihre Kultur ist noch älter als die Chinesische. Vom König Menes, der 3400 Jahre v. Chr. regierte, haben wir bestimmte Nachricht, und um 2400 v. Chr. ließ Cheops die Pyramiden bauen — vor 4½ Jahrtausenden!

Ernst B. in Godesberg. Am St. Martinstag (11. November) ziehen die Kinder von Haus zu Haus, indem sie um Kuchen, Obst und Nüsse bitten, weil der heilige Martin, dessen Gedächtnis der Tag geweiht ist, sich dadurch auszeichnete, daß er viele Almosen gab und nach einer Legende sogar seinen letzten Mantel mit einem Armen geteilt hat.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

af — che — de — der — dor — e — e — ein — fe —
fran — her — hut — i — i — keu — lan —
le — ma — mit — ne — nie — re — reh —
ren — ris — se — sech — sel — si — ster —
ster — tat — ter — wa — win — ze — zehn — zo
sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen eine Zeit ergeben, der ihr alle mit Freuden entgegenseht. Jede Verszeile erläutert ein Wort. (J gilt als e in Buchstabe.)

1. Sehr kalt ist oft die Jahreszeit;
2. Das Grautier kennt man weit und breit;
3. Sie blüht im Frühling farbenfroh;
4. Er ist aus Filz meist oder Stroh;
5. Ein Land, in dem man Käse macht;
6. Tier, wird im Zoo von dir belacht;
7. So heißt in England eine Stadt;
8. Die Rahe davon viere hat;
9. Zahl, ist so viel wie 4×4 ;
10. Er ist aus Frankreich, nicht von hier;
11. Ein Schiff, hält Stand dem Wellenschlag;
12. Wildbraten, gibt's zum Feiertag;

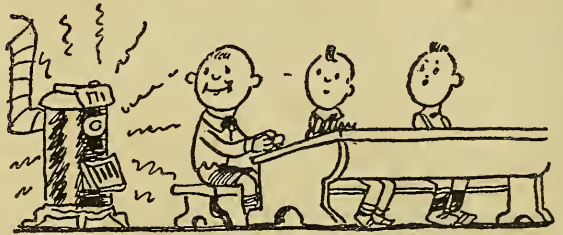
13. Wird Name manches Knaben sein;
14. Der Mann lebt ganz für sich allein;
15. Ein Fluß, der fließt durch Rußlands Gauen.
Wer rät es nun? Wer ist der Schlaue?

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 5.

1. Ananas, 2. Lufas, 3. Seebad, 4. Ode, 5. Läufer,
6. Annam, 7. Urne, 8. Telefon, 9. Eßtisch, 10. Zeltow,
11. Diana, 12. Elias, 13. Rüssel, 14. Bohne, 15. Eimer,
16. Schweden, 17. Lerche, 18. Ulan, 19. Samum,
20. Silbergrau, 21. Diogenes, 22. Atlas.

Also lautet der Beschluß,
daß der Mensch was lernen muß.

Fridolins Lachkabine



Onkel: „Sage mal, Kurt, hast du eigentlich diesmal einen guten Platz in der Schule bekommen?“

Kurt: „D ja, Onkel! Ich sitze gleich neben dem Onkel!“

*

Lehrer: „Mag, bilde mir einen Satz, in dem das Wort ‚zufolge‘ vorkommt!“

Mag (nach einigem Nachdenken): „Ich habe mir den Bauch zu voll gegessen!“

*



Ernst: „Wie hast du denn aber deinen Onkel aus Amerika gleich erkannt, als du ihn vom Bahnhof abholtest?“

Walter: „Na, ich hatte ihm doch vorher geschrieben, er möchte als Erkennungszeichen ein großes Schaukelpferd unterm Arm halten!“

*

Mutter: „Wirst du nicht endlich einmal mit der ständigen Prügelei in der Schule aufhören, Günter?“

Günter: „Ja, Mutter, übermorgen!“

Mutter: „Darum übermorgen?“

Günter: „Weil ich morgen noch einen verhauen muß!“

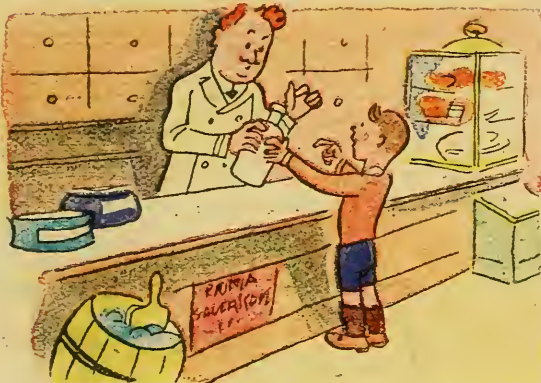
Essig und Öl



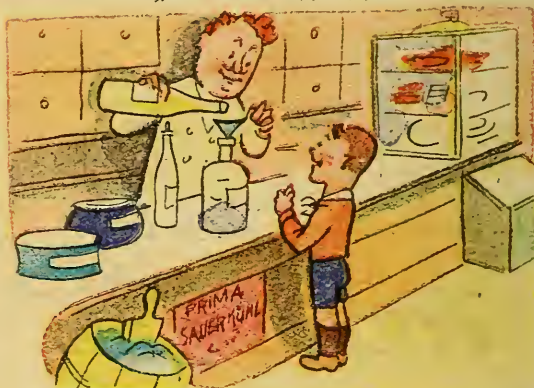
Hier mein Sohn, sind dreißig Pfennig,
Laß dir schnell bei Kaufmann Henning
Öl und Essig, und daneben
Eine Flasche eßträ geben.



Hier steht Kurt und zählt noch mal
Rasch sein Einkaufskapital.
Doch wie er auch ängstlich zählt,
Ach, der dritte Groschen fehlt!



Kurtchen grüßelt unablässig:
Ist's nun mit dem Essig Essig?
Aber nein. Es langt zum Preis,
Weil Kurt einen Ausweg weiß



Der Kaufmann wundert sich im stillen;
Denn Kurt läßt sich die Flasche füllen
Mit Öl und Essig eng vereint
Wie hat der Kurt wohl das gemeint?



Daß er Mutter überrasche,
Gibt Kurt ihr in e i n e r Flasche
Öl und Essig. Mutter grüßelt,
Weil sie ihm den Streich verübelt.



Doch mit Unrecht. Denn Kurt gießt
Aus der Flasche Öl. Es fließt,
Doch der Essig bleibt zurück
War das nicht ein Meisterstück?

Nr. 7. 7. Jahrgang. 3. Dezemberheft.
Berlin.

Preis 20 Pfennig.

Der heitere Fridolin



WISSENSCHAFTLICHE ZEITSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

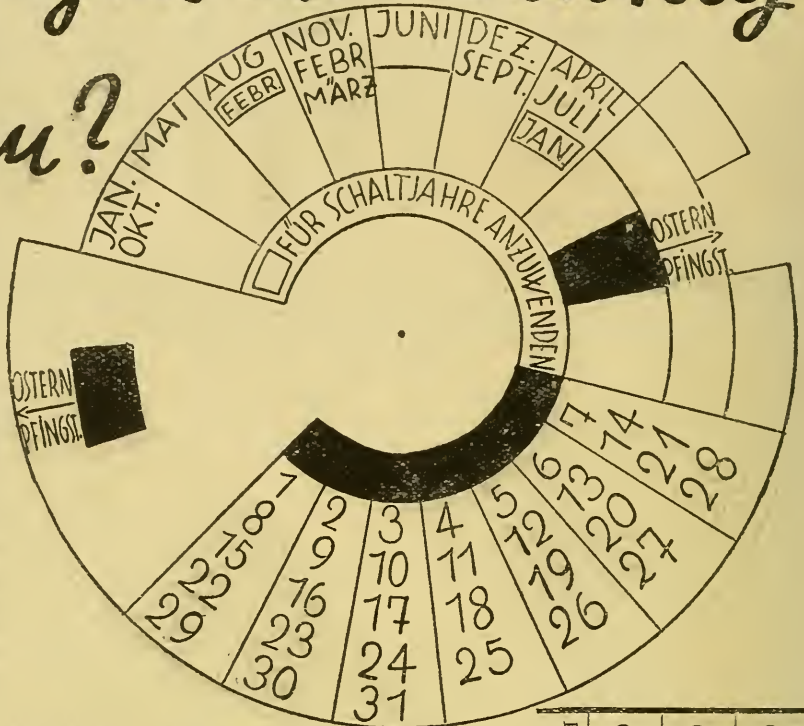


Ein Besuch im Aquarium: Hinter dicken Glaswänden leben schwimmende Schildkröten und viele andere fremdartige Tiere, die man ganz aus der Nähe betrachten kann. (Zu dem Artikel auf Seite 7—10.)

Ob wirklich die Welt umher bin ich geboren?

Ein ewiger Kalender, von dem man alle Fest- und Wochentage der Vergangenheit und der Zukunft ablesen kann

„In welchem Wochentag bin ich geboren?“ — „In welchen Wochentagen beginnen die Ferien?“ — Solche und ähnliche Fragen interessieren uns immer, aber selten haben wir einen anderen Kalender zur Verfügung, als den des jeweiligen Jahres. Da gibt es einige „ewige Kalender“, aus denen man die Tage errechnen kann, aber das ist unbequem, besser ist schon, man kann einfach ablesen. Das läßt



57 ₁₅	74 ₁₃	91 ₁₁	08 ₉	25 ₇	42 ₅	59 ₃	
58 ₁₆	75 ₁₄		09 ₁₀	26 ₈	43 ₆		76 ₁
59 ₁₇		92 ₁₂	10 ₁₁	27 ₉		60 ₄	77 ₂
	76 ₁₅	93 ₁₃	11 ₁₂		44 ₇	61 ₅	78 ₃
60 ₁₈	77 ₁₆	94 ₁₄		28 ₁₀	45 ₈	62 ₆	79 ₄
61 ₁₉	78 ₁₇	95 ₁₅	12 ₁₃	29 ₁₁	46 ₉	63 ₇	
62 ₁	79 ₁₈		13 ₁₄	30 ₁₂	47 ₁₀		80 ₅
63 ₂		96 ₁₆	14 ₁₅	31 ₁₃		64 ₈	81 ₆
	80 ₁₉	97 ₁₇	15 ₁₆		48 ₁₁	65 ₉	82 ₇
64 ₃	81 ₁	98 ₁₈		32 ₁₄	49 ₁₂	66 ₁₀	83 ₈
65 ₄	82 ₂	99 ₁₉	16 ₁₇	33 ₁₅	50 ₁₃	67 ₁₁	
66 ₅	83 ₃	00 ₁	17 ₁₈	34 ₁₆	51 ₁₄		84 ₉
67 ₆		01 ₂	18 ₁₉	35 ₁₇		68 ₁₂	85 ₁₀
	84 ₄	02 ₃	19 ₁		52 ₁₅	69 ₁₃	86 ₁₁
68 ₇	85 ₅	03 ₄		36 ₁₈	53 ₁₆	70 ₁₄	87 ₁₂
69 ₈	86 ₆		20 ₂	37 ₁₉	54 ₁₇		71 ₁₅
70 ₉	87 ₇	04 ₅	21 ₃	38 ₁	55 ₁₈		88 ₁₃
71 ₁₀		05 ₆	22 ₄	39 ₂		72 ₁₆	89 ₁₄
	88 ₈	06 ₇	23 ₅		56 ₁₉	73 ₁₇	90 ₁₅
72 ₁₁	89 ₉	07 ₈		40 ₃	57 ₁	74 ₁₈	91 ₁₆
73 ₁₂	90 ₁₀		24 ₆	41 ₄	58 ₂	75 ₁₉	

1800 1900

I. Vergleichende Jahrestabelle. Alle auf einer wagerechten Linie stehenden Jahre werden so eingestellt, wie die eingerahmten auf derselben Linie.

Dieser Kreis muß ausgeschnitten und mit einer Stednadel auf den farbigen Kreis aufgesetzt werden. Die schwarzen Stellen muß man gleichfalls sauber ausschneiden.

sich mit 2 Kreisen erreichen, die gegeneinander gedreht werden. Schneidet man den obenstehenden kleinen Kreis heraus (auch die schwarzen Stellen müssen sauber ausgeschnitten werden) und legt man ihn auf den großen Kreis, so ist der Kalender schon fertig. Er wird drehbar, wenn man durch die beiden Mittelpunkte eine Nadel steckt. Besonders haltbar kann man ihn gestalten, wenn man beide Kreise auf Pappe klebt. Nun läßt sich schon mit dem Kalender feststellen, auf welchen Tag Weihnachten 1928 fällt. Man dreht dazu den oberen Kreis so weit, bis der Dezember (unterer Kreis) steht und liest unten ab: der 25. Dezember 1928 steht unter „Di“, das bedeutet Dienstag. Der Kalender geht scheinbar nur von 1908 bis 1941, aber man könnte die Kreise mit

Ostertagen aus Tabelle I	1582—1699	1700—1900	1901—2200
1	12. A.	13. A.	14. A.
2	1. A.	2. A.	3. A.
3	21. M.	22. M.	23. M.
4	9. A.	10. A.	11. A.
5	29. M.	30. M.	31. M.
6	17. A.	18. A.	19. A.
7	6. A.	7. A.	8. A.
8	26. M.	27. M.	28. M.
9	14. A.	15. A.	16. A.
10	3. A.	4. A.	5. A.
11	23. M.	24. M.	25. M.
12	11. A.	12. A.	13. A.
13	31. M.	1. A.	2. A.
14	18. A.	21. M.	22. M.
15	8. A.	9. A.	10. A.
16	28. M.	29. M.	30. M.
17	16. A.	17. A.	18. A.
18	5. A.	6. A.	7. A.
19	25. M.	26. M.	27. M.

A = April; M = März

II. Ostertabelle: Die Zahlen 1—19 vermitteln das Auffinden der Festtage.



Der ewige Kalender: Wenn man auf diesen Kalender den Kreis von Seite 2 mit einer Nadel aufsteft, kann man jeden beliebigen Wochentag ablesen.

Jahreszahlen ja beliebig vermehren. Der Kalender würde dadurch jedoch unhandlich werden. Einfacher ist es, man schreibt sich die übrigen Jahre in eine große Tabelle, wie es zum Teil angegeben ist in Tabelle I, die von 1857—1991 reicht. Diese Tabelle kann man nach rechts und links erweitern, in dem man immer neue Spalten ansetzt. Dabei ist nur zu beachten, daß zwischen 1699 und 1700, 1799 und 1800, 2099 und 2100 kein freies Feld bleiben darf, weil die Jahre 1700, 1800, 1900, 2100 keine Schaltjahre sind. Wer sich die Tabelle von 1582—2114 herstellt, hat einen wirklich ewigen Kalender, weil stets nach 532 Jahren auch die

Festtage wieder auf genau denselben Tag fallen. — Wenn man also z. B. wissen will, auf welchen Wochentag der 17. Mai 1863 fiel, muß man auf Tabelle I suchen. Man legt dazu den Zeigefinger auf die Zahl 1800 und fährt in der ersten Spalte bis zur Zahl 1863. Dann geht man in derselben Reihe nach rechts bis zu den beiden Zahlen, die in den schwarzen Spalten stehen. Dort findet man also die Zahl 14 und 31, das bedeutet 1914 oder 1931. Wenn man diese Zahlen gefunden hat, kehrt man wieder zu dem Kalender zurück und stellt den Mai (auf dem obersten Kreis) unter 1914 oder 1931 (auf dem untersten Kreis).

Nun sieht man, daß die Zahl 17 (oberster Kreis) unter dem rotgedruckten 8 (unterster Kreis) steht. Das rotgedruckte 8 bedeutet Sonntag, also fiel der 17. Mai auf einen Sonntag.

So lassen sich auch die Feiertage finden. Für die Jahre 1908—41 findet man das Oster- und Pfingstfest im Kalender angegeben. Für andere Jahre gilt das aber nicht, da muß man selbst suchen. In der Tabelle I steht neben jeder Jahreszahl eine kleine Zahl, die weiterhilft.

Wenn man wissen will, wann im Jahr 1863 Ostern war, muß man auf folgende Art suchen. Hinter 1863 in Tabelle I steht eine 2. Ich suche diese 2 in Tabelle II und gehe mit dem Finger bis in die Spalte 1700 bis 1900. Dort finde ich 2. A. gleich 2. April.

Diesen Tag merke ich mir und fahre nun, genau wie vorherin auf Tabelle I von der Zahl 63 aus mit dem Zeigefinger in der gleichen Reihe rechts seitwärts bis zu den Zahlen in den schwarzen Spalten. Dort finde ich wieder 1914 und 1931. Nun stelle ich meinen Kalender danach. Ich drehe den oberen Kreis so weit, bis April unter 1914 oder 1931 steht. Dann sehe ich nach, auf welchen Tag der 2. April fiel und finde „Do“, das heißt Donnerstag. Ostern fällt dann auf den nächsten Sonntag, (da Ostern ja immer auf einen Sonntag fällt), das ist der 5. April. Also fiel das Osterfest im Jahr 1863 auf den 5. April — und im Jahr 1931 wird Ostern wieder auf das gleiche Datum fallen. Pfingsten (der 50. Tag nach Ostern) ist demnach am 24. Mai 1863.

WARUM WIRD MAN SCHWINDLIG ?

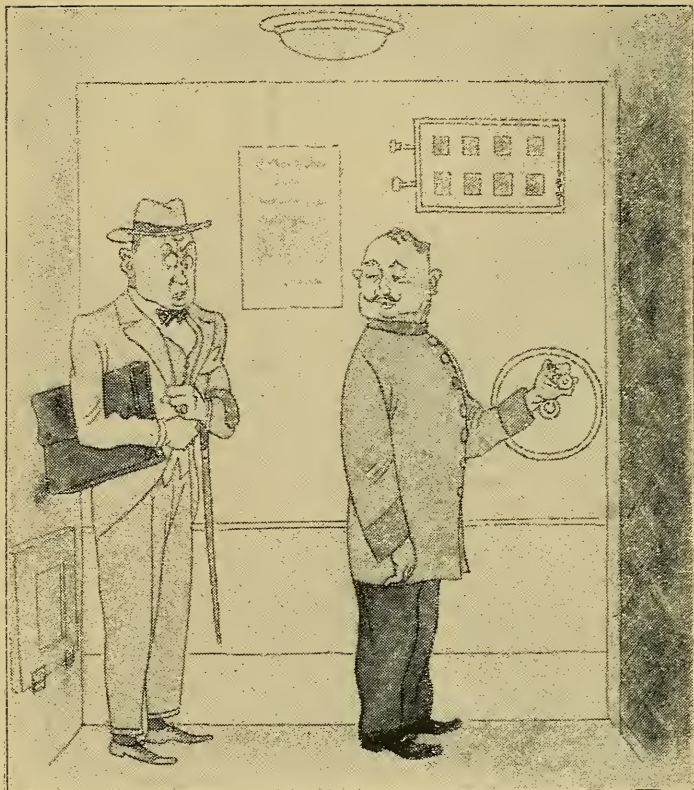
Das Wunder des Gleichgewichts in unserem Körper

Von Dr. Robert Zander

Über die Zirkusbühne ist ein Seil gespannt und darauf tanzt eine kleine Ballettense. Mühelos läuft sie über das dünne Seil, als wäre es der festeste Erdboden, und bewahrt das Gleichgewicht durch das Balancieren einer langen Stange. Wir sind begeistert, erstaunt, über solche Fertigkeit, die wir sicher nicht könnten. Aber wir wissen, das ist Übungssache. Übung macht den Meister. Doch bei aller Übung wird es uns nicht glücken, mit verbundenen Augen auf einen fünf Meter entfernten Baum zuzugehen. Wir haben uns den Weg genau angesehen und die Richtung genau gemerkt. Nun verbindet uns jemand die Augen und wir gehen geradeswegs auf den Baum zu, d. h. wir gehen todsicher daran vorbei, fangen an zu suchen und finden ihn nun erst recht nicht mehr. Es gehört also wohl zu der Übung, die wir sonst ja haben, geradeswegs auf ein Ziel zuzugehen, das offene Auge. Gewiß gehört das mit dazu. Das klingt recht sonderbar, und doch ist es so. Das Ohr ist nämlich unser Gleichgewichtsorgan. — So natürlich es uns erscheint, daß wir uns auf zwei Beinen im Gleichgewicht erhalten, so erstaunlich und wunderbar ist das eigentlich. Unser Tisch würde schwerlich sicher auf zwei Beinen stehen. Wir geben ihm vier Beine, wie sie Pferde und andere Tiere gebrauchen. Aber zum Stillstehen würden vielleicht doch zwei Beine am Tisch genügen, so lange keine Lasten ungleich darauf lägen. Jetzt wollen wir einmal eine Last nehmen und damit auf zwei Beinen stehen. Nehmen wir sie in die rechte Hand, so biegen wir unwillkürlich den Körper nach links. Nehmen wir sie auf den Rücken, wie der Steinträger, oder vor uns, wie der Musiker die Pauke umschnallt, so biegen wir uns jedesmal nach der entgegengesetzten Seite, d. h. wir suchen das Gleichgewicht, ähnlich wie wir es bei der Seiltänzerin sehen, die mit



einem einfachen Stab „die Balance hält“. Das ist doch alles recht merkwürdig. Sobald wir einmal darüber nachdenken, beginnen wir sehr bald zu begreifen, daß bei aller Übung unsere ganze Kenntnis von dem Gleichgewicht sehr wunderbar ist. Woher wissen wir denn, ob wir stehen oder liegen, ob wir uns aufrecht halten können oder umfallen werden? — Und noch wunderbarer: Woher weiß es denn das Tier? — Da fällt ein Käfer vom Strauch herab auf die Erde und liegt auf dem Rücken. Hilflos sieht er aus, wie er mit seinen sechs Beinen in der Luft strampelt. Aber ehe wir es vermuten, hat er sich herumgedreht und eilt davon. — Im Schaufenster der Fischhandlung stolpern Krebse in ihrem Käfig umher, schieben und drängen sich und purzeln durcheinander, und doch finden sie immer wieder die richtige Lage. — Ja, da haben wir solch ein Musterbeispiel für das wunderbare Gleichgewicht. Der Krebs ist nämlich der beste Lehrmeister. An seinem Kopf befinden sich zwei kleine Öffnungen. Wir nennen sie die Ohrgänge. Untersuchen wir die, dann finden wir ein Steinchen darin, das ruht auf lauter feinen Härchen, und diese Härchen sind mit Nervenenden verbunden. Schlägt das Steinchen an ein Haar, so wird die Bewegung durch den Nerv weitergeleitet nach der Zentralstelle, und dort erfährt dann der Krebs etwas über sein Gleichgewicht. Nun häutet sich der Krebs mitunter und verliert dabei die Steinchen. Dann wird gar kein Druck auf die Härchen ausgeübt. Darum greift der Krebs sich

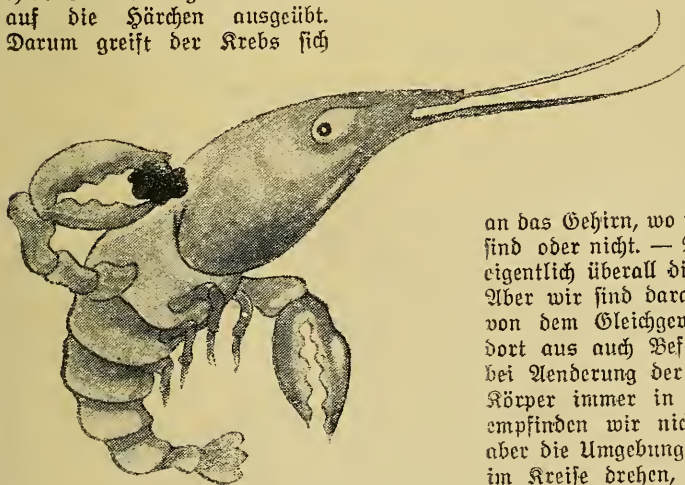


Die bekannte Seerkrankheit im Fahrstuhl, die wir alle schon einmal erlebt haben: Sie entsteht dadurch, daß auf die Flüssigkeit in unseren Gehörgängen ein Druck ausgeübt wird.

wieder zwei neue Steinchen und steckt sie sich in die „Ohren“. — So einfach ist das nun bei uns nicht, aber so ähnlich. Bei uns sind im Ohr drei Gänge, die zusammenstoßen wie die Flächen eines Würfels.

Sie tragen innen auch Härchen, die mit Nerven in Verbindung stehen. Aber statt des Steinchens ist etwas Flüssigkeit in den Gängen, die sich hin und her bewegt und dadurch die Härchen berührt. In dem Maße, wie wir uns bewegen, bewegt sich auch die Flüssigkeit, und jeder Nerv, der so durch ein Haar „benachrichtigt“ wird, gibt das Signal weiter

an das Gehirn, wo wir dann erfahren, ob wir im Gleichgewicht sind oder nicht. — Danach müßten wir mit verbundenen Augen eigentlich überall die richtige Gleichgewichtsempfindung haben. Aber wir sind daran gewöhnt, daß das Auge die Meldungen von dem Gleichgewichtsorgan her kontrolliert und daß von dort aus auch Befehle an das Gehirn gehen. Können wir bei Aenderung der Umgebung den Befehlen folgen und den Körper immer in das richtige Gleichgewicht bringen, dann empfinden wir nichts als einen normalen Zustand. Wenn aber die Umgebung sehr schnell wechselt, wenn wir uns schnell im Kreise drehen, dann folgen die Befehle vom Auge sehr schnell, denn es nimmt in rasendem Tempo immer neue Bilder auf. Auch die Befehle vom Ohr kommen schnell, denn die Flüssigkeit ist in ständiger Bewegung. Wir können gar nicht so schnell die Befehle aufnehmen und die nötigen Ausführungen



Eins der größten Wunder in der Natur: Der Krebs steckt sich nach jeder Häutung zwei Gleichgewichtssteinchen in die Ohröffnungen.

folgen lassen. Wir verlieren also das Gleichgewicht — wir werden schwindlig. — Aber das kommt nun nicht nur, wenn wir uns schnell drehen, sondern auch wenn wir z. B. in einem Fahrstuhl fahren. Je plötzlicher er anrukt, desto schwindliger werden wir. Da

gibt nämlich das Auge die Nachricht: Es herrscht Ruhe, während das Ohr benachrichtigt: Bewegung. Es entsteht also im Gehirn ein Durcheinander, und wir fühlen uns schwindlig. — Das ist das Wunder vom Gleichgewicht!

Ein Meisterläufer



Ein Kunstläufer auf Stelzen: Der Engländer Sidney Charlton, der auf seinen wunderbaren, nur für ihn gebauten Stelzen-Schlittschuhen die seltsamsten Figuren und Bogen läuft.

Träume für das neue Jahr

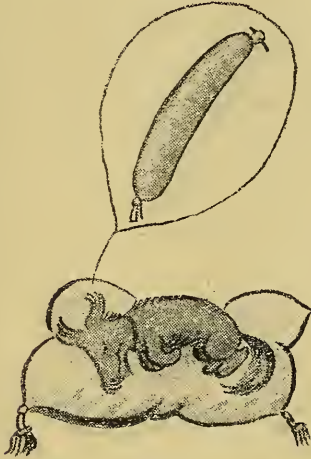
Was sich Onkel Toldi, Professor Pechmann, Laatsch und Bommel und Schlupp im neuen Jahr wünschen



Der Onkel Toldi, schon an Jahren,
Sieht seinen Kopf bedeckt mit Haaren.
Was sein einst war, kehrt ihm zurück.
Fort ist der Glöckle Glanz zum Glück.



Der Pechmann, den ein jeder kennt,
Erträumt ein köstliches Patent,
Das nicht bloß trübe Lehren bringt,
Rein, das ihm Geld und Ehren bringt.

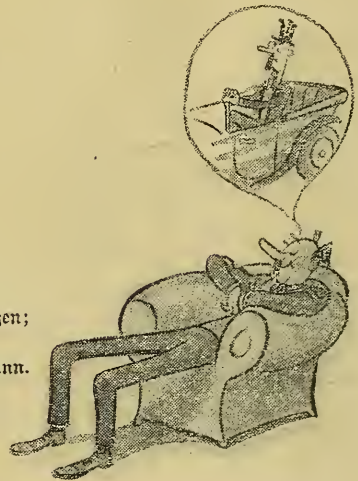


Es schaut der Schlupp, in Schlaf versunken,
Ein heeres Traumbild wonneterunken:
Ihn füllt ein namenloser Drang
Nach einem Würstchen, dick und lang.



Der Bommel träumt zwar nicht von Laten,
Jedoch von einem Gänsebraten
Mit Wein — das ist sein Leibgericht,
Und größte Wünsche hat er nicht.

Der Laatsch hat Ehrgeiz, muß man sagen;
Er sitzt im Traum in seinem Wagen.
Was man nicht alles träumen kann;
Denn Laatsch wird nie ein feiner Mann.



Meereswunder im Aquarium

Von den geheimnisvollen Seetieren hinter den dicken Glasscheiben

Im Jahre 1853 erst wurde im Londoner Zoologischen Garten das erste Seewasser-Aquarium gezeigt; dann folgten Brüssel, Hamburg, Wien und 1870 endlich Berlin. Heute ist das Berliner Aquarium eines der schönsten und reichhaltigsten. Solch ein großes Aquarium einzurichten und zu erhalten, ist nicht so einfach. Die Becken sind gemauert und zementiert und vorn durch eine Glascheibe geschlossen. Solche Scheibe muß, um den ungeheuren Druck des Wassers aushalten zu können, ziemlich dick sein. Im Berliner Aquarium beispielsweise sind die Scheiben

4 cm stark, und jede wiegt etwa 8 Zentner! Das Wasser in den Becken macht ständig einen Kreislauf: Es fließt aus dem Becken durch Sandfilter hindurch in große Kläranlagen, wird dann durch Pumpen in einen Wasserturm hochgepumpt und kehrt von hier aus mit starkem Druck in die Schaubecken zurück. Zugleich wird mittels einer andern Anlage ständig Luft durch die Becken geschickt, die, aus feinem Rohre auferlend, das Wasser genügend durchlüftet, so daß die Fische immer den zum Atem nötigen Sauerstoff haben. Das Seewasser wird künstlich hergestellt, weil



Wie es in einem richtigen Aquarium aussieht; Ganz links im Glasfaß

der Transport vom Meere her zu umständlich und zu kostspielig wäre. Wohl aber müssen die Inassen der Seewasseraquarien diese weite Reise machen, da es noch nicht gelungen ist, Seetiere zu züchten. Auf dieser Reise, die sie in besondern Blechbehältern und meist in Eilzügen machen, gehen leider sehr viele empfindliche Fische zugrunde. Wie empfindlich die Seetiere sind, davon macht man sich gewöhnlich kaum eine Vorstellung. Die Nordsee und namentlich das Mittelländische Meer liefern die Mehrzahl der Bewohner unserer Seeaquariumbecken. Die vielen prachtvollen ausländischen und tropischen Arten hat man allmählich zu züchten und so weithin zu ver-

breiten gelernt. Diese Zucht und diese Freude am Aquariumsfisch begann schon mit der Einführung des Goldfischs (um 1700), einer von den Chinesen seit andentlichen Zeiten aus der gemeinen Karausche heraus gezüchteten Karpfenart. Aber der Goldfisch ist, auch in der absonderlichen Form des Schleierschwanzes mit den wallenden Flossen und des Teleskopfisches mit den hervorquellenden Augen, ein langweiliger Geselle, und so haben ihn seit etwa dreißig Jahren andre, munterere ausländische Fische aus den Zimmeraquarien verdrängt. Die südasiatischen Großflosser oder Paradiesfische, die amerikanischen Sonnenfische, Chanchitos und die Kampfische



man einen Wels, in der Mitte einen Ragenhai und rechts die feliſamen Seeanemonen ſehen.

werden heute von Liebhabern überall gehalten und gezüchtet. Die Haltung dieſer „Exoten“ im Zimmeraquarium iſt nicht ſo leicht wie die des Goldfiſches. Die Durchlüftung des Süßwassertaquariums kann man zwar zu gutem Teil den Waſſerpflanzen übertragen; denn dieſe nehmen die von den Fiſchen ausgeatmete Kohlenſäure auf und geben an das Waſſer dafür den von ihnen erzeugten Sauerſtoff ab. Sie „reinigen“ außerdem das Aquarium von den durch Verweſung der Eierabſcheidungen entſtehenden Stoffen. Sie bieten ferner den ſcheuen Fiſchen Schlupfwinkel und ſchützen ſie gegen zu grelles Sonnenlicht. Die Frage der Heizvorrichtung des Zimmeraquariums iſt viel-

leicht die ſchwierigſte für den Liebhaber, denn eine ganze Anzahl ausländiſcher Fiſcharten braucht zu ihrem Gedeihen eine höhere Waſſertemperatur. Der Anfänger tut deſhalb am beſten, wenn er heimiſche Fiſche in ſeinem Glasaquarium hält. Solch Aquarium aber ſollte ſich jeder, der Freude an der Natur hat, einrichten. Als Behälter wählt man am zweckmäßigſten ein viereckiges Glas, ein Glasaquarium, wie man es überall kaufen kann. Dieſes Glas muß ſeinen Standort in der Nähe des Fenſters haben, damit genügend Licht in das Waſſer fällt; es muß auch auf einem derben Tiſch ſtehen, der Erſchütterungen des Aquariums excluſt. Den Boden des

Glas es bedecken wir nun zunächst mit einer Schicht Moorerde; darüber kommt eine Schicht gereinigten Seesandes. Moor wie Sand sind in den Aquariengeschäften käuflich; beide säubert man aber vor ihrer Verwendung besser noch selber. Man schüttet dazu die Moorerde in ein größeres Gefäß (z. B. ein Einmacheglas) und gießt Wasser darauf, wühlt die Erde durcheinander und erneuert das Wasser so oft, bis es über dem Moore ganz klar bleibt. Genau so verfährt man mit dem Sande. Zuerst bringt man die Moorerde in das Aquarium, breitet sie auf dem Boden darin aus und drückt sie fest. Jetzt senkt man die bewurzelten Aquariumspflanzen (Wasserpest usw.) in den Moorgrund ein. Es empfiehlt sich, die Pflanzen dicht über dem Wurzelbusch mit einer kleinen gläsernen Nadel zu befestigen. Nun wird der gewaschene Sand über dem Moorboden, etwa 2 Fingerbreiten hoch, vorsichtig ausgebreitet. Das Wasser (Leitungswasser) in das Aquarium zu gießen, ist nicht ganz einfach; es muß ganz langsam geschehen, damit es nicht den Sand aufwühlt. Am besten macht man das

derart, daß man eine Glasscheibe etwa in die Mitte des Aquariums legt und das Wasser auf die Scheibe gießt. Haben wir den Sand genügend oft gewaschen, so „setzt“ sich der etwa beim Eingießen doch aufgewühlte sehr bald ganz von selbst. Jedenfalls ist unser Aquarium binnen kurzem für die Aufnahme seiner tierischen Bewohner bereit.

Welche Fische man wählen soll, ist Liebhabersache. Der Anfänger tut gut, heimische Arten zu wählen, die nicht besonders anspruchsvoll sind: etwa Karausche, Stichling, Bitterling, Elritze, Rohrbarsch, Steinpeizger u. a. m. Der Aquarienhändler gibt sicher den richtigen Rat bei der Wahl.

Als Fischfutter verwendet man am besten das lebende: Daphnien und dergl. Es gibt auch getrocknete Daphnien zu kaufen, die von den Fischen ganz gern genommen werden. Von Zeit zu Zeit müssen wir unser Aquarium von den Abfallstoffen der Bewohner reinigen. Das macht man am zweckmäßigsten mit Hilfe eines gläsernen Hebers, wie ihn die Aquarienhändler führen.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

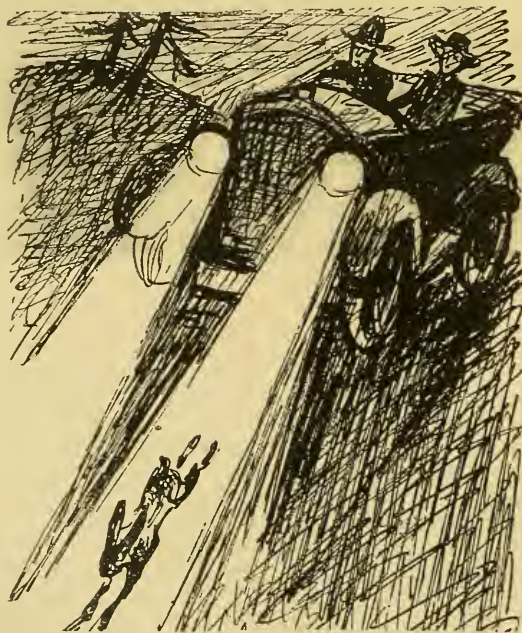
Von W. Durian.

(8. Fortsetzung.)

Da ist nun jemand Ausgestiegen heute abend: eine junge Dame in einem grauen Reisekostüm, ein kleines, dunkelgrünes Hütlein in der Stirn. Sie kommt aus der großen Stadt, das sieht man, aber sie ist hier keineswegs fremd.

Zuerst wird sie vom Stationsmann mit „Hüms“ und „Hums“ gewürdigt. Er geht um sie herum und betrachtet sie von oben bis unten. Er nimmt die Pfeife aus den Zähnen und sagt:

„Hallo, wie geht's, Madame? Versucht nochmal! Daß dich der Teufel Na, ob du wohl ziehst?“ Damit meinte er die Pfeife, die er nun wieder an ihren Platz zwischen den Backen-



Raninchen rannten wie toll vor dem Auto her, weil sie aus dem Lichtkreis nicht mehr ins Dunkel fanden.

zähnen gesteckt hatte. — Inzwischen war der Schofför von der Morrison-Farm herangetreten, die Wölfe in der Hand. Er hatte sich der Handtasche bemächtigt, aber das Fräulein lachte und gab ihm einen kleinen Schlag auf die Brust: „Wie geht's dir, Bill? Freust du dich auch ein wenig, hm?“ — „Doooh, stotterte der Mann, „danke schön, danke sehr, Fräulein Georgia. Ich freue mich, kolossal, wirklich . . .“ Die Stimmen verloren sich hinter dem Stationshaus, und dann hörte man, wie der Fordwagen angekurbelt wurde. Der Postmann belud sich mit dem Postfach und trug ihn in das Stationshaus. Nachtschmetterlinge, Fleder-



Das Erlebnis in der Prärie: „Schießen Sie ruhig,“ sagten die Männer, „der Revolver ist nicht geladen.“

mäuse und Moskitos begannen um sein vom Schein der Petroleumlampe erleuchtetes Fenster zu tanzen, während ein Rauz mit großen gelben Augen von der Ecke der Dachpappe zusah und in jeder Minute sein schauerliches „gpl!“ ertönen ließ. . . „gpl! gpl!“

Da war man nun wieder in der Prärie. Da ist Raum. Man kann im Auto rasen mit beliebiger Geschwindigkeit; nirgends ist ein Polizist, der das Notizbuch zieht. Und das Auto hat nicht einmal eine Nummer; es ist das erste und das letzte Auto zwischen der Farm und der Station 342. Auch die Hupe ist überflüssig; die Straße ist frei. Aber — es ist ja gar keine Straße da, wenigstens keine, die sichtbar wäre. Nur eine unsichtbare Straße gibt es, bestehend aus dem und jenem Hügel und dem und jenem Dornestrup — im Gedächtnis des Fahrers: hier muß er vorbei, dort ein wenig links halten, bis der große Granitblock kommt, der seit der Eiszeit an der Stelle liegt — dann geradeaus.

Man fhrt über das Gras und über Stod und Stein; es ist ein wenig mühsam, sich auf dieser Fahrt zu unterhalten. Mitten in einem Satz, in dem sich Fräulein Georgia nach dem Befinden ihres Pony erkundigte, kam ein Stein, das Fräulein machte einen Aufsprung und biß sich auf die Zunge. Nun zog sie es vor, zu schweigen und in die Lichtkegel der Scheinwerfer zu blicken. Kaninchen sprangen auf, als sie der Lichtschein traf, und manche rannten lange Zeit wie toll vor dem Auto her, weil sie aus dem Bannkreis des blendenden Lichts nicht mehr ins Dunkel fanden.

Dann kamen Glhkferchen geflogen. Wie grüne Funken irrten sie durch die Luft, und eines fiel Fräulein Georgia auf den Mantel und glühte da in einer Falte. Georgia zog den Handschuh aus und versuchte, das kleine glühende Ding in die Hand zu be-

kommen. Das gelang ihr auch, und nun glühte das Käferchen in ihrer Hand. „Sieh mal, Bill,“ sagte Fräulein Georgia.

Bill drehte sich am Steuer um. „Sm —“

In diesem Augenblick gab es einen Knall, und das Auto flog hinten empor, daß Bill und das Fräulein nach vorn geschleudert wurden. Wenig fehlte, und das Auto hätte sich berschlagen. Es fiel aber zurück und stand nun, denn Bill hatte die Geistesgegenwart, sofort den Motor abzustellen.

„Was ist denn los?“ fragte das Fräulein.

„Weiß Gott!“ brummte Bill. „Da ist, wenn’s gut geht, ein Reifen geplatzt, aber ich glaub’, mindestens zwei, wenn nicht alle vier!“

„Was machen wir da?“

„Nachsehen —“ Bill war schon draußen, ging nach vorn und kroch zwischen die Räder.

„Da staunst du,“ hörte ihn das Fräulein unter dem Wagen hervor, „wir sind in die Bühne einer Egge reingefahren. Beide Borderreifen kaputt!“

„Eine Egge?“ fragte das Fräulein, „wie kommt denn die gerade hierher?“

„Das mcht’ ich auch wissen —“

Bill war aufgestanden, ging nun zum Rücksitz im Wagen, klappte ihn auf und nahm die Winde heraus. Damit schraubte er das Borderteil des Autos hoch. Nun sah auch das Fräulein die eisernen Bühne der Egge, die sich in die Autoreifen eingehoht hatten. „Romisch!“ sagte sie, „wie kommt bloß die Egge hierher?“

Bill war nach hinten gegangen, um die Ersatzreifen zu holen. Er gab keine Antwort. Hinter dem Wagen stand ein Mann, das heißt, Bill sah nur eine Sekunde lang einen Schatten, der dort stand. Dann blühte eine Blendlaterne auf, und als Bill die Hand

erhob, um seine Augen zu schützen, erhielt er von hinten einen Schlag auf den Kopf und brach lautlos zusammen.

18. Kapitel.

Bill gießt ein Glas Wasser über sich.

„So,“ sagte der Mann mit der Blendlaterne zu dem zweiten Mann, der im Schatten des Wagens gestanden und den Schlag geführt hatte, „der schläft für die nächsten Stunden. Steck ihm den Brief in die Tasche.“ Der zweite Mann beugte sich über den bewußtlos daliegenden Bill und steckte ihm ein Papier in den Rock. Nun gingen die beiden Männer nach vorn.

Fräulein Georgia war über ein Jahr in der Stadt gewesen, aber sie war ein Präriemädchen geblieben. Sie hatte Mut. Sie fiel nicht in Ohnmacht, als sie die beiden Männer herankommen sah. Sie erinnerte sich, daß links im Wagen eine Tasche war, in der ein Revolver steckte. Sie griff schnell in die Tasche; der Revolver war da. „Hände hoch!“ sagte Fräulein Georgia und zielte auf den nächsten der beiden Männer.

„Schießen Sie,“ sagte der Mann. Das tat Fräulein Georgia sofort. Aber nur der Hahn schnappte ein. Kein Schuß. Auch als sie zum zweitenmal und zum drittenmal abdrückte. Sie warf die Waffe weg.

„Wir haben die Patronen herausgenommen.“

„Was wollen Sie?“ fragte das Fräulein, und nun fiel der Lichtschein der Laterne plötzlich grell auf das Gesicht des Mannes. Nur die Augen waren sichtbar unter dem breiten, verbeulten Hut, das übrige verhüllte ein rotes Sacktuch, das quer über die Nase gebunden war. Der Mann zog das Tuch herab.

„Cotanchy?“ rief das Fräulein mit großem Erstaunen.

„Ja gewiß — Cotanchy!“ lachte der Mann.

„Aber was soll die Komödie hier?“

„Keine Komödie,“ sagte Cotanchy, „nein, Madame, hier ist's Ernst! Also wir haben — damit Sie es wissen, Madame — wir haben da ein paar Pferdchen mitgehen lassen, verstehen Sie, die Ihrem Herrn Vater gehörten. Satten das Leben hier außen satt und wollten nach der Stadt, und dazu brauchten wir Geld. Steuer in der Stadt — das wissen Sie selbst, Madame. Wir wollten also ein paar Pferdchen verkaufen, riskierten dabei den Hals. Der Major — Ihr Herr Vater — schickte uns den Scheriff nach. War sein Recht; wir haben es ihm nicht übel genommen.“ — „Weiter,“ sagte Fräulein Georgia und kniff die Lippen zusammen. — „Well, der Scheriff kriegte zwar die Pferde, aber nicht uns. Trotz seiner dressierten Hunde. Und jetzt — hm — wären wir also hier.“ — „Und?“ — „Ja, Madame, die Sache liegt so: Wenn uns einer erwischt, werden wir aufgehängt, und das möchten wir nicht. Deshalb haben wir die Egge hierhergeschleppt für das Auto. War ein Stück Arbeit, das schwere Ding.“ — „Ich verstehe,“ sagte Fräulein Georgia, „ich soll meinen Vater bitten, daß er Sie laufen läßt.“ — „Hm, ja,

mhuh, ungefähr so,“ schmunzelte Cotanchy. „Nur ist das nicht so einfach. Wir brauchen, wie gesagt, viel Geld; sogar ziemlich viel.“ — „Ich habe vierzig Dollar hier und — und den Ring.“ — „Reicht nicht, Madame. Müssen noch zwei Russen ranhängt werden.“ — „Soviel habe ich nicht,“ sagte Fräulein Georgia. — „Verlangen wir auch nicht, Madame,“ lächelte Cotanchy. „Aber Ihr Herr Vater — der hat so viel. Wir haben alles aufgeschrieben, was wir wollen, und Bill unsern Brief in die Tasche gesteckt. Der schläft nun da hinten; mußten ihm ein wenig auf den Schädel klopfen, damit er's tut. In zwei Stunden oder so wacht er wieder auf; dann kann er seine Reifen aufmontieren und nach Hause fahren und beim Major den Brief abgeben.“

„Und ich?“ fragte Fräulein Georgia. — „Wir nehmen Sie mit,“ sagte Cotanchy. „Saben Sie keine Angst; es geschieht Ihnen nichts. Wir werden es Ihnen so bequem wie möglich machen . . .“

„Sehr freundlich,“ unterbrach Georgia.

„ . . . es wird nicht lange dauern, denke ich. Ihr Herr Vater wird wieder den Scheriff schicken. Der findet nichts; dafür ist schon gesorgt. Dann wird der Major das Geld an die Adresse schicken, die im Brief drinsteht. Und er wird es uns schwarz auf weiß geben, daß uns nichts geschieht. Wir haben unsern Mann, der kommt dann hierher und gibt uns Bescheid. Dann bringen wir Sie nach der Farm zu Ihrem Vater.“

Fräulein Georgia sagte nichts mehr. Was hätte sie auch sagen sollen!

Cotanchy wandte sich an seinen Begleiter: „Bring' die Pferde!“ — „Wir haben nur zwei, Madame,“ sagte er dann zu Fräulein Georgia, „und einen guten Mutt. Ein paar Stunden durchs Wasser — wegen der dressierten Hunde. Tut mir leid.“

Nach einigen Minuten kamen zwei Pferde; auf dem einen saß der Mann. Das freie Pferd nahm Cotanchy am Zügel und bot die Hand als Stütze zum Aufsteigen. Ohne ein Wort stieg Georgia aus dem Auto und auf das Pferd. Die dargebotene Hand berührte sie nicht. Cotanchy saß hinter ihr auf. Dann ritten sie ab und verschwanden im Dunkel. —

Zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht rastete ein Auto durch die Straße von Morrison-City. Der Wagen hielt vor dem Haus des Scheriffs. Der Mann am Steuer war Bill. Bill taumelte aus dem Wagen und hämmerte mit der Faust gegen die Haustür. Die Hunde im Hof erhoben ein höllisches Gebell. Oben wurde ein Fenster geöffnet. Der Scheriff beugte sich hinaus. „Schnell!“ rief Bill, „das Fräulein —“ Dann drehte sich wieder alles um ihn, und er mußte die Stirn gegen die Tür stützen. Als der Scheriff herunterkam und die Tür öffnete, fiel ihm der Mann entgegen. Der Scheriff griff zu, nahm ihn auf die Arme und trug ihn in die Stube. Nach einem Glas Wasser, das er halb austrank, halb über sich goß, war Bill so weit, daß er reden konnte.

Er war aufgewacht — hinter dem Wagen im Gras. Zuerst fiel ihm überhaupt nichts ein. Sein Kopf brummte, und vor seinen Augen waren grüne und blaue Räder, die sich wie tröstlich drehten. Dann versuchte er aufzustehen. (Fortsetzung folgt.)

Ulf erzählt von seinen Springkünsten

Ich bin Ulf. Eigentlich heiße ich Wolf; aber da ich, wenn ich aufgeregt bin oder gerade einen sehr anstrengenden Sprung hinter mir habe, „Ulf!“ mache, nennt man mich Ulf. Ich bin kein gewöhnlicher Hund; ich bin oft photographiert worden, und mein Bild hat in vielen Zeitungen und Zeitschriften gestanden. Ich bin Sportsmann, oder vielmehr Sportshund. Mein Hauptfach ist der Hochsprung, daneben habe ich noch große Fertigkeit im Schnellauf, in der Rakenjaad und im Dauerfressen. Im Hochsprung bin ich Meister. Darin nehme ich es mit jedem Weltrekordhund auf. — Natürlich habe ich nicht gleich von meiner Geburt an springen können, dazu brauchte ich eine lange und gründliche Ausbildung. Mein Lehrer hat sich mit mir riesig viel Mühe geben müssen. Ganz niedrig haben wir angefangen — bei 30 cm, dann wurde das Sprung-



Das soll mir noch einer nachmachen!

... in der letzten Sprunghöhe kralle ich mich mit den Pfoten ein ...

brett immer höher, 50, 70, 80 cm, dann ein und zwei Meter. Oft war ich zu feige, hinüberzuspringen; ich habe kurz vor dem Brett gestoppt und bin mit eingezogenem Schwanz seitlich abgezogen. Da hat mein Lehrer sich aber soviel Mühe mit mir gegeben, daß ich es schließlich doch gelernt habe. — Heute

macht mir das Springen riesigen Spaß; ich bin mir bewußt, daß ich darin Spitzenleistungen erreiche und der ganzen Hundewelt als sportliches Vorbild diene. Am Anfang meiner Ausbildung habe ich meinen Lehrer sehr bewundert, denn er sprang 1,50 m und 1,75 m mit Leichtigkeit. Ich hielt es nicht für möglich, daß ich das je erreichen würde. Aber jetzt, da ich selbst 3,55 m hoch springe, imponiert mir das gar nicht mehr. Was sind dagegen die Menschen, die es auf nicht viel mehr als 2 m bringen? — Einfach lächerlich, nicht wahr? — Allerdings helfe ich mir manchmal durch etwas Klettern nach, aber das mache ich so rasch, daß es keiner merkt. Wiederholt habe ich auf Sportfesten Ehrenpreise und Vorbeerkränze bekommen. Eine Weltrekordwursth wäre mir lieber gewesen!

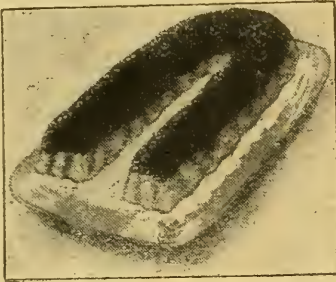
Ulf erzählt: So springe ich an ...

Mathematische Spielereien

Aufgaben zum Kopfzerbrechen

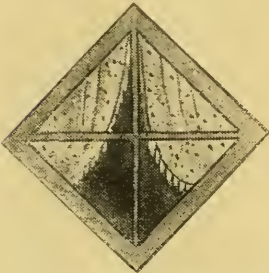
Der Geburtstagskuchen.

Ein Kuchen, in Gestalt eines Hufeisens, soll in sechs Teile geteilt werden. Alle überlegen, wie man das machen könnte, plötzlich ruft der kleine Paul: „Ich kann den Kuchen sogar durch nur zwei Schnitte mit dem Messer in sechs Teile teilen!“ Und Paul nimmt das lange Messer und löst seine Aufgabe auch wirklich glänzend. — Wie hat er das gemacht?



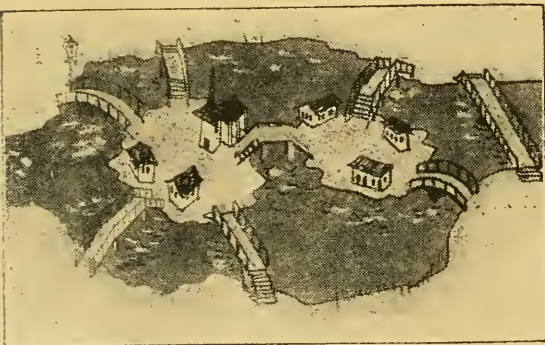
I. Wie kann man diesen Kuchen durch nur 2 Schnitte mit dem Messer in 6 Teile teilen?

Das kleine Fenster.



II. Wie kann man dieses Fenster doppelt so groß machen, ohne die Höhe und Breite zu verändern?

Ein kluger Mann machte sein 1 Meter hohes und 1 Meter breites Fenster doppelt so groß, um mehr Licht in seinem Zimmer zu erhalten. Da er aber wenig Raum in der Wand hatte, konnte er weder die Breite noch die Höhe verändern. Wie sah das Fenster nach der Vergrößerung aus?



III. Wie ist es möglich, einen Spaziergang so zu machen, daß man alle 8 Brücken, doch jede nur einmal, überschreitet?

Die 8 Brücken.

Eine Stadt wird von einem Fluß durchströmt, der innerhalb der Stadt 2 Inseln umschließt. Wie die Zeichnung angibt, gibt es verschiedene Brücken

von den Inseln zur Stadt und von Insel zu Insel. Ist es möglich, einen Spaziergang so zu machen, daß man alle 8 Brücken, doch jede nur einmal, überschreitet?

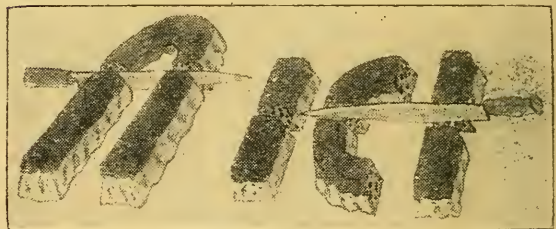
Bücher für Neugeborene

Es ist ein alter Aberglaube, daß es Neugeborenen Glück bringt, wenn man ihnen bestimmte Gegenstände in die Wiege legt. So gibt man z. B. in Wales den Säuglingen eine Gange ins Bettchen; in Irland bekommen sie einen Gürtel aus Frauenhaar, in Rumänien rote Bändchen um die Handgelenke. In anderen Ländern wird ihnen eine Glücksmünze ins erste Bad gelegt. Besonders merkwürdig aber ist ein schwedischer Brauch, demzufolge man ein Buch unter das Köpfchen des Neugeborenen legt. Dem Kind soll dadurch die Fähigkeit verliehen werden, rasch und leicht lesen zu lernen.

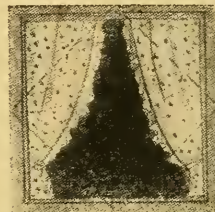
Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich ließ sich nach langer Zeit der Gusti wieder mal bei mir sehen. „Onkel Toldi!“ sagte er, du bist doch so ein kluger Mann, du mußt mir eine Frage beantworten.“ Ich war natürlich sehr geschmeichelt und sagte: „Dann lege mal los, mein Junge!“ „Was ist eigentlich ein Vegetarier?“ „Das ist ein Mensch, der nur von Pflanzen lebt“, sagte ich. „Und was ist eine fleischfressende Pflanze?“ „Das ist eine Pflanze, die sich von Insekten, also von Fleisch ernährt!“ „Ja, aber nun kommt die eigentliche Frage: Was macht ein Vegetarier, wenn er Gemüse von fleischfressenden Pflanzen essen soll?“ — Was soll ich dem Jungen bloß darauf für eine Antwort geben!

Auflösungen der mathematischen Spielereien



So kann man den Kuchen durch 2 Schnitte in 6 Teile teilen.



So wird das Fenster um das Doppelte vergrößert.



Man muß auf der einen Insel beginnen, um den Spaziergang auf der anderen zu beenden.

Richard D. in Gleiwitz. Asphalt, der zum Pflastern von Straßen benutzt wird, ist ein Produkt aus Teer, kommt aber auch in der Natur vor, so besonders am Toten Meer, das daher früher auch Asphalt-See hieß, in Albanien und im Elsaß. Asphalt schmilzt bei 100 Grad, wird daher, bevor er als Straßenbelag aufgelegt wird, regelrecht gekocht, damit er flüssig wird.

Anton in Graz. Die kleinsten Länder der Welt sind: die Republik Andorra zwischen Spanien und Frankreich, die Republik San Marino in Italien, das Fürstentum Monaco am Mittelmeer und das Fürstentum Liechtenstein an der Grenze zwischen der Schweiz und Vorarlberg. Liechtenstein ist 159 Quadratkilometer groß und hat 11 000 Einwohner, Monaco ist nur anderthalb Quadratkilometer groß.

Udo G. in Königsberg. Es ist nicht möglich, alle Fremdwörter aus unserer Sprache zu entfernen, weil sehr oft ein Fremdwort einen Gegenstand treffender bezeichnet als das entsprechende deutsche Wort. Aber man soll nicht „passieren“ sagen, wenn man „gehen“ sagen kann; „unterhalten“, „ergötzen“ oder „belustigen“ sind schönere Wörter als „amüsieren“, und „Courage“ heißt viel besser „Mut“.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a — am — ball — bau — ben — chiem — de — de — den — der — do — e — e — e — en — er — fah — faß — fug — fuss — holz — hun — hüt — ju — ler — ler — li — mar — na — ne — nei — rad — raum — rer — salz — satt — se — see — si — si — Be — te — te — tel — tro — u — un — um — va — war — zi

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Satz ergeben, der sich auf das Neujahrsfest bezieht.

Die Wörter bedeuten: 1. Saure Frucht, 2. nichts-nutziges Tun, 3. kleines Raubtier, 4. Namen mehrerer Flüsse im Odergebiet, 5. Planet, 6. altertümlichen Männernamen, 7. Monat, 8. Erdteil, 9. Behausung eines Tieres, 10. Sportsmann, 11. Land in Asien, 12. Sport, 13. Mädchennamen, 14. Behälter für ein Gewürz, 15. Eßgeschirr, 16. biblischen Garten, 17. Teil des Bahnhofes, 18. bauliche Veränderung, 19. Material für Möbel, 20. Teil des Gesichts, 21. Handwerker, 22. See in Oberbayern.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 6.

1. Winter, 2. Esel, 3. Iris, 4. Herrenhut, 5. Niederlande, 6. Affe, 7. Chester, 8. Lake, 9. sechzehn, 10. Franzose, 11. Einmaster, 12. Reheule, 13. Sidor, 14. Eremit, 15. Rewa.

Weihnachtsferien.

Fridolins Lachkabine



Lehrer: „Wer kann mir sagen, was im Gedicht vom Barbarossa der Satz bedeutet: „Der Stuhl war elfenbeinern.“

Ernst: „Der Stuhl hatte 11 Beine.“

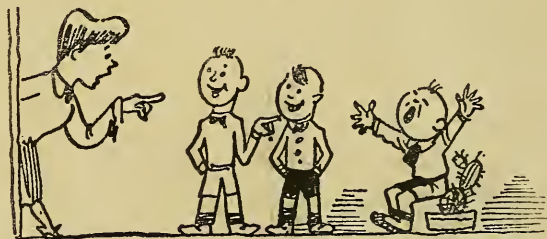
*

Walters Mutter war sehr krank. Als es ihr besser ging, traf Walter eines Tages den Arzt auf der Straße.

Arzt: „Walter, was macht heute deine Mutter?“

Walter: „Kalbfleisch und Apfelmus, Herr Doktor!“

*



Mutter: „Kinder, warum laßt ihr nur den Franz so schreien?“

Kurt: „Wir spielen doch bloß Gärtnerei, und Franz will durchaus keine Raktusblüte sein.“

*

Hans muß die zehn Gebote auswendig lernen. Die Mutter sagt öfter: „Hans, Hans, bring' nur kein schlechtes Zeugnis mit nach Haus . . .“

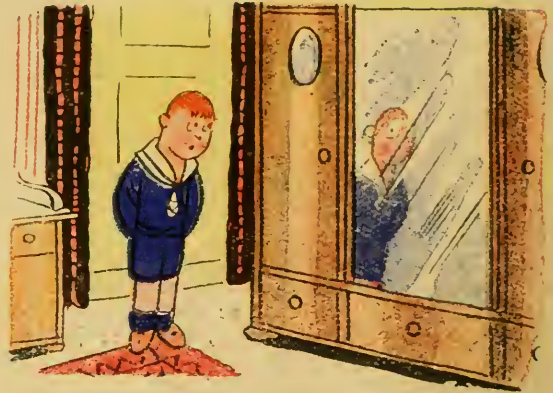
Am Abend soll er die Gebote noch einmal her-sagen. Es geht zuerst auch gut, aber plötzlich stockt er: „Du sollst, du sollst . . .“

Da ruft sein kleiner Bruder: „Du sollst kein schlechtes Zeugnis mit nach Hause bringen.“

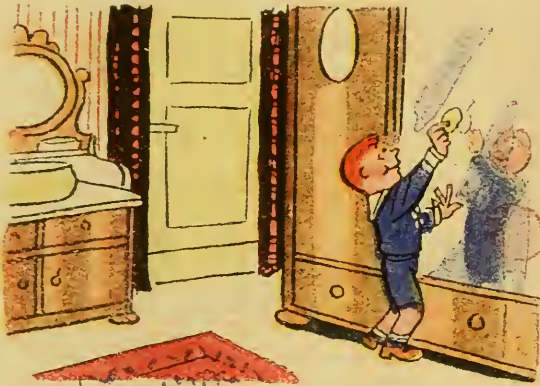
Das zerbrochene Spiegelglas



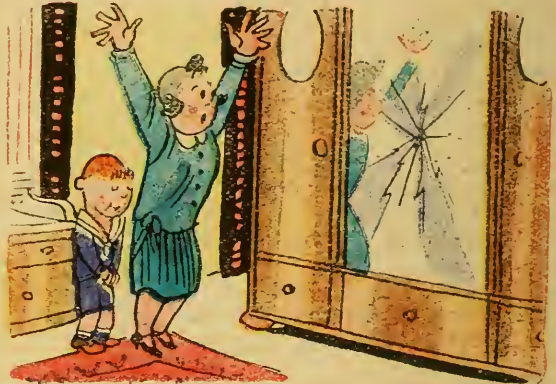
Wie leicht zerbricht Geschirr und Glas!
Der Emil wird vor Schreck fast blaß.
Schon sind es wieder neue Scherben,
Die Mutters Lanne arg verderben.



Der Emil steht schon in der Stube.
Die Mutter schilt: „Du bößer Dube!“
Doch Emil sinn't: Was kann man nun
Wohl gegen Mutters Aerger tun?



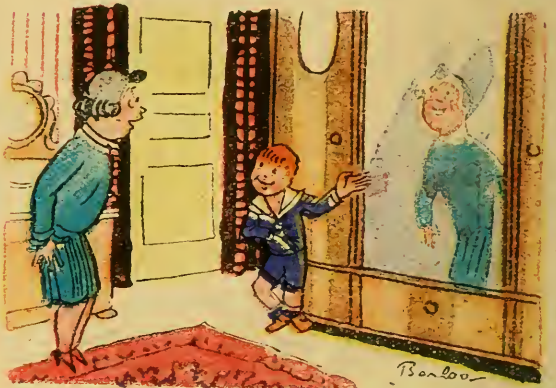
Ein Spiegel, groß und klar und blank,
Gehört zur Tür vom Wäscheschrank,
Den Emil nur ein bißchen feist
Mit großen Streichen. Ihr begreift?



Nun tritt die Mutter in das Zimmer
Und ruft: „Das wird ja immer schlimmer!
Zerbrochen ist die große Scheibel!“
Sie steht und hebt am ganzen Leibe. —



Doch Emil läßt sich gern erlappen:
Bom Wäschtisch nimmt er einen Lappen
Und wischt und wischt. In altem Glanz
Steht da der Spiegel. Er ist ganz.



Da muß sogar die Mutter lachen.
Zwar schilt sie: „Was für dumme Sachen!“
Doch freut sie sich, da sie begreift,
Daß Emil sie bloß „eingeseift“ . . .

Nr. 8. 7. Jahrgang. 1. Januarheft.
Berlin.

Preis 20 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Wie es uns auf dem Mond ergehen würde: Infolge der geringen Anziehungskraft des Mondes würde ein Springer, der auf der Erde 2 Meter springt, mit Leichtigkeit 100 Meter springen können. (Zu dem Artikel auf Seite 5—6.)

Wie aus einem Kinderspiel das Flugzeug entstand



*Eine Geschichte von den Brüdern
Wright, den Pionieren des
Flugzeugverkehrs*



Wie Orville und Wilbur Wright zum erstenmal auf den Gedanken kamen, ein Flugzeug zu bauen: Als sie noch Knaben waren, brachte ihnen der Vater eines Tages ein Spielzeug mit, das an der Zimmerdecke umherflog, ohne herunterzufallen.

Eines Tages brachte man den kleinen amerikanischen Jungen Wilbur Wright (sprich „Reit“) aus der Schule blutend nach Haus. Durch einen unglücklichen Zufall hatte ihn beim Ballspiel ein Stoß getroffen. Durch die Verwundung blühte er nicht bloß ein paar Zähne ein; auch sein Nervensystem war verletzt worden, und der Schlag machte ihn zu einem kranken Menschen. Er hatte die Absicht gehabt, im Herbst auf die Universität zu gehen, aber durch die Krankheit war er zu schwach dazu geworden.

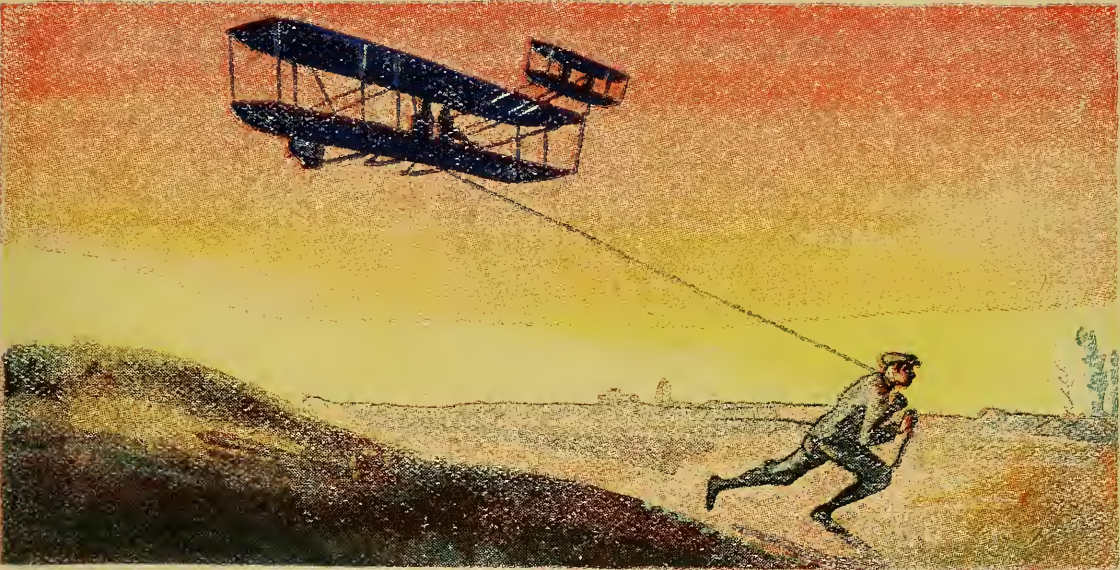
Und so blieb denn Wilbur, statt in die Welt hinauszuziehen, zu Hause. Eines Tages brachte der Vater ihnen ein seltsames, neues Spielzeug mit. Ehe Wilbur und sein Bruder Orville sehen konnten, was es war, warf er es in die Luft. Aber anstatt sofort herabzufallen, wie sie es erwartet hatten, flog es quer durch den Raum, streifte die Decke, wo es eine Weile umherflog, und sank schließlich langsam zu Boden. Es war nur ein kleines Spielzeug, aber auf die beiden Jungen machte es einen ungeheuren Eindruck. Und an den Winterabenden versuchten Wilbur und Orville nun ein ähnliches Spielzeug herzustellen, wie das, was der Vater ihnen mitgebracht hatte. Niemand ahnte damals, daß die beiden Knaben eines Tages durch dieses Spielzeug der Welt das Flugzeug schenken würden. Wilburs Gesundheit besserte sich zu der Zeit, in der er als Student die Universität verlassen hätte. Er wurde wieder kräftig



Die Brüder Orville und Wilbur Wright,
die Erfinder des Flugzeugs.

und widerstandsfähig. Und statt als Student seine Laufbahn zu beginnen, eröffnete er mit seinem Bruder ein Fahrradgeschäft. Der alte Wright beschloß, seinen Kindern das Fortkommen zu erleichtern, indem er die Hälfte seines Vermögens unter ihnen aufteilte.

Wilbur und Orville bekamen zusammen etwas mehr als 5000 Dollar. Wilbur Wright war 29 und Orville 25 Jahre alt, als Otto Lilienthal mit seiner Flugmaschine im Jahre 1896 abstürzte. Das Problem, das zu lösen ihm nicht möglich war, beschäftigte nun die jungen Wrights. Der Deutsche Lilienthal hatte die Idee verfolgt, daß man, um fliegen zu können, sein Körpergewicht unter die Flugmaschine zu verlegen habe, so daß das Zentrum des Luftdrucks mit dem Zentrum der Schwerkraft zusammenfalle. Wo lag der Fehler? Worin verlagte seine Theorie, die er mit dem



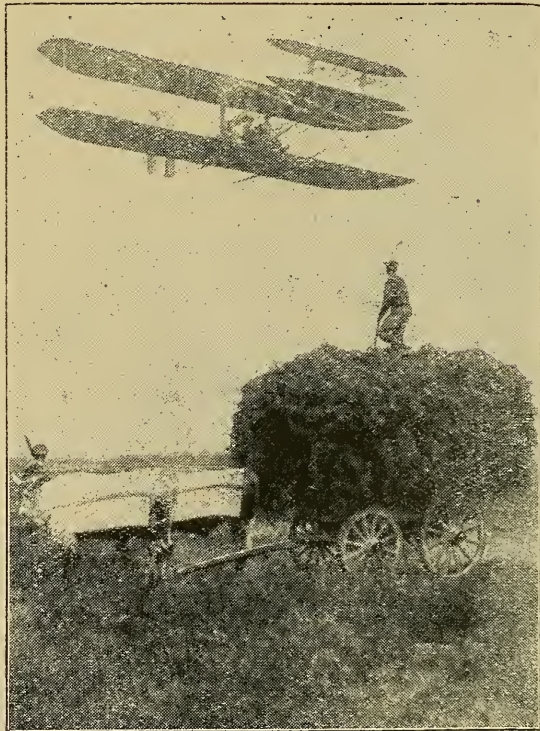
Wie die erste Flugmaschine der Brüder Wright aussah: Es war eine Gleitmaschine, die man wie einen Drachen in die Luft steigen ließ.

Leben bezahlt hatte? Das waren die Fragen, die die Brüder Wright nun beschäftigten. Achtzehn Jahre vorher hatten sich die Knaben den Kopf darüber zerbrochen, wodurch wohl dieses fliegende Spielzeug in der Luft gehalten werde, und nun trat diese Frage in anderer Form an sie heran. Indessen waren aber aus den Knaben erfahrene Mechaniker geworden.

Vier Jahre nach Lillenthals Tod beschloßen sie eine Flugmaschine zu bauen. Sie fertigten Drachen an und ließen sie über der Stadt Dayton in die Luft steigen. Und Dayton wunderte sich: erwachsene Männer lassen Drachen steigen! Bald probierten sie eine Art von Drachen aus, der schon mehr eine Gleitmaschine war, und sogar einen Menschen tragen konnte. Dann schrieben sie an die Meteorologische Station des Landes: „Wo weht in den Vereinigten Staaten der gleichmäßigste Wind?“ — „Kitty Hawk, nördlich von Kap Hatteras hat die günstigsten Windverhältnisse,“ antwortete die Wetterstation. Die 5000 Dollar hatten sie noch auf der Bank. So packten sie ihre Sachen und gingen im Oktober 1900 in die Sanddünen von Nord Karolina „auf Urlaub“. In Kitty Hawk bauten sie eine Gleitmaschine und ließen sie, ähnlich wie einen Drachen, an einem Tau steigen.

Im zweiten Jahre bauten sie eine Gleitmaschine, welche einen Menschen tragen konnte. Sie machten damit über 1000 Gleitsprünge und versuchten dabei zu entdecken, warum sie sich nicht länger in der Luft halten konnten. Und dann kamen sie, beide zugleich, auf eine Idee. „Man muß die Stellung und Form der Flugflächen ändern, während man in der Luft ist, um sich den verschiedenen Windstärken anzupassen.“

Was der fallende Apfel für den Erfinder der Lehre von der Schwerkraft, Isaac Newton, das waren die verstellbaren Tragflächen für die beiden



So sah das fertige Flugzeug der Brüder Wright aus, das überall, wo es erschien, wie ein Zauberwerk angestaunt wurde, weil es dem Menschen zum erstenmal das Fliegen ermöglichte. Dieses Vorbild ist für unsern ganzen Flugzeugbau maßgebend geworden.

Wrights, die ihnen zum Bau des ersten Aeroplans verhalfen. Sie brachten an ihrer Gleitmaschine Flügelseile an, die auf- und abwärts bewegt werden konnten, und die ihnen zum erstenmal ermöglichten, sich in der Luft zu halten, trotz der wechselnden Windstärken. Weiter brachten sie eine Art bewegliches Steuerruder am Ende der Maschine an, in Form eines Schwanzes. Schließlich verbanden sie Seitenflächen und Ruder so miteinander, daß die Bewegungen sich gegenseitig kontrollierten und miteinander korrespondierten und ließen das Modell im Jahre 1903 patentieren. Nun galt es zu entdecken, wie man mit dem Gleitflug fliegen könnte. Wilbur und Orville kamen zu folgendem Ergebnis: Je größer die Geschwindigkeit des Aeroplans, desto größer seine Tragfähigkeit. Je größer die Geschwindigkeit, desto größer die notwendige Antriebskraft. Nachdem die Wrights eine Gleitmaschine gebaut hatten, in der sie sich sicher in der Luft halten konnten (eine Arbeit von 3 Jahren), suchten sie nach einer Kraft, welche ihre Maschine durch die Luft vorwärts bewegen konnte. Sie begannen mit einem Motor von 8 PS. Damit entstand der Propeller. Bücher über Schiffspropeller gab es nicht, darüber war noch nichts Wissenschaftliches oder Mathematisches geschrieben. Und so mußten die beiden auf eigene Faust einen Propeller bauen, der dem, was sie brauchten, am nächsten kam. Und sie bauten ihren ersten Propeller. Eines Montags morgens, im Dezember 1903, standen sie bereit in Kitty Hawk mit ihrer Gleitmaschine, an

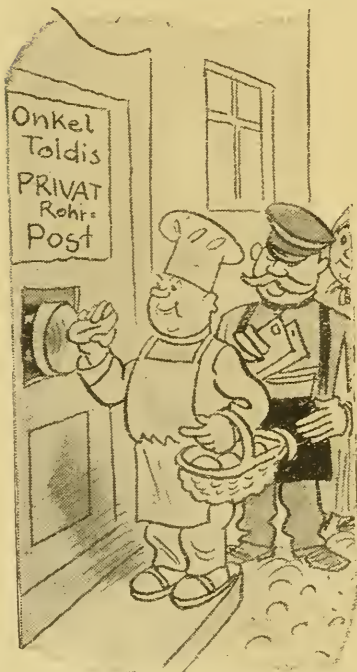
der ein Motor und zwei Propeller befestigt waren. Sie lösten mit einer Münze aus, wer den ersten Flug wagen sollte. Wilbur traf es. Sie waren in einer unbewohnten Gegend, nur wenige Menschen bewohnten Kitty Hawk, und nur eine Handvoll Zuschauer hatten sich eingefunden. Das Flugzeug hatte einen schlechten Start, Seile wurden zerbrochen, es konnte nicht aufsteigen. Mehrere Tage waren notwendig um die Maschine wieder instand zu setzen.

Am Morgen des 17. Dezember war sie wieder startbereit. Diesmal kam Orville an die Reihe. Die Propeller griffen mit Kraft in die Luft, das Flugzeug hob sich und beschrieb einen unsichtbaren Weg in der Luft. Es flog! Dies war das erste Mal, daß eine Flugmaschine, die einen Menschen trug, sich durch eigene Kraft in die Luft erhob. Ein Traum, der Menschenalter hindurch immer wiedergekehrt war, war Wirklichkeit geworden: die Menschen konnten fliegen. Aus dem Spiel war Ernst geworden! — Aber die beiden jungen Leute verbesserten ihren Apparat immer mehr. Und schließlich kaufte die amerikanische Regierung den Brüdern Wright eine Flugmaschine für 30 000 Dollar ab. Damit war der Erfolg der Wrights besiegelt. Im Jahre 1922 starb Wilbur, aber sein Bruder Orville lebt heute noch in Dayton. Als Lindbergh von seiner Fahrt über den Ozean nach Amerika zurückkehrte, fuhr er eines Tages nach Dayton und verbrachte eine Nacht in Orville Wrights Haus, um dadurch den Mann zu ehren, der die Menschen das Fliegen gelehrt hat.

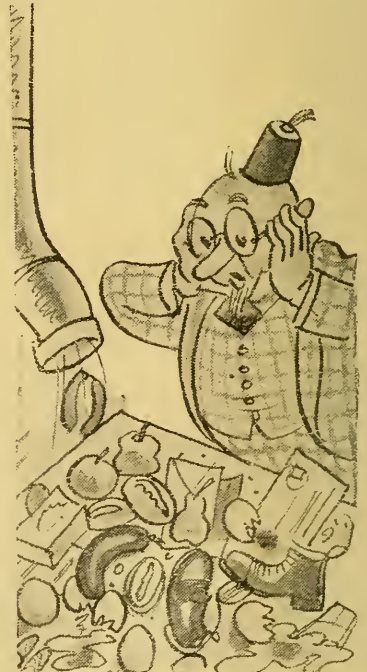
Onkel Toldis Privat-Rohrpost

Von ihm selbst erzählt

Neulich sagte ich zu Professor Pechmann: „Höre mal, Pechmann, kannst du nicht etwas erfinden, damit ich meine Post direkt auf meinen Schreibtisch bekomme?“ — „Gemacht!“ sagte Pechmann, „von morgen an hast du deine eigene Rohrpost!“ — Na, ich war glücklich! Aber nur einen Tag lang, denn als ich am nächsten Morgen in mein Zimmer kam, sah ich, daß auf meinem Schreibtisch ein Haufen von Eiern, Briefen, Äpfeln und unzähligen anderen Dingen lag. Pechmann hatte mir wirklich eine Rohrpost gebaut und noch extra ein Schild aufgehängt. Und nun hatten mein Fleischer und alle andern, die zu faul waren, die Treppe hinaufsteigen, die Sachen in die Röhre geworfen. Fortwährend kamen neue, aber als die Milchfrau auch noch die Milch auf meinen Schreibtisch goß, da riß mir die Geduld und ich riß die ganze Rohrpost wieder ab.



Jeder steckte seine Sachen einfach in die Röhre, und als . . .



. . . ich meinen Schreibtisch sah, merkte ich erst die Bescherung.

Wie es uns bei einem Besuch auf dem Mond ergehen würde.

*Infolge der geringen Anziehungskraft des
Mondes würden wir bei jedem Schritt
Ueberraschungen erleben*

Den Mann im Mond gibt es nur im Märchen; in Wirklichkeit leben keine Menschen oder menschenähnliche Lebewesen auf dem Mond. Das wissen wir ganz genau, denn die Astronomen kennen die Oberfläche des Mondes viel besser als etwa die Geographen das Innere von Australien oder Südamerika kennen. Sie wissen, daß es dem Menschen nicht möglich ist, auf dem Mond zu leben, und wenn es tatsächlich einmal gelingen sollte, von der Erde aus auf den Mond zu gelangen, so werden die Glücklichen, denen das Wagnis gelingt, nichts Eiligeres zu tun haben, als so schnell wie möglich nach der alten Erde zurückzukehren, die immer noch der beste Aufenthalt für uns ist. Denn die Erde wurde zwar nicht für uns geschaffen, aber wir für die Erde, und wir können unter keinen veränderten Umständen leben. Auf dem Mond schon deshalb nicht, weil es dort — keine Luft gibt. Aber wenn wir dort einen Besuch machen könnten, würden wir die merkwürdigsten Erfahrungen machen. Ein Gegenstand, den wir aus der Hand fallen lassen — etwa eine Tasse — fällt nicht gleich hin, sondern schwebt langsam wie an einem unsichtbaren Fallschirm zu Boden und schlägt erst einmal auf, ehe er liegenbleibt. Wenn wir ihn wieder aufheben, wird er in die Höhe schnellen, wie wenn man ihm einen Stoß versetzt hätte. Auf dem Mond ist der schwächste Mensch kräftig wie ein Athlet. Ein Gewicht von 50 Kilo hebt und wirft er so leicht, wie wenn es nur 1 Kilo schwer wäre. Ein kleiner Junge könnte seinen Eltern die Freude machen, sie auf einem Ausflug, wenn sie müde ge-



Wie es uns auf dem Mond ergehen würde: Der kleine Franz könnte seine Eltern mit Leichtigkeit auf den Arm nehmen und stundenlang spazientragen, weil er nur den fünfzigsten Teil ihres Gewichts auf dem Mond spüren würde.

worden sind, auf die Arme zu nehmen und sie stundenlang zu tragen, als wären sie nicht schwerer als ein Rucksack voll Butterbrote. Noch merkwürdiger würde es einem Sportsmann ergehen, der auf der Erde beim besten Willen nicht viel höher als zwei Meter springen kann. Wenn er auf dem Mond einen kleinen Anlauf nähme, spränge er ohne viel Mühe 100 Meter in die Höhe und käme erst nach einer Minute wieder herunter. Und er würde sich trotzdem auf keinen Fall die Glieder zerbrechen, sondern ebenso sanft landen, wie auf der Erde nach einem Sprung von zwei Metern. — Sprünge von zehn und zwanzig Metern wären rein gar nichts, und kein Mensch brauchte die Treppen zu benutzen, um in sein Zimmer im vierten oder fünften Stock zu gelangen. Ein kleiner Sprung — und er würde sanft durch das Fenster seines Zimmers segeln. Nur, wenn er dann zu Bett gehen wollte, müßte er sich vorsehen, damit er keinen allzu großen Schritt macht, sonst fliegt er gleich gegen die Decke des Zimmers.

Aber das wäre auch nicht so schlimm, denn er könnte sich mühelos am Draht der elektrischen Lampe festhalten — denn er würde nicht viel mehr als drei Pfund wiegen.

Der Mond, der nur ein Fünfzigstel der Erde an Größe hat, zieht nämlich alle Gegenstände nur mit einem Fünfzigstel der Erde an. Ein Felsblock von 50 Kilo Gewicht wird also nur wie ein Stein von 1 Kilo herabgezogen.

Die Anziehungskraft, die uns Menschen auf der Erde festhält, wird auf dem Mond fünfzigmal schwächer. Daher können wir auf dem Mond Riesensprünge von 50 und 100 Metern machen. Nur — mit dem Anlauf steht es schlecht, denn jeder Lauffschritt wird uns auch in die Höhe wirbeln, etwa 15 Meter hoch, und, wenn man dann glücklich wieder auf den Füßen landet, ist es gar nicht so einfach, wieder

festen Fuß zu fassen. Und wenn einmal einer den andern beim Lauf anstößt, so gibt es kein Halten; der Athlet von drei oder dreieinhalb Pfund fliegt in hohen Bogen dahin, wie eine Feder im Wind. — Wie es einer Feder ergeht, die man in die Höhe wirft, ist gar nicht auszudenken. Sie käme überhaupt nicht wieder und würde ewig im Winde dahinfliegen — wenn es auf dem Mond Winde gäbe. Aber da es keine Luft gibt, weht auch kein Wind. Es ist ganz still und leer auf dem Mond. Kein Lebewesen regt sich. Hart steht die Sonne an einem schwarzgrauen Himmel, der nie blau wird. Nachts herrscht eine tödliche Kälte, und die Erde, die beim Mond den Mond ersetzt, schimmert hart und kalt. — Nein, es ist nicht schön auf dem Mond, wenn man dort auch noch so große Sprünge machen kann, denn allzubald würde einem die Luft dabei ausgehen.

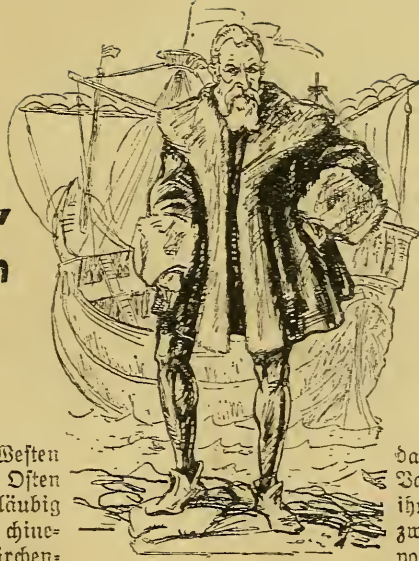
Ein tollkühnes Kunststück



Reitkünste eines Cowboys: Ein tollkühner Cowboy beugt sich, während sein Pferd in vollem Galopp dahinfliehet, so weit aus dem Sattel, daß er jeden Gegenstand vom Boden aufheben kann.

Marco Polo, der als erster von

Wie der junge Marco
Polo mit 17 Jahren



der Mann, China erzählte

von Venedig nach
China zog

Lange ehe Kolumbus nach Westen segelte, ritt Marco Polo nach Osten und beschrieb dann dem unglaublich aufhorchenden Mittelalter das chinesische Millionenreich, das Märchenland Indien und die tausend Wunder seiner Inselwelt, deren Reichtümer an Gold und Gewürzen zweihundertfünfzig Jahre später Kolumbus übers Meer und an die amerikanische Küste lockten. Siebzehn, nach andern Quellen erst fünfzehn, Jahre alt war Marco Polo, als er an einem Maimorgen des Jahres 1271 seine Vaterstadt Venedig verließ. Die unter dem gestickten Barett hervorquellenden schwarzen Füße waren noch von keinem harten Wind zerzaust worden, die in spitzen, wildledernen Schuhen steckenden Füße waren noch auf keinem Gebirgspfad gestolpert. Und als er so, im seidenen Wams, auf dem hohen Deck des venezianischen Rauffartseifahrers stand, und die Heimat langsam in der blauen Ferne versank, da mag ihn einen Augenblick lang wohl die Stunde gereut haben,

da er, von Abenteuerlust entflammt, Vater und Onkel gebeten hatte, ihn mit sich zu nehmen auf ihrer zweiten Reise in das ferne China, von wo die Seide seines Wamses kam. Marcos Vater Nicolo und sein Onkel Maffeo waren wetterharte Männer, geschäftstüchtige Söhne der mächtigen Handelsstadt an der Adria. Sie waren damals vor zwei Jahren aus China zurückgekehrt, wohin sie der Zufall verschlagen hatte. Sie hatten dort gute Geschäfte gemacht, denn sie waren die ersten Europäer, die am Hofe des dritten Mongolenkaisers Kublai Khan erschienen waren, und der Kaiser hatte schnell Gefallen an ihnen gefunden und sie eingeladen wiederzukommen, als sie nach fünf Jahren Peking verließen. Nun waren die Brüder wieder auf dem Weg nach China, begleitet von ihrem Sohn und Neffen Marco, und ihre erste Station auf der großen Reise war die alte Kreuzfahrerstadt Akkon.

Zwanzig Monate später standen die drei im heuti-



Marco Polos Ankunft in China: Durch seltsame Städte führte Marco Polos Weg, die ihm in ihrer Fremd-
artigkeit wie ein Märchenland vorkamen.

gen Afghanistan. Am Tigris entlang reitend, hatten sie den Persischen Golf erreicht, waren von Basra nach Benderabbas übergesetzt und hatten dann das persische Hochland durchquert. Große Mühen und Strapazen lagen hinter ihnen, aber alles das war nichts, verglichen mit dem Weg vor ihnen über das Pamirgebirge, das Dach der Welt. Nach Osten ritten sie, immer nach Osten, durch einsame, verschneite Pässe, an gähnenden Abgründen entlang, ständig bedroht von Lawinen. Oft führte sie der schmale Pfad in eisige Höhen, die selbst die Vögel mieden, und in den bitter kalten, klaren Nächten heulten Wölfe mit den Winden um die Wette. Und der junge Marco ertrug dies alles ohne Klage; er war immer voran, immer hilfsbereit, und wenn der treibende Schnee sich in seine dunklen Wimpern setzte und ihm den Atem benahm, dann dachte er an das Märchenland, dem sie jeder Tag näherbrachte. Sechzig oder siebzig Tage ritten sie so auf ihren Tatarenpferdchen — ein qualvoller, endloser, fürchterlicher Ritt. Dann tauchte aus der dunstigen Ebene zu ihren Füßen Kaschggar, ihre erste Station im heutigen China auf. Aber lange zuvor schon hatten die Reisenden das damalige Mongolenreich betreten, ausgestattet mit dem goldenen Geleitpaß Kublai Khans, den dieser den Brüdern beim Abschied von Peking überreicht hatte. Vielleicht verdankten die drei Venezianer ihr Leben nur diesem goldenen Täfelchen, das ihnen im bis Persien reichenden Machtbereich des Monarchen unumschränkte Vollmacht gab über alles, was sie für ihre Reise benötigten.

Von Kaschggar aus hörte auch Kublai Khan durch seine Schnelläufer von ihrer Ankunft und sandte ihnen eine Kavalkade entgegen, die sie in Lop, am Rande der großen Wüste Gobi, erwartete. Einen Monat lang schaukelten sie dann auf des Khans Kamelen durch die rotbraune Dünenlandschaft der Wüste Gobi, gejagt von Sandstürmen, gequält von Durst und Staub und sengender Hitze, und oft genarrt von der Fata Morgana. Des Nachts machten



Wie der junge Marco Polo zum erstenmal von Venedig nach China kam, um Kaiser Kublai Khan inmitten seines Reiches zu treffen.

sie Rast an den Wasserlöchern und drängten sich schauernd um die qualmenden Dungsfeuer, geängstigt von dem aus der Dunkelheit schwellenden Tönen und Klingen des erkaltenden Sandes und der wandernden Dünen. Menschen- und Tiergerippe zeigten ihnen am Tage den Weg. Bei Satschu erreichte die Karawane die behaute Ebene und ritt dann in die kaiserliche Sommerresidenz ein, nach nahezu vier Jahren, die aus dem Knaben Marco einen Mann gemacht hatten.

Von diesem Augenblick an verschwanden die älteren Polos im Hintergrund, während Marco eine



m: Der junge Marco vergaß alle Strapazen der weiten Reise, als ihn der Mongolen- und glänzenden Hofstaates empfing.

immer größere und einflußreichere Rolle am Kaiserhof spielte. Schnell meisterte er Sprachen und Sitten des Hofes und des Landes und stieg unaufhörlich in der Gunst des Khan, der ihn in seine unmittelbare Nähe zog und ihn wiederholt mit geheimen Aufträgen betraute. Siebzehn Jahre lang lebte der junge Venezianer in der Gnadenzone des Mongolenkaisers. Seine Missionen führten ihn in alle Winkel des Reichs. Er kam in Duzende von Städten, im Vergleich zu denen das heimatlische Venedig ein Dorf war, in deren Kaminen schon damals Kohle

brannte und in deren bequemen Herbergen der Reisende seine Rechnung mit Papiergeld beglich, wenn er nicht, wie Marco, das goldene Kuriertäfelchen des Khans trug, das ein Schlüssel zu allen Bedürfnissen war. Es war eine märchenhafte Welt für den Europäer. Am wunderbarsten schien ihm die gewaltigste dieser Städte — Kinsay, am Jangtsesfluß, das heutige Hangschau. Aus jedem Saß, mit dem der junge Venezianer diese Stadt beschreibt, klingt noch das tiefe Staunen, das er empfand, als er zum erstenmal über die mit Ziegeln gepflasterte Hauptstraße Kinsays ritt.

Diese Stadt und viele andere Wunder, von denen das Abendland noch durch Jahrhunderte getrennt war, sah Marco zu einer Zeit, als Berlin noch ein kleines Fischerdorf war. Aber trotz aller Ehren, die der Khan über die Venezianer häufte, wurde in Marco und seinen Verwandten die Sehnsucht nach der Heimat übermächtig und endlich nahmen sie Abschied von dem alternden Mongolenkaiser, der sie nur mit Widerwillen ziehen ließ. Nach zweijähriger Seereise über Sumatra und Indien erreichten sie wieder den Persischen Golf und gelangten über Trapezunt und Konstantinopel in die Heimatstadt, wo sie längst als verschollen galten und sich erst durch ihre Edelsteinschätze ausweisen mußten. Bald darauf brach ein Krieg aus zwischen Genua und Venedig, in dem Marco Polo das Kommando einer Galeere seiner Vaterstadt übernahm und in genuesische Gefangenschaft geriet.

Hier schrieb er sein Buch „Die Abenteuer des edlen Marco Polo“, das von der mittelalterlichen Welt in das Reich der Fabel verwiesen wurde, weil kein Mensch damals glauben wollte, daß diese abenteuerlichen Schilderungen auf Wahrheit beruhten. Noch auf seinem Sterbebett, im Jahre 1224, drängten ihn seine Freunde, das Buch als Erfindung des Teufels abzuschwören. Der Sterbende weigerte sich, aber es dauerte Jahrhunderte, bis moderne Forschungsreisende seine „Märchen“ in allen Einzelheiten bestätigten.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Dorian.

(9. Fortsetzung.)

19. Kapitel.

Er kroch um den Wagen herum und konnte immer noch nicht denken, aber dann kam er dahin, wo die Egge im Gras lag. Da fiel ihm alles ein. Der Mann hinter dem Wagen — die Erschreien — das Fräulein. — Er lief umher, rief und schrie und suchte überall. Vielleicht lag das Fräulein irgendwo, so wie er hinter dem Wagen gelegen hatte; aber nirgends war sie zu finden. Schließlich hatte er die Erschreien losgemacht und aufmontiert, so gut es ging. Und war dann hierhergefahren. Halb im Traum.

„Was ist das für ein Brief?“ fragte der Scheriff und deutete auf ein Papier, das aus Bills Rocktasche ragte. Bill zog den Brief heraus, der an den Major gerichtet war.

„Ich weiß nichts von dem Brief,“ sagte er, „niemand hat ihn mir übergeben.“ „So,“ sagte der Scheriff, machte den Brief auf und las. Nun wußte er, um was es sich handelte. „Hast du etwas im Wagen, was dem Fräulein gehört?“ fragte er dann, „einen Hut, ein Taschentuch, irgend etwas, was sie getragen hat?“ „Weiß nicht, glaube nicht,“ sagte Bill. Sie gingen hinunter zum Wagen. Es war nichts darin von dem Fräulein; ein Revolver lag am Boden, ungeladen, wie der Scheriff sah. „Nicht anrühren!“ sagte er. „Wem gehört der Revolver?“ „Der gehört dem Major,“ sagte Bill, „er hat immer hier in der Tasche dringesteckt.“ „Hast du ihn herausgenommen?“ fragte der Scheriff. „Ich? nein.“ Nun ging der Scheriff in den Hof und pfiß den Hunden.

Der Revolver riecht nach den Augen.

„Hopp!“ rief er und ließ sie in das Auto springen. Dann stieg er selber ein. „Du fährst zurück zu der Egge,“ sagte er zu Bill. Bill setzte sich ans Steuer und wendete den Wagen. Unterwegs ließ der Scheriff die Hunde an den Polstern im Wagen und an dem Griff des Revolvers Bitterung nehmen. Stabusch blieb keinen Augenblick sitzen. „Leg dich!“ befahl der Scheriff. Stabusch legte sich, war aber sofort wieder hoch und schnüffelte. Er stellte die Pfoten auf den Sitz und beschnupperte die Rückwand. „Leg dich!“ sagte der Scheriff. Endlich gehorchte Stabusch. Er blieb am Boden des Wagens und hatte den Kopf an den Revolver geschmiegt, der dort lag. Er roch den Geruch, der an dem Griff des Revolvers war, mit jedem Atemzug. Der Revolver roch nach den Augen.

Als der Wagen hielt, sprang Stabusch hinaus. Es war dunkel. Glühwürmer krochen im Gras. Es waren viele Gerüche da, von Menschen, von Pferden, aber Stabusch witterte nur die Augen. Seine Nase glitt fieberhaft über das Gras, das feucht vom Nachtauwasser war. „Such!“ rief der Scheriff. Es wäre nicht nötig gewesen, das Stabusch noch extra zu jagen, aber das konnte der Scheriff nicht wissen.

Stabusch lief ein paar Schritte weit auf der Pferdespur, kehrte aber noch einmal zurück zu der Stelle, wo der Geruch der Augen war. Der Scheriff pfiß. Nun lief Stabusch auf der Pferdespur dahin. Er überholte die beiden andern Hunde. Er schien



Der Scheriff trieb die Hunde in den Fluß und watete selbst hinter ihnen durch das Wasser.

unsicher, lief rechts und links von der Spur ab und suchte, dann kehrte er wieder zur Pferdespur zurück und folgte ihr ein Stück in langen Sprüngen.

Der Scheriff und Bill fuhren im Auto hinterher. Nach einiger Zeit aber wurde das Gelände unwegsam; es kamen Hügel und Vertiefungen, dann Wald, der sich über einen Bergrücken zog. Der Scheriff stieg aus und hieß Bill mit dem Auto warten. Er folgte den Hunden, so schnell er konnte, zu Fuß. Bald hatte er den Anschluß verloren, er pfiß. Einer von den Hunden kam zurück; der Scheriff legte ihn an die Leine. Stabusch war schon lange außer Sicht. Auch die beiden andern Hunde waren verschwunden, gaben aber von Zeit zu Zeit Laut. Dann drang aus der Ferne ein Geheul. Es war ein tiefer klagender Ton. Ein Wolf heulte. — War es Stabusch? Wenn er es war, so war es das Letzte, was der Scheriff von ihm hörte. Er sah ihn nicht wieder. Die Spur führte durch eine Waldschlucht, in der ein kleiner schlammiger Bach dahinsickerte. Dort konnte der Scheriff mit Hilfe der Laterne die Pferdespur im weichen Boden erkennen. Es waren zwei Pferde, und eines von ihnen hatte die doppelte Last getragen: seine Hufe waren tiefer abgedrückt als die andern.

Die Schlucht führte in



ein Prärietal. Der Wald lichtete sich, und hier floß ein breiter Fluß.

Die beiden Hunde kamen auf der Spur entgegen. Es war so wie bei dem

Diebstahl der Pferde: die Männer waren im Fluß weitergeritten, wo man ihre Spur nicht verfolgen konnte.

Der Scheriff trieb die Hunde in den Fluß. Er wartete durch das Wasser, das ihm in der Mitte des Flußbetts bis an die Schultern ging.

Es war umsonst. Am andern Ufer war keine Spur zu finden. Der Scheriff suchte mit den drei Hunden das Ufer ein Stück flussaufwärts und dann flussabwärts ab — ohne Erfolg.

Der Scheriff mußte umkehren. Stabusch fehlte. Der Scheriff rief und pfiß . . .

20. Kapitel.

Caligula schnappt in die Luft.

Stabusch lief über die Prärie. Er blickte nicht zurück. Er hatte keinen Herrn, er hatte seinen eigenen Willen. Als es dämmerte, hörte er Nester knacken in einem Dickicht. Ein Hirsch brach hervor und jagte dahin, langgestreckt. Aber er lief schwer. Er leuchtete, und seine Hufe schlugen hart auf den Boden. Das Geweih lag nach hinten über dem Rücken. Dem Hirsch folgten zwanzig oder dreißig Wölfe. Aber es handelte sich nur um fünf; die andern blieben weit zurück. Alle hatten den Rachen offen,



Wie Stabusch der Anführer des Rudels wurde: Mit einem gewaltigen Satz sprang Stabusch den Hirsch an und riß ihn nieder.

und die Zungen hingen weit heraus. Die Jagd dauerte die ganze Nacht. Die fünf, auf die es ankam, hielten sich dicht zusammen. So kamen sie schneller voran. Die Spitze hielt Caligula, der Anführer. Der Anführer mußte den Hirsch anspringen und niederreißen. Das ist Gesetz bei den Wölfen. Mißlingt dem Anführer der Sprung, dann fällt das Rudel über ihn her, denn sie wollen den schlechten Wolf nicht mehr zum Anführer haben.

Caligula hätte den Hirsch erreichen können, aber er sparte die Kraft. Aus den fünf waren sechs geworden. Als sechster lief Stabusch. Und dann lief Stabusch als zweiter. Er lief neben Caligula, eine Kopflänge hinter ihm. Eine Zeitlang liefen sie so. Aber dann war Caligula nur noch eine halbe Kopflänge voran, und er merkte, um was es ging. Caligula wurde niedriger, seine Muskeln spannten sich. Sein Körper schoß aus dem Gedränge der sechs hervor. Er sauste dahin. Neben ihm her sauste

Stabusj. Caligula hatte nicht Zeit, sich umzusehen. Er wußte nicht, wer der andere war. Aber von der Schnauze bis zur Schwanzspitze, in jedem Muskel, in jedem Haar spürte er ihn.

Stabusj lief jetzt auf gleicher Höhe mit ihm. Caligula drehte blüßschnell das Ohr: der andere keuchte nicht. Er hatte den Rachen geschlossen, und darauf kam es an. Es war noch nicht volle Kraft, wie sie jetzt liefen, aber mehr Kraft als notwendig war. Nun glitt Stabusjs Schnauze vor, Caligula nickte der Vorderste sein. Jetzt waren nur die beiden, die vier andern blieben hinter ihnen. Nun lief Caligula mit äußerster Kraft. Er hatte keine Gestalt mehr, er war nur ein grauer Strich. Das Gras flog vom Rißdruck unter ihm nieder.

Die Entfernung zum Hirsch nahm rasch ab, aber Caligulas Kraft verströmte. Er keuchte jetzt. Die Junge hing aus seinem Rachen. Caligula und Stabusj liefen jetzt neben dem Hirsch, aber der Hirsch lief schneller. Die Todesangst gab ihm Flügel. Mit den stählern gespannten Schenkeln stieß er sich vom Boden ab und flog in Riesensprüngen dahin. Die Wölfe fielen ab und mußten sich wieder vorarbeiten. Caligula suchte zum Sprung zu kommen. Er nahm Anlauf und schoß nach vorn, aber es war zu früh und der Hirsch überrannte ihn. Blüßschnell sprang Caligula, der sich um sich selbst gedreht hatte, auf und biß nach einem Hinterlauf des Hirsches, aber der Biß ging fehl. Stabusj war jetzt voran, aber Caligula ließ es zu. Er verhielt und sammelte Kraft. Er fiel ziemlich weit zurück. Nach der Pause aber schnellte er plötzlich wie ein Pfeil nach vorn, holte alles auf, schoß an Stabusj vorbei und machte den Sprung nach dem Hals des Hirschs. Aber dazu reichte die Kraft nicht mehr. Caligula schnappte in die Luft, fiel herab und wurde sofort niedergestampft. Er kam noch unter den Hirsch zu liegen, den Stabusj im nächsten Augenblick mit einem mächtigen Sprung am Hals faßte und niederriß. Nechzend arbeitete sich Caligula unter dem Hirsch hervor. Er stand nun Stabusj gegenüber und zitterte vor ihm. Aber Stabusj ließ ihn unbeachtet. Als sich die Vordersten vom Rudel zeigten, schlich Caligula davon. Nun war Stabusj der Anführer.

Stabusj, der Sieger, stand abseits, und alle Wölfe kamen heran, rissen Stücke von dem erlegten Hirsch und schluckten sie hastig hinab. Nach wenigen Minuten waren von dem mächtigen Tier nur noch Hautfetzen und Knochen übrig; so gierig waren sie. Und sie hatten nicht genug. Sie wollten mehr. Sie blickten auf Stabusj.

Stabusj setzte sich plötzlich in Trab, und alle trabten hinter ihm her. Er war der Anführer. Es ging über die Prärie dahin, schnell, immer schneller. Als die Sonne aufging, erreichten sie den Fluß, und das erste, was sie taten, war, daß sie Wasser tranken, unendlich viel Wasser. Man hörte nur das Klatschen der durstigen Zungen. Dann teilte und vertief sich das Rudel. Kleine Trupps überschwammen den Fluß, andere liefen am diesseitigen Ufer aufwärts und abwärts und verschwanden im Dickicht. Stabusj war unter irgendeinem von diesen kleinen Trupps.

Der Tag verging. Als es dämmerte, lief ein

Schatten lautlos am Fluß dahin. Ein zweiter, ein dritter, vierter Schatten tauchte auf — nun waren es zehn oder zwölf. Sie liefen in einer Kette hinter dem ersten Schatten her, der Stabusj, der Anführer, war. Und immer neue Schatten kamen hinzu wie Gespenster. Die Pferdespur aus dem Fluß war entdeckt, nach der dreißig Wolfsnasen gesucht hatten. Es war dem Anführer gemeldet worden, und die Jagd dieser Nacht begann.

21. Kapitel.

Stabusj zahlt die Schuld zurück.

Stundenlang waren sie in der Nacht im Fluß geritten — flusaufwärts — gegen den Strom. Und das Pferd Cotanchs trug die doppelte Last. Sie kamen langsam voran. Als der Morgen dämmerte, ritten sie an Land und über ein kleines Präriestück einem Dickicht zu. Das Fräulein war todmüde. Sie ließ es willenlos geschehen, daß Cotanch sie aus dem Sattel hob und auf den Armen ins Dickicht trug. Dort packte er sie in eine Decke ein und schob ihr seinen Schlapphut als Kissen unter den Kopf. Da schlief sie schon.

Die Pferde wurden abgesattelt und auf die Weide geschickt. Sie waren zuverlässig. Cotanch übernahm die Wache und sein Genosse legte sich schlafen.

Der Tag verging. Cotanch lag auf dem Bauch am Rand des Dickichts im Gras, drehte sich Zigaretten und warf ab und zu einen Blick über die Prärie. Es war blauer Frühlingshimmel; Leberblümchen blühten, und Bienen summten umher. Cotanch träumte von einem städtischen Anzug, blau, mit einem kleinen Taschentuchzipfel, der aus der Rocktasche wehte, von gelben Schnürschuhen und seidenen Strümpfen. Von Kinos und Autos in der Stadt, von Boxkämpfen und Negermusik. Von einem großen Hotel hatte man ihm einmal erzählt mit vielen Klingeln, Kellnern und Stiefelpuhern; man bekam dort das Essen sogar auf den Teller gelegt und die Zigarre angezündet.

Es war Mittagszeit. Cotanch kroch in das Dickicht, weckte seinen Genossen und legte sich schlafen.

Gegen Abend wurde Fräulein Georgia wieder munter. Sie blickte, als sie aufwachte, mit großen Augen umher und fragte, wo sie wäre. „Das Schlimmste ist überstanden,“ sagte Cotanch. Aber das Fräulein begann zu weinen. Sie war mit ihrer Tapferkeit zu Ende. Aus den Satteltaschen holte Cotanch Brot, ein Stück Käse und eine Büchse Rindfleisch. Sie aßen. Das Fräulein dachte daran, wie gut sie es jetzt zu Hause haben könnte, und Cotanch dachte an das Hotel in der Stadt und an das gute Leben, das nun kommen sollte, während er das steinharte Brot weickaute. Dann wurden die Pferde gesattelt. Cotanch nahm das Fräulein vor sich in den Sattel. Sie ritten ab.

Einige Stunden lang ritten sie. Es war eine klare Nacht; der Mond schien. Plötzlich rief der Genosse Cotanchs, der weiter hinten ritt: „Wölfe!“ Cotanch drehte sich im Sattel um. Nun sah auch Cotanch die Wölfe, ein großes Rudel, das sich mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärtsbewegte.

(Fortsetzung folgt.)



WAS HABEN SIE NOCH AUF DEM KERBHOLZ?

Wie der
Kaufmann
früher die
Rechnungen für
die Kunden machte

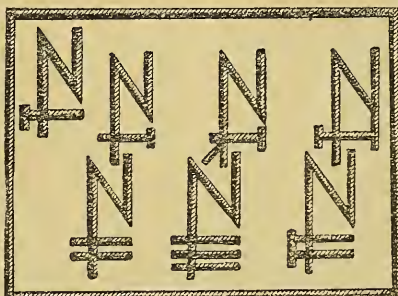
Wie es früher in einem Kaufladen ausah: Jeder Kaufmann hatte Kerbhölzer, in die er die Schulden seiner Kunden eintrugte.

Bei dieser Frage, die schon zum Sprichwort geworden ist, denkt jeder zuerst daran, schnell in Gedanken sein Sündenregister durchzublättern, um zu prüfen, ob er nicht irgend etwas Böses auf dem Gewissen hat. Und nur wenige wissen, daß dieser Ausdruck, „etwas auf dem Kerbholz haben“, gar nichts mit Sündenregister zu tun hat, sondern während Hunderten von Jahren ganz einfach der Rechnung entsprach, die der Kaufmann seinem Kunden für gelieferte Ware vorlegte. Nur daß er, der keine Rechenmaschinen und Schreibmaschinen kannte, der in vielen Fällen nicht einmal mit der Feder schreiben konnte, geschweige denn addieren und subtrahieren, zu Holz und Messer griff und sich so auf die einfachste Art die Verpflichtungen seiner Kundschaft notierte. Dieses System der Rechnung hat sich sogar noch bis vor 70 Jahren, namentlich in ländlichen Bezirken erhalten; da hatte jeder Kaufmann in der Lade ein Kästchen oder Körbchen mit kleinen Hölzern, für jeden seiner Stammkunden eines. Um sie zu unterscheiden, ritzte er oben in das Hölzchen die Haus-

marke des Kunden ein, ein einfaches Zeichen, das ihm aber daselbe sagte, wie seinem Kollegen von heute die notierte Adresse: Müllerstraße 26a, 3 Treppen links. Auf der Insel Giddensee sind noch heute an vielen Häusern diese Hausmarken erhalten, die sich immer auf den ältesten Sohn forterbten, während die anderen Nachkommen das Hauszeichen zwar beibehielten, aber in einer einfachen Form zu einer neuen Marke umwandelten, die auch als Unterschrift unter Urkunden gesetzt wurde oder den Verfertiger eines Gegenstandes bezeichnen sollte. Wenn der Käufer nun zu viel Kerbe auf dem Kerbholz hatte, dann mußte der Kaufmann seinen Boten mit dem Holz ins Haus des Kunden schicken. Traf er seinen Schuldner nicht an, so ritzte er seinerseits seine eigene Hausmarke in die Tür; das bedeutete dann eine Mahnung. Verließ auch diese fruchtlos, so legte er das Kerbholz dem Richter vor. Namentlich die doppelten Kerbhölzer galten noch im 18. Jahrhundert als Beweisstücke vor Gericht. Das waren zwei genau ineinander gearbeitete Holzbrettchen, deren Ränder haarscharf aufeinander passen mußten und Falze und Nuten hatten, die sich vollkommen ineinander einfügen mußten. Kam ein Verkauf zustande, so wurde ein Kerbschnitt

über die Ränder beider Teile hinweg gemacht, ein Brettchen bekam der Verkäufer, das andere der Käufer. Kam es zu Streitigkeiten, so legte jeder sein Teil dem Richter vor, der beide nun ineinanderpassen mußte, um zu sehen, ob die Kerben auf beiden auch haargenau zusammenpaßten, und nach dem Ergebnis dieser Prüfung sprach er sein Urteil.

Eine wichtige Rolle spielten die Kerbhölzer in



Bildernach
Gegenständen
des Schriftmuseums
Heintze u. Blanckertz

Ein Kerbholz, in das der Kaufmann die verschiedenen Namenszeichen seiner Kunden eintrugte.

Die Namenszeichen einer Familie: Die Zeichen der Eltern vererbten sich auf die Kinder, die an ihren Zeichen nur ganz kleine Veränderungen anbrachten.

Ein doppeltes Kerbholz, das häufig vor Gericht vorgelegt wurde: Der Richter konnte daran erkennen, ob die Kerbeinschnitte deutlich aufeinander paßten, oder ob der Kaufmann den Kunden betrogen hatte.

den Gasthäusern und vor allem, wenn dort große Feste gefeiert wurden. Je länger das Kerbholz, um so vornehmer die Hochzeit.

Da wurden zuerst die Hausmarken aller Familien, die erwartet wurden, eingeschnitten; auf eine Kante kam das Bier, auf die andere der Braten, der Kuchen und was es sonst noch gab.

Aber nicht nur Schulden wurden in das Kerbholz eingeritzt. Vor allem gab es Kalenderstäbe, an

denen man die Jahre und Monate abzählen konnte, und schließlich Kerbhölzer, die amtlichen Boten von Ort zu Ort als Ausweis mitgegeben wurden. Bei den Wenden hießen sie Schulzenstäbe, und die Fischerdörfer an Spree und Havel benutzten einen Krummstab, der kurzweg „Der Hal“ hieß. Wer da etwas auf dem Kerbholz hatte, brauchte sich wahrhaftig nicht zu schämen, denn zu diesen Botengängen wurden nur besonders verlässliche Leute der Gemeinde gewählt.

Wundersterne, die man selber hervor- zaubern kann

Ein Kaleidoskop zum Selbermachen

Aus einem alten Spiegel läßt man sich vom Glaser

die wenigen Reststücke des Streifen — jeder etwa 3×12 cm groß — zerschneiden. Die Streifen werden, die spiegelnden Seiten nach innen gerichtet, mit den Längsseiten zusammengelegt, so daß ein dreiseitiges Prisma entsteht. Durch Umwickeln mit Zwirn werden die Glasstreifen zusammengehalten. Nun wickelt man aus steifem Papier eine Röhre,

in die sich das Prisma gerade hinein einschieben läßt, und die etwa 3 cm länger sein muß als die Glasstreifen. Auf dem einen Ende wird dann die Röhre durch eine eingeleimte Pappscheibe verschlossen. In ihrer Mitte hat diese Scheibe ein kreisrundes Loch von etwa 1 cm Durchmesser. Das Glasprisma wird nun bis an diese Verschlussscheibe geschoben; der Raum zwischen Glasstreifen und Röhrenwand wird mit zerkrümeltem Papier ausgefüllt, damit sich die Pappröhre nicht zerdrücken läßt. In die offene Seite der Röhre ist nun eine kreisrunde Glascheibe auf die Glasstreifen aufzulegen. Die runde Glascheibe kann man sich leicht selbst herstellen. Denn dünnes Glas (alte Photoplatten usw.) läßt sich ohne weiteres unter Wasser mit einer kräftigen Säure schneiden. Das Glas splittert dann nicht und splittert sich nicht schwerer als Pappe. Ist die Glascheibe eingesetzt, so leimt man einen 1 cm breiten Streifen Pappe rund um die Innenseite der Röhre, damit die Scheibe nicht herausfällt. Nun legt man allerlei Kleinigkeiten, bunte Glaschen, Perlen, Papierschnitzel, trockene Moosstückchen usw. locker auf die Glascheibe und verschließt die ganze Röhre durch Verkleben von Pergament- oder Pauspapier. Zwischen Glas und



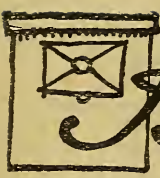
Wie das Kaleidoskop aussieht: Aus steifem Papier dreht man eine Röhre, in die das Prisma hineingeschoben wird.

Papier soll nicht mehr als 1 cm Raum sein. Sucht man nun durch das Loch auf der einen Seite in die Röhre und hält diese gegen das Licht, so sieht man einen prächtigen sechseckigen Stern, der durch die mehrfache Spiegelung der kleinen Gegenstände vorn entsteht. Bei der geringsten Drehung der Röhre verändert er sich, und so beschert einem der einfache Apparat eine Unzahl wunderhübscher Bildchen, ohne sich je zu wiederholen.

Statt des Spiegelglases kann man auch einfaches Glas nehmen, das man auf der Rückseite mit Ausziehtusche schwarz färbt, doch ist dann der Stern etwas dunkler.

Aus Onkel Toldis Wickfiste

Neulich ist mir eine schöne Geschichte passiert. Ich war ein paar Tage in Thüringen, und traf eines Morgens auf der Landstraße einen kleinen Jungen, der prustend einen schweren Schiebekarren den Berg hinaufschob. Ich war natürlich gerührt und sagte: „Nein, mein Junge, das ist für dich viel zu schwer, laß mich die Sache mal anlassen!“ Es war kein leichtes Stück Arbeit! Nach einer guten halben Stunde waren wir erst oben. Es dauerte aber fast noch eine halbe Stunde, bevor ich wieder richtig Luft bekam. „Na, mein Junge,“ keuchte ich, „nun sage mir mal, was hast du eigentlich so Schweres in deinem Korb?“ — „Meinen großen Bruder,“ sagte der Kleine, „das Faultier hatte keine Lust, den ganzen Weg zu Fuß zu gehen!“ — Na, ihr könnt euch vielleicht vorstellen, was ich für ein Gesicht gemacht habe!



Briefkasten

Erna M. in Erfurt. Der berühmte schiefe Turm von Pisa, an dem von 1174 bis 1350, also 176 Jahre gebaut wurde, war natürlich ursprünglich nicht schief; aber schon während des Baues senkte sich an einer Stelle des Fundaments der Erdboden, so daß der Turm sich etwas neigte. Heute hängt der Turm mit seiner höchsten Stelle um $4\frac{1}{2}$ Meter über sein Fundament hinaus.

Arthur R. in Dresden. Der Erfinder der Schiffschraube ist der österreichische Waldmeister Joseph Ressel. Der schwedische Ingenieur Ericson hat sie später verbessert. Die ersten Dampfer wurden durch Wasserräder bewegt, doch wurden diese bei schwerem Seegang zu leicht beschädigt. Die Schiffschraube hingegen, die sich ganz unter Wasser befindet, kann stets ungehindert arbeiten.

Emma B. in Stolp. Es stimmt nicht, daß die Japaner und Chinesen Regenwürmer essen. Es gibt kein Volk, das dies tut. Es gibt aber Indianerstämme in Südamerika, die — Erde essen, eine besondere Art fetten Lehm, aus dem sie Kuchen herstellen. Sei froh, daß du nicht zu dem Stamm gehörst — denke an den Weihnachtskuchen, den du da bekommen würdest!

Karl B. in Dortmund. Wie alt das Weihnachtsfest ist? — Die Uchristen feierten bald nach Christi Tod das Fest seines Geburtstags, das allerdings auf den 6. Januar fiel. Erst im 4. Jahrhundert wurde das Weihnachtsfest mit dem heidnischen Sonnenwendfest zusammengelegt und wird seither am 25. Dezember gefeiert.

Kurt C. in Blomberg. Bei einer Rechnung sagt man oft: „Macht pounds viel nach Adam Riese“, weil der Annaberger Rechenmeister Adam Ries (oder Riese), der von 1492 bis 1559 gelebt hat, die erste Anleitung zum praktischen Rechnen in Deutschland herausgab.

Rätsel-Ecke

Silbenrätzel.

Aus den Silben:

au — be — bein — ben — ber — e — e — eb
erb — glas — hei — holz — ke — lot — mat —
na — nel — ot — ra — räu — rich — se — sen
— sen — to — to — uhr — zwick —

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen beherzigenswerten Ausspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. GesellschaftsSpiel, 2. männlichen Vornamen, 3. Grasfläche, 4. Blume, 5. Möbelmaterial, 6. Stadt in Sachsen, 7. Teil der Uhr, 8. Geburtsland, 9. Vorname eines deutschen Reichskanzlers, 10. Naturerscheinung, 11. Schauspiel von Schiller, 12. Hülsenfrucht, 13. Gesichtsknochen.

Wer weiß es?

Getrennt ist es von einem größ'ten Teil ein Teil,
Bereint ist's wieder nur von diesem Teil ein Teil.

Auflösung des Silbenrätzels aus Nr. 7.

1. Zitrone, 2. Unfug, 3. Marder, 4. Reize, 5. Erde, 6. Udo, 7. Juli, 8. Asien, 9. Hundehütte, 10. Radfahrer, 11. Siam, 12. Fußball, 13. Eva, 14. Salzsaß, 15. Teller, 16. Eden, 17. Warteraum, 18. Umbau, 19. Ebenholz, 20. Nase, 21. Sattler, 22. Chiemsee.

Zum Neujahresfeste wuenscht Fridolin das Allerbeste.

Fridolins Lachkabine



„Nun, hast du mir einen weichen Bleistift gebracht, Ludwig?“

„Nein . . .“

„Warum denn nicht?“

„Die . . . die fühlten sich alle ganz gleich hart an, Vater.“

*

Arzt: „Sie müssen schleunigst viel frische Luft haben, was sind Sie eigentlich von Beruf?“

Patient: „Ich bin Flieger, Herr Doktor.“

*

Inge: „Ich möchte gern für einen Jungen ein Buch kaufen.“

Verkäufer: „Kannst du mir nicht sagen, was das für ein Junge ist?“

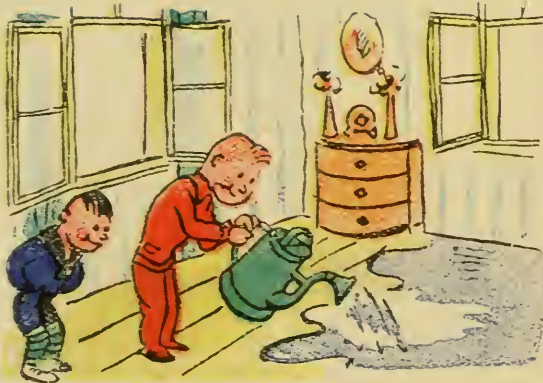
Inge: „Er ist blond und hat blaue Augen.“

*

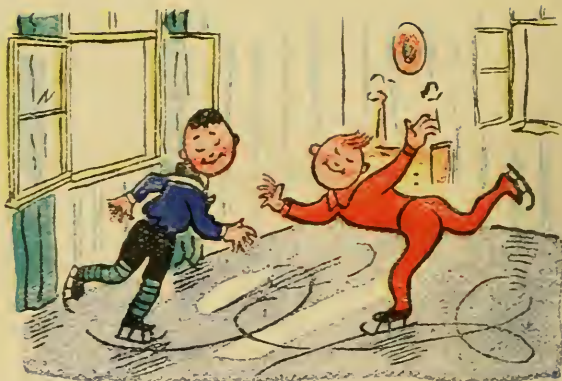


„Oh, jetzt muß ich aber gehen. Es ist die höchste Zeit!“ sagt nach einem halbstündigen Gespräch Frau Krause zu Frau Lehmann. „Mein Mann hält nämlich die Hand auf das geplagte Wasserrohr und wartet auf den Klempner, den ich holen soll.“

Die Eisbahn im Zimmer



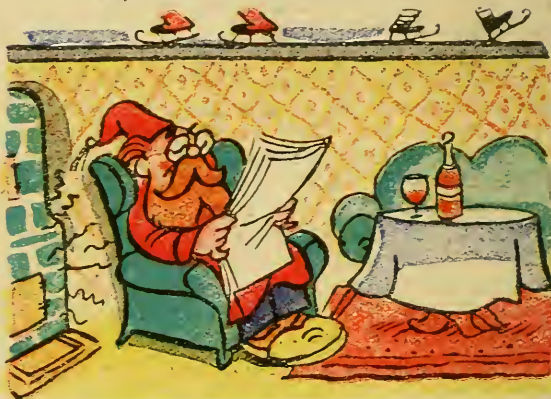
Zwei, die Mag und Heinrich hießen,
Wüßten Wintersport genießen
In der Wohnung. Sie beschließen,
Eine Eisbahn sich zu gießen.



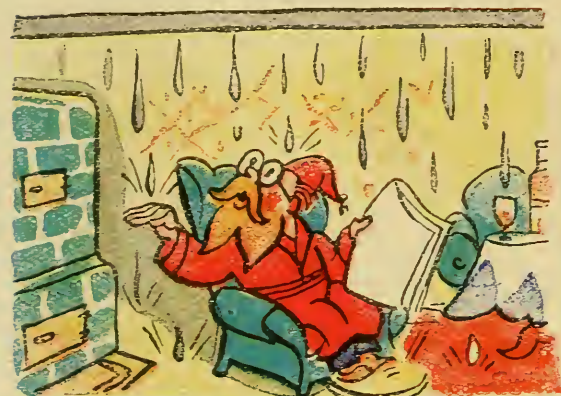
Auf der Diele Holzgeviert
Gießt man Wasser. Dies gefriert.
Und in schönem Bogenlauf
Schlittern Mag und Heinrich drauf.



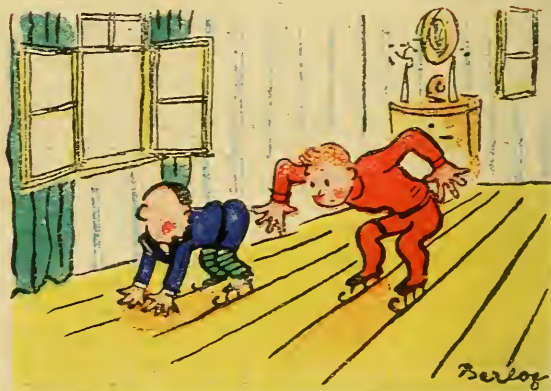
Drunter wohnt ein Herr mit Bart,
Dem sein Heim zu frostig ward;
Diese Kälte scheint ihm hart,
Und er heizt auf fluge Art.



Langsam wird es warm im Haus:
Wärme strahlt der Ofen aus.
Undachtsvoll liest er im Blatt,
Was sich heut' ereignet hat.



Wütend wird der „Untermieter“:
Von der Decke regnet's, sieht er.
Und dem alten Herrn, der bärtig,
Es eint das wirklich widerwärtig.



Mag und Heinrich steh'n auf Holz,
Denn die ganze Eisbahn schmolz.
Nichts bleibt von des Winters Reizen,
Wenn verstor'ne Menschen heizen!

Der heitere **Fridolin**

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Jedes Jahr, im Februar, verliert der Hirsch sein Geweih, das aber immer wieder durch ein neues ersetzt wird.
(Zu dem Artikel auf Seite 2—3.)

Alles aus Hirschen finden Substanz im Walde finden.

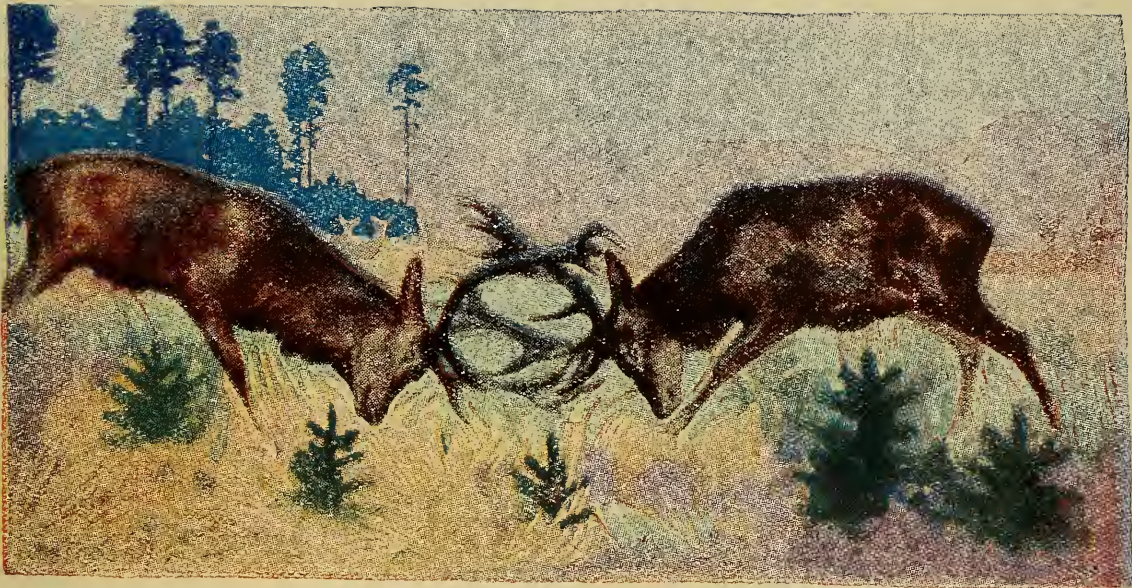
Wir sind daran gewöhnt, daß viele Besitztümer, die die Natur uns gegeben hat, sich immer wieder erneuern. Wir wundern uns kaum darüber, daß die Nadeln der Tannenbäume jedes Jahr gewechselt werden, wie die Blätter der anderen Bäume. Wenn wir aber plötzlich im Walde ein Hirschgeweih finden, stußen wir doch und fragen uns: „Wie kommt das wohl hierher?“ Genau so wie die Blätter der Bäume sich erneuern, genau so bekommt auch der Hirsch jedes Jahr ein neues Geweih. Daß wir diese Geweihe so selten finden, ist eigentlich ganz natürlich, denn wir sehen ja auch nur selten einen Hirsch frei im Walde herumlaufen. Nur wer sehr viel im Walde ist, kann diese stolzen Tiere gelegent-

lich beobachten. Da sieht er dann zuweilen, wie ein Hirsch sich das Geweih an einem Baum reibt. Es sieht von weitem aus, als wolle der Hirsch den Baum umstoßen. Kommt er dann an die Stelle, wo der Hirsch stand, so sieht er an der Baumrinde wohl ein paar Fasern hängen, wie aus einer Bastmatte. Die stammen von dem Geweih und heißen dort auch Bast. Das ist eine feinbehaarte Haut, die über dem jungen Geweih liegt und die „gefest“, d. h. abgerieben wird. Diese Haut überzieht einen Knochenanwuchs, der den Grundstock des Geweihes darstellt. Der unterste Teil, der „Rosenkranz“, wird nicht gefest. Aus ihm erhebt sich die Stange, d. h. der Teil, der häufig, meist jährlich abgeworfen wird. Fast in jedem Jahr wird

dann die „Stange“ um eine Seitensprosse vermehrt. Aber ganz regelmäßig geht das nicht vonstatten, und es ist darum auch nicht richtig, nach der Zahl der Sprossen oder Enden — wozu auch das Ende der Stange gehört — das Alter eines Hirschens feststellen zu wollen. Krankheiten oder Einflüsse von Nahrung, Witterung usw. können mancherlei Aenderungen hervorrufen. Wie ist es nun möglich, daß der Hirsch das scheinbar so festigende Geweih verlieren kann, ohne daß es abgebrochen wird? Auf diese Frage hat man durch genaue Beobachtungen eine Antwort erhalten. Man hat festgestellt, daß sich zu bestimmten Zeiten am Grunde der Stange, also am Rosenkranz, Hohlräume bilden, die sich vergrößern, bis das Geweih abfällt oder durch Anstoßen an einen Baum abgerannt wird. Dann wächst die Haut wieder zusammen über dem Rosenkranz und wie auch unsere Haut viele Adern hat, ist diese aderreich. In den Adern schwimmen die Baustoffe für den ganzen Körper. Wo Baustoffe fehlen, werden sie ausgeladen. So kommt sehr bald mit dem Blut wieder Baumaterial für ein neues Geweih. Bis das vollständig ausgewachsen ist, vergehen etwa vier Monate. Dann hat der Hirsch wieder einen vollen Schmuck und wir nennen ihn dann kriegerrisch, denn wir wissen, daß sich Hirsche oft bekämpfen, indem sie mit gesenktem Kopf und nach vorn geneigtem Geweih so aufeinanderstürzen, daß man glaubt, ihre Geweihe müßten vollkommen zersplittern. — Da diese Kampfweise



Ein legender Hirsch: Die feinbehaarte Haut, „Bast“ genannt, fest sich der Hirsch an den Baumstämmen ab.



Kämpfende Hirsche: Mit gesenktem Kopf und nach vorn geneigtem Geweih stürmen die Hirsche mit solcher Kraft aufeinander, daß man glaubt, ihre Geweihe müßten vollkommen zerplittern.

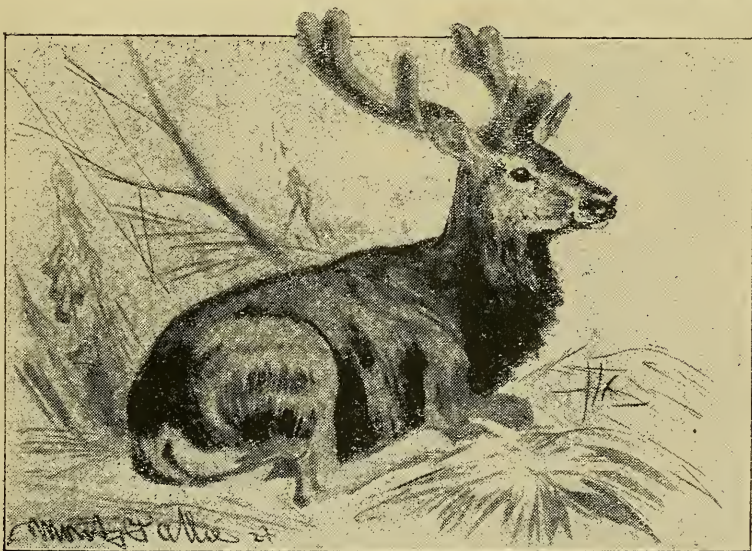
auch bei Tieren bekannt ist, die kein Geweih, sondern Hörner tragen, so denkt man leicht an eine völlige Uebereinstimmung zwischen beiden. Die Hörner aber sind ganz andere Gebilde, die auch nicht solchen Wechsel durchmachen.

Hörner bleiben auch immer unverzweigt. Es gibt zwar auch Geweihe, die selten oder gar nicht zur Anlage von Seitensprossen neigen. Ein gewöhnliches Hirschgeweih aber entwickelt aus dem Rosenkranz im ersten Jahr nur „Spieße“, einfache Stangen. Im zweiten Jahr, wenn wir von „Gablern“ sprechen, zeigt das Geweih je einen Seitenzweig, die als „Augensprossen“ bezeichnet werden. Im folgenden Jahr tritt je ein zweiter, „die Eissprossen“ hinzu. In diesem Zustand hat das Geweih 6 Spigen, 2 Stangenspißen, 2 Eissprossen, 2 Augensprossen — der Hirsch heißt dann Sechsender. Das nächstfolgende Jahr beschert dem

Hirsch die Mittelsprossen. Alle diese Seitensprossen sind nach vorn gerichtet. Erst ein Jahr später treten die ersten nach rückwärts gerichteten „Hintersprossen“ auf. Nun zeigt das Geweih 10 Spigen. Solch ein „Zehnender“ wird als Träger eines „vollkommenen Edelhirschgeweihes“ betrachtet. — Es ist kein Wunder, daß einem solchen Kunstwerk der Natur so viel Aufmerksamkeit geschenkt und jede Sprosse einzeln benannt wird. Die Jäger beurteilen die Tiere danach. Alle Berichte von Hirschjagden bringen die Berichte über die erlegten Tiere in der Ein-

teilung nach Sechs-, Acht-, Zehn-, Zwölfe-ndern. Eine höhere Endenzahl als 10 findet man nur ganz selten. Weit häufiger aber findet man Hirschgeweihe mit weniger als 10 Enden.

So interessant noch manche Geweihstudien sind, das wunderbarste bleibt doch die Tatsache, daß der Hirsch sein Geweih jährlich abwirft.



Der Hirsch mit neuem Geweih: Nachdem der Hirsch sein altes Geweih abgeworfen hat, wächst ihm ein neues, das aber zuerst, in der sogenannten Kolbenzeit, noch keine Spigen hat, sondern kolbenförmig gebogen ist.

Dinge, die uns selbst=

Eine halbe Stunde

Als Kurt frühmorgens im Bett erwachte, fand er, wie gewohnt, neben sich auf dem Stuhl sein schönes weißes Hemd. Er fand das selbstverständlich, und wenn es



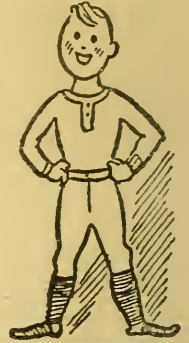
Wenn Kurt seine Hosenträger armacht, denkt er nicht daran, . . . daß der Gummi, aus dem sie gemacht sind, in Südamerika aus den Gummibäumen gequollen ist.

kälter gewesen wäre, hätte er sogar gemeint, das Hemd könnte ruhig etwas angewärmt sein. So verwöhnt ist man heutzutage. Aber ein Hemd ist keine Selbstverständlichkeit; damit Kurt jeden Morgen ein Hemd anzuziehen hatte, mußten die Arbeiter auf den Baumwollpflanzungen in der Sonnenglut graben und beschneiden, bewässern und pflücken, fuhren riesige Dampfer, bis an den Rand der Schornsteine mit Baumwollbällen beladen den Mississippi oder den Nil hinunter — rasch! rasch! damit Herr Kurt in Deutsch-



land zu seinem weißen Hemd kam! — da wurde gesponnen, gewebt und geschneidert, bis das Wunderwerk fertig war: ein schlichtes, weißes Hemd. Mindestens ein Duzend Leute haben ihre Hände regen müssen, bis das Hemd fertig war.

Wenn Kurt die Hosenträger anknöpfte, wenn er in die Strümpfe fuhr und — ratsch! in den einen Strumpf ein Loch riß, dachte er sicher nicht daran, daß diese unscheinbaren Finger, die ihm alle Tage dienten, Wunderwerke waren, daß der Gummi für die Hosenträger in Südamerika aus Bäumen gequollen

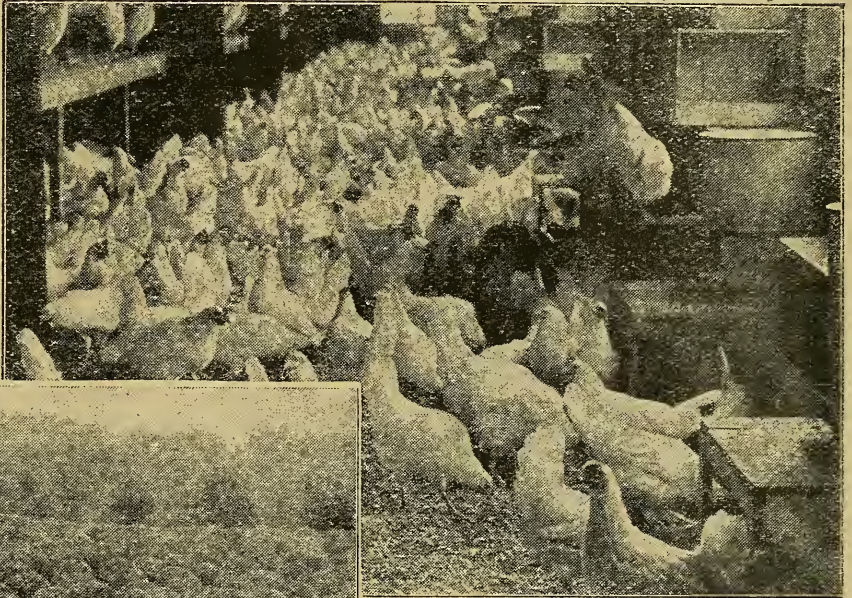


Kurts Hemd ist aus Tausenden von Baumwollfäden gewebt, . . . die alle auf südlichen Baumwollplantagen in glühender Sonne gepflückt wurden.

verständlich erscheinen

Alltag und ihre Wunder

war, die angeschnitten wurden, daß das Rohgummi gesammelt und auf großen Dampfern nach Europa verfrachtet wurde; daß zu den



Damit Kurt jeden Tag sein Ei essen kann, . . . müssen das ganze Jahr hindurch, tagaus, tagein, fünf Hühner für ihn Eier legen.



Wenn Kurt der Tee einmal nicht schmeckt, fällt ihm sicher nicht ein, . . . daß im vergangenen Sommer die Sonne ununterbrochen auf die Teeplantage geschienen hat, so daß alle Teepflanzen verdorrten.

Strümpfen alle Jahre die Wollschafe ihre Wolle lassen mußten, die gekämmt, gereinigt, gesponnen und gewirkt wurde.

Der Schwamm, mit dem sich Kurt das Gesicht wusch, hatte vor einem halben Jahr noch im lauen Wasser des östlichen

Mittelmeers gelegen, er hatte gelebt, bis eines Tages ein Taucher gekommen war, ihn vom Meeresgrunde abgeschritten und an die Oberfläche befördert hatte. Dann war er getrocknet, gereinigt und gebleicht worden — und kam so auf Kurts Waschtisch. Von allen Erdteilen liefen die Wunder in Kurts Schlafzimmer zusammen. Er lag in einem interessanten Museum und wußte es nicht.

Der Tee schmeckte an dem Morgen nicht? Vielleicht schob Kurt die Tasse zur Seite und trank den Tee nicht. Die Teeblätter waren von einer neuen Ernte, und wahrscheinlich hatte es vergangenen Sommer auf Ceylon oder in SüdJapan eine furchtbare Dürre gegeben. Die Arbeit auf den Teeplantagen hatte geruht, und die Reime der Teesträucher waren in der Sonnenglut verbrannt. War es da ein Wunder, daß der Tee nicht ganz so schön geschied wie in anderen Jahren?

Kurt aß jeden Morgen ein gekochtes Ei. Er würde es merkwürdig finden, wenn eines Morgens das gekochte Ei nicht im Eierbecher läge. Die Hühner auf den großen Hühner-

farmen in Dänemark, Solstein und Pommern hatten dafür zu sorgen, daß Herr Kurt jeden Morgen sein Ei bekam. Ein gewöhnliches Huhn legt durchschnittlich etwa 80 Eier im Jahr, mehr nicht, und damit Kurt zufrieden war, mußten tagaus, tagein sechs Hühner nichts anderes tun, als Eier für seinen Frühstückstisch legen. Die Unmengen Eier, die Kurt zu Ostern vertilgte, die er im Gebäck, Eiertuchen und Pudding verzehrte, gar nicht mitgerechnet.

Wenn Kurt dann endlich zu Ende gefrühstückt hatte und die Schuljachen zusammenpackte, warf er noch rasch Bleistift und Schreibfeder in die Schulmappe. Manchmal vergaß er auch den Bleistift, denn man konnte auch einmal ohne ihn auskommen. Ohne Bleistift auskommen? Ja, von den 1 600 000 000 Menschen auf der Welt müssen heute noch mindestens 600 000 000 ohne Bleistift auskommen, weil sie ihn gar nicht kennen. Sie kennen diesen Wunderstift nicht, der schreibt, ohne daß man ihn in Tinte oder Tusch oder farbige Erde tunkt, der trocken schreibt! — Und wie lange kennen wir ihn schon? Erst seit etwa 250 Jahren. Da bestand er noch wirklich aus Blei und man konnte damit so schlecht und recht schreiben, wie man etwa mit einem zerbrochenen Bleisoldaten „schreiben“ kann. Unser Bleistift, dessen Kern aus Graphitpulver und Ton besteht, der in

einer Hülle von amerikanischem Wacholderholz steckt, ist noch viel jünger. Goethe und Schiller haben noch ohne ihn auskommen müssen, und auch ohne die Stahlfeder, und sie mußten, wenn sie einen schönen Gedanken hatten, erst mühselig eine Rielsfeder zu rechtstutzen, ehe sie ihn niederschreiben konnten.

Kurt hatte sich zu Weihnachten einen Füllfederhalter schenken lassen, an dessen äußerster Spitze ein kleines graues Pünktchen war, das Iridium. Das Iridium ist auch so ein Alltagswunder. Das unscheinbare Pünktchen gehört zu den härtesten und widerstandsfähigsten Metallen, die es gibt. Es ist härter als Platin und schmilzt erst bei der furchtbaren Temperatur von 2200 Grad; es wird in Kurts Hand über viele Kilometer Papier wandern — und manchmal wird Kurt gehörig fragen! Gold, Platin oder Stahl wäre da längst hin! So ein Wunder ist der graue Punkt an der Spitze der Füllfeder.

Wenn Kurt die Schulmappe unter den Arm genommen hatte und auf die Straße trat — ja, da fingen die Wunder erst richtig an und hörten gar nicht mehr auf. Der Asphalt, auf den er trat, die Drähte in der Luft, alle mit einem unsagbar starken elektrischen Strom geladen, alle die Dinge, die er gewohnt war, als selbstverständlich anzusehen, bargen die größten Wunder der Welt.

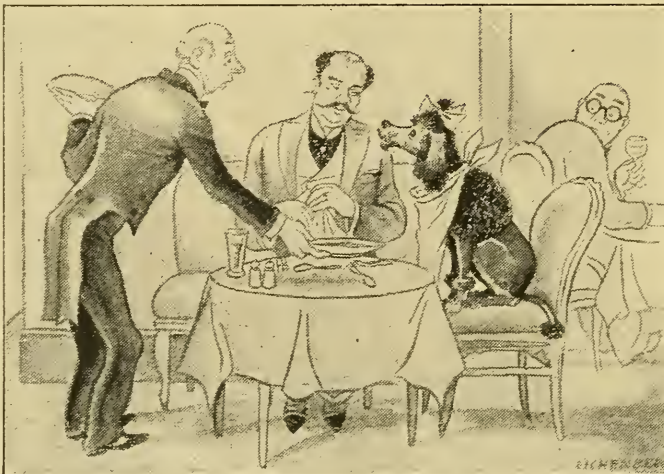
Der sprechende Pudel

Eine lustige Geschichte

Der Herr dieses Pudels war gänzlich verarmt, hatte aber Hunger, was manchmal zusammen vorkommen soll. Er ging also mit dem Pudel in ein Wirtshaus und bestellte zwei Gedecke. „Zwei Gedecke, mein Herr, für Sie allein?“ fragte der Kellner ganz verdutzt. „Ja, glaubst du denn, ich will nicht Mittag essen?“ knurrte der Pudel vernehmlich. Der Kellner fuhr entsetzt zurück und beeilte sich, das Gewünschte zu bringen, den verhegten Hund ganz scheu von weitem betrachtend. Ein Herr, der am Nebentisch saß, mischte sich in die Unterhaltung: „Verzeihung, kann der Hund denn wirklich sprechen?“ „Ei, warum denn nicht?“ „Dumme Frage,“ knurrte der Hund wieder. Der Herr war sprachlos; ein sprechender Hund, — so was hatte er noch nicht gesehen! „Würden Sie mir den Hund wohl verkaufen?“ fragte er. — „Du wirst mich doch nicht verkaufen?“

fragte der Hund ganz entsetzt. Der Herr des Wundertieres beteuerte, daß er zwar arm sei, sich aber nie dazu entschließen würde. Der andere bat nummehr dringender und bot immer mehr Geld. „Du wirst dich doch von mir nicht trennen?“ winselte der Pudel. — „Sei ruhig!“ sagte der Herr, „das tue ich nicht.“ Der fremde Herr wurde hitziger, legte noch zu, zählte das Geld bar auf den Tisch, und der bisherige Besitzer

konnte nicht widerstehen; trotz des heulenden Protestes nahm er das Geld und gab den Hund dem anderen, der ihn gleich mitnahm. „So,“ sagte der Pudel trotzig im Hinausgehen, „verkaufen kannst du mich ja; jetzt spreche ich aber ganz bestimmt mein ganzes Leben lang kein einziges Wort mehr!“ Und dieses Versprechen hat er wirklich gehalten, was auch nicht schwer war, da sein neuer Herr nichts von der Bauchrednerkunst verstand.

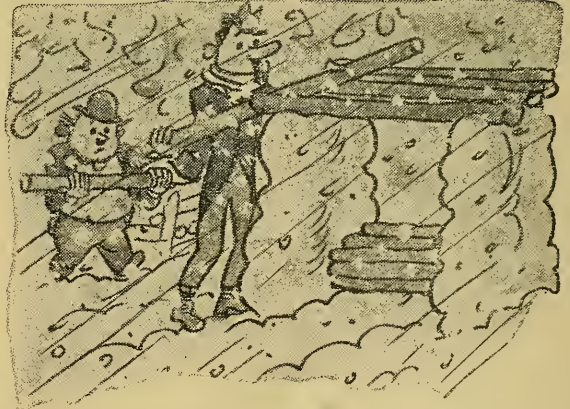


„Denkst du denn, ich habe keinen Hunger?“ knurrte der Pudel den Kellner an, der vor Schreck beinahe umfiel.

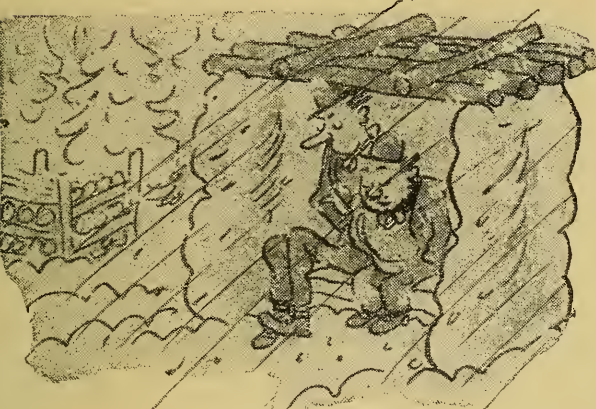
Was Laatsch und Bommel im Schnee erlebten



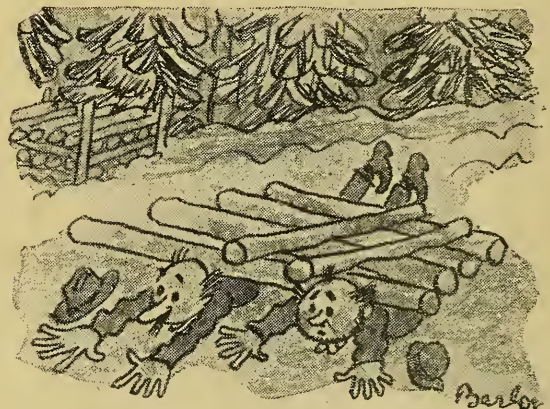
Im Winter geht man gern spazieren,
Weil Floden jeden Baum da zieren.
Auch Laatsch und Bommel zieh'n zum Walb.
Es ist sehr schön — doch mächtig kalt.



Um sich vorm Froste zu beschützen,
Bau'n sie aus Schnee zwei dicke Stützen.
Ge schnitt'ne Hölzer, mittellang,
Sind ihnen Decke sowie Bank.



Ein bißchen sind sie nun geborgen
Vor diesem kalten Wintermorgen.
Zwar fährt's noch etwas tot zu schneien —
Doch schneit's zu ihnen nicht hinein.



Auf Schnee soll man nicht Häuser bauen:
Die Sonne pflegt ihn fortzutauen;
Das Anilpelholz, das nun besaite,
Stürzt — crash! — auf beider Rückenseite.
Getsch!

Das Foul der zukunftsreichsten Dämpfe

Wie durch einen Vulkanausbruch eins der größten Naturwunder entstand

Anfang Juni 1912 sah man im ganzen nordwestlichen Amerika merkwürdige Himmelererscheinungen. Die Sonne verfinsterte sich und die Luft war angefüllt mit einem feinen, gelblichen Staub, der sich langsam senkte und die seltsamsten Störungen hervorrief. Messingteile an Schiffen und Automobilen verloren plötzlich ihren Glanz und wurden matt und stumpf. Am Himmel, in großer Höhe, sah man auf fallende Rauchbildungen. Die Sonne verlor auf der nördlichen Halbkugel der Erde ungefähr 10 Prozent ihrer Lichtstärke und Wärme.

Kein Mensch ahnte damals, daß in diesen Tagen

einer der größten Vulkanausbrüche, die die Erde jemals gesehen hat, riesige unbewohnte Gebiete verwüstet hatte. Der Katmai, von dem bis dahin, außer einigen Pelzjägern, kaum ein Mensch etwas wußte, war in die Luft geflogen. Die einzigen Menschen, die direkt unter diesem Ausbruch zu leiden hatten, waren die wenigen hundert Einwohner des kleinen Hafenstädtchens Kodiak, das auf einer Insel vor der Küste Alaskas liegt, ungefähr 170 Kilometer vom Vulkan entfernt. Am Nachmittag des 5. Juni 1912 fing es plötzlich an, graue Asche zu regnen, es wurde dunkel, trotzdem die Sonne dort 24 Stunden



Das Tal der zehntausend Dämpfe, eine der seltsamsten Naturerscheinungen: Nach dem un-

hinterinander scheint und bis zum nächsten Tag war alles mit einer zirka 13 Zentimeter dicken Ascheschicht bedeckt. Nach kurzer Ruhe, als die Einwohner schon erleichtert aufgeatmet hatten, wurde es unter Donnern und Blitzen so finster, daß man auf einer halben Meter Entfernung nicht mal eine Lampe erkennen konnte. Diese grauenhafte Finsternis dauerte 60 Stunden. In ganz kurzer Zeit waren alle Brunnen und Quellen verschüttet, die Asche, die im ganzen eine Höhe von 30 Zentimetern erreichte, ließ unter ihrer Last die leichtgebauten Holzhäuser zusammenbrechen und bedeckte das ganze umliegende Land. Die Leute flohen zum Hafen hin und retteten sich

auf das einzige Schiff, das dort lag, einen amerikanischen Regierungsschoner. Sie waren von aller Welt abgeschlossen, weil die einzige Funkstation, die sich an Land befand, vom Blitz zerstört war und die Radiostation, die an Bord war, versagte, weil die Luft so mit Elektrizität überladen war, daß jeder Funkversuch mißglückte. Dieses Gewitter ist wohl das einzige, was es in dieser arktischen Gegend gegeben hat. Die Mannschaft des Schoners wagte nicht, das Schiff flott zu machen, weil es durch die vielen Flüchtlinge überlastet war, außerdem war es nicht möglich, selbst nicht für einen erfahrenen Lotsen, bei der Dunkelheit einen Weg aus dem Hafen zu finden.



Manausbruch des Katmai fanden Forscher ein geheimnisvolles Tal, aus dessen Erdlöchern zischende Dampffäulen aufstiegen.

Nach drei Nächten und zwei nachtäunlichen Tagen legte sich das Unwetter, und es wurde wieder hell. Nachdem die Einwohner ihre beschädigten Häuser wieder aufgebaut hatten, und alles allmählich seinen gewohnten Gang ging, machte man die Entdeckung, daß alle Pflanzen, nachdem sie sich durch die Aschenschicht wieder hindurchgearbeitet hatten, viel besser und kräftiger wuchsen, als vorher, da die vulkanische Asche sehr nahrhafte und wertvolle Salze enthält. 1915 wurde eine amerikanische Expedition ausgerüstet, die in der Gegend des explodierten Katmai sehr interessante Entdeckungen machte.

Nachdem die Forscher, die im ganzen fünf Som-

mer das Kratergebiet durchforschten, sich durch Gletscher, Schlammflüsse, Schutthalde und erloschene Lavaströme hindurchgearbeitet hatten, fanden sie den riesigen Kraterstumpf des Katmai.

Er ist noch gewaltiger, als der größte bisher bekannte Vulkan, der Kilauea auf der Insel Hawaii.

Wie es sich herausstellte, war der ganze Gipfel des Katmai in die Luft geflogen und von der ungeheuren Gewalt der Explosion in Staub aufgelöst worden. Das Donnern und Getöse des Ausbruchs konnte man 1200 Kilometer weit hören, das wäre so weit wie von Berlin bis Bukarest, der schweflige Aschenregen fiel in einem Umkreis von 2400 Kilo-

meter nieder. Nach innen hatte der Krater steil abfallende Wände, die 1000 Meter tief zu einem blauen See hinunterführten.

Die überraschendste Entdeckung aber, die die Forscher erst im Jahre 1917 machten, war das Tal der zehntausend Dämpfe. Die Sohle dieses Tals war vollkommen zerspalten und zerrissen und aus Tausenden und aber Tausenden von Erdlöchern stiegen, wie aus Fabrikschornsteinen, zischende Dampfsäulen auf. Man kann sich kaum vorstellen, was es auf die Forscher für einen Eindruck machte, als sie zum erstenmal dieses dampfende Höllental vor sich liegen sahen. Später stellten sie fest, daß es an 90 Kilometer lang und bis 15 Kilometer breit war. Zuerst wagte sich niemand in den heißen Kessel hinunter, weil die glühenden Rauchschwaden zum Teil ganz scheußlich nach Verwesung rochen. Mit der Zeit gewöhnte man sich aber daran, und man schlug mitten im Tal die Zelte auf. An einzelnen Stellen war der Boden glühend heiß, während dicht daneben Schnee und Eis lag. Manchmal wehten so furchtbare Winde und Stürme, daß zentnerschwere Granit-

blöcke einfach wie Federbälle durch die Luft flogen. Mit dem Kochen war es eine einfache Sache, man brauchte bloß an einer langen Stange einen Topf über die heißen Erdlöcher zu halten, und in kurzer Zeit war das schönste Essen fertig. Mehllich wurde auch Brot gebacken, der Teig wurde morgens in die Erde gelegt, und abends war er knusprig. An einzelnen Stellen war die Hitze so groß, daß man über den Gasen Zink schmelzen konnte. Ein Chemiker unter den Forschern untersuchte die Gase und Dämpfe und fand die verschiedenartigsten Säuren und Salze, die als Nebenerscheinungen Erde und Steine in den schönsten Tönen färbten. Als die interessanten und kaum glaublichen Ergebnisse der Forschungen bekannt und veröffentlicht wurden, erklärte der Präsident der Vereinigten Staaten das ganze Gebiet, ähnlich wie den Yellowstonepark in Amerika, zum Naturschutzgebiet. Der Katmai-Nationalpark, wie er jetzt heißt, wird bald eine der meistbesuchten Sehenswürdigkeiten der Welt sein. Und es wird sicher nicht mehr lange dauern, bis dort Hotels, Autostraßen und Flugplätze entstehen werden.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

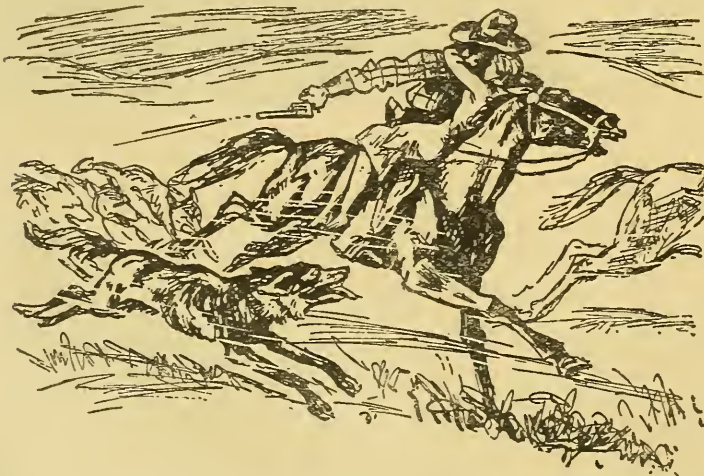
Von W. Durian.

(10. Fortsetzung.)

Cotanchy gab dem Pferd die Sporen. Der andre Mann war schon voran. Sie galoppierten dahin. „Dem Wald zu!“ schrie Cotanchy. Aber es war noch weit dahin. Als er sich wieder umblickte, sah Cotanchy

die vordersten Wölfe auf etwa hundert Schritt Entfernung. Das Pferd schnaubte; es witterte die Wölfe und gab her, was es konnte. „Vorwärts!“ drängte der andre Mann, „schneller!“

Als Cotanchy wieder zurückblickte, sah er einen Trupp von zehn oder zwölf Wölfen dicht hinter sich. Kopf an Kopf rasten sie daher. Er zog den Revolver, zielte auf einen von den Köpfen und feuerte. Dreimal schoss er in das Gewimmel der funkelnden Augen. Er hatte noch zwei Patronen im Revolver. Er schob. Dann versuchte er, zu laden; aber das war beinahe unmöglich. Links hielt er die halb ohnmächtige Georgia und zugleich die Zügel und den Revolver, aus dessen Trommel er die leereschossenen Hülften ausstieß. Dann zog er mit der Rechten die Patronen aus dem Revolvergurt. Aber in diesem Augenblick machte das Pferd einen jähen Sprung nach der Seite. Ein Wolf hatte es angesprungen. Georgia stürzte aus dem Sattel. Cotanchy wollte schnell in die Zügel greifen, aber er hatte den Revolver in der



Stabusch auf der Verfolgung: Cotanchy verschob seine letzten Patronen, aber das Rudel Wölfe wich nicht von seiner Seite.

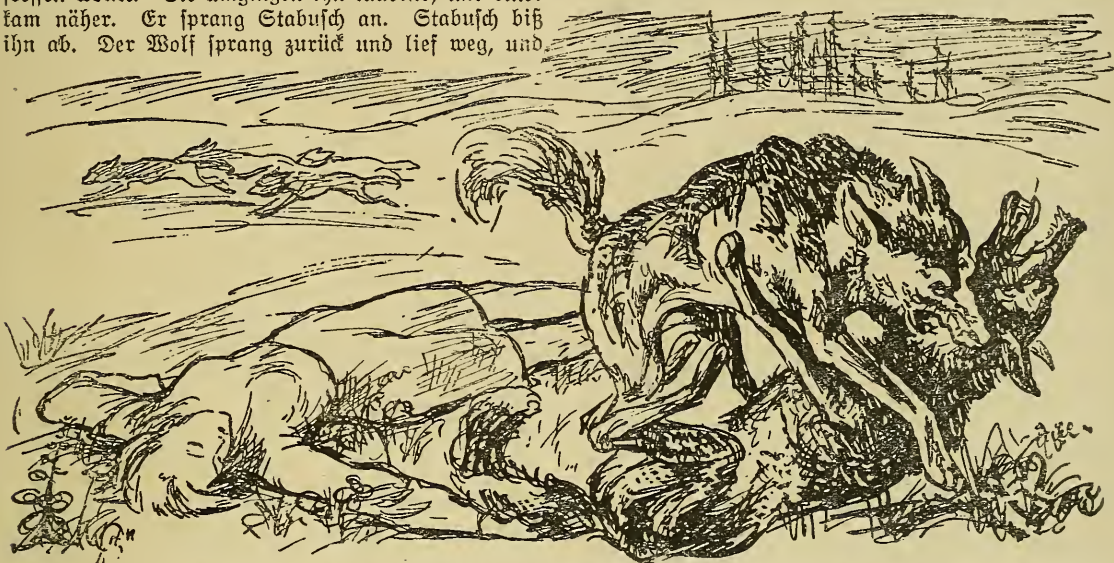
Hand. Das Pferd hätte sich auch nicht mehr halten lassen. Blind und toll vor Schrecken raste es in wilder Karriere davon.

Die am Boden liegende Georgia sah plötzlich einen Wolf über sich; sie schrie auf. Aber der Wolf schien sie nicht zu sehen. Er stand über ihr, reglos. Der Wolf war Stabusch. Er schlugte ihren Leib mit seinem Leib. Er war bereit, um sie zu kämpfen mit allen Wölfen. Aber die meisten hatten den Sturz nicht bemerkt; sie waren den galoppierenden Pferden gefolgt. Nur vier Wölfe hatte Stabusch gegen sich. Die vier warteten ab. Sie blickten Stabusch an, der mit den Beinen über der Beute stand. Aber Stabusch machte ihnen nicht Platz; er rührte sich nicht, er behielt sie im Auge. Da begriffen sie, daß dieser Anführer ein Verräter war, der die Beute allein aufessen wollte. Sie umgingen ihn lauernd, und einer kam näher. Er sprang Stabusch an. Stabusch biß ihn ab. Der Wolf sprang zurück und lief weg, und

vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte. Sie setzte sich ins Gras. Sie wollte nur ein wenig ausruhen, aber die Augen fielen ihr zu.

Als sie erwachte, war es heller Tag. Sie lag da im Gras und froh. Mühsam richtete sie sich auf, und ihr Blick fiel auf Stabusch, der bei ihr saß. Stabusch stand sogleich auf und ging vor ihr her wie in der Nacht. Sie erreichten den Fluß. Stabusch schwamm hinüber. Georgia mußte sich entschließen, hindurchzuwaten. Aber die Sonne schien, und in der warmen Luft trockneten die durchnässten Kleider. Und als sie auf der Prärie waren, duldete Stabusch, daß Georgia ihn am Halsband faßte. Sie war vor Müdigkeit und Hunger so schwach, daß sie sich ziehen lassen mußte. Er zog sie so über die ganze Prärie.

Gegen Abend erreichten sie die Farm. Der Major



Wie Stabusch Georgia rettete: Mit glühenden Augen stürzte sich der Wolf auf Stabusch; sie kämpften um die Beute.

zwei von den andern folgten ihm. Nur einer blieb. Der ging mit glühenden Augen und einem dumpfen Grollen auf Stabusch zu. Sie kämpften um die Beute. Stabusch gewann. Mit einem Biß zwischen Hals und Brust schleppte sich der Unterlegene davon.

Georgia war aufgestanden und fortgelaufen, während die beiden Wölfe kämpften. Stabusch holte sie ein. Sie sah ihn kommen und suchte in ihrer Angst nach einer Waffe. Sie fand einen Stein, hob ihn auf und warf ihn nach Stabusch. Er blieb ruhig stehen; der Stein flog an ihm vorbei und fiel ins Gras. Stabusch lief hin, nahm den Stein ins Maul und apportierte ihn, wie er beim Scheriff gelernt hatte. Georgia war starr. Und nun entdeckte sie das Halsband.

„Stabusch!“ sagte Georgia. Sie erinnerte sich.

Sie wollte ihn streicheln. Stabusch wich aus. Er blieb stehen; aber so, daß sie ihn nicht anrühren konnte. Er lief dann ein kleines Stück und wartete. Georgia begriff, daß er sie führen wollte; sie ging ihm nach. Und nun ging Stabusch vor ihr her, bis sie

machte ein Fenster auf; er sah Georgia über den Hof kommen wie im Traum, und Stabusch schleppte sie der Haustür zu.

22. Kapitel.

Stabusch wird eine Sensation.

Stabusch lag auf einem schneeweißen Fell, das aber nicht nach einem Tier roch, sondern nach vielen Blumen. An seinem Halsband hing eine Münze, darauf stand: „Rettete ein Menschenleben“. Die Münze war eine Auszeichnung; es war die Rettungsmedaille, die der Präsident des Staates dem Hund Stabusch durch einen Abgesandten hatte anheften lassen.

Die Schuld war bezahlt und Stabusch hatte alles vergessen. Lange Zeit, bei Tag und Nacht, hatte Stabusch an nichts gedacht als an die Schuld. In der Prärie unter dem Karren des Schäfers und am Strid des Scheriffs tauchten die Augen vor ihm auf. Die Augen hatten ihn angeblickt, als er in der Not war. Sie hatten sich ihm damals in die Seele gegraben. Sie

hatten ihm das Leben geschenkt, und deshalb gehörte sein Leben den Augen. Aber jetzt gehörte es ihnen nicht mehr, denn die Schuld war bezahlt. Das eine Leben für das andre.

Was wollten sie noch von ihm? Er wollte fort, aber sie ließen ihn nicht.

Ueber die Prärie rollten Autos. Keiner von den Schoßfüren wußte hier Bescheid; aber ein Auto rollte hinter dem andern her und so landeten sie alle an ihrem Ziel. Die Männer, die in den Autos saßen, kamen aus der großen Stadt. Sie waren Zeitungsschreiber, Theaterdirektoren und Kinoregisseure. Raum waren sie aus ihren Autos gestiegen, da gingen sie alle auf Stabusch los.

Stabusch lag auf dem weißen Fell und sah die Stiefel kommen. Das hatte er nicht geahnt, daß es so viele davon gab. Kästen standen vor Stabusch. Aus einigen schien plötzlich die Sonne auf ihn nieder — es waren Scheinwerferlampen; dann machten die andern Kästen „knips“, „rrrratsch“, „brrrrr“, und dann war auch das vorbei.

Die Zeitungsschreiber stellten sich im Kreis um Fräulein Georgia und ließen sie von den Räubern und den Wölfen erzählen und schrieben hastig auf ihre Blöcke. Dann rannten sie zu ihren Autos hinunter, und nun gab es ein Autorennen über die Prärie nach der nächsten Telegraphenstation, von wo sie an ihre Zeitungen in der großen Stadt über den heldenhaften Hund Stabusch telegraphieren wollten.

Vierundzwanzig Stunden später war Stabusch eine Sensation. In den Zeitungen standen seitenlange Artikel über ihn. Und als es dunkel war, flimmerte am Gebäude des Gelbster-Varietés in riesenhaften Lichtbuchstaben das Wort Stabusch. Und eine Wonderschrift lief unter dem funkelnden Sonnenwort von links nach rechts: „tritt am nächsten Sonnabend auf . . . tritt am nächsten Sonnabend auf . . . tritt am nächsten Sonnabend auf . . .“

Der Direktor vom Gelbster-Variété hatte mit dem Major Morrison einen Vertrag geschlossen, der ihm das Recht gab, eine Uraufführung mit Stabusch zu veranstalten. Er mietete ganze Seiten in den Zeitungen für die Anzeigen und ließ den Präsidenten und alle Minister einladen und bestellte das teuerste Neger-Jazzorchester von Honolulu.

Davon hatte Stabusch keine Ahnung. Am Freitag morgen lag er noch auf seinem weißen Fell, aber nur sein Körper lag da. Seine Seele war weit fort. Da kamen zwei Männer mit einem Korb. Sie hoben Stabusch mit samt dem weißen Fell in den Korb, schlossen den Deckel und trugen ihn davon. Aus der Luft herab, im Flugzeug des Gelbster-Variétés, sank Stabusch in die große Stadt, und als man den Korb öffnete und er seinen Kopf erhob, empfing ihn tausendfaches Gebrüll. Stabusch hatte Hunger und Durst, aber niemand dachte daran. Niemand liebte ihn. Er war eine Sensation. Eine Sensation ist nicht viel. Eine Sensation ist nur Lärm. Trompeten werden gelassen, Plakate schreiben. Alles strömt hin. Dann ist es vorbei. Dann kommt die nächste Sensation. Die nächste Sensation war der berühmte Hungerkünstler Gobelini, der sechs Wochen lang gehungert hatte. Und auch er wurde vergessen.

23. Kapitel.

Ein Pferd steht in der Nacht.

Am dem Abend, als man unter dem Jubel der Menge den Hungerkünstler aus dem Glasfaß hob, lief Stabusch durch die Straßen, und niemand erkannte ihn. Er war Nummer neunzehn in einem Zirkusprogramm gewesen, aber man beachtete ihn kaum, und es gelang ihm, während der Vorstellung davonzulaufen.

Es regnete. Die Straße hinab spiegelten sich viele Lichter in dem von der Nässe glänzenden Asphalt. Tausende von Rädern rollten. Tausende von Stiefeln kamen ihm entgegen und gingen vorbei. Stabusch blickte auf die Stiefel. Er drückte sich an die Wand. Da kam eine kleine Hand und streichelte sein nasses Fell, und er lief weiter. Er sah eine Höhle und zwängte sich hinein. Es war ein Café, in dem Musik spielte. Stabusch ergiff die Flucht; die Musik zerriß ihm die Ohren, aber er fand nicht mehr hinaus und rannte umher, bis ihn ein Stiefel ins Freie stieß.

Dann kamen Schluchten, in denen der Lärm nur aus der Ferne rauschte. Kalt und finster lagen sie da. Verloren blickten einige trübe Lichter. Stabusch lief über den nassen Stein. Er hatte Hunger; es roch von da und dort nach Eßbarem, aber überall war nur Stein. Da sah er in einem Fenster große Stücke Fleisch; seine Nase hatte ihn dahin geführt. Er wollte zuschnappen, aber die Schnauze stieß immer gegen etwas, das hart und kalt war und das er nicht begriff. Das Fleisch lag da, aber er konnte es nicht erreichen. Ein Besen fuhr Stabusch von der Seite ins Fell, als er noch ratlos vor dem Schlächterladen stand, und eine Stimme kreischte: „Wirfst du machen, daß du weiterkommst, du elender Kötter!“ Stabusch lief.

In einer Straße, die kein Ende hatte, im Schein einer Gaslaterne, stand eine Droschke und davor ein weißes Pferd. Ganz verlassen stand das Pferd in der Nacht. Den Kopf hatte es tief zu Boden gesenkt und rührte sich nicht. Es war ein altes, halb verhungertes Tier. Im Schwanz hatte es nur noch wenige dünne Haare und sein Körper bestand nur aus Ecken und Löchern, weil das Fleisch zwischen den Knochen eingesunken war. Müde war das alte Pferd, so müde, daß es den Kopf nicht mehr heben konnte. Und es hob ihn auch nicht, als Stabusch, der Wolf, dicht vor ihm saß.

Stabusch hatte in einiger Entfernung vor dem Pferd haltgemacht und sah es an. Pferde pflegten nach ihm zu schlagen, aber dieses Pferd stand ruhig da und schlief. Stabusch setzte Pfote vor Pfote und näherte sich. Nun stand er dicht vor dem Pferd. Es schlief aber nicht. Mit seinen traurigen Augen blickte es Stabusch an. Es gibt eine Sprache zwischen den Tieren, eine lautlose Sprache; vielleicht unterhielten sich das Droschkenpferd und der Wolf in dieser Sprache durch ihre Augen. Stabuschs Augen sagten: „Ich habe Hunger.“ Aber die Augen des alten Droschkenpferds erzählten sein ganzes langes, trauriges Leben auf den Pflastersteinen. Von der Längeweile endloser Stunden. Und dann schienen sie zu bitten. (Schluß folgt.)

Der Schneepflug

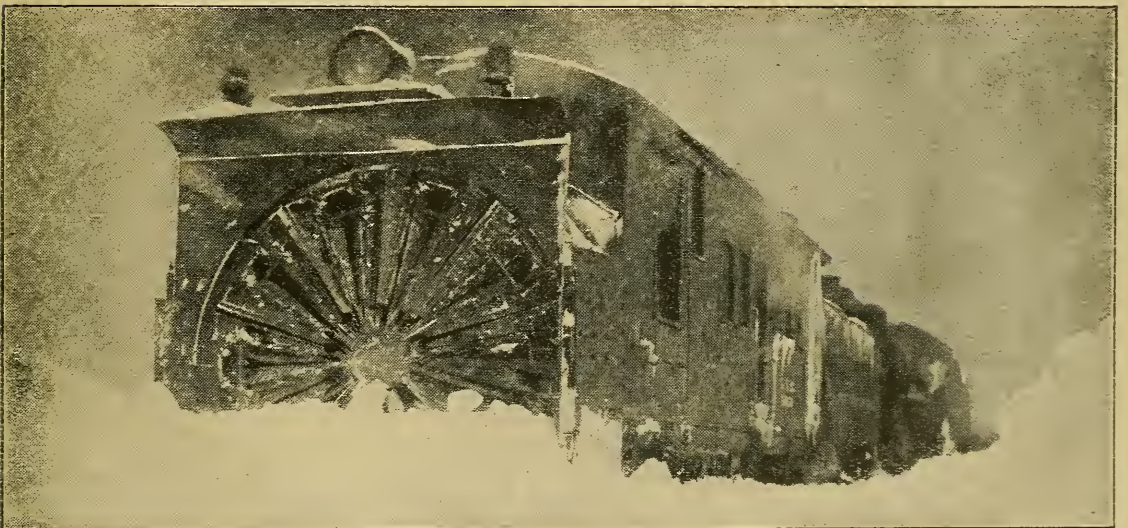
Die Bahn durch den Schnee

Ein Schneepflug ist ein eiserner Waggon, wie ein Panzerwagen, der im Innern eine riesenstarke Dampfmaschine hat, die das Pflugrad, das vorn am Waggon angebracht ist, in Bewegung setzt. Das Pflugrad dreht sich mit rasender Geschwindigkeit und seine messerscharfen, schräggestellten Schaufeln graben eine Bahn in die meterhohe Wand aus Schnee und fegen ihn explosionsartig im hohen Bogen zur Seite. Hinter dem Schneepflug dampft und schnauft eine starke Lokomotive, die den Pflug in langsamer, aber kraftvoller Fahrt mitten in die Schneemassen hineintreibt. Wenn er gar nicht mehr weitergehen will, zieht sich die Lokomotive mit dem Pflugwaggon eine kleine Strecke zurück und rennt gegen den weißen Feind an.

Solange der Schneepflug seine Arbeit tut, können Schnee und Winter der Eisenbahn nichts anhaben, unermüdlich fegt er den Schienenstrang frei; aber im Frühling, wenn die Lawinen mit Donnergetöse niedergehen und das Wasser der Bergbäche vom Schmelzwasser stromartig anschwillt, da hilft keine Maschine, keine Lawinenmauer und kein Staudamm. Der Schnee erinnert den Menschen zum Abschied noch einmal an seine Macht und stürzt, alles vor sich herfegend, von den Bergen gegen die Eisenbahnen, die er verschüttet und zerstört.



Der Weg durch den Schnee: Vor die Lokomotive wird der Schneepflug gespannt, der sich durch die stärksten Schneemassen Bahn bricht.



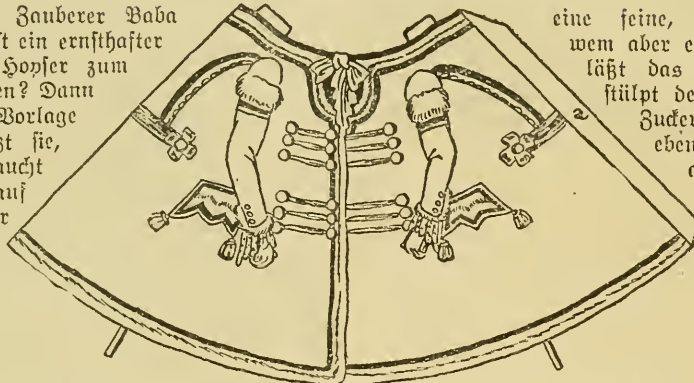
Der Schneepflug, dessen messerscharfe, schräggestellte Schaufeln die größten Schneemassen zur Seite fegen.

Das tanzende Männchen

Eine Bastelei, die viel Spaß macht

Wollt ihr den Zauberer Baba Mustapha, der sonst ein ernsthafter Mann ist, einen Hopper zum Klavier tanzen sehen? Dann zeichnet euch die Vorlage durch, oder beaucht sie, wie sie ist, ihr braucht sie höchstens noch auf stärkeres Papier aufzukleben und anzutuschen.

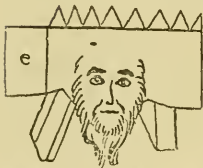
Als Farbe für das Kleid schlage ich ein tiefes Karminrot vor, die festen Ärmel werden etwas heller, die losen orange getönt, mit blauen Aufschlägen. Der Pelzkragen wird braun, der Bart etwas rötlich, die Kappe gelb. Alle Figuren müßt ihr ausschneiden und zu-



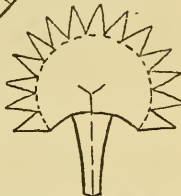
Der Mantel muß so | zusammengebogen werden, daß man den linken Seitenrand auf den rechten kleben kann.

eine feine, gerippte Spitzkappe, wem aber eine glatte genügt, der läßt das Falten bleiben und stülpt dem Hexenmeister einen Zuderhut auf, er kleidet ihn ebenfalls. Die Kappe wird auf die etwas zusammengebogenen Zaden der Kopfröhre gepappt, man kann sie aber auch lose aufsetzen. In den Nacken schiebt ihr den Kragen und biegt ihn etwas um, wenn sich eine Lücke zeigt.

Ist alles fertig, so stellt ihr Baba Mustapha auf den Deckel des Klaviers oder mit Unterlage eines Kartons auf die Saiten des Flügels und spielt einen recht flotten Marsch. Wem aber die musikalischen Hilfsmittel fehlen, der kann das Figürchen auf eine nicht zu dicke Tischplatte setzen und sie mit kräftigen Fäusten im Takte erschüttern — in beiden Fällen werdet ihr sehen, wie vergnügt der kleine Herr wird.



Die Mütze wird wie ein Fächer gefaltet und auf die zusammengebogenen



Der Kragen, der dem Männchen in den Nacken geschoben wird. Zaden der Kopfröhre gefleht. Die Kopfröhre wird auf den obersten Mantelrand gefleht.

sammenkleben. Dann biegt ihr die beiden Seiten des Mantels auseinander und leimt sie zusammen. Zuvor befestigt ihr auf der Rückseite 4 aus gespaltenen Strohhalmen entstandene Stützen mit etwas Syndetik, so daß sie gleichmäßig 1 bis 1½ cm hervorstecken. Ist kein fester Strohhalbm zur Hand, so kann man, sogar besser noch, Federposen dazu spalten. Zur Not genügen trockene Riefernadeln.



Man hilft sich, wie man eben kann!

Der Kopf bil-

So muß das fertige, tanzbereite Männchen aussehen.

Die Kopfröhre wird auf den obersten Mantelrand gefleht. Die Mütze wird sorgfältig wie ein Fächer gefaltet, indem die angegebenen Linien abwechselnd nach innen und nach außen gebrochen werden. So erhält man

Zwei lustige Anekdoten

Uebertroffen.

Ein Pfarrer aus Bonn macht einmal ein Wanderrund am Rhein. In Rüdesheim ließ er sich von einem jungen Schiffer nach Almannshausen überfahren. Während der Fahrt fragte er den jungen Mann: „Welche Schule haben Sie besucht?“ „Gar keine,“ war die Antwort. „Ist es möglich? Dann ist Ihnen ja ein Viertel Ihres kostbaren Lebens verloren gegangen. Können Sie schreiben?“ „Nein!“ „Auch nicht?“ „Sie Herrmeister! Was soll ich dazu sagen! Da ist Ihnen ja die Hälfte Ihres Lebens rettungslos verloren!“ Als der Pfarrer eben die Worte beendet hatte, kenterte das Boot und die Insassen fielen ins Wasser. Da rief der junge Schiffer: „Können Sie schwimmen, Hochwürden?“ „Nein, mein Sohn!“ „Na, dann wäre jetzt Ihr ganzes Leben verloren, Hochwürden, wenn ich Sie nicht retten könnte!“

Eine schlagfertige Antwort von Napoleon.

Napoleon war ein kleiner Mann. Einmal wollte er in seiner Bibliothek ein Buch aus dem obersten Fach des Bücherregals nehmen, reichte aber nicht an das Fach heran. Da sprang ein anwesender General hinzu und sagte: „Gestatten, Eure, ich bin größer,“ und nahm das Buch heraus. Da guckte Napoleon ihn von der Seite an und sagte: „Größer nicht, aber länger.“

Briefkasten

Bruno P. in Wien. Wenn man von einem Schiff sagt, es habe 5000 Brutto-Registertonnen, so heißt das, daß sämtliche Hohlräume 5000 Register- oder Raumentonnen, das sind 14 150 cbm, umfassen, weil eine Registertonne = 2,83 cbm ist. Ein Raum von einer Registertonne voll Wasser würde also 2830 kg wiegen. In dieser Belastung sind Maschinen, Einrichtung usw. mit eingerechnet.

Emilie U. in Godesberg. Ein Libretto ist der Text zu einer Oper. Es unterscheidet sich von einem Dramentext dadurch, daß es genau mit dem Rhythmus der Musik übereinstimmen muß. Der Kapellmeister gibt beim Dirigieren den Sängern mit dem Dirigentenstab ein Zeichen, wenn sie einzusetzen, d. h. mit dem Gesang zu beginnen haben.

Karl R. in Steyr. Es gibt zweierlei Mittel zur Verhinderung des Schlingerns bei Schiffen, den Schiffskeisel, der infolge des Beharrungsvermögens stets senkrecht steht und das schlingende Schiff in die Normalstellung zurückzwängt, und die Schlingertanks, die zu beiden Seiten in der Außenwand des Schiffes liegen und durch Röhren miteinander verbunden sind. Sie füllen sich infolge der Wellenbewegung mit Wasser und verursachen eine das Schlingern des Schiffes stark dämpfende Wasserbewegung.

Johanna P. in Lübeck. Daß das Meer einen Schwimmer besser trägt als ein Binnensee kommt daher, daß das Meerwasser salzhaltig, daher „dichter“ ist und besser trägt als das Süßwasser. Das tote Meer in Palästina und der große Salzsee in Nordamerika „tragen“ auch, obwohl sie Binnenseen sind, — eben weil sie stark salzhaltig sind.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

baum — blech — brief — de — de — eil — em — eng — fen — fer — gen — ha — kei — kopf — le — lisch — ma — men — nen — o — pfer — rei — rie — rönt — sche — sei — tan — tür — u — wä — well

sind 14 Wörter zu bilden. Die ersten und letzten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Titel eines Buches und seinen Verfasser. Die Wörter nennen: 1. Gewebe, 2. Land im Orient, 3. berühmten deutschen Gelehrten, 4. Wassergrenze, 5. Reinigungsanstalt, 6. Baumaterial, 7. Sprache, 8. Namen vieler Päpste, 9. Körperteil eines Haustieres, 10. beschleunigte Nachricht, 11. Nadelbaum, 12. Mädchenamen, 13. schmalen Lederstreifen, 14. Ankerplatz.

Zeitvertreib.

Wo die Erste schafft Zwei, Drei
Fröhlich jederzeit,
Wächst das Ganze, darum sei
Stets dazu bereit.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 8.

Silbenrätsel:

1. Lotto, 2. Erich, 3. Rafen, 4. Nelke, 5. Ebenholz, 6. Zwidau, 7. Uhrglas, 8. Seimat, 9. Otto, 10. Ebbe, 11. Räuber, 12. Erbbe, 13. Rafenbein.

Verne zuhören ohne zu stoeren.

Wer weiß es: Ein Band, Einband.

Fridolins Lachkabinen



Werner: „Weißt du auch, wer Nurm das Laufen gelehrt hat?“

Georg: „Nein! Wer denn!“

Werner: „Seine Mutter natürlich!“

*

Ein Radfahrer reißt einen Passanten um. Der Angefahrene schreit: „Sie ungeschickter Mensch, können Sie denn nicht klingeln?“

„Doch,“ sagt darauf der Radfahrer, „klingeln kann ich schon, aber noch nicht radfahren!“

*

Herr (zum Schofför): „Fahren Sie mich so schnell wie möglich zum Zahnarzt, ich habe rasende Schmerzen!“

Schofför (nach kurzer Fahrt): „Hier wohnt ein Zahnarzt!“

Herr: „Ach, wissen Sie — fahren Sie mich lieber erst zum nächsten!“

*



Schulz: „Haben Sie schon meine neue Standuhr gesehen?“

Müller: „Das ist doch eine Taschenuhr!“

Schulz: „Ja, aber sie steht immer!“

„Der weitsichtige Forscher“



Ein Forscher reist durch Afrika;
Es gibt so viel zu sehen da.
Die Sonne glüht. Mit seinen Lasten
Und seinem Träger will er rasten.



Der Neger schickt sich an, beizeiten
Ein Mittagessen zu bereiten.
Doch leicht gesagt — nur trocknes Gras
Hat er; und wie entzündet man das?



Da ist nun guter Rat recht teuer:
Wie macht man ohne Zündholz Feuer?
Wie zünden wir das Gras wohl an? —
Sinnst weißer Mann und schwarzer Mann.



Kein Mittagbrot? — Das wär' ein Reinsfall.
Da kommt dem weißen Mann ein Einfall.
Zwar hat er noch kein Wort gesprochen;
Doch weiß er es: bald wird's hier kochen.



Er nimmt die Brille von der Nase,
Und eine Handvoll von dem Gras.
Der Strahl dringt durch korrekte Gläser,
Und bald entzündet er die Gräser.

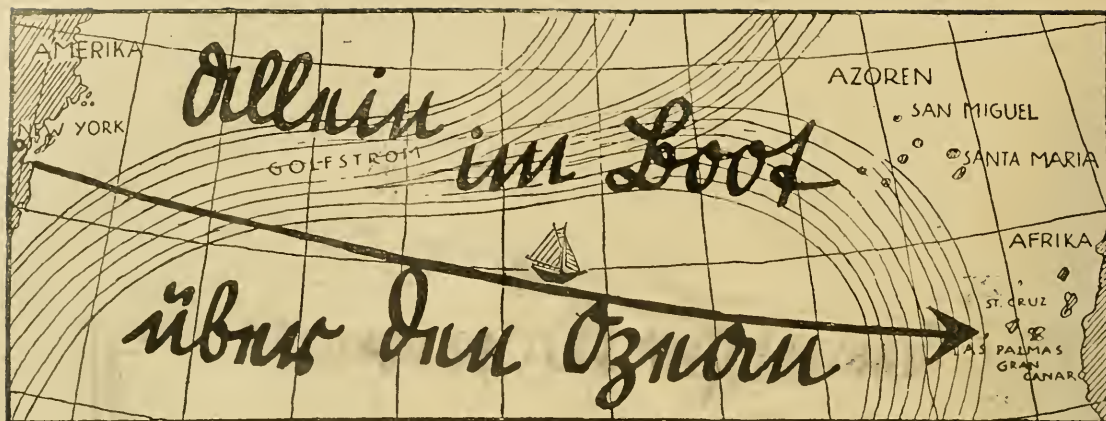


So hilft zum Mittagmahl die Sonne.
Der schwarze Träger tanzt vor Wonne.
So hilft die Klugheit, wie man sieht.
Prost Mahlzeit! Guten Appetit!

Barlog.



Wie der deutsche Seemann Hühne allein in einem Boot den Ozean überquerte. Traf er ein Schiff und fragte man nach Kapitän und Mannschaft, schrie er zurück: „Bin alles allein!“



Die abenteuerliche Fahrt des deutschen Seemanns Hühne von der nordamerikanischen Küste nach den kanarischen Inseln.

Vor etwa zwei Jahren stand der deutsche Seemann Hugo Hühne nachdenklich auf dem Achterdeck eines großen Frachtdampfers am Kai von Providence, Nordamerika, und starrte auf einen kleinen Segler, der in der Nähe lag und lustig auf und ab tanzte. Es war noch früh am Morgen, und die Mannschaft des Frachtdampfers war eben damit beschäftigt, die hinteren Ladeluken zu öffnen. Hühne, Bootsmann des Dampfers, sollte die Arbeiten beaufsichtigen, aber er sah gar nicht hin, sondern stand ohne sich zu rühren an der Reeling und sah hinüber auf das kleine Schiff.

Bald kam der Kapitän an Deck und als er seinen sonst so fleißigen Bootsmann unbeweglich stehen sah, trat er neben ihn und sah ebenfalls auf das sonnenhelle Wasser hinaus. Aber er konnte nicht entdecken, was die Aufmerksamkeit des Bootsmanns so fesselte und fragte ihn: „Na, Hühne, was sehen Sie sich denn da mit so einer Leichenbittermiene an?“

Hühne drehte sich nicht um. Es war, als ob er seine Augen nicht von dem kleinen Rutter losreißen könnte. „Der Kahn da ist zu verkaufen,“ sagte er. „Ein Pappentier! 75 Dollar. Rein geschenkt.“ — „Na und?“ fragte der Kapitän. Hühne fuhr sich verzweifelt in die Haare. „Warum hat man dieses lumpige Geld nicht! Seit Jahren sehnt man sich nach einem eigenen Schiff, genau wie das da. Größer braucht es nicht zu sein. Jetzt ist die Gelegenheit da. Der Kasten ist so gut wie umsonst. Aber selbst die paar Kröten hat man nicht.“ — „Wieviel haben Sie denn?“ fragte der Kapitän. „50!“ — Der Kapitän dachte nach. „Hühne,“ sagte er, „ich kenne Sie! Sie sind ein tüchtiger Kerl. Was Sie anfangen hat Hand und Fuß. Sie laufen mir mit dem Geld nicht weg. Ich leihe Ihnen die 25 Dollar.“ Hühne fiel dem alten Mann um den Hals. Nach Feierabend rief der Kapitän Hühne in seine Kabine und übergab ihm die 25 Dollar. Ohne die Arbeitskleidung zu wechseln, stürmte Hühne in das kleine Städtchen, und innerhalb weniger Minuten war der Kauf abgeschlossen. Dann kam der glückliche Besitzer zurück an den Kai und er und sein Kapitän gingen zusammen an Bord des Rutters, um ihn zu besichtigen. Der erste Eindruck war nieder-

schmetternd, zum mindesten für den Kapitän des großen Frachtdampfers. Es war ein trostloser Kahn. Fast alles war defekt. Die Decksplanken waren teilweise verfault und über die Wände der kleinen Kabine marschierten Armeen von Käferlarven. Der Kapitän schimpfte „Für das Brack sind 75 Dollar viel zu viel.“ Aber Hühne war begeistert. „Lassen Sie mich machen, Kapitän. Daraus mache ich Ihnen ein Staatsschiff.“ — „Und was wollen Sie denn damit?“ — „Meber den Ozean fahren, nach Las Palmas, zu meiner Frau.“ — „Sie sind verrückt,“ sagte der Kapitän äraerlich. „Abwarten,“ sagte Hühne und rieb sich die Hände.

Hühne war jetzt Befehlshaber, Kapitän, Matrose. Er heuerte von seinem Dampfer ab, richtete sich an Bord häuslich ein und fing mit dem Ausbessern an. Allmählich wurde es bekannt: Der verrückte Deutsche wollte in dem Kahn über den Ozean fahren. Wer am Kai vorbeiging, blieb stehen und sah sich das Ding an. Hühne hämmerte, hobelte, nähte, dichtete ab. Dabei hatte er seine Augen überall. Wo ein Schiff auf Abbruch verkauft wurde, war er zur Stelle und erhandelte hier ein Tau, da eine Latte, einen Kompaß, Karten, Zirkel, Segeltuch. Allmählich entstand aus dem vernachlässigten Kahn ein Zweimastkutter, tadellos gestrichen, bis ins kleinste wohl imstande. Das dauerte fast zwei Jahre. Oft fehlte Geld. Dann arbeitete er nebenher, verdiente, was er brauchte, rüstete weiter. Eines Tages war das Schiff fertig. Jetzt fehlte nur noch der Proviant. Aber nun war Hühne nicht mehr allein. Unzählige Menschen kannten ihn, wußten, wofür er arbeitete. Man veranstaltete eine Sammlung. Jeder gab, was er konnte. Von dem Erlös wurde Verpflegung für drei Monate gekauft, denn so lange konnte schlimmstenfalls die abenteuerliche Fahrt dauern. Jetzt konnte es losgehen. Hühne nahm keinen einzigen Menschen mit. Allein wollte er alles machen. Vermutlich hätte er auch niemanden gefunden. Es schien der sichere Tod zu sein. Nur einen Hund nahm er an Bord und eine Katze. Als er abfuhr, standen Tausende am Ufer und sahen, wie das



Wie der deutsche Seemann Hugo Höhne allein über den Ozean fuhr: Sieben furchtbare Stürme mußte er auf seiner Fahrt überstehen; bis auf die Haut durchnäßt und halb erstarrt klammerte er sich an den Mast, um nicht über Bord geschleudert zu werden.

Schiff auf die Reede geschleppt wurde. Man belachte und bewunderte diesen Mann, der wagte, was noch nie jemand gewagt hatte: Monate lang über den stürmischen Ozean allein zu fahren.

Höhne hatte weder Papiere noch Flaggen. Jedes Schiff konnte ihn als Piraten behandeln. Er besaß keine Instrumente, um den jeweiligen Standort des Schiffes festzustellen. Nur die gelbe Quarantäneflagge hatte er mit. Die zog er auf, sobald auf hoher See ein Schiff sich näherte. Kam dann das Schiff heran und sah das menschenleere kleine Segelboot und die gelbe Flagge, so dachte jeder an Bord, hier sei ein Unglück passiert. Schiffbrüchige trieben hier umher. Aber Höhne lachte sie aus. Er fragte nach dem Standort und wünschte gute Reise. Fragte man ihn durch das Sprachrohr, welche Flagge er führe, so antwortete er: „Reinel!“ Fragte man nach Kapitän und Mannschaft, so brüllte er zurück: „Bin alles in einer Person.“ Die Besatzung hielt ihn dann meistens für geisteskrank; einmal nachts, als er dicht vor einem Engländer auftauchte und seine Angaben über das tosende Wasser schrie, dampfte das Schiff, wie er erzählte, mit voller Kraft davon. Anscheinend dachte die Mannschaft, dies sei der Alabautermann.

Gewaltig waren die Anstrengungen für den einsamen Mann. Niemand war da, ihn zu erfrischen, wenn der Schlaf ihn überfallen wollte. Bei Sturm war nicht an Schlaf zu denken. Dann hockte er naß, fröstelnd, halb erstarrt an Deck. Das Steuer in der Hand. Bei leidlichem Seegang schlief er um die Mittagszeit. Dann band er das Steuer fest und legte sich daneben. Sieben furchtbare Stürme hatte das Schiff auszuhalten. Tagelang kam der Kapitän nicht mit einem Fuß in die kleine Kajüte; nie aus den Kleidern. Die Rage starb an Seekrankheit. Der Hund war schwer krank, aber er blieb am Leben. Mit ihm unterhielt sich der einsame Mann. Ein unerhörtes Verhältnis der Freundschaft entwickelte sich zwischen Herrn und Hund auf der wochenlangen Fahrt durch die furchtbare Wasserwüste inmitten nächtlicher Stürme und Wolkenbrüche. „Er verstand alles,“ sagte Höhne, „ich besprach alles mit ihm. Er war mein Freund. Ich war nicht allein.“

Viele Tage fuhr der kühne Kapitän. Unerhörte Anforderungen an Geistesgegenwart, Mut, Umsicht und Körperfähigkeit mußten ausgehalten werden. Als ein Wolkenbruch seinen Tabak durchnäßte, brach zum erstenmal Verzagtheit über ihn herein. „Ohne Tabak,

wie soll man da leben?" Aber dann nach fünf langen Sturmtagen kam Sonne und trocknete den nassen Tabak, und Hühne war wieder glücklich. Neunundfünfzig Tage fuhren sie so — der Kutter, Hühne und sein Hund. Endlich tauchten eines Morgens die Berggipfel der Kanarischen Inseln aus der Flut. Einen Tag noch und eine Nacht, und Hühne erreichte die Reede von Las Palmas, wo die Schiffe, die ihm unterwegs begegnet waren, bereits seine bevorstehende Ankunft gemeldet hatten. Als er anlegte, waren alle Ufer, alle Häuser, alle Bergabhänge schwarz von Menschen. Flaggen wehten überall und die Dampfer im Hafen ließen ihre Sirenen kreischen. Alle waren außer sich vor Staunen über diese Tat, und als der Held der neunundfünfzig einsamen Tage endlich an Land kam, wurde er von der Menge auf den Schultern durch die Straßen getragen bis zu dem kleinen weißen Hause, in dem seine Frau und seine Kinder wohnten. —

Hühne ließ sich in Las Palmas häuslich nieder, aber im stillen bedauerte er, daß die herrliche Zeit auf dem einsamen Ozean vorbei war, wo er Beherrscher gewesen war, auf sich selbst angewiesen, einsam zwischen Himmel und Wasser; wo keine lärmenden Menschen waren, nur das ewige Rauschen des Wassers. Selbst die rasenden Sturmtage, an denen er durchnäht bis auf die Haut, müde, hungrig und frierend am Mast lauerte, hätte er oft gern eingetauscht gegen die sonnigen Tage in Las Palmas.

Jetzt lebt Hugo Hühne in Las Palmas und ist eine Landratte geworden. Aber ganz kann er auf sein geliebtes Meer nicht verzichten. Jeden Abend kehrt er auf seinen Kutter zurück, der draußen in der Bucht verankert liegt. Da schläft er jede Nacht, und wenn die Kaje leise auf und nieder schwankt, dann träumt er davon, daß er noch auf dem Ozean führe, allein, er und sein Hund, Hugo Hühne, der Herrscher des Meeres.

Wie man die Welt von oben sieht

Komische Bilder, die wir alle Tage vom Fenster aus sehen können

Wenn der Flieger sich aus seinem Flugzeug neigt und gerade hinunter auf die Erde blickt, sieht ein Wald aus wie ein Korb voll Grünkohl, ein gepflügtes Feld wie ein Waschbrett, das Meer mit seinen vielen Schaumköpfen wie ein Reibeisen. Und erst die Menschen sind gar nicht zu erkennen; und man kann nicht einmal sagen, da unten wimmelte es wie in einem Ameisenbau, denn so komisch wie ein Mensch von oben sieht keine Ameise aus. Das Vergnügen, das der Flieger hat, indem er den Menschen auf die Köpfe guckt, kann sich ein jeder leisten, ohne ins Flugzeug zu steigen: Man guckt einfach von einem Fenster oder einem Balkon gerade hinunter auf die Straße und — wie wimmelt es da von merkwürdigen Lebewesen! — Eine Riesenqualle kommt heran, scheinbar durch die Luft schwebend; und nur, wenn man scharf aufpaßt, sieht man zwei Füße, sonst nichts. — Und doch ist es von der

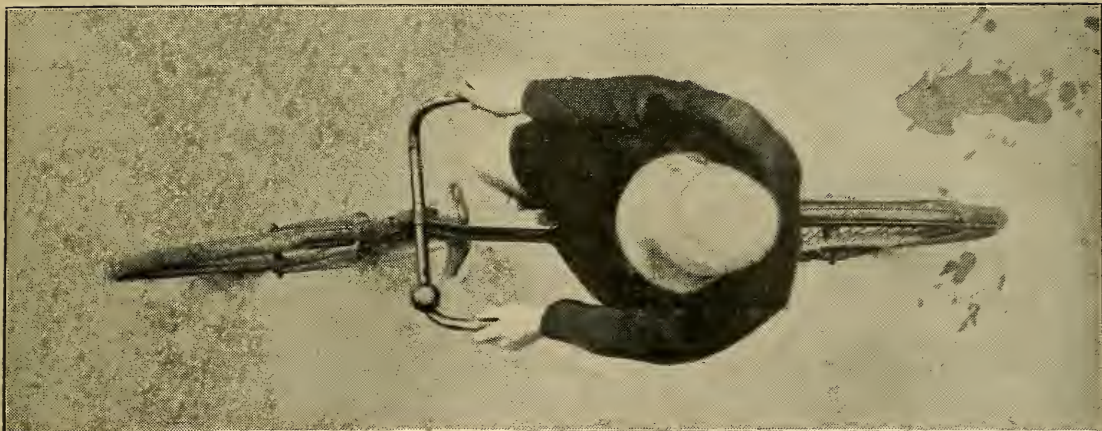
geht. — Eine Menschenversammlung, die ihre Regenschirme aufgespannt hat, sieht von oben aus wie ein schwarzglänzendes Riesentier mit buckliger Panzerhaut. — Da kommt ein merkwürdiges Etwas, das aus einer Kugel und strampelnden Beinen besteht, auf einem schmalen Strich daher, der schnell dahinschießt. Ein Fahrrad sieht von oben eben wie ein Strich aus — Räder, Gestänge, Kotflügel, alles wird zu einem Strich, und vom Menschen sieht man dabei nur den Kopf, die Schultern und die Beine, die sich bewegen. Und nur wenn er sich mitten auf der Straße hinlegen würde, würde man ihn wie sonst sehen.

Von oben gesehen, bleiben nur die Ausmaße eines Gegenstandes nach Länge und Breite erkennbar.

Ein Pferd wird in der Vogelschau zu einer schlecht gefüllten Wurst; am Bauch und an den Hüften ist die Wurst schon rund, am Hals aber recht mager. Und ein paar Zungen, die sich auf der Straße balaun, sehen so komisch aus, daß es einem schwer fällt, zu erkennen, daß das Menschen sind.



Wie die Welt von oben aussieht: Zwei halgende Jungen von oben gesehen wirken so komisch, daß es uns schwer fällt, sie richtig zu erkennen.



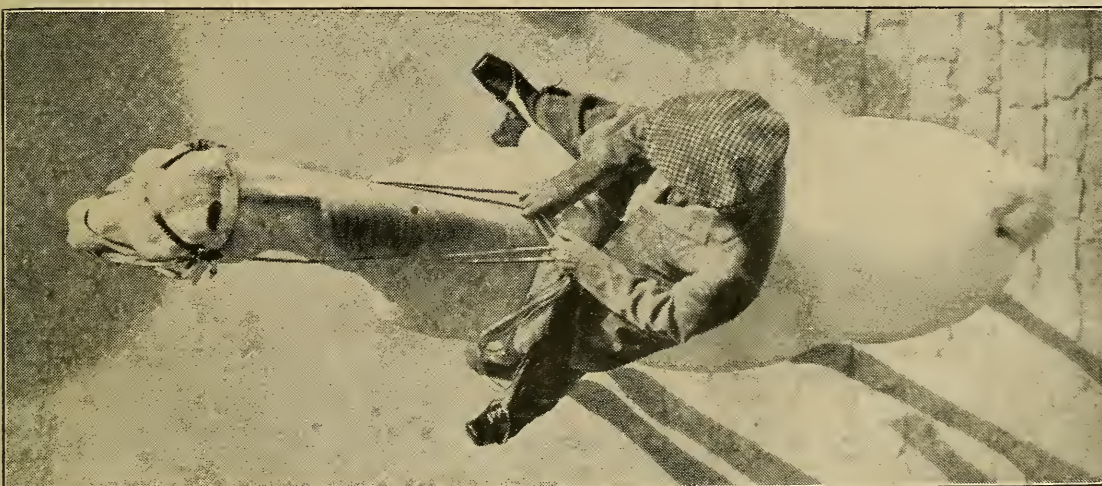
Wie man die Welt von oben sieht: Ein Fahrrad sieht von oben wie ein Strich aus, und von dem Menschen darauf sieht man nur den Kopf, die Schultern und ein Knie.

So kann man, indem man auf die Welt hinabschaut, alles in komischer Verzerrung sehen; und es ist nur ein Glück, daß wir uns nicht selber auf den Kopf gucken können. Die Sache hat aber auch eine ernste Seite: Wir werden alle mit der Zeit lernen müssen, die Dinge auch von oben, aus der Vogelperspektive, zu betrachten und zu erkennen; denn ehe viele Jahre vergangen sind, werden wir alle im Flugzeug fahren und werden uns gewöhnen müssen, ein Grünkohlsfeld für einen Wald ansehen, und ein Reibeisen für ein vom Winde aufgewühltes Meer. Die Welt bekommt ein anderes Gesicht. Und wenn wir vollends Flugzeugführer werden oder gar einen Zeppelin führen, müssen wir mit einem Blick erkennen können, was in rascher Fahrt unten an uns vorüberzieht.

So hat jedes Ding auf der Welt, das uns zunächst komisch anmutet, eine ernste Seite.



Die Welt von oben gesehen: Eine Frau unter einem Sonnenschirm sieht wie ein wandelnder Pilz aus.



Wie ein Reiter von oben aussieht: Das Pferd bekommt eine ganz merkwürdige Form, und auch der Reiter ist kaum zu erkennen.

Das Bärenfell

Einzel Geschichte zum Nachdenken

In einem Indianerdorf im nördlichen Kanada lag der älteste Sohn des Häuptlings schwer krank in seinem Zelt. Die Medizinmänner des Stammes hatten ihn bereits aufgegeben, und die jungen Krieger umstanden das Zelt des Schwerkranken, um seine Abreise in die ewigen Jagdgründe mit Klageliedern zu begleiten. Da bahnte sich eine alte Frau einen Weg durch die Menge an das Krankenlager und rief: „Du wirst genesen, wenn du auf dem Fell eines selbst erlegten Bären schlafen wirst.“ Als der Häuptlingssohn das hörte, raffte er sich mit Aufbietung seiner letzten Kräfte auf, faßte nach dem Gewehr und tor-

telte ins Freie. Hier gab ihm die frische Luft neue Kräfte, und auf seine Flinte gestützt, wanderte er in den nahen Wald, bis er erschöpft zu Boden fiel. Als er aufwachte, war es Tag, und er ging weiter, durch dunkle Wälder, von Wurzeln und Beeren lebend, Quellwasser trinkend, bis er, nach vielen Wochen, an einem Abend in einer einsamen Felschlucht einen Bären schoß. Aber bis dahin hatte er seine Krankheit bereits vergessen, und als er, mit dem erlegten Fell beladen, wieder in das Dorf seines Vaters kam, war er zu einem der Kräftigsten und Gesündesten des ganzen Stammes geworden.

Was bedeuten diese Schilder?

Sonderbare alte Ladenschilder, die wir noch heute manchmal auf der Straße sehen

Noch vor hundert Jahren sah man auf der Straße fast an jedem Haus die sonderbarsten Abzeichen. Das waren die Ladenschilder der Handwerker, die im Mittelalter bei der Gründung der verschiedenen Zunftarten zum erstenmal an den Häusern befestigt wurden. Große Reklameschilder, wie wir sie heute überall sehen, hätten damals wenig Wert gehabt, weil kaum ein Mensch lesen konnte. Wer aber einen großen Hausschlüssel über einer Tür hängen sah, der wußte gleich Bescheid: Hier wohnte ein Schlosser! Die Möbelhandlungen waren durch die rot angestrichene Rückwand einer Bettstelle erkennbar, die Bäckereien erkannte man an der großen Brehel, die über der Tür hing, die Gerber an einem aufgemalten grünen oder roten Fell. Die Kesselschmiede hängten einen großen Kupferkessel vor ihrer Ladentür auf, die Schuster einen großen Stiefel und die Hutmacher einen Dreimaster oder in späteren Jahren einen Zylinder. Das goldene Schild aber, das heute noch vor den Frisörgeschäften hängt, ist des Sinnbild für das Seifenbecken der Barbier, das sich am längsten erhalten hat.



Eine Straße vor hundert Jahren: Jeder Beruf hatte sein Zeichen vor dem Laden hängen.



Wie sich verirrte Bergsteiger beim Schneesturm vor dem Erfrieren retten: Sie stoßen den Eispickel tief in den Boden, schlingen das eine Ende des Seils darum und binden sich selbst am anderen Ende fest; so wandern sie unermüdlich im Kreis, um sich wachzuhalten und nicht abzustürzen.

Immer im Kreis

Wie zwei Bergsteiger sich vor dem Erfrieren retteten

Wenn Bergsteiger im Hochgebirge von der Nacht überrascht werden, müssen sie die nächste Schutzhütte aufsuchen, denn eine Nacht in Schnee und Eis ist grauenhaft, und nur mit Aufbietung aller Energie kann man sich am Leben erhalten. — Zwei Bergsteiger hatten den Gipfel eines Berges erstiegen, und als sie in die Runde blickten, sahen sie, wie gleich

neben ihrem Berg ein zweiter Gipfel sich erhob, der einen viel schöneren Rundblick zu versprechen schien. Der Ehrgeiz erwachte in ihnen, und nachdem sie den Inhalt der Rucksäcke verzehrt hatten, machten sie sich an die Besteigung des zweiten Gipfels. Der Mittag war schon längst vorüber, und als sie nach zweistündigem anstrengenden Klettern über einen

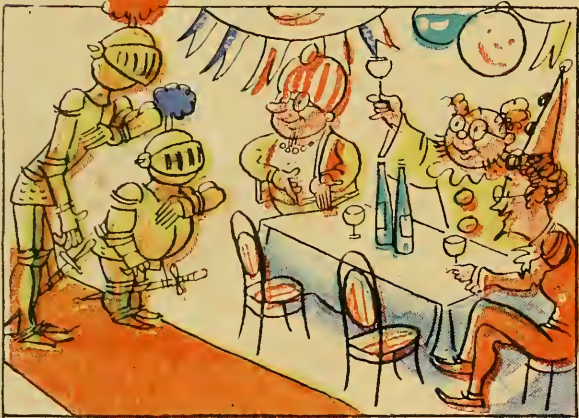
Laatsch und Bommel



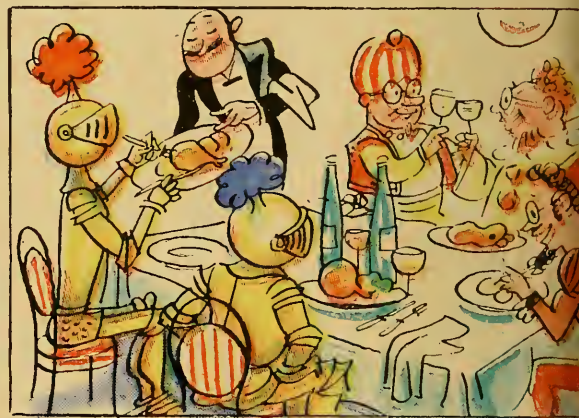
Der Toldi spricht zu Laatsch und Bommeln:
„Seut' muß ich noch zusammentrommeln
Der Freunde Schar zum Maskenball,
Ihr kommt doch auch auf jeden Fall?“



Sie lassen sich's nicht zweimal sagen.
Und sie verkleiden voll Behagen
Sich hier in Harnisch ganz aus Eisen,
Um sich als Ritter auszuweisen.



Bewimpelt steht im Lampenscheine
Ein Tisch. Dran sitzt bereits beim Weine,
Als Laatsch und Bommel dort erscheinen,
Der Onkel Toldi mit den Seinen.



Er spricht: „Nun soll's euch einmal schmecken.“
Er läßt den Tisch mit Speisen decken,
Mit Früchten, Wein und Gänsebraten,
Die Ritter rüsten sich zu Laten.

scharfen Grat noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, merkten sie, daß sie sich in der Entfernung geirrt hatten. Da die Sonne hinter schweren schwarzen Wolken verschwunden war, wurde es bald halbdunkel, obwohl es noch nicht Abend war. Die beiden Männer beschleunigten ihre Schritte, wobei sie einige Male stolperten — in dreitausend Meter Höhe und mit gährenden Abgründen zu beiden Seiten! Sie dachten nicht mehr an den zweiten Gipfel. Nur hinab, hinab von diesem schrecklichen Grat, der nie ein Ende nehmen wollte, hinab durch einen „Kamin“ oder einen engen Spalt, der in die Tiefe führte!

Vom seitlich gelehnten Klettern am Grat schmerz-

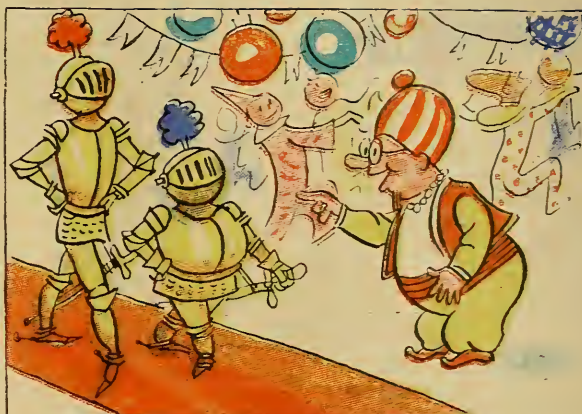
ten ihnen die Rücken, die Füße machten nur noch mechanisch die Bewegung des Gehens mit, der Atem pfiß ihnen in kurzen Stößen aus dem Mund. Da entlud sich der pechschwarze Himmel über ihnen, und es begann zu schneien. Der Wind schleuderte den Männern die Schneeflocken ins Gesicht, daß sie nur noch den Boden zu ihren Füßen sahen. Verständigen konnten sie sich nur durch Schreien. Nun standen sie gerade an einer Stelle, wo der Grat sich zu einer kleinen Fläche verbreiterte — nicht größer als der Fußboden eines Zimmers.

Die Männer blieben stehen. Jeder Schritt vorwärts oder rückwärts konnte den Tod bedeuten. Sie setzten sich im Finstern Rücken an Rücken in den

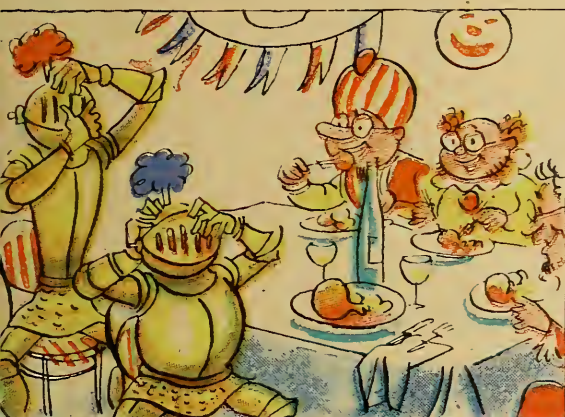
auf dem Maskenfest



So kommen sie als späte Gäste
Zu Onkel Toldis Maskenfeste.
Vaatsch spricht: „Herunter jeht, mein Kleiner,
Mit dem Bisier, dann kennt uns keiner.“



Die beiden drolligen Gestalten,
Die sich für nicht erkennbar halten,
Hat Onkel Toldi gleich erkannt.
(Er trägt ein Kleid aus Samarkand.)



Doch läßt sich für den Huppenpappen
Das Blech-Bisier nicht aufwärts klappen.
Sie sitzen hungernd hinterm Gitter,
Und so was ist für Ritter bitter.



Was nützt der Dufst von guten Dingen,
Kann man sie nicht zum Munde bringen.
Der Ball ist aus. Die andern gingen,
Die Ritter möchten schier zerspringen.

Schnee, um das Ende des Unwetters abzuwarten. Aber da kroch die Kälte in ihre Glieder, mit Erstarrung und Gefühllosigkeit. Erschrocken sprangen sie auf. Was sollten sie machen? Da tat der eine das einzige, was sie tun konnten: Er steckte den Eispickel fest in die Mitte der kleinen Fläche, schlang das Bergseil um den Stock des Eispickels und band sich das eine Ende des Seils fest um den Körper. Der andre Mann band sich mit dem zweiten Ende fest, und so — gleich zwei Karussellpferden — gingen sie immer im Kreis, immer rund um den Eispickel, der sie mit dem Seil auf der Schneefläche hielt.

Die Männer sahen überhaupt nichts mehr; nur manchmal, wenn der eine gestürzt war oder erschöpft

innehielt, stolperte der andere über ihn. Dann blickten sie sich in die Gesichter, und einer fragte den andern: „Wie lange hältst du es noch aus?“ — „Nicht mehr lange,“ war die Antwort; aber die menschliche Natur läßt sich nicht so leicht schlagen.

Die ganze Nacht liefen sie so im Kreis, wie blinde, totmüde Pferde, und als das erste Morgenlicht die Wolken teilte und der Schneesturm nachließ, gingen sie immer noch, bis an die Bäuche im Schnee. In dessen wurde es immer heller, bis — endlich, endlich! — der Himmel sich lichtetete.

Im Laufe des Vormittags schleppten sie sich dann über den Grat zurück zur nächsten Schutzhütte, und waren gerettet.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Dorian.

(Schluß.)

Nach dem Biß sank das alte Pferd beinahe lautlos nieder. Stabusch, der Hungrige, trank sein Restchen Blut und sättigte sich an dem mageren Fleisch, das vom Alter zäh wie ein Strick war. Als der Kutscher aus der Kneipe trat, sprang Stabusch zurück. Die Schatten an der Häuserwand hatten ihn in der nächsten Sekunde verschluckt.

24. Kapitel.

Ein Wolf kann auf die Dauer nicht von Ratten leben.

Gegen Morgen erreichte Stabusch ein Feld, das Ähnlichkeit mit einer Prärie hatte; an einigen Stellen wuchsen Gräser und Brennesseln. Es war ein Schuttabladepfatz. Stabusch überstieg ein Gebirge von Asche, leeren Konservenbüchsen, Glascherben und Küchenabfällen. Ein süßlicher Geruch erfüllte diese seltsame Prärie. Eine Tonne lag da, aber sie war besetzt. Ein dicker schwarzer Kater fauchte und hauchte mit der Krallenpfote nach Stabusch. Stabusch kroch unter eine Matraze, aus der verrostete Sprungfedern ragten. Hier verschlief er den Tag.

Er erwachte von einem wilden Lärm. Glascherben klingelten, und die leeren Blechbüchsen kollerten übereinander. Es war der schwarze Kater, der einen Rivalen verfolgte. Als sie sich eingeholt hatten, saßen sie sich mit funkelnden Augen gegenüber; ärrrrrrraoooooooo — sang der Schwarze — maoooooooooooooooo —

Der andre, ein Schwarzweißer, hielt die Augen geschlossen und die Ohren heruntergeklappt; er war seiner Sache nicht sicher. Plötzlich ging es ksch — ksch ksch — Eine Wolke von Staub und Asche flog auf; gleich darauf raste der Schwarzweiße davon, sprang mit einem Riesenatz den Müllberg empor, kam aber ins Rutschen und wurde von einer Lawine von Blechbüchsen zugedeckt.

Stabusch erhob sich. Er hatte Hunger und scharrte nach den Speiseresten, die im Müll begraben lagen. Eine große Ratte schoß vor ihm auf. Er verfolgte sie ein Stück weit über die klappernden Blechbüchsen und schnüffelte, als sie verschwunden war, nach ihrer Spur. Aber in dem Durcheinander von Gerüchen, die dem Abfall entströmten, konnte er die winzige Spur nicht finden. Später beobachtete er den schwarzen Kater bei der Rattenjagd. Der machte es mit dem Gehör. Reglos saß er da und horchte nur. Und dann schlich

er sich an wie ein Tiger. Seine Ohren zuckten. Jeder Schritt war überlegt und lautlos wie auf Samt, und das war eine Kunst auf dem Abfallpfatz, wo es kaum eine Stelle gab, auf der nicht irgend etwas lag. Dann ballten sich die Muskeln unter dem schwarzen Fell zu dicken Knäueln; der Kater sprang. Aber hierbei hatte er nicht immer Glück. Er traf manchmal daneben, und im Laufen waren ihm die Ratten überlegen. Das wußte er und verfolgte sie erst gar nicht. Er setzte sich hin, blickte nach der andern Seite und leckte sich die Schnauze.

Einmal, als er wieder fehlgesprungen war, fing Stabusch dem Kater die Ratte vor der Nase weg und biß sie tot. Der Kater machte einen Buckel und fauchte. Aber nun geschah etwas, was er nicht erwartet hatte: Stabusch frösch die getötete Ratte nicht, er ließ sie liegen. Der Kater setzte sich in einiger Entfernung hin und blickte mit seinen grünen Augen mißtrauisch. Schließlich aber ging er heran und fraß von der Ratte. Er kaute eine Ewigkeit an einem Stück und leckte sich dann; er schien genug zu haben. Stabusch verschlang den Rest der Ratte im Nu. Von da an waren Stabusch und der Kater Jagdgenossen. Der Kater machte mit seinem feinen Gehör die Ratten ausfindig. Stabusch brachte sie zur Strecke, und dann fraßen sie. Ratten gab es genug auf dem Schuttabladepfatz, aber der Kater war immer viel früher satt als Stabusch und wollte nicht mehr. Nach der Jagd ging er aus und kam erst am Morgen wieder. Dann schlief er in der Tonne, und Stabusch kroch unter die alte Matraze. Manchmal erwischte Stabusch auch auf eigene Faust eine Ratte. Aber ein Wolf kann auf die Dauer nicht von der Rattenjagd leben. Nach vier Tagen und vier Nächten, die er auf dem Schuttabladepfatz zugebracht hatte, waren die Pfistknochen und die Rippen durch Stabuschs Fell zu erkennen.

Der Hunger trieb ihn zurück in die Straßen. Da begegnete ihm in einer Nacht ein Mann. Der Mann war freundlich. Er zog ein Papier aus der Tasche und gab Stabusch ein Stück Fleisch daraus. Stabusch fiel gierig darüber her. Aber dann konnte er nicht mehr fort, denn der Mann hatte ihm einen Strick um den Hals gelegt. Der Strick war nichts neues für Stabusch. Er ging neben dem Mann ruhig her, auf der linken Seite, wie er es beim Scheriff gelernt hatte. Der Mann führte ihn in ein Haus und eine Treppe hinab. Dort drängte er ihn in einen Käfig. Der Mann war ein Hundefänger.



Die Stabus von Ratten lebte: Stabus tat sich mit dem schwarzen Kater zusammen und gemeinsam gingen sie auf die Rattenjagd.

25. Kapitel.

Stabus atmet Luft aus der Prarie.

Am nächsten Morgen besah der Hundefänger seinen Fang und war zufrieden. Es war ein Hund, den man für fünfzig Dollar verkaufen konnte; solche Hunde fängt man nicht oft. Eine Hundemarke hing am Halsband. Der Hundefänger suchte zu entziffern, was darauf stand:

„Kette — te ein Men — schen — le — ben.“ —

Es war keine Hundemarke, sondern eine Medaille. Der Hundefänger erschrak. Es war offenbar ein Polizeihund, den er gefangen hatte, und vielleicht ein berühmter! Am Halsband stand ein Name. Der Hundefänger mühte sich nun am Gitter des Käfigs ab, bis er gelesen hatte:

Stabus —

Stabus — den Namen hatte er schon gehört. Das war nicht lange her. Er hatte den Namen gelesen in der Zeitung . . . Nun erinnerte er sich.

Dies war also der Hund Stabus, von dem die Zeitungen geschrieben hatten! Und bei einem Müllplatz in der Vorstadt hatte er ihn gefunden.

Der Hundefänger ging und sah die alten Zeitungen durch. Er fand eine Anzeige in einem Blatt, das vor drei Tagen erschienen war. Sie lautete:

Zweihundert Dollar Belohnung demjenigen, der uns den Wolfshund Stabus überbringt.

Der Hund ist aus dem Zirkus Tagilattelli entlaufen und seitdem verschwunden. Er trägt ein Halsband mit seinem Namen und eine Medaille mit der Inschrift: Kette ein Menschenleben.

Die Direktion der Filmgesellschaft „Hiawatha“.

Anruf: Broadway 234567.

Als der Hundefänger die Anzeige gelesen hatte, setzte er seinen Hut auf, ging zum nächsten Telefon und telefonierte Broadway 234567.

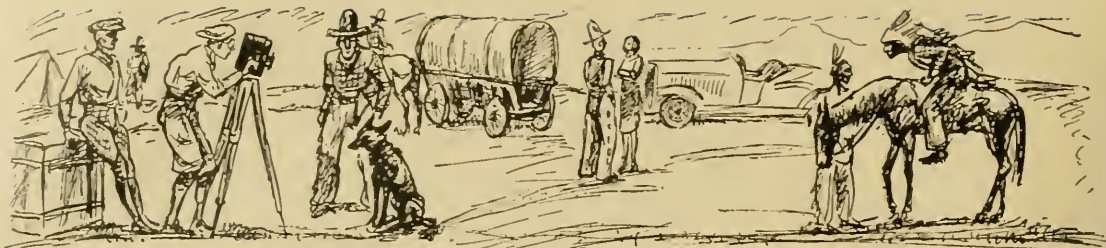
Eine halbe Stunde später fuhr ein Auto vor. Zwei Männer stiegen aus. Stabus wurde aus dem Zwinger geholt, an eine Kette gelegt und zum Auto geführt. Er ließ sich alles gefallen. Das Auto fuhr zur Filmgesellschaft „Hiawatha“.

Der Direktor der Filmgesellschaft „Hiawatha“ hatte mit dem Major Morrison einen Vertrag geschlossen, daß er einen Film mit Stabus drehen durfte. Und nun sollte dieser Film sogleich gedreht werden. Er sollte mit einer Szene beginnen, wie Georgia von dem Hund Stabus Abschied nimmt. Der Hund Stabus verfolgt die Spur des Autos. Die zweite Szene zeigte den Ueberfall. Das Auto wird von Indianern verfolgt, und der Schofför feuert mit dem Revolver. Der Indianerhäuptling tötet den Schofför mit einem Tomahawkwurf, springt vom galoppierenden Pferd herab in das führerlos dahinraufende Auto und bringt es zum Stehen. Er hebt die händerringende Georgia auf sein Pferd und entflieht mit ihr über die Prarie.

Die vierte Szene spielte bei den Wölfen. Die Filmmänner hatten fünfundzwanzig Wolfshunde für diese Szene gemietet. Von dem Hirsch und von Caligula und wie Stabus der Anführer der Wölfe geworden war — davon wußten die Filmmänner nichts; sie wußten überhaupt nicht viel von Wölfen.

Nun war die Frage, ob Fräulein Violet Sunbeam es übernahm, die Rolle der Georgia zu spielen. Fräulein Violet Sunbeam war eine unbezahlbare Schönheit. Der Direktor bot ihr ein hohes Honorar und erhielt eine Absage. Darauf bot er ihr ein noch höheres Honorar, und nun sagte sie zu. Der Direktor war glücklich.

Stabus lebte unterdessen in einem Zimmer in dem großen Haus der Filmgesellschaft „Hiawatha“. Er sollte stattlich aussehen und wurde deshalb gut



Stabusjch beim Film: Stabusjch saß vor dem Kurbelkasten und ließ sich aufnehmen.

gefüttert; täglich vertilgte er zehn Pfund Kalbsfleisch und drei Liter Milch. Sein Fell wurde glänzend, und man sah nun nicht mehr die Knochen hindurch. Fräulein Violet Sunbeam erschien eines Tages und wollte ihn besuchen. „Oh,“ sagte sie, als sie das Zimmer betrat, „wie es hier riecht!“ Und sie nahm aus ihrem Handtäschchen einen Parfümzerstäuber und spritzte Wolken von Wohlgeruch umher. Dann holte sie einen Caramelbonbon hervor. „Hier, mein Hundchen,“ zwitscherte sie, „ich habe dir etwas mitgebracht.“ Stabusjch blickte auf ihre Schuhe. Er hatte viele Schuhe und Stiefel gesehen, aber solche, aus denen weißes Gras wuchs, noch nicht. Es waren Straußfedern, mit denen die Schuhe von Fräulein Violet Sunbeam geschmückt waren.

Auf der Prärie hatte der Regissör mit seinen Arbeitern ein Lager aufgeschlagen; für Fräulein Violet Sunbeam war ein Wochenendhaus erbaut worden, denn man konnte ihr nicht zumuten, daß sie in einem Zelt schlafen sollte. Der Indianerhäuptling aber schlief in einer Hängematte unter freiem Himmel und übte sich jeden Morgen im Tomahawkwerfen. denn das hatte er schon lange verlernt. Als Fräulein Violet Sunbeam mit dem Direktor und Stabusjch im Filmlager ankamen, empfing sie ein ohrenzerreißendes Gebell. Es waren die fünfundzwanzig Wolfshunde. Alles war vorbereitet.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr, als Fräulein Violet Sunbeam gefrühstückt hatte, begannen die Aufnahmen. Zuerst wurde die Szene mit dem Auto und dem Indianerhäuptling gedreht. Sie gelang bis auf den Wurf des Tomahawks, der beinahe Fräulein Violet Sunbeam in die Frisur geflogen wäre. Fräulein Violet Sunbeam fiel in Ohnmacht und konnte an diesem Tag nicht mehr filmen. Man verschoß die zweite Hälfte dieser Szene und begann bei der mit den Wölfen. Die Wolfshunde wurden in die Prärie getrieben. „Aufnahme!“ schrie der Regissör durch das Sprachrohr. Der Mann am Kurbelkasten drehte. Und dann wurde Stabusjch losgelassen.

Stabusjch lief ein Stück in die Prärie und holte Atem. Man sah, wie sein Brustkorb sich dehnte. Er blies den Staub von der Stadt und den Menschen aus seinen Lungen und sog die Prärieluft ein. Dann lief er weiter. Er lief an den Wolfshunden vorbei. „Haaaaaakt!“ schrie der Regissör. Aber Stabusjch lief.

„Pfeifen Sie,“ sagte der Regissör zu dem Mann, der die Wolfshunde unter sich hatte. Der Mann zog eine Hornpfeife hervor und pfiß:

trütrütrütrü — lülülülülülülülülül

Die wohlgezogenen Wölfe, die Hunde waren, liefen sogleich alle herbei, der Hund Stabusjch aber, der ein Wolf war, wurde immer kleiner, so schnell lief er davon.

Der Direktor, der Regissör konnten rufen und schreien, der Mann mit den Hunden konnte pfeifen. —

Stabusjch war nur noch ein Punkt in dem weiten Raum der Prärie, und dann sahen sie auch den Punkt nicht mehr.

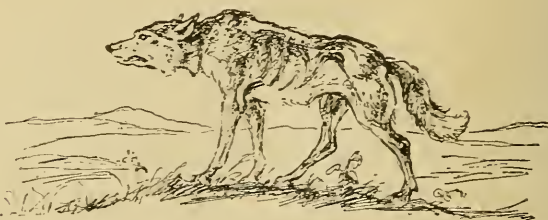
Stabusjch, der Wolf, war aus der Prärie zu den Menschen gekommen; nun kehrte er dahin zurück, woher er gekommen war: in die Prärie, in die Freiheit. Vielleicht wäre er früher dahin zurückgekehrt, aber immer hielt ihn seine Schuld bei den Menschen zurück, seine Schuld gegen das Fräulein Georgia. Stabusjch war nur ein Wolf, ein wildes Tier, aber auch die Tiere haben eine Seele und fühlen Pflicht und Dankbarkeit wie die Menschen.

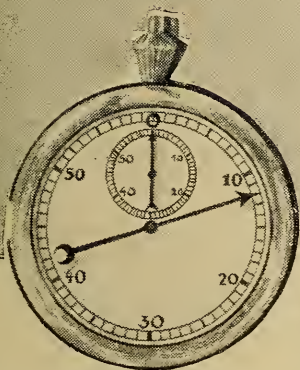
Dann aber, als er die Schuld ausgelöst hatte, hielt Stabusjch nichts mehr bei den Menschen. Denn die wilden Tiere lieben die Menschen nicht. Das tun nur die zahmen Tiere, z. B. die Hunde. Stabusjch kehrte zurück in die Prärie. Und niemand weiß, wie es ihm dort ergangen ist. Vielleicht wurde er der Anführer einer Wolfsbande. Vielleicht trieb er sich auch als Einsiedler umher. Sicher aber fraß er Schafe wie alle Wölfe.

Und so wird auch eines Tages wohl sein Schicksal eine Büchsenkugel sein, die ein Hirte auf ihn abgeschossen hat. So wie der Rinderhirt Micky Stabusjchs Mutter tötete an einem Abend in der Prärie.

Dann wird der Schütze am Hals des getöteten Wolfs das Halsband finden mit der Medaille, und darauf steht: Rettete ein Menschenleben. Er wird lange darüber nachdenken; vielleicht erfährt er auch die Geschichte von Stabusjch von einem andern Hirten. Aber die Prärie ist groß und einsam. Vielleicht erfährt niemand, wie der Wolf Stabusjch starb. Und so ist es gut.

Ende.



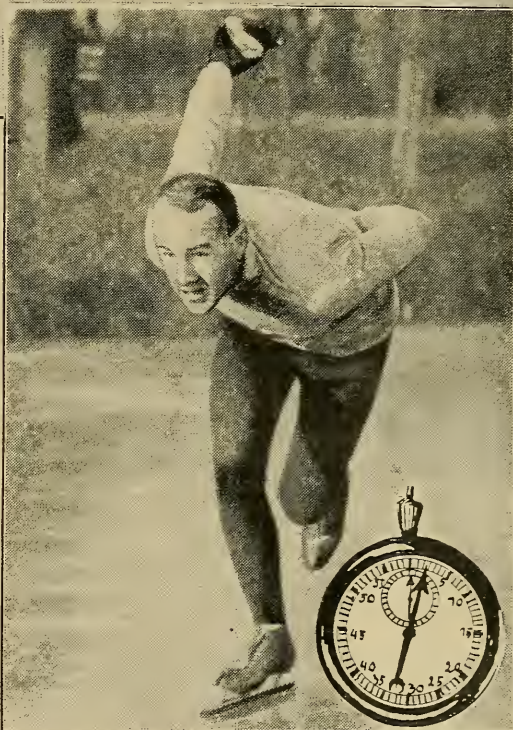


Eine Stoppuhr, mit der man bei sportlichen Ereignissen die genaue Zeit mißt.

Die Leistung des Skispringers: Ein geübter Skispringer legt 63 Meter in 3 Sekunden zurück.

Wintersport mit der Stoppuhr

Mit einer Stoppuhr mißt man bei sportlichen Wettbewerben die genaue Zeit. Wenn die Teilnehmer starten, drückt man auf den Knopf und der große Zeiger beginnt zu laufen. Das große Zifferblatt



Schlittschuhlauf mit der Stoppuhr: Ein Eislaufmeister braucht für eine Strecke von 1500 Meter 2 Minuten 17,5 Sekunden.



Die Geschwindigkeit der Bobfahrer: Die Fünf-Mann-Bobs laufen in 1 Sekunde etwa 20 Meter weit.

ist nur in Sekunden eingeteilt. Wenn der Wettläufer durchs Ziel geht, drückt man wieder und der Zeiger macht im Augenblick Halt. Jetzt kann man auf einen Sekundenbruchteil genau ablesen, wie lange der Sieger zu dem Rennen gebraucht hat. Die schweren Fünf-Mann-Bobs laufen in einer Sekunde etwa 20 Meter weit. Das sind zirka 70 Kilometer in der Stunde. Natürlich gibt es keine Rodelbahn, die auch nur annähernd so lang wäre. Ein Meister im Schlittschuhlauf braucht für eine Strecke von 1500 Meter nur 2 Minuten 17,5 Sekunden; und ein geübter Skispringer legt 63 Meter in 3 Sekunden zurück, wobei es natürlich ganz auf das Gelände ankommt.

Warum ist der Februar so besonders kurz?

Das hat einen sehr schnurrigen Grund. Ihr habt vielleicht schon alle gehört, daß unser Kalender in wesentlichen Grundzügen von den Römern stammt, und daß der römische Kalender von dem großen Julius Cäsar in Ordnung gebracht worden ist. Während man vor Cäsars Zeiten in Rom einen Kalender von nur 355 Tagen hatte, bei dem man alle zwei Jahre einen dreizehnten Monat einschaltete, führte Cäsar das Jahr von 365 Tagen ein, nur jedes vierie Jahr sollte ein Schaltjahr von 366 Tagen sein. Die Monate sollten abwechselnd 31 und 30 Tage haben, das würde aber 366 statt 365 Tage ergeben, und deshalb sollte der letzte Monat des Jahres nur 29 Tage haben. Das war aber der Februar, denn in Rom begann das Jahr mit dem 1. März. Die Namen der Monate waren: Martius (März), Aprilis, Maius (Mai), Junius, der fünfte, sechste, siebente, achte, neunte, zehnte, Januarius, Februarius. Die lateinischen Namen für den fünften bis zehnten Monat waren Quintilis, Sextilis, September, Oktober, November, Dezember, wovon die vier letzten sich bis heute erhalten haben. Von diesen Monaten hatten also März, Mai, Quintilis, September, November, Januar 31 Tage, April, Juni, Sextilis, Oktober, Dezember 30 und der Februar 29 Tage. Nach dem Tode des großen Julius Cäsar wurde durch einen Senatsbeschluß der fünfte Monat, der Quintilis, ihm zu Ehren in Julius umbenannt. Diesen Namen führt er noch heute. Unter der Herrschaft des Kaiser Augustus wollte der Senat diesen ebenfalls durch Benennung eines Monats nach ihm ehren und wählte dazu den auf den Julius folgenden sechsten Monat, den Sextilis; dieser sollte fortan Augustus heißen, was bis auf den heutigen Tag beibehalten ist. Nun hatte dieser Monat nur 30 Tage, und es erschien dem Senat unwürdig, daß der dem erhabenen Augustus geweihte Monat kürzer sein sollte, als der dem Andenken des Julius Cäsar gewidmete. Daher mußte ihm ein Tag zugelegt werden. Woher sollte dieser aber genommen werden? Die klugen Senatoren kamen auf den Gedanken, ihn dem letzten Monat des Jahres, dem Februar, fortzunehmen, so daß dieser in gewöhnlichen Jahren auf nur 28 Tage gekommen ist.

Nun folgten freilich drei Monate mit je 31 Tagen aufeinander, Juli, August, September. Um dieses „große Unglück“ zu vermeiden, ließ man den September mit dem Oktober, den November mit dem Dezember in der Zahl der Tage tauschen. Seitdem ist an den Monatslängen und den Monatsnamen nichts mehr geändert worden, wenigstens nicht auf die Dauer.

Der fluge Richter

Englands höchster Richter, Lord Birkenhead, erzählte einmal von dem ebenso plötzlichen wie überraschenden Ausgang einer Schadenersatzklage gegen eine Straßenbahngesellschaft. Kläger war der Vater eines Jungen, der sich bei einem Straßenbahnzusammenstoß angeblich den rechten Arm so schwer verletzt hatte, daß er ihn nie wieder gebrauchen konnte. Nachdem der Vater die Klage begründet hatte, wurde der Sohn vernommen. „Nun zeig uns mal, wie hoch du den beschädigten Arm jetzt heben kannst!“ sagte der Richter. Der Junge hob den Arm bis zur Schulter. „Und nun zeige uns, wie hoch du ihn vor dem Unfall heben konntest!“ Da hob der Knabe den Arm ganz hoch über den Kopf, und der Straßenbahngesellschaft blieb eine Entschädigung erpart.

Aus Onkel Toldis Wikfiste

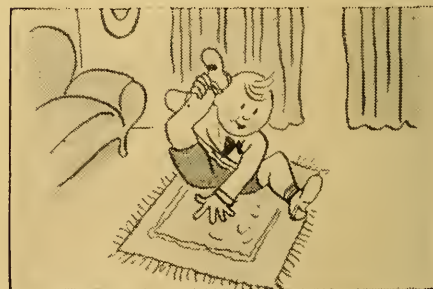
Ein Engländer und ein Deutscher unterhielten sich einmal über berühmte Dichter. Der Engländer pries über alle Maßen Lord Byron. Der Deutsche fragte den Engländer, ob er denn nicht Goethe kenne. „Goethe?“ fragte der Engländer gedehnt. „Nun ja, Goethe ist doch mit der größte deutsche Dichter gewesen, ihn kennt man doch überall!“

„Ach, ich verstehe,“ murmelte der Engländer, „Goethe! Den nennen wir bei uns Schiller!“

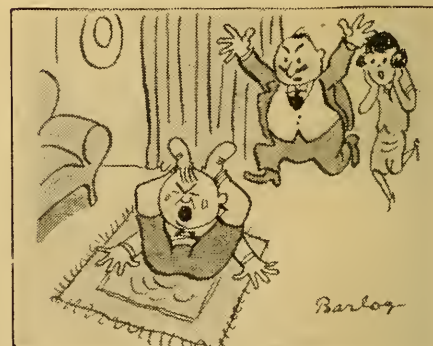
Was Gusti als Schlangemensch erlebte



Der Gusti sieht: ist der verrenkt.
„Das kann ich auch!“ ist's, was er denkt.



Er wird es schon zustande bringen,
Die Peine übern Kopf zu biegen.



Doch kriegt er sie nicht mehr zurück,
Da naht das Elternpaar zum Glück,
Das ihn aus seiner Patsche rauszieht.
Nicht alles ist so leicht, wie's aussieht.

Briefkasten

Bruno K., Niga: Der Roman Robinson Crusoe von Defoe ist nach den wahren Erlebnissen des englischen Matrosen Alexander Selkirk geschrieben worden, der 4½ Jahre auf der Insel Juan Fernandez im Großen Ozean allein gelebt hat.

Werner B., Nürnberg: Der „Stille Ozean“ wurde so genannt, weil er von portugiesischen und spanischen Seefahrern zuerst an jener Stelle durchquert wurde, wo die „Zone der Calmen“, d. h. die windstille Zone herrscht.

Erwin L., Wien: Die Gauchos sind südamerikanische Rinderhirten und wohnen auf den Pampas (Steppen) in den südamerikanischen La-Plata-Ländern. Die Gauchos sind hervorragende Reiter.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bau — da — de — del — el — er — erl — fe
— füh — ge — gen — gra — heer — kö — ma —
maas — me — neu — ni — nig — nu — o — ost
— phie — re — rer — see — sei — te — to —
— tricht — ul

sind 13 Wörter zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort. Die Worte nennen:

1. Stadt in Holland, 2. Binnenmeer, 3. Naturerscheinung, 4. Wissenschaft, 5. Ballade von Goethe, 6. Mehlspeise, 7. Reinigungsmittel, 8. Gemüse, 9. Baum, 10. Wohnstätte, 11. Prophet, 12. Planet, 13. Offizier.

Besuchskarten-Rätsel.

Otto Ärsprifrivus

Essen

Was ist dieser Herr?

Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Berufs ergeben.

Auflösung der Rätsel aus Nummer 9.

Silben-Rätsel.

1. Seide, 2. Türkei, 3. Röntgen, 4. Ufer, 5. Wäscherei, 6. Wellblech, 7. Englisch, 8. Leo, 9. Pferdekopf, 10. Silbrief, 11. Tannenbaum, 12. Emma, 13. Riemen, 14. Hafen.

Strummelpeter, Heinrich Hoffmann.

Zeitvertreib: Handarbeit.

Fridolins Lachkabinett



Ein Schupobeamter hat einen Einbrecher verhaftet und bringt ihn zur Wache. Unterwegs will es das Mißgeschick, daß ein Windstoß den Hut des Verhafteten die Straße entlangweht.

„Mein Hut! Mein Hut!“ ruft der Gefangene. „Gestatten Sie, daß ich meinem Hut nachlaufe?“

„Das könnte Ihnen so passen! Hier wird stehen geblieben, dem Hut laufe ich nach!“

*

Lehrer: „Wer kann mir sagen, wann Rom erbaut wurde?“

Hans: „Nachts.“

Lehrer: „Wieso?“

Hans: „Es heißt doch: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“

*

Hans ist sieben Jahre alt. Eines Morgens will er durchaus nicht zur Schule gehen. „Aber Hans, heute ist doch Schultag,“ mahnt die Mutter.

„Nein,“ erwidert Hans, „der Lehrer ist heute nicht da, gestern hat er extra noch gesagt: Genug für heute, morgen fahre ich fort.“

*

Der kleine Kurt betrachtet aufmerksam seinen Vater. Verwundert sieht er die ersten weißen Haare auf dessen Kopf. Plötzlich sagt er: „Vater, ich glaube, du fängst an zu schimmeln!“



Peter ist in der Klasse als Aufschneider bekannt. Eines Tages erzählt er seinen Schulkameraden: „Ob ihr es glaubt oder nicht, als ich gestern an der Schule vorbeigegangen bin, haben die Schüler vor mir die Mühe gezogen . . .“

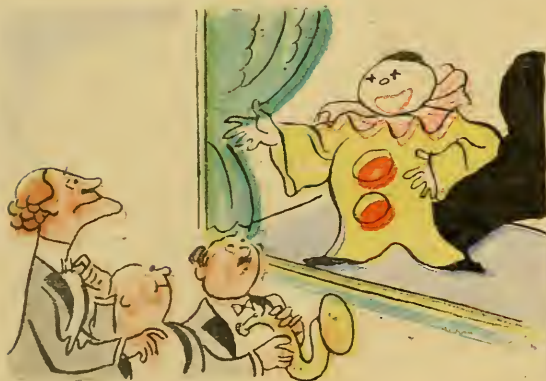
Keiner glaubt ihm natürlich, aber Peter läßt sich nicht irremachen: „Ihr glaubt das nicht? Bitte, fragt nur den Direktor, der ging doch die ganze Zeit neben mir.“

Eine saure Wette



Die Varietékapselle spielt,
Womit sie viel Erfolg erzielt.

Sie blafen schön. Sie blafen laut,
Das Publikum ist sehr erbaut.



Es spricht der Clown, bunt anzusehn,
Zum Dirigenten im Vertrau'n,
Und seiner Leute Schar, den vielen:
„Wenn ich nicht will, könnt ihr nicht spielen.“



Der Herr von Horn und Klarinetten,
Spricht: „Ausgeschlossen!“ — „Woll'n wir wetten?“
Hat daraufhin der Clown gelacht,
Der Dirigent spricht: „Abgemacht.“



Hier beißt der Clown in die Zitrone. —
Stumm werden Horn und Sagaphone.

Und schnell verstummen ihre Lieder,
So fährt der Schreck in alle Glieder.

Nr. 11. 7. Jahrgang. 2. Februarheft.
Berlin.

Preis 20 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HP

FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



In dieser Nummer
eine neue große Bastelei:

Wie baue ich mir
selbst einen
Sprech-
apparat?

Angst vor bösen Geistern: Wenn der Mediziner ausgeht, stellt er eine Zauberpuppe vor seiner Haustür auf, die sein Haus bewachen muß.

Angst vor bösen Geistern

Von afrikanischen und
anderen Wundermännern

Vor einiger Zeit hatten sich die Eingeborenen an der Nordspitze Australiens zu einer neuen Gottheit bekannt, die aus dem Meer zu ihnen gekommen war. Dieses höhere Wesen war ein Taucher, ein Perlenfischer, der sich auf dem Meeresboden verirrt hatte und höchst verwundert war, als die Eingeborenen vor ihm auf den Boden fielen und ihm als Brötchensgabe heilige Perlen überreichten. Am nächsten Tage bereitete man sich die überraschte Perlenfischer unter Zurücklassung seiner schweren Taucherausrüstung aus dem Staub. Mit ihm verschwanden auch die kostbaren großen Perlen, die die Eingeborenen aus der Strohhütte der Medizinmänner entwendet hatten. Die Medizinmänner witterten fürchterlich und stellten seitdem die Taucherausrüstung vor ihre Hütte, um in Zukunft vor derartigen Besuchen der Meeresgötter geschützt zu sein und die Eingeborenen zu schrecken.

Man gebraucht eben einen ganz mächtigen Zauber in Ländern, in denen es weder Schlösser, noch Riegel, noch Türen gibt. Bei einem gewöhnlichen Neger in Zentralafrika ist nicht viel zu stehen, aber dem Medizinmann, der einen großen Einfluß auf seinen Stamm hat, weil er eine Menge Geheimnisse kennt, wäre es nicht angenehm, wenn in seiner Abwesenheit etwa vorwitzige Negerjungen in seinem Kral herumstöbern würden und vielleicht hinter das Geheimnis eines seiner Kunststücke kämen. Daher stellt er, wenn er den Kral verläßt, seine große Fetischpuppe als Hüter vor die Türöffnung. Und



Wie der Meeresgott zu den Eingeborenen von Nord-Australien kam: Eines Tages stieg ein Taucher aus dem Meer empor und alle Eingeborenen fielen vor ihm nieder.

vor der Puppe haben die Neger eine so große Angst, daß sie es nie wagen würden, an ihr vorbei ins Haus zu schlüpfen.

Auf den Feldern der Neger standen und stehen heute noch die Adergözen oder Regengözen, die aufgestellt wurden, wenn der Regen ausblieb. Die Gözen sollten veranlassen, daß sich Regenwolken zusammenzogen und der Regen endlich fiel. Manchmal nützte das Mittel, manchmal auch nicht, und dann war die ganze Hochachtung der Schwarzen vor dem Gözen hin. Erst ohrfeigten und schlugen sie ihn, um ihn zur Vernunft zu bringen, und wenn auch das nichts half, so häuften sie Brennholz um den armen Gözen und verbrannten ihn unter Tanz und Geschrei.

Auch gegen Hagelschlag und Heuschrecken hatten sie Gözen, die möglichst furchterregend aussehen mußten, und auch die Vogelscheuchen auf unseren Aedern waren ursprünglich nicht allein dazu da, die Vögel zu verschrecken, sondern auch Hagel, böse Geister und andere ungeliebte Gäste fernzuhalten.

Vor den Hütten der nordamerikanischen und kana-

dischen Indianer stehen die Totempfähle, die oft zwei oder dreimal so hoch sind wie die ganze Hütte. Sie sind schön geschnitz, haben Adlerköpfe oder Tierköpfe und sind mit Gesichtern von furchterregendem Ausdruck bemalt. Die gleichen Totempfähle findet man merkwürdigerweise in einem ganz anderen Winkel der Welt — in Neu-Seeland! Die Maori, die Ureinwohner Neu-Seelands, glauben auch, daß zwei solcher Götzen, rechts und links vom Eingang, gut für die Sicherheit des Hauses und seiner Bewohner sind. Verlassen sie das Haus, so tragen sie stets einen Fetisch bei sich. Das Wort Fetisch kommt vom portugiesischen Feitico, was Zauberei bedeutet. Ein solcher Fetisch braucht nur aus einer Halskette von Kastanien zu bestehen, aber wenn ein Zauberer darüber seine Sprüche gemurmelt — und besonders, wenn er viel Geld dafür genommen hat, ist er mächtig und heilig, und man hat oft von Regerkindern gehört, die ihren Fetisch verloren oder gegen Süßigkeiten vertauscht hatten, daß sie dafür von ihren Eltern sehr bestraft worden sind.

Japanische Kinder tragen immer ein geweihtes Beutelschen bei sich, das gegen das Ertrinken schützen soll, und wenn sie baden gehen, haben sie zwar meist nichts an, aber das Beutelschen um den Hals vergessen



Wie die Japaner ihre Wünsche den Göttern übermitteln: Man muß den Wunsch auf Papier schreiben und damit die Figur ansprechen.

sie nie. Die Japaner tun zwar nichts, um den bösen Geistern den Zutritt in ihre Räume zu verweigern — da die japanischen Häuser viele Türen und Fenster haben, wäre das auch sehr schwer —, aber einmal im Jahr jagen sie alle bösen Teufel hinaus, indem sie mit Erbsen nach ihnen werfen und dazu sagen: Böser Wind hinaus! Guter Wind herein! — Da die Japaner aber bei all ihrem Aberglauben sehr fortschrittliche Leute sind, lassen sie heute die „Teufelsaustreibung“ durch den Rundfunk besorgen. Ein Schauspieler stellt sich vor das Mikrophon, wirft mit Erbsen und ruft dazu: Böser Wind hinaus! Guter Wind herein! — Und es geht auch so.

Riesige, feuerrot angemalte Puppen sollen, wie die Japaner glauben, die bösen Geister verjagen, so daß die Tempelbesucher ungestört ihre Gebete verrichten können. So böse sie aussehen, so gütig sind sie andererseits, und sie erfüllen jeden Wunsch, man muß ihn — aber er darf nicht unbescheiden sein! — auf ein Papier schreiben, das Papier zu einem Klümpchen zerfauen und damit die Figur ansprechen. Bleibt das Papierklümpchen haften, so geht der Wunsch in Erfüllung, fällt es herunter, so wird er nicht erfüllt. So dienen die feuerroten Götzen der Japaner nicht nur der Vertreibung der bösen Geister, sie erfüllen auch Wünsche — aber nur in Japan.



Bestrafung pflichtvergessener Götzen in Afrika: Sie haben den erbetenen Regen nicht gebracht und werden öffentlich verbrannt.

Die Insel im Eis

Eine Geschichte von der deutschen Nordsee

Von W. K. von Nohara

Auf der ganzen Insel gab es keinen größeren Faulpelz als Peter, den sie Pidder nannten. Es war zwar nicht ganz richtig, ihn einen Faulpelz zu nennen, denn obwohl er sich zu keiner geregelten Arbeit bequemen wollte, saß er nie müßig herum, sondern machte sich an irgend etwas zu schaffen, das ihm gerade Vergnügen bereitzete. Als eines Tages ein Vermessungsschiff der Regierung auftauchte und an der Insel alle möglichen Messungen vornahm, half Pidder freiwillig mit und griff tüchtig zu. Besonders interessierte ihn ein großer Kastendrach, der zur Messung des Windes zehntausend Meter und noch höher in die Luft gelassen wurde. Und als das Regierungsschiff mitsamt dem Riesendrachen davongefahren war, hatte sich Pidder im Hof hinter den Fischnehen seines Vaters daran gemacht, sich selbst einen solchen Drachen zu bauen.

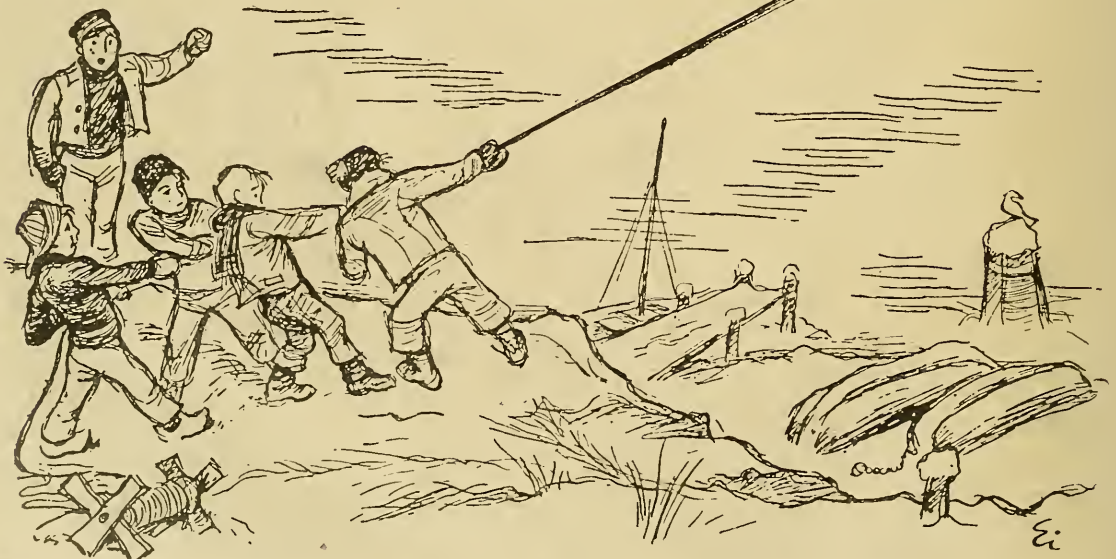
Monatelang bastelte er daran herum, zwischen- durch wurde er vom Vater auf das Fischerboot kommandiert und mußte mit hinausfahren, oder es waren Neze zu flicken oder neue Korkschwimmer daran zu befestigen. Der ganze Herbst mit seinen schönen stetigen Winden ging vorüber und es wurde Winter, ehe der Drachen fertig war, aber da war er auch ordentlich geworden — groß wie ein Zimmer, mit fester Leinwand bespannt, und fähig, ein ganz schönes Gewicht zu tragen. Aus alten Nezen knüpfte Pidder eine Drachenleine zusammen, wie sie stärker und län-

ger noch kein Junge vor ihm befehen hatte. Sie war mehrere tausend Meter lang und wurde ordentlich um eine Winde gewickelt, die dazu gedient hatte, die Schiffe an Land zu ziehen, und nun unbenutzt dalag; denn mit dem Anbruch des Winters hatte ein heftiges Eistreiben eingesetzt, und die ganze Fischerei ruhte. Manchmal schneite es Tag und Nacht ohne Unterbrechung, und an einigen Stellen lag die Insel unter einer Schneedecke, die bis an die Dächer der Hütten reichte. Morgens mußten die Fischer einen schmalen Pfad zwischen Mauern von Schnee zum einzigen Brunnen der Insel schaufeln, und die Eiskruste, die sich auf dem Wasser gebildet hatte, mit Äxten aufbrechen.

Längst war jede Verbindung mit der Außenwelt unterbunden. Das Festland war zwar gar nicht so weit, man sah es in der Ferne, und nachts glüherten sogar die Lichter der nächsten Stadt herüber, aber da das Eis kein Schiff durchließ und andrerseits nicht gangbar war, lag die Insel von jedem Verkehr abgeschnitten wie im Weltmeer.

Wenige Wochen vor Weihnachten wurden die Lebensmittel knapp, und zu allem Unglück brach unter den Kindern die Diphtherie aus. Die Fischer des Dorfes kamen zusammen und berieten, was zu tun sei.

„Wir müssen versuchen, Hilfe vom Festland zu bekommen,“ sagte der Dorfälteste, „sonst kommen die kranken Kinder ganz von Asten.“



Wie Pidder seine Heimatinsel rettete: Mit Hilfe seiner Freunde machte Pidder den Kastendrach „flugklar“ und befestigte einen Zettel daran.



Sobald sich der Drachen dem Festland näherte, kamen die Fischer herbei und lasen den Zettel.

Am Nachmittag versuchten drei beherzte Männer, mit Leitern, Stangen, Seilen und Schwimmwesten versehen, zu Fuß über das Eis nach dem Festland zu gelangen. Es war ein verzweifelteres Unternehmen, bei dem sie alle drei umkommen konnten, denn das Eis riß breite Spalten auf, die mit einer dünnen Schicht Schneeschlamm bedeckt waren; aber sie taten ihr Bestes, und man sah die drei Männer stundenlang von Eisblock zu Eisblock springen, man sah sie stürzen und wieder aufstehen, aber bei einbrechender Dunkelheit kehrten sie, völlig erschöpft und durchnäßt, zurück, ohne daß es ihnen gelungen wäre, auch nur die Hälfte des Weges über das Eis zurückzulegen.

„Wir müssen eines unster Boote anzünden,“ entschied der Dorfsälteste, „vielleicht schickt man uns vom Land aus Hilfe, wenn sie das Feuer sehen.“ Aber gleich wurde dieser Plan wieder fallen gelassen, denn selbst wenn man ihnen Hilfe bringen wollte, konnte man es beim besten Willen nicht, da die Schiffe alle in den Häfen festlagen und selbst die Eisbrecher eingefroren waren. Die Lage war ganz verzweifelt.

Pidder, der dem Versuch der drei Männer zugehört hatte, lehrte in die Hütte seines Vaters zurück und legte wie stets den Schnee von dem Segeltuch, das den Drachen bedeckte, damit die Schneelast nicht den Drachen eindrückte, und dabei kam ihm ein Gedanke. Ganz aufgeregt rannte er zum Haus, in dem die Fischer noch beisammen saßen und berieten, riß die Tür auf und rief atemlos: „Der Drachen! Der Drachen!“

Die Fischer sprangen auf und meinten, Pidder habe irgendein Seeungeheuer gesehen. Aber er erklärte ihnen in wenigen Worten, was er vorhatte: Er wollte den Drachen aufsteigen lassen — mit der Bitte um Hilfe — der Wind war günstig und würde den Drachen zum Festland tragen — da würde man ihn niedergehen lassen — die Leute auf dem Festland würden ihn finden und könnten Medikamente und die notwendigsten Lebensmittel daran befestigen.

„So ein Unsinn!“ riefen die Fischer, und Pidders Vater meinte: „Dein Drachen — der kommt ja nicht einmal hoch! Wenn wir Männer beieinander sitzen, dürft ihr Jungen nicht dreinreden. Deinen Drachen können wir nicht gebrauchen.“ — Aber Pidder wußte es besser und ließ sich nicht dreinreden. Am frühen Morgen trommelte er alle Jungen der Insel zusammen, machte den Drachen „flugklar“ und befestigte einen Zettel daran. Dieser Zettel war ein kleines Meisterwerk. „Wer den Drachen findet, soll einen Arzt und

Medikamente holen. Unsere Kinder haben Diphtherie; was macht man dagegen? Auch Lebensmittel brauchen wir. Hängt sie fest an den Drachen und gebt uns ein Feuerzeichen. Haltet die Leine des Drachens in Bewegung, damit sie nicht festfriert!“ So lautete der Brief.

Der Drachen wurde losgelassen, und als er in der Luft war, riß er fast die Winde mit samt den Jungen um, so stark zog er. Schön ruhig lag er in dem kräftigen Wind, und jedesmal, wenn er ein Stück höher flog, pochte Pidders Herz stärker. Immer kleiner wurde er, bis man ihn gegen den grauen Winterhimmel kaum noch sah. „Jetzt muß er über dem Festland sein,“ sagte Pidder. Da ließen sie auf einmal viel Leine aus, und der Drachen senkte sich herab. Der Zug an der Leine ließ nach: Der Drachen war gelandet.

Nun hieß es warten. Pidder und die Jungen zogen langsam an der Leine, damit sie auf dem Eis nicht festfroren, und bald machte sich ein Gegenzug bemerkbar. Der Drachen war gefunden worden, und drüben zog man auch an der Leine! Die Fischer umstanden Pidder und seine Jungen und lachten oder machten ungläubige Gesichtser. So ging es viele Stunden, bis fast zur Abenddämmerung. Da flammte drüben auf dem Festland ein Licht auf; die Leute hatten einen Scheiterhaufen zusammengetragen und angezündet.

„Hurra!“ schrien Pidder und seine Jungen, und aus Leibeskraften zogen sie die Leine straff. Im leuchten Abendlicht sahen sie drüben über dem Festland etwas Weißes sich erheben — es war der Drachen. Er schwankte, drohte zweimal zu kippen, und flog dann ruhig in die Höhe.

Nun schrien auch die Fischer Hurra, und alle halfen, den Drachen einzuziehen. Unerwartet schnell stand er in der Dunkelheit gerade über ihnen. Behutsam zogen sie ihn herab — alles nach Pidders Kommando — und er landete sanft im tiefen Schnee. Ein Blechkasten mit den wichtigsten Medikamenten war daran befestigt, eine lange Anweisung des Arztes, ein Sack mit Kaffee, Zucker, Reis und anderen Lebensmitteln und das Versprechen, daß man alles aufbieten werde, um weitere Nahrungsmittel nach der Insel zu schaffen. Die Fischer verteilten gleich die Lebensmittel unter sich, und auch den kranken Kindern konnte mit den Medikamenten geholfen werden.

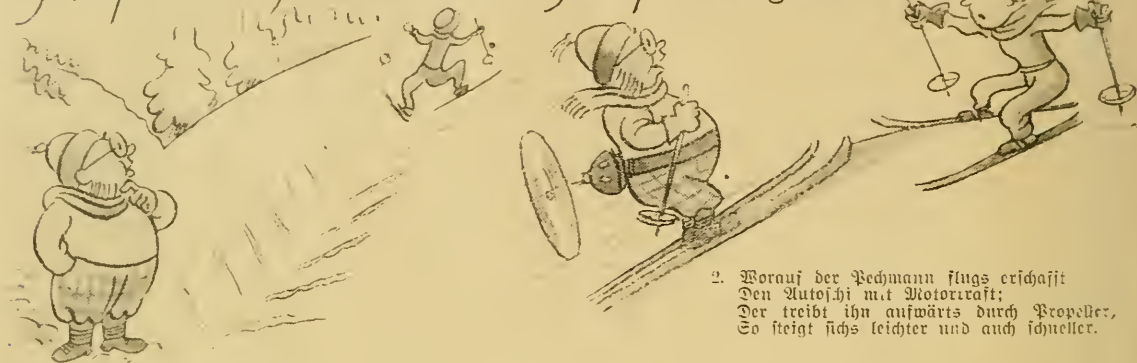
„Wenn wir auf der Insel ein Museum hätten,“ meinte später ein Fischer, der etwas von der Welt

gesehen hatte, „dann gehörte Pidders Drachen hinein, und Bidder auch — ausgestopft!“

„Es ist besser, wir haben zu essen und Medizin für die Kinder,“ antwortete man ihm, „aber Pidders — ist ein ganzer Kerl!“ Immerhin wurde mit roter Farbe auf die Flächen des Drachens aufgemalt:

„Pidders Drachen, der die Insel rettete.“ Und wenn man ihn später wieder einmal baßeln sah, anstatt mit dem Vater fischen zu gehen, so störte ihn keiner dabei. „Laßt ihn nur,“ heißt es dann, „wer weiß, aus welcher Gefahr er uns wieder einmal retten wird.“

Professor Pechmanns Propellerschi



1. Vor Pechmann sich ein Fremder zeigt,
Der mit zwei Skiern auwärts steigt,
Was ihm nicht wenig Müß' bereitet,
So leicht solch Schi auch abwärts gleitet.

2. Worauf der Pechmann flugs erschafft
Den Autoschi mit Motorkraft;
Der treibt ihn aufwärts durch Propeller,
So steigt sich leichter und auch schneller.



3. Und Pechmann rufet,
obwohl beleibt,
Vergaufwärts. Der Pro-
peller treibt.
Und nah't sich wer im
Abwärtslauf.
Schiebt er ihn einisch
mit hinauf.

4. Worauf die ganze Schi-Gesell-
schaft
Er in die Höhe leicht und schnell
schafft
In eine Hütte, die in Sicht —
Ob sie nun wollen oder nicht.



5. Dem Insturm gibt die Hütte nach,
Und Viele, Wand und Holzdach brach.

Es präßeln Bretter. Armer Pechmann!
Denn alle schreien wild: „Nun blech' man!“

Wie man heute Landkarten macht

Früher stellte man mühevoll mangelhafte Landkarten her — heute nimmt der Flieger die Landschaft in kurzer Zeit von oben auf

Früher hatte man die merkwürdigsten Vorstellungen vom Aussehen der Erde. Die ersten Landkarten, von denen wir wissen, und die wir nur aus Beschreibungen kennen, da die Originale nicht erhalten sind, zeugen von einer sehr geringen Kenntnis der Erdbodenfläche. Auf diesen Karten, die aus Griechenland sind und etwa aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert stammen, hat man sich die Erde als Scheibe vorgestellt. Man glaubte, daß es nur zwei Erd-



Eine Karte, die nach der oben gezeigten Flugaufnahme gezeichnet wurde.

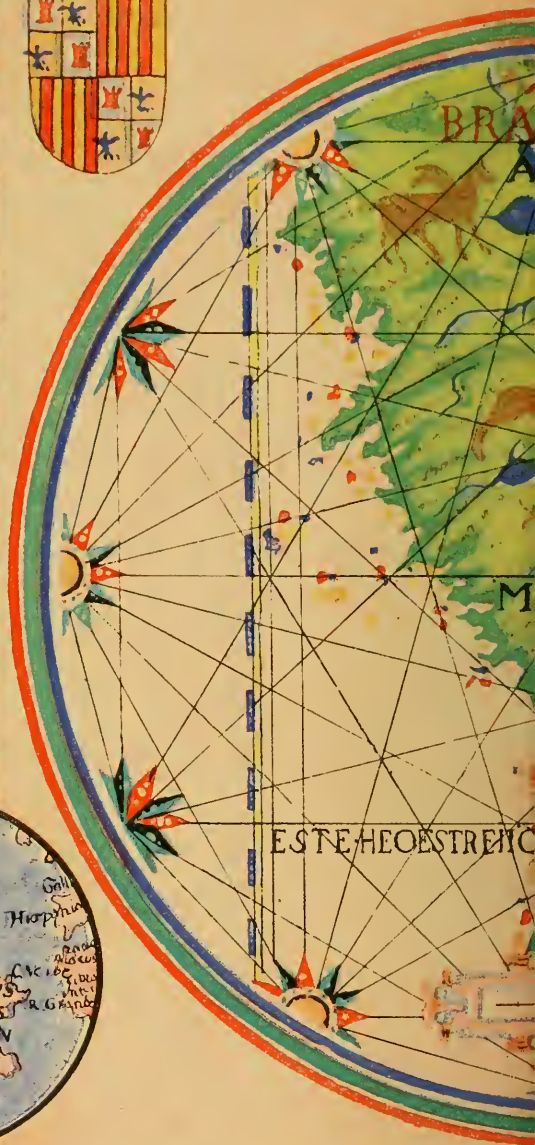


Phot. Hansa-Luftbild.

Wie man heute Landkarten anfertigt: Der Flieger nimmt von oben die Landschaft auf (Berlin, Potsdamer Platz).

teile gäbe, und zwar Europa und Asien, zu dem man auch Afrika rechnete. Als Mittelpunkt der alten handgezeichneten Landkarten, die man im Mittelalter herstellte, wurde meistens das Land gezeichnet, in dem die Karte entstanden war. Bei den mittelalterlichen Mönchszeichnungen liegt fast immer Jerusalem in der Mitte, während der Wohnort des Zeichners, oder auch Klöster desselben Ordens, fast so groß wie fernliegende unbekannte Länder dargestellt sind.

Im 7. Jahrhundert nach Christi schrieb ein Mann namens Isidorus von Seville eine Weltbeschreibung und behauptete darin, in den abgelegensten Gegenden und bei den jagenhaftesten Völkern gewesen zu sein, z. B. bei den Zentauren und den Amazonen. Man hat seine Schwindeleien Jahrhunderte lang ernst genommen. Sogar noch vor etwa 75 Jahren fiel ein deutscher Professor auf diese falschen und erfundenen Angaben herein und gab diese Werke neu heraus



Wie die Landkarten früher aussahen: Links oben: Karte von Konstantinopel aus dem 4. Jahrhundert. Links unten: Karte der Südspitze Amerikas, 1571. Rechts oben: Orientalische Darstellung d

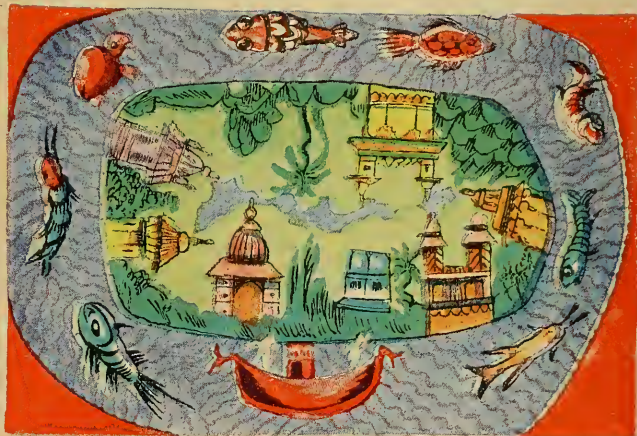
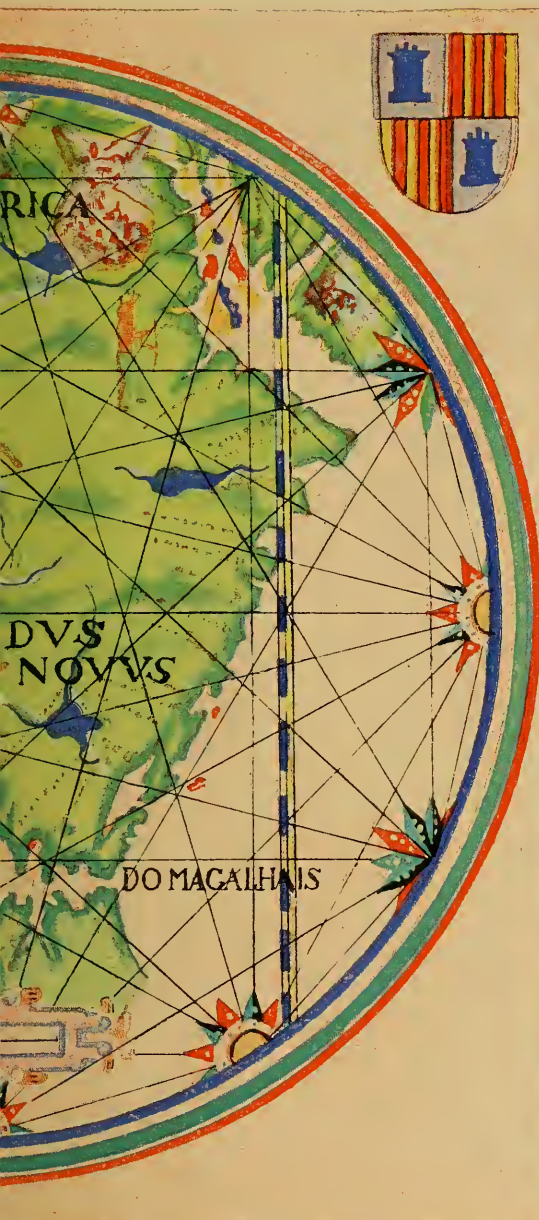
Die ersten genaueren Karten mit Maßstab zeichneten die seeführenden Italiener von den Küsten des Mittelmeeres, ohne aber weiter auf das Innere der Länder einzugehen. Das war um 1400.

Auch in der darauffolgenden Zeit der großen Entdeckungsfahrten änderte sich noch nicht viel auf dem Gebiet des Kartenwesens, da man eben einfach nicht die technischen Hilfsmittel hatte, um Länder und Meere richtig zu vermessen. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts stellten zwei Franzosen, Jacques und Cesar Cassini, in über 40jähriger Arbeit eine auf

mathematischen Messungen beruhende genaue Karte Frankreichs her.

Heute gibt es in allen Kulturstaaten der Welt Ämter, die für eine genaue wissenschaftlich-mathematische Landesaufnahme sorgen. Alle Veränderungen der Erde, die durch politische Verhältnisse, durch Verlegung von Grenzen, durch das Wachsen der Städte und die Besiedlung von neuen Flächen entstehen, erfordern immer neues Kartenmaterial.

Um ein Land genau vermessen zu können, wird es trigonometrisch aufgeteilt und die so entstehenden



1. Globus von 1492 (kurz vor der Entdeckung Amerikas); 2. Globus von 1510/12 (bald nach der Entdeckung Amerikas). Mitte:ommenden Erdscheibe. Rechts unten: Karte von Deutschland, aus dem Jahr 1493.

Vielecke werden dann aufgezeichnet. An den wichtigsten Stellen werden die sogenannten trigonometrischen Punkte, dreieckige Türme aus Stein oder Holz errichtet. Man benutzt aber auch Fabrikschornsteine und Kirchtürme dazu. Die Zusammenstellung der einzelnen Blätter zu einer großen einheitlichen Karte erfordert eine Zeit von 2 bis 4 Jahren. Das ist gar nicht so lange, wenn man bedenkt, daß es Karten gibt, auf denen man genau, Häuser, Bäume, Gräben, Büsche sieht und sogar erkennen kann, ob eine Wiese sumpfig ist oder trocken. Solche Karten,

auf denen bis auf das Meter jede Einzelheit festgehalten ist, eignen sich besonders gut für Wanderungen, weil man sich nach ihnen zuverlässig zurechtfinden kann.

Seit dem Aufschwung der Fliegerei, besonders aber in den letzten Jahren, ist man darauf gekommen, vom Flugzeug aus die Landvermessung vorzunehmen. Mit einem photographischen Apparat, der Reichenbildmeßkammer, kann man hintereinander, ganz automatisch an 450 Aufnahmen, Luftaufnahmen machen. Die einzelnen Bilder werden dann so an-

einander gesetzt, daß sie zusammen eine einheitliches Bild der photographierten Landschaft ergeben. Dadurch ist es uns möglich geworden, Landstriche zu vermessen, die nie ein Mensch betreten hat. So haben z. B. vor einiger Zeit deutsche Flugzeuge im Innern Südamerikas Aufnahmen von bisher ganz unbekannten Gegenden gemacht. Mit Hilfe einer sehr

komplizierten Maschine, dem Autokartographen, einer Erfindung des deutschen Professors Jüngerhoff, kann man nach Fliegeraufnahmen sogar Schichtlinienarten herstellen, auf denen alle Höhenunterschiede eingezeichnet sind. Durch diese neue Art der Erdenbedeckung werden wahrscheinlich die letzten weißen, unbekannten Gebiete von der Weltkarte verschwinden.

Die Geschichte von Carlos und Nicolas

Freunde! Von der nächsten Nummer ab bringe ich euch etwas ganz besonderes — die lustigen Abenteuer der kleinen Argentinier Carlos und Nicolas, die euch Rudolf Johannes Schmied erzählt. R. J. Schmied wohnt in Argentinien und ist der beste Freund der beiden Jungen und ihres Vaters,

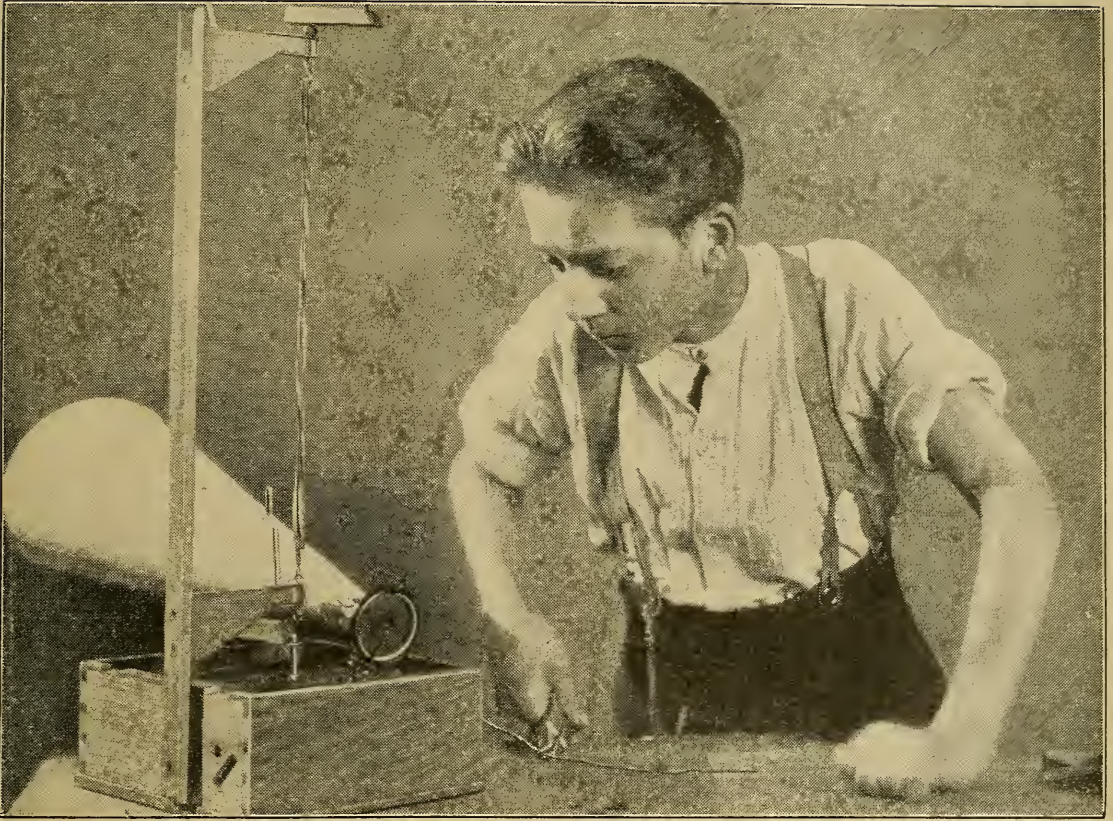
Aufgenommen: 18. 23 5 wei rOr vom durch	Bereits zugesprochen Durch Briefträger zu bestellen <i>Ullsteinhaus</i> 1. 12. 18 <i>Kochst.</i>	517887 517887 68
	Bereits zugesprochen durch Transradio-Betriebszentrale	
	Deutscher Reichstelegraph Berlin, Haupt-Telegraphenamt Ausgenommen durch 671 "Transradio" M.-G. für Drahtlosen Übersee-Verkehr Berlin Betriebszentrale Berlin	Befördert den um in 89. 05 1 28 18 durch
Telegramm aus buenos aires 15 / 3690 via Transradio Bln		
fridolin berlin • anresse allen fridolinlesern = carlos nicolas •		
<small>Wiederholungsanträge, Erschweren und Verstärken sind ausschließlich an die zuständige Stelle oder Telegraphenamt zu richten. Bitte möglichst schnell!</small>		

schen Lasso mit Bleikugeln an jedem Ende, wilden Straußen nach, ohne allerdings je einen zu fangen. Tagelang können sie gradeaus reiten, ohne die Grenzen zu überschreiten. Dann fahren sie auch mit ihrem Hauslehrer, Herrn Dr. Bürstenseger, auf einem der großen Fußdampfer

eines Deutschen, der in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires ein großes Handelshaus leitet. Aber Carlos und Nicolas selbst sind nur selten und ungern in dem heißen, staubigen Buenos Aires. Am liebsten tollten sie auf ihren fetten Pampasponies über die weiten Ländereien ihres Vaters am Paranafluß. Dort jagen sie mit ihren Boleadoras, dem kurzen argentini-

den Paranafluß hinauf ins Land Paraguay, eine ganze Woche lang; oder sie reisen, mit dem Buenos-Aires-Valparaiso-Express nach Mendoza am Fuß der Anden, wo es kühl und lustig ist und nicht so heiß wie in den weiten Ebenen. Ob sie aber reiten oder fahren, ob sie auf dem Schiffsdeck herumlaufen oder im engen Eisenbahnwagen schwitzen — immer sind sie lustig und guter Dinge und stecken voll toller Streiche. Ihr werdet nicht aus dem Lachen herauskommen. Im nächsten Heft mehr von ihnen.





So sieht der selbstgebaute Sprechapparat aus, der durch einen Gumminotor angetrieben wird.

Wie baue ich mir selbst einen Sprechapparat?

Von Artur Ziegler

Diesen Apparat kann sich jeder geschickte Bastler mit ganz geringen Mitteln selbst bauen. Der Apparat ist für Platten von 15 cm Durchmesser bestimmt, die man schon für 50 Pfennig kaufen kann.

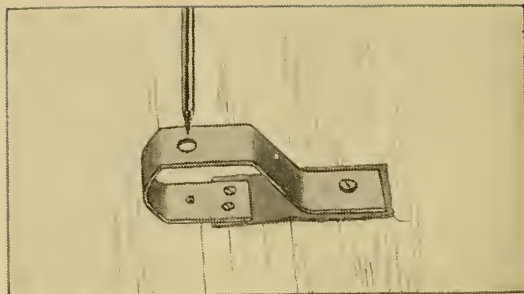
Das Gehäuse ist ein normaler Kasten aus etwa 1 cm starkem Holz mit den Innenmaßen 17×21 cm, die Höhe ohne Boden beträgt 8 cm. Damit der Kasten recht stabil wird, werden die Seiten nicht einfach vernagelt oder verschraubt, sondern verzinkt, wie das auch der Tischler tut. Man stellt erst den Rahmen aus den Seitenwänden her und leimt oder schraubt dann den Boden auf.

Auf der Längsmittellinie des Bodens wird nun das Spurlager, in dem sich nachher die Welle des Plattentellers dreht, eingebaut. Es ist ein 10–12 mm

breiter, 8 cm langer Streifen aus 1 mm starkem Blech, den man, wie die Skizze zeigt, biegt und am Boden mit 2–3 Holzschrauben befestigt. In der Mitte der horizontalen Brücke ist eine Bohrung von genau 4 mm Durchmesser, senkrecht darunter ist das Metall nur angebohrt, so daß eine trichterähnliche Vertiefung entsteht. Die Bohrung liegt genau 8,5 cm von der einen Schmalseite des Kastens entfernt. Um beim Laufen nachher alle Nebengeräusche abzdämpfen, legt man zwischen Boden und Lager ein Stückchen Samt. Außerdem muß man noch ein oberes Füh-

rungslager anbringen, das aber beweglich sein muß, um die Platten wechseln zu können. An der Außenwand der vom Spurlager weiter entfernten Schmalseite des Gehäuses wird dazu zunächst ein Holzflößchen befestigt, Länge 10 cm, Querschnitt etwa 25×1 cm. Zwei Holzschrauben halten es so — wieder genau in der Mitte —, daß die obere Fläche 30 mm über dem Kastenrand liegt. In diese obere Fläche schraubt man nun die eine Hälfte eines kleinen 20 mm breiten Scharniers. Die zweite Scharnierhälfte trägt einen Holzausleger, 13 cm lang, Querschnitt 10×15 mm, der hochkant steht und genau auf das Spurlager zuläuft. Das Scharnier muß so befestigt sein, daß zwischen Ausleger und Außenflößchen kein Spalt entsteht, auch darf die Unterseite des Auslegers nie über die Wagerechte herabsinken. Nun richtet man, wieder aus 1 mm Blech, ein etwa 3 cm langes Stück in Hufeisenform zu, das 5 mm vom Ende eine Bohrung von genau 4 mm Durchmesser bekommt. Dieses Blechstück wird nun mit 2 kleinen Holzschrauben so am Ende des Auslegers (Unterseite) befestigt, daß die Bohrungen oben und unten genau senkrecht übereinander liegen. Man prüft das am besten mit Hilfe eines geraden Eisen drahtes von genau 4 mm Durchmesser, aus dem man nachher die Welle für den Plattenteller anfertigt.

An dem Ausleger muß nun noch ein kürzerer, drehbarer Arm befestigt werden, der den Schalltrichter halten soll. Aus 1 mm Blech (65×10 mm) stellt man einen U-förmigen Bügel her, der sich unmittelbar neben dem Scharnier firammt über den Ausleger schieben läßt; er wird — wieder mit kurzen Holzschrauben — so angebracht, daß die freien Schenkel nach links stehen, wenn der Ausleger von uns weg zeigt. 8 mm vom Ende kommt durch beide

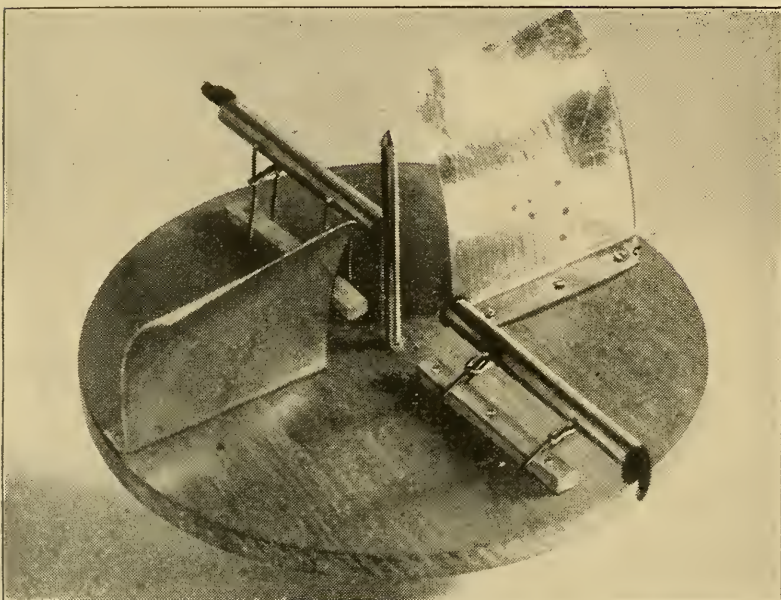


Das untere Spurlager am Boden des Kastens, in dem sich die Achse des Plattentellers dreht.

Schenkel eine Bohrung von genau 4 mm Durchmesser. Der drehbare Arm ist 6 cm lang und hat den gleichen Querschnitt wie der Ausleger. Die Seite, die sich nachher im Bügel drehen soll, bekommt 5 mm vom Ende eine Bohrung, in die ein 4 mm starker Eisendraht von 25 mm Länge so hineingeschoben wird, daß er oben wie unten gleich weit heraussteht. Rund um diese herausstehenden Zapfen feilt man das Holz zu einer gleichmäßigen Rundung, damit beim Drehen keine Kante an den Ausleger stoßen kann. 37 mm vom Zapfen entfernt wird der Arm nochmals in gleicher Richtung durchbohrt, in die Bohrung setzt man einen 4 mm starken, sauber gerichteten Draht ein, der 85–90 mm aus dem Holzarm heraussteht, und auf den nachher der Schalltrichter aufgesteckt wird. Die Zapfen werden nun in die Bohrlöcher des U-Bügels am Ausleger eingefügt, der Arm muß sich ganz leicht drehen lassen, ohne aber zu wackeln.

Nun macht man sich an den Plattenteller, das ist eine 7–8 mm starke, kreisrunde Holzscheibe von

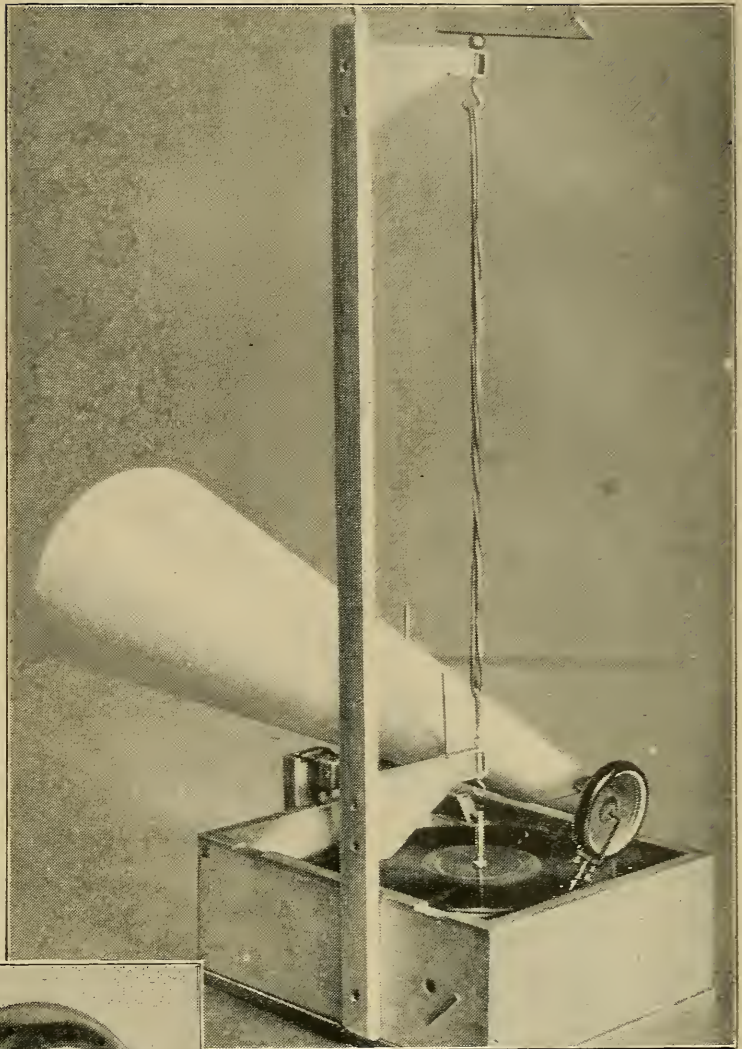
15,4 cm Durchmesser. Es ist sehr wichtig, daß der Plattenteller völlig eben ist; man erreicht das dadurch, daß man den ausgefägten Teller flach auf einen Bogen Sandpapier legt und, ohne stark zu drücken, so lange rundum schleift, bis der Teller sich bei mehrmaliger Kontrolle mit einem Lineal als völlig eben erweist. Die Welle ist ein 4 mm starker Eisendraht von 10,5 cm Länge, dessen eines Ende zu einem spitzen Regal gefeilt wird. Diese Spitze läuft nachher in der Trichterbohrung des Spurlagers, um eine möglichst geringe Reibungsfläche zu haben. Die andere Seite wird 2–3 mm vom Ende durchbohrt, so daß ein 1-mm-Draht gut hindurchpaßt. (Statt zu bohren, kann man den Eisendraht auch mit der Laubsäge aufschlitzen und das äußerste Ende zusammendrücken, um ein Loch zu bekommen.)



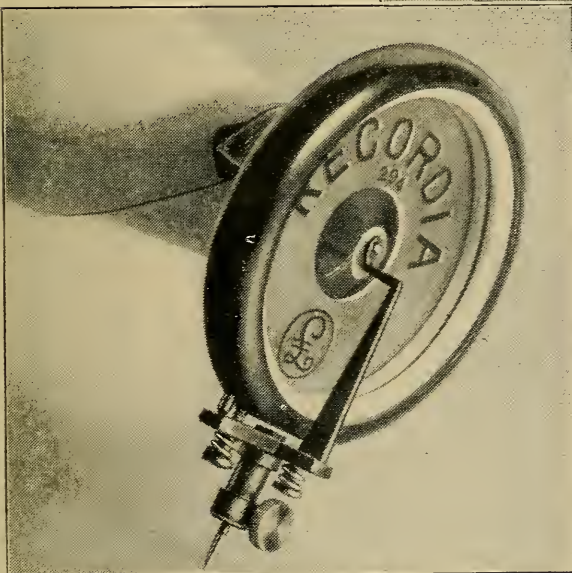
So sieht der Plattenteller von unten aus: Man sieht die Bremsfläche und den Regulator.

Schließlich wird das Ende mit der Bohrung gut abgerundet und dann die Welle durch die Mitte des Plattentellers geschlagen (Bohrung knapp 4 mm), bis die Oberfläche des Tellers im Gehäuse 7,2 mm über dem Boden steht. Der Teller darf natürlich beim Drehen nicht schlagen; auf der Oberseite kann man ihn mit Samt beziehen, doch ist gut darauf zu achten, daß sich das Holz beim Leimen nicht verzieht. — Die Grammophonplatten haben nun in der Mitte ein Loch von 7—8 mm Durchmesser, sie würden also auf dem Plattenteller nicht zentrisch liegen. Man sichert sich die richtige Lage der Platte dadurch, daß man einen kleinen Holzring — Innendurchmesser 4 mm, Außendurchmesser 7—8 mm (an einer Platte ausprobieren!) Höhe 4 mm — auf die Welle schiebt und auf dem Teller festleimt. Stellt man nun den Plattenteller in das Spurlager und legt den Ausleger mit dem Führungslager über den oberen Teil der Welle, so muß der Teller sich ganz leicht und sauber drehen lassen. Jedes Lager wird gut mit Vaseline gefettet.

Unter den Plattenteller baut man einen „Regulator“ ein, der sehr wichtig ist und recht sorgfältig gearbeitet und ausprobiert werden muß. Auf die Unterseite des Holztellers zeichnet man zwei senkrechte Durch-



Der fertige Apparat: Oben ist die Kurbel zum Aufziehen des Gummimotors; der Trichter dreht sich auf dem Arm des Auslegers.



Die Schalldose, die auf das Ende des Trichters gesteckt wird.

messer. Auf den einen setzt man rechts und links von der Welle zwei Bremsflügel — einfache, schaufelförmig gebogene Platten aus dünnem Blech (Größe etwa 55×75 mm, 8—10 mm der Schmalseite werden, um das Blech mit Nägeln befestigen zu können, rechtwinklig umgebogen). Da der Plattenteller sich nachher im Uhrzeigersinn dreht, ergibt sich sofort, wie die Biegung der Schaufeln gestellt sein muß. Die Flügel bremsen zwar, bringen aber noch keine Regelmäßigkeit in den Lauf. Das tut erst ein „Zentrifugalregulator“; dazu schneidet man sich zwei Stäbchen aus Zigarrenkistenholz, 55×6 mm. 12 mm vom einen, 10 mm vom anderen Ende feilt man in jedes Stäbchen zwei Kerben, in die man gerade bequem den Draht einer Büroklammer legen kann. Beide Stäbchen nagelt man, die Kerben gegen den Teller

gerichtet, so auf den zweiten gezeichneten Durchmesser, daß die äußere Kerbe 20 mm vom Rand des Holztellers entfernt bleibt. Nun werden 4 Bürokammern gerichtet, der gerade Draht bis zur Mitte in je eine Kerbe geschoben und die beiden herausstehenden Schenkel U-förmig zusammengebogen. 30 mm über dem Holzteller biegt man die Drahtschenkel wieder rechtwinklig nach innen, zum Bügel, zusammen; über die Mitte herausstehende Drahtenden werden abgekniffen. Viele kurzen Drahtenden steckt man in 2 Patettnebel, in die man vorher zu diesem Zweck je 2 Löcher gebohrt hat, so daß im ganzen rechts wie links von der Welle ein leicht bewegliches System entsteht. Um ein Herauspringen der Drahtenden aus den Knebeln zu verhüten, legt man dicht am Knebel eine Drahtschlinge um jeden Bügel. Beide Enden jedes Knebels bekommen ein Samtpolster (Knebelende mit dem Messer spalten und Samt einflemmen). Stellt man nun den Plattenteller ins Gehäuse, so hängen beide Knebel wagerecht unter dem Teller. Dreht sich dieser einigermaßen schnell, so werden die Knebel durch die Zentrifugalkraft nach außen gedrückt und schlagen gegen die drei nächstgelegenen Wandungsstellen des Gehäuses, die sogleich mit Samt (etwa 5—7 cm) belegt werden, um das Anschlagen geräuschlos zu machen. Die Wirksamkeit des Regulators kann erst nach Einbau des Motors erprobt werden.

Der Antrieb geschieht durch einen Gummimotor, der genau über der Plattentellerwelle senkrecht nach oben geführt ist. Ein etwa 50 cm langer Stab ist am Gehäuse drehbar angeschraubt und trägt zwei Ausleger, zwischen denen der G. mmi gespannt ist und dessen Zug sie aufnehmen. Die Haken des Motors liegen wieder in U-Bügeln. Wellenende und unterer Motorhaken liegen etwa 10 mm auseinander und werden durch ein kleines, herausnehmbares Hütchen gesuppelt. Der obere Haken ist in eine Kurbel fortgeführt, durch die der Motor aufgezogen wird, und die ihrerseits durch ein bewegliches Sperrhölzchen am Ablaufen gehindert wird. Der Gummifaden soll kürzer als 35 cm gespannt sein, zum Antrieb wird man 7—8 Fäden von je 1,5 mm Querschnitt brauchen. Die richtige Stärke des Motors muß man nachher, beim Laufen, ausprobieren.

Nun fehlt nur noch der Trichter mit der Schalldose. Diese ist ein sehr empfindlicher Apparat und so billig in Fachgeschäften zu bekommen, daß der Selbstbau nicht lohnt. Den Schalltrichter stellt man aus starkem Zeichenpapier her, der freie Rand wird vernäht oder verklebt; er ist etwa 43 cm lang, der äußere Durchmesser beträgt etwa 16 cm. Der kleine Durchmesser am Anfang richtet sich nach dem Durchmesser des zylinderförmigen Ansatzes der Schalldose, in dem sich auch eine kleine Schraube befindet. Der Trichter wird so weit abgeschnitten, daß er sich gerade über den Ansatz streifen läßt. Für die Schraube wird ein Loch ins Papier gebohrt. Durch Zwischenlegen eines dünnen Streifens Blech klemmt man dann mit der Schraube Trichter und Schalldose fest zusammen. Wackeln des Trichters verhütet man durch Bestreichen aller Berührungstellen von Papier und Metall mit Syndetikon. Der Trichter wird nun auf

den Draht des beweglichen Armes am Ausleger gesteckt; dabei ist zu beachten, daß die Nadel, die in die Schalldose gesteckt wird, etwa unter 45 Grad geneigt ist. Die Entfernung der Löcher im Trichter von der Nadel ergibt sich aus der Mittelstellung: steht der Arm senkrecht am Ausleger, so muß die Nadel gerade in der Mitte des Spielbereichs der Platte stehen.

Der Hafen zwischen Welle und Motor wird herausgenommen, der Motor zur Seite gedreht und der Ausleger hochgeklappt (der Schalltrichter war schon vorher abgenommen). Dann kann man eine Platte auflegen und rückwärts wieder alles zum Betrieb zusammenheften. Zuletzt wird der Schalltrichter aufgesteckt — die Nadel liegt ganz außen auf der Platte. Der Plattenteller wird beim Aufziehen des Motors durch ein kleines, drehbares Sölschen am Gehäuse, das man gegen ein Nägeln am Rand des Holztellers stoßen läßt, an der Umdrehung gehindert. Ein Wegdrehen der Schalldose mit der umlaufenden Platte wird dadurch verhindert, daß man am Ende des Auslegers einen senkrechten Draht einsetzt, gegen den sich der Trichter beim Laufen der Platte legt. Die Kurbel oben wird nun 150—200mal im Uhrzeigersinn gedreht und dann festgelegt. Nun nimmt man die Sperrung des Tellers fort — er beginnt sich zu drehen, was man zunächst durch ein leichtes Anlüften der Schalldose unterstützen kann, und kurz darauf wird der Apparat Töne von sich geben. Ein gleichmäßiger Ton läßt sich nur durch völlig gleichmäßigen Umlauf des Plattentellers erreichen, man muß also jetzt den Regulator einstellen. Sind die Bügel zu locker, so schwingen die Knebel zu schnell und zu weit nach außen und jedes Anschlagen an die Wandung macht sich durch ein sofortiges Bremsen, d. h. rückweises Sinken des Tones kenntlich. Dann sind die Drahtbügel etwas zusammenzudrücken, um die kurzen, plötzlichen Bewegungen des Regulators zu dämpfen. Tut man das zu stark, so bremst der Regulator erst bei einer sehr großen Umdrehungszahl, also zu spät, d. h. der Ton wird höher und höher, ohne daß der Regulator eingreift. Man muß eben das richtig ausprobieren. Bei sorgfältiger Einstellung bleibt die Umdrehungszahl während 2—3 Minuten völlig gleich. Am ratsamsten ist, sich Platten für 50 Pf. zu kaufen, die einen Durchmesser von 15 cm haben.

Ein guter Einfall

Eine lustige Erzählung.

In einem kleinen Dorfe ärgerte sich ein Bauer schon lange darüber, daß die Hühner seines Nachbarn seinen Garten ansuchten und dort herumkarrten. Er forderte den Nachbarn mehrmals auf, den schädlichen Zaun, durch den die Hühner in den Garten gelangten, auszubessern; aber es half nichts. Eines Tages hatte der Bauer einen guten Gedanken. Er ließ sich von seiner Frau zwei Eier geben und schickte sie dem Nachbarn mit einem Zettel. Darauf stand: Diese Eier haben Ihre Hühner in meinem Garten gelegt. Der Erfolg war glänzend, denn der Nachbar ließ daraufhin sofort den Zaun ausbessern.

Briefkasten



Richard M., Weimar: Volt ist das Maß für die elektrische Spannung und ist dem Namen des italienischen Physikers Volta entnommen. Ampère ist das Maß für die elektrische Stromstärke und verdankt seinen Namen dem gleichnamigen französischen Physiker.

Günter L., Stettin: Die Wasserzeichen auf den Geldscheinen sind dünnere, im durchfallenden Licht sichtbar werdende Stellen im Papier, die Tiere oder andere Figuren zeigen und die dadurch entstehen, daß beim Auswalzen des Papierstoffes eine entsprechende Blech- oder Drahtschablone auf das Sieb gelegt wird, so daß sich die abtropfenden Fasern an dieser Stelle weniger dicht ansammeln.

Margot S., Breslau: Eine Biene hat fünf Augen; nämlich zwei große Regaugen und drei kleine Stirn- augen.

Dora G. Du irrst dich sehr, wenn du glaubst, daß der Funkturm in Berlin ebenso hoch ist wie der Pariser Eiffelturm. Der Funkturm ist nämlich nur 138 Meter hoch, während die Höhe des Eiffelturms 300 Meter beträgt. Vorläufig ist der Eiffelturm also noch unerreicht.

Suzo F., Lübeck. Der Zimt wird aus dem Zimtbaum gewonnen. Aber nicht aus den Früchten, sondern aus der Rinde des Baumes.

Ernst W., Dortmund. Das erste Telefon wurde im Jahre 1861 von Philipp Reis gebaut.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — bak — bal — cha — cho — drid — ei — el — en — fel — ge — let — lo — lo — löf — ma — mi — o — pol — ral — sä — ta — ten — thel — ton —

sind 11 Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben die Namen von drei Personen, die ihr gut kennt. Die Wörter nennen:

1. Eßgerät, 2. antike Gottheit, 3. männlichen Vornamen, 4. etwas für Raucher, 5. Handwerkszeug, 6. Kirchenlied, 7. Tanz, 8. berühmten Mohr, 9. Erzengel, 10. Hauptstadt von Spanien, 11. Vogelprodukt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 10.

Silbenrätsel:

1. Maastricht, 2. Ostsee, 3. Regen, 4. Geographie, 5. Erbkönig, 6. Nudel, 7. Seife, 8. Tomate, 9. Ullme, 10. Neubau, 11. Daniel, 12. Erde, 13. Heerführer.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Besuchskartenrätsel: Universitätsprofessor.

Fridolins Lachkabin

Werner sieht eine Schwalbe fliegen und sagt zu seinem Freunde Bruno: „Ich möchte gern eine Schwalbe sein.“

Bruno: „Nein, ich nicht. Dauernd Mücken fressen — prr!“

*



Anna (beim Schlächter): „Nun bin ich schon im sechsten Fleischerladen, und nirgends kann ich Milz bekommen. Dabei hat mir der Arzt ausdrücklich gesagt, Milz wäre ein so leicht beförmliches Gericht.“

*

Günter ging in einen Bäckerladen, um Brot zu kaufen. Als er die Kleinheit des Brotes bemerkte, sagte er zu dem Bäcker:

„Meister! Das Gewicht kann aber nicht stimmen.“

„Was kümmert dich das?“ erwiderte der. „Da hast du doch um so weniger zu tragen.“

„Meinetwegen,“ sagte Günter, warf dem Bäcker nur den halben Preis hin und eilte fort.

„Seda! Das Geld reicht nicht,“ schrie der Bäcker.

„Das schadet doch nichts,“ lachte Günter, „da haben Sie auch weniger zu zählen.“

*

Lehrer: „Wie heißt die Mehrzahl von Wurm?“

„Würmer!“ antwortete der Schüler.

„Und die Mehrzahl von Kind?“

„Zwillinge!“

*

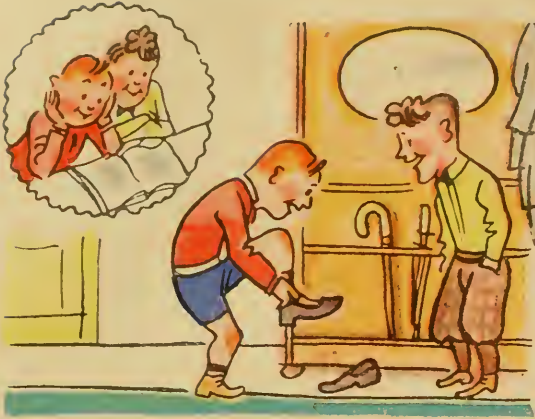


Else (nachdem sie ein Märchen gelesen hat): „Nein, Mutter, ich möchte doch kein Engel sein!“

Mutter: „Weshalb denn nicht?“

Else: „Weil ich gar nicht wüßte, wie ich jeden Abend mein Nachthemd über die Flügel ziehen sollte!“

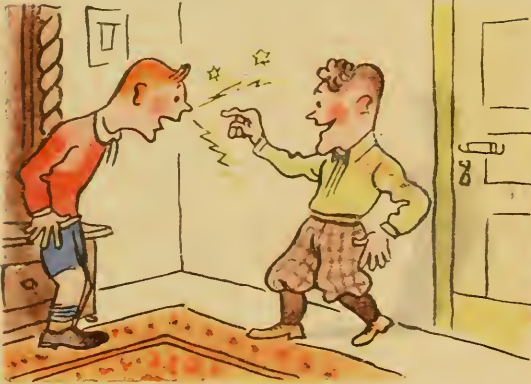
Fritz und Franz erproben die Elektrizität



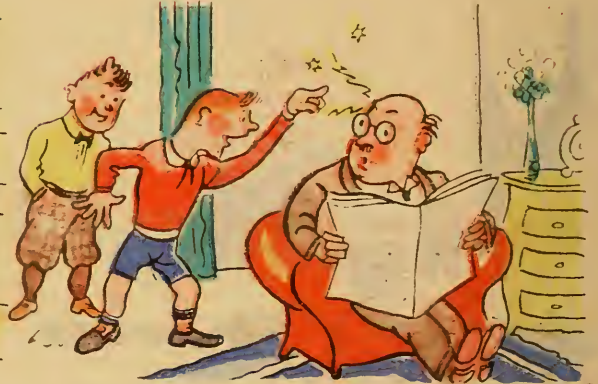
Grad haben Fritz und Franz gelesen
Vom Strom (elektrisch!). Dessen Wesen
Will'n sie an Fritz'n nun probieren —
(Die Gummisohle isolieren.)



Fritz läßt sich nun mit ernster Miene,
Von einer Influenzmaschine,
Die Franz bedient, elektrisch laden.
(Das kann man nämlich ohne Schaden.)



Und siehe da: Es ist gelungen!
Aus Fritz's Nase kommt gesprungen
Ein Funke, knisternd und voll Glanz.
Aus Fritz's Nase holt ihn Franz.



Worauf sich eines bald enthüllt:
Ist man elektrisch, stromerfüllt,
So kann man helle Funken zaubern
Aus Vaters Nase selbst, der saubern.



Fritz kommt jetzt in die Küche. Da
Sucht grad ein Bündelholz die Mama.
Er ruft, von Eifer übermannt:
„Ich zünd' das Gas an mit der Hand!“



Mit seiner Hand berührt er sacht
Den Hahn, den Mutter aufgemacht.
Schon flammt das Gas zu offenem Feuer.
Da staunt die Mutter ungeheuer!

Barlog

Der heitere Fridolin

HALBMONATLICHES ZEITSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

neue große
Erzählung
Carlos und
Nicolas
beginnt in diesem Heft



Wie Carlos und Nicolas, die beiden Hauptpersonen des neuen Romans, von dem chineſiſchen Koch Biſchuanſe Abſchied nahmen. Der Chineſe redete den beiden gut zu: „Ruhig, ruhig, ihr Buben, ſeid Männer!“

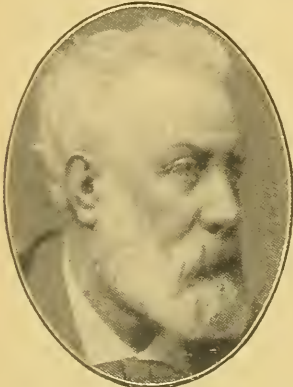
Jules Verne

EIN DICHTER,
DESSEN MÄRCHEN
WAHRHEIT WURDEN



Hundert Jahre waren in diesen Tagen vergangen, seit in Frankreich Jules Verne das Licht der Welt erblickte, der als Mann anfangs verständnisloses Kopfschütteln, späterhin aber überall bei seinen Mitmenschen begeisterte Bewunderung erweckte. In das wunderfame Reich der Phantasie führt Jules Verne seine Leser durch seine spannenden Erzählungen, sei es, daß er uns „In 80 Tagen um die Erde“ reisen läßt, oder durch seine Schilderungen über „Die Fahrten zum Mittelpunkt der

Was ein Dichter prophezeite: Als noch kein Mensch an die Möglichkeit eines Flugzeugs glaubte, schrieb Jules Verne seinen spannenden Roman von dem Flugzeug „Epouvante“.



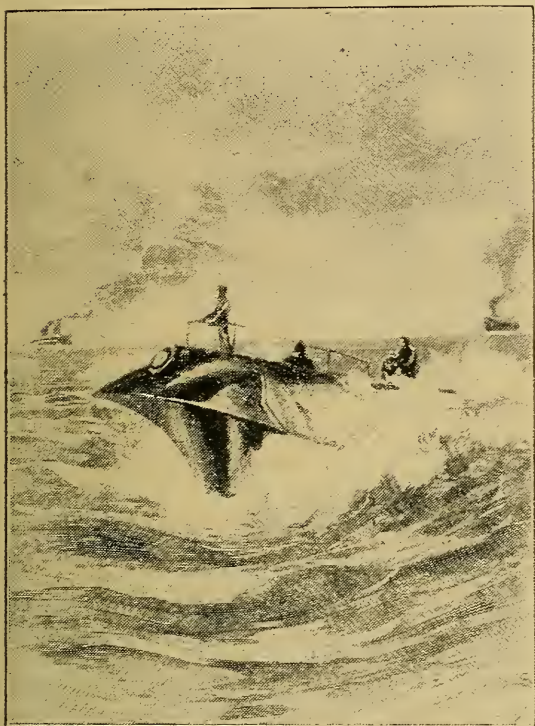
Jules Verne, ein Dichter, der in seinen spannenden Geschichten das Flugzeug, das Unterseeboot, und viele andere technische Erfindungen vorausah.



Die Wirklichkeit von heute: Ein Verkehrsflugzeug auf dem Wege von Berlin nach Mailand, das in einer Höhe von 1500 Meter über die Alpen fliegt.

Erde“ oder gar durch den Weltenraum zu unserm Nachbargestirn, dem Monde hin, gefangennimmt.

Doch ist es nicht allein die Schilderung einer unwirklichen Welt, die sich als etwas so umwälzend Neues kundtat — hat es doch auch schon vor Jules Verne phantastische Dichter genug gegeben — als vielmehr die Einzelgestaltung aller Maschinen und



Wie Jules Verne sich vor sechzig Jahren ein Unterseeboot vorstellte: Das Unterseeboot, wie es der Dichter in seinem Roman „20 000 Meilen unter dem Meere“ beschreibt . . .

technischen Vorgänge, denen er in seinen Romanen eine Hauptrolle zukommen läßt. Daß unsere heutige Technik vieles wahr werden ließ, was Jules Verne einst vorausgesagt hat, erregt immer wieder unsere Bewunderung. In seinen jungen Jahren, als „Fliegen“ und „Flugzeuge“ noch eine ganz unbestimmte Sehnsucht der Menschheit bedeuteten, schilderte er uns bereits ein Flugzeug mit all seinen Einzelteilen, so daß gerade wir modernen Menschen, die wir heute fast täglich Flugzeuge zu sehen bekommen, aufs höchste verblüfft werden. Seine „Epouvante“, die wir hier im Bilde wiedergeben, ist allerdings noch nicht durch einen Propeller und Motor angetrieben, fliegt vielmehr durch Auf- und Abwärtschlagen der Flügel über Land und Meer, über Berg und Tal dahin. Ähnliche Flugzeuge, allerdings mit Motorantrieb, sind erst in jüngster Zeit in England gebaut worden und haben sich anscheinend gut bewährt. Die Berechnungen für solch ein Flugzeug anstellen, das konnte Jules Verne nun eben nicht, denn dann hätte er ja selbst seine Phantasiegebilde wahr werden lassen



...und wie das wirkliche, seefähige Unterseeboot heute aussieht: Es ist das Handelsunterseeboot „Deutschland“, das während des Krieges von Hamburg nach New York fuhr. Zugleich das einzige Unterseeboot, das bisher für friedliche Zwecke erbaut wurde.

können, aber das Wesen der Technik und ihre Entwicklung hat er mit seinen Dichteraugen klar vorausgesehen.

Welche bedeutsame Rolle spielen ferner in Jules Bernes Erzählungen die Unterseeboote, an deren praktische Verwendung damals noch nicht im entferntesten zu denken war, wenn auch schon 1856 in Kiel der Ingeniör Bauer seine ersten, allerdings mißlungenen Versuche mit einem Tauchboot unternommen hatte. Bei Jules Verne spielt das Unterseeboot in den Seeschlachten häufig die entscheidendste Rolle unter den Schiffen; es ist fast so, als habe er die erstaunliche technische Entwicklung, die das U-Boot im Weltkrieg eingenommen hat, klar vorausgesehen. Auch seine Unterwasserboote sind mit Geschützen und einer Art Torpedorohre ausgerüstet; das so wichtige Periskop, mit dem das unter Wasser liegende Boot über Wasser Umschau halten kann, hat er allerdings noch nicht gekannt.

Und nun gar seine Weltreise in 80 Tagen, die damals phantastisch erschien, heute aber selbst ohne Benützung des Flugzeuges schon in der Hälfte der Zeit möglich geworden ist. Zwei reiseflustige Amerikaner haben es sogar im vergangenen Jahre fertig gebracht, in 25 Tagen den Erdball zu umkreisen, und haben dabei außer Dampfzügen und Eisenbahnen nur die regelmäßigen Verkehrsflugzeuge benutzt.

Was ist ein Parallelopipedon?

Fragen für ganz schlaue Leute

Fragen zu stellen ist leichter, als sie zu beantworten, besonders, wenn sie so schwierig sind wie diese hier. Um es euch daher etwas zu erleichtern, steht die Antwort gleich daneben. Man muß nur die richtige aus den vielen, die zur Auswahl dastehen, herausfinden. Wer das Richtige gefunden hat, muß es unterstreichen.

Ein Parallelopipedon ist ein Glasinstrument — eine Pflanze — eine mathematische Figur
Glas wird geritzt durch Eisen — Stein — Diamanten — Holz
Der Jaguar ist eine Frucht — ein Fisch — ein Raubtier — ein Insekt
Ein Schaltjahr gibt's alle 2 — 4 — 6 — 8 — 10 Jahre
Argentinien liegt in Australien — Amerika — Asien — Afrika
Nikotin ist eine historische Figur — ein Land — ein Gift — eine Pflanze
Stockholm ist die Hauptstadt von Norwegen — Schweden — Dänemark
Der Erfinder der Buchdruckerkunst war ein Engländer — Deutscher — Franzose
Bismarcks Vorname war Emil — Franz — Otto — Ludwig — Hans
Amerika wurde entdeckt 1289 — 1423 — 1492 — 1567 — 1630
Föhn ist eine Oper — ein Tanz — ein Sturmwind — ein Kartenspiel
Eine Dschunke ist eine Pflanze — ein Tanz — ein Schiff — ein Berg
Matterhorn ist ein Berg in den Alpen — Pyrenäen — im Riesengebirge
Der Nilus liegt in Italien — Ägypten — China — dem Balkan
Die Stadt Edam ist berühmt durch Gemälde — Käse — Ruinen
Ein erwachsener Mensch hat 24 — 28 — 32 — 34 — 36 Zähne



DER RECHTE & DER LINKE MENSCH

Von der Ungleichmäßigkeit unserer Körperhälften und ihren Folgen



Ein gutes Beispiel für die Verschiedenheit der Gesichtshälften:

So verschieden die Menschen untereinander sind, so verschieden sind auch ihre eigenen Körperhälften. Diese Unterschiede sind so deutlich, daß man von einem rechten und linken Menschen spricht. Am auffälligsten sind die Gegensätze in unserm Gesicht. Da ist einmal die Nase. Fast niemals steht sie genau in der Mitte des Gesichts. Entweder weicht sie ganz von der Mittellinie ab, oder Nasenrücken und -Spitze streben in verschiedenen Richtungen auseinander. Sehr ausgeprägt ist ferner der Unterschied des Abstands zwischen Mundwinkel und äußerem Augenwinkel, der rechts meist beträchtlich größer ist, als auf der andern Seite. Weiter ist eine Schädelhälfte (zumeist die linke) fast stets breiter als die andere. Eben dieser Unterschied ist die Ursache, daß uns Strohhüte immer zuerst drücken, da sie für ebenmäßig-eiförmige Kopfformen berechnet sind, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Erst wenn sich der Hut unserer Kopfform angepaßt hat, sitzt er uns bequem.

Wie das Gesicht, so ist auch unser Körper ungleichmäßig entwickelt. Gewöhnlich ist die rechte Seite stärker betont, aber wir wissen auch, daß nicht selten die linke Hälfte die bevorzugtere ist, sei es der Größe nach oder in der Kraft oder Geschicklichkeit der Bewegungen. Aber diese „Linkser“ sind immer Ausnahmen, von denen nur ungefähr je fünf auf hundert Rechtshänder kommen. Während aber bei den meisten Menschen der rechte Arm stärker, die rechte Hand kräftiger und geschickter ist, ist bei fast allen Erwachsenen das linke Bein etwas länger als das rechte und der linke Fuß etwas größer als sein Gegenstück. Da nun der linke Fuß länger ist, als der rechte,



Ein Bild von Bismarck, das deutlich die stärkere Entwicklung der linken Seite zeigt.

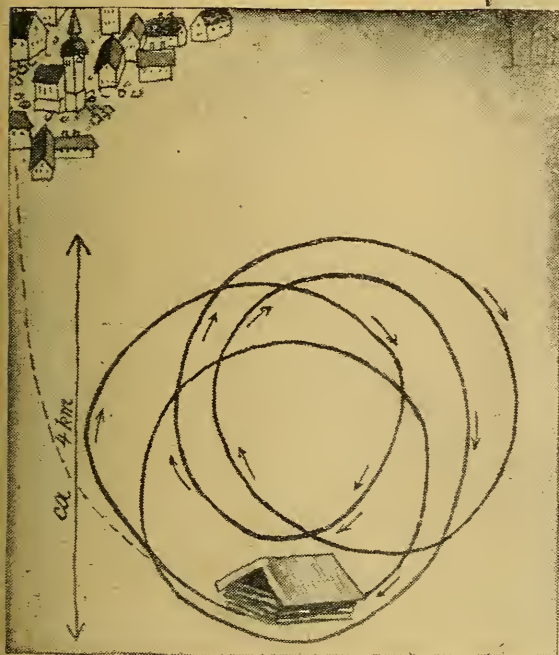
wird der linke Schritt auch immer um eine Kleinigkeit länger ausfallen, was die Tatsache erklärt, daß der Mensch dazu neigt, immer nach rechts zu gehen. Wir können dies an vielen Dingen beobachten, und nicht zuletzt an uns selbst. Auch die militärischen Bewegungen aller Zeiten, Sprache, Polizei, Anstand und Höflichkeit — alle weisen nach rechts, und nur nach rechts. Das Rechtsgen ist daher keine Gewohnheit, sondern wird durch unsern Körperbau erzwungen.

Dies wird besonders deutlich bei Menschen, die sich in unbekannter Heide, im stockdunklen Wald oder im Nebel verirren. Sie alle wanderten immer nach rechts, im Kreise, und fanden sich schließlich auf derselben Stelle wieder, von der sie ausgegangen waren.

Es gibt Hunderte von Beispielen für solche „Ringwanderungen“. Eins der überzeugendsten ist die Geschichte von drei Handwerksburschen in der Lüneburger Heide, die auf dem Wege nach einer kleineren Stadt in einer Heuscheune kurze Rast gemacht hatten. Als sie wieder aufbrechen wollten, um die Stadt, deren Türme bereits am Horizont sichtbar waren, noch vor Einbruch der Dämmerung zu erreichen, setzte plötzlich starker Nebel ein, so daß sie nur ein paar Meter weit sehen konnten. Trotzdem gingen sie los, da sie glaubten, die Richtung



Der Beginn einer Ringwanderung: Karl läuft am Baum vorbei, weil er mit verbundenen Augen sofort den Weg nach rechts einschlägt. Wenn er so weiter gehen würde, müßte er im Kreis zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren.



Eine vollkommene Ringwanderung: Drei Wanderburschen, die in dichtem Nebel eine Scheune verließen, um in die Stadt zu gehen, kehrten viermal wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

leicht einhalten zu können. Nach einer Stunde, als sie sich bereits in der Nähe der Stadt glaubten, stießen sie zu ihrer Verwunderung wieder auf die Scheune. Nach einer Weile machten sie noch einen Versuch, jedoch mit demselben Ausgang. Und so ging es ihnen noch zweimal. Dieses Erlebnis der drei Handwerksburschen wiederholt sich fast täglich in anderen Gegenden und unter verschiedenen Umständen, und zwar nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Wasser. Wer hier je ohne Steuermann herumgerudert ist, wird diese Neigung zur Kreisbewegung deutlich bemerkt haben. Dabei wirkt sich statt des längeren linken Beins der stärker entwickelte Arm aus, und da das bei den meisten Menschen eben der rechte ist, beschreiben wir, da wir ja rückwärts rudern, zumeist auch auf dem Wasser einen Rechtsbogen.

Fast scheint es, als wolle die Natur mit dieser Ringbewegung die Verirrten vor Unglücksfällen bewahren und sie wieder auf ihren Ausgangspunkt zurückführen.

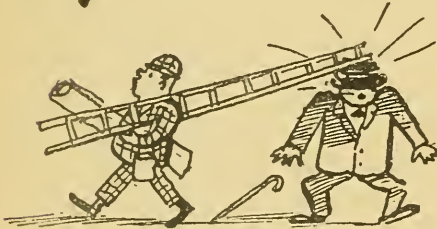
Einigkeit macht stark

Eine lustige Geschichte in einem Satz

Am einem trübten Nachmittag im März war vor einem Dorf im Taunus ein großes Automobil steckengeblieben, und da gerade die Schule beendet war, sammelte sich bald eine sehr große Kinderschar um das Automobil, dessen einziger Insaße nach angestrengten, aber vergeblichen Bemühungen, den schweren Wagen aus dem tiefen Schlamm zu befreien, gerade mißmutig und laut auf die schlechte Landstraße schalt, als der zwölfjährige Karl sich sofort erbot, das Automobil herauszuziehen, worauf

der Schofför ihn schallend anschlachte, und Karl, ohne noch ein Wort zu sagen, in das nahe Schulhaus eilte, einen Strick holte, ihn an der Vorderachse des Wagens befestigte, und seine dreißig Schulkameraden anforderte, auf sein Kommando vereint an dem Strick zu ziehen, um den Wagen aus dem Schlamm zu befreien, was auch nach dem zweiten oder dritten Ruck gelang — zum größten Staunen des Schofförs, der, als er Karl anschlachte, vergessen hatte, daß Einigkeit wirklich stark macht.

Pommes als Plakatentwerfer



Ein neuer Beruf, bei dem es Benjamin Pampe wieder schlecht ergangen ist

Der Pampe, der schon viel probierte,
Doch keinen der Berufe zierte,
Obwohl er eigentlich ein Streber,
Versucht sich als Plakatentwerfer.

Vom Himmel fällt ja nie ein Meister,
Mit: Leiter, Druckpapier und Kleister
Weiß er — wie wir im Bilde sehen —
Noch nicht erfolgreich umzugehen.

Wie er sein Werk vollbringt? Seht her:
Die Zettel klebt er kreuz und quer.
Die Sängerin wird nun nach Noten
Zum Kilopreise ausgebauten.



Das Eisbeinessen, 's ist zum Schrei'n,
Besteht aus Elefantenbein.
Der Schnupfen wird da angefleht
Um Rückkehr. Ist das nicht verdreht?

So also sieht die Säule aus.
Er selbst bricht in Geheule aus:
Die Leiter stürzt. Sie stürzt auch ihn.
Selbst dies war nichts für Benjamin.



Was man auf eine Expedition mitnimmt

Wer in die Wildnis will, muß an alles vorher denken; nachher ist es zu spät, denn im Urwald gibt es keine Läden und keine Möglichkeit, die Ausrüstung zu ergänzen

Man kann mit einem Koffer um die Welt reisen — immer findet man eine Möglichkeit, seinen Koffer wieder aufzufüllen. Nicht so glücklich ist, wer zum Tierfang ins Innere Afrikas geht. Hier gibt es keine Kaufhäuser, denn gleich hinter der Küste hören die bewohnten Gegenden auf, und der Mensch ist ganz auf sein Gepäck angewiesen. Man muß nicht nur mitnehmen, was man täglich braucht, sondern auch alles, was man bei Krankheit brauchen könnte. Dazu kommen die Geräte für den Tierfang, und schließlich muß man auch seine Wohnung mitbringen, da die von Ungeziefer wimmelnden Hütten der Eingeborenen

Ein Teil der Ausrüstungsliste für eine Tierfangexpedition von drei Personen. Durch diese Liste erhält man eine Vorstellung, wieviele Dinge für solch eine Reise notwendig sind.

- 1 Wohnzelt (mit Fussboden)
- 2 3x5x8
- 20 Jagdzelte (rund, 2x3 m)
- 20 Schlafsäcke (Leder)
- 3 Decken (mit Leinenbeugen)
- 3 Kopfkissen
- Bestecke, Haushaltsgegenstände usw. nach besonderer Liste.
- 1 Faltboot (mit Stahlpaddeln)
- 5 Wassersäcke (Segeltuch)
- 10 Wasserflaschen (deutsches Armeemodell)
- 5 Rucksäcke (grosses Format)
- 3 Dtz.-Leinenschuhe (mat)
- Korksohlen
- verschiedene verschiedene Längen Zeltbahnen (siehe Sonderliste)
- 300 m bestes Hanfgarn
- 300 m bestes Hanfgarn 3 mm dick
- 100 m Hanfnetz 2 mm dick
- 500 m Eisendraht 2 mm hoch
- 60 m Netzdraht 2 mm
- 1 Werkzeugkiste nach besonderer Liste.
- 1 Nagelkiste
- 5 Eisenfallen für Raubtiere.
- 6 Schilfleinenanzüge (weiss)
- 6 Khakianzüge
- 3 Jagdanzüge
- 3 Paar Schafstiefel
- 6 Paar Schürschuhe
- 6 Paar Gamaschen (Eingeborenen)

für Weiße nicht bewohnbar sind. Alles muß vorher genau berechnet werden; nichts darf man vergessen. Sonst steht man ohne Seife da und wird einem Eingeborenen immer ähnlicher. Oder die Munition geht aus, oder die Feuersteine reichen nicht aus, und eines Abends sitzen die Expeditionsteilnehmer ohne Feuer vor ihrem Zelt. Und eins ist so unangenehm wie das andere.

Zuerst kommt die Wohnung, das Zelt mit Betten, Tisch, Stühlen, Bad und Waschwanne, beide aus Gummi, Schlafsäcken, Decken und Kopfkissen. Dann kommt die Verpflegung. Der meiste Proviant wird erst eingekauft, wenn die Expedition die afrikanische Küste erreicht. Aus Deutschland nimmt man nur sogenannte eiserne Rationen mit — Salz, Zucker, Mehl, Tee, Gewürze und ähnliches, alles in Blechbüchsen verpackt. Fleischkonserven, die sich in der tropischen Hitze nicht halten, sind ja auch entbehrlich, da an Wildpret selten Mangel ist. Man darf bei langem Aufenthalt in der Wildnis gerade die Verpflegungsfrage nicht nachlässig behandeln. Die Gesund-



Was man alles mit-schleppen muß, wenn man in die Wildnis will: Jede Traglast hat ihre
Bürde sind dann alle Gegenstände

heit hängt davon ab. Auch was zum Tischdecken nötig ist, muß vorhanden sein, einschließlich Tischklüchern, Kompottlöffeln und Kaffeetassen. Das wird vielleicht manchem überflüssig erscheinen, aber diese Kleinigkeiten haben eine tiefe Bedeutung: wer sich und seine Umgebung in den Tropen vernachlässigt, der muß unfehlbar zugrunde gehen.

Außer dem Wohnzelt mit Zubehör nimmt man für die Jagd noch Spitzzelte mit. Falls man einmal den Standplatz der Expedition nicht mehr erreichen kann, wird man in den Jagdzelten übernachten. Auch Wasserfäße aus Segeltuch und Rucksäcke darf man auf keinen Fall vergessen.

Da das Klima in Afrika sehr verschieden und durchaus nicht rein tropisch ist, muß die Kleidung auch dementsprechend ausgewählt werden. Neben Tropenanzügen braucht man auch warme Wolljacken und Regenmäntel. Die Kleiderausrüstung pro Kopf besteht aus folgenden Stücken: zwei Schilfskleinanzüge, ein gelber Khatianzug, zwei weiße Anzüge, ein europäischer Jagdanzug, Widelgamaschen, zwei Paar Schafstiefel, ein Paar hohe Schnürschuhe und mindestens ein Duzend leichter Schuhe mit Korksohlen. Alle diese Dinge werden in mit Blech ausgeschlagenen Tropentoffern verpackt. Genau so wichtig ist die Reiseapotheke mit Verbandstoffen und allen erdenklichen Medikamenten, besonders Chinin, da alle weißen Expeditionsteilnehmer regelmäßig alle vier Tage ein Gramm Chinin einnehmen müssen, um sich gegen die Malaria zu schützen.

Hat man die persönliche Ausrüstung zusammen, dann muß man für die Jagd Vorsorge treffen. Für jede Wildart benötigt man da eigentlich eine besondere Waffe. Nur die schwere Elefantenbüchse ist gewöhnlich nur einmal vertreten. Aber sonst hat jeder Expeditionsteilnehmer: eine 9-mm-Mauserbüchse mit sechsfachem Zielfernrohr, eine besonders

langläufige Mauserbüchse mit dreifachem Zielfernrohr, einen Drilling, eine Schrotflinte und mehrere Kleinkaliberbüchsen. Reichlich Patronen und Munition darf man natürlich nicht vergessen.

Auch an die Wasserjagd ist zu denken. Von ganz besonderem Wert ist hier ein leichtes, zusammen-





halt. Der Expeditionsleiter weiß z. B., daß Träger Nr. 18 das Gepäck mit Nähzeug und Medikamenten trägt. Abends im Lager und Nachtlager schnell zur Hand.

legbares Faltboot, mit 5 Zentner Tragfähigkeit knapp für zwei Mann eingerichtet. Von dem recht wackeligen Fahrzeug aus ist das Schießen nur nach vorn möglich, und es ist empfehlenswert, das Paddel seitlich flach aufs Wasser zu legen. Man darf ja nicht kentern, da man sonst in Gefahr gerät, von einem

Krokodil angefallen zu werden. Man rudert über manches Krokodil oder Flußpferd hinweg, ohne es zu wissen; einige Luftblasen zeugen von der Anwesenheit dieser unangenehmen Begleiter. Zu schöner Beobachtung und erfolgreicher Jagd auf Wasservild, tropische Enten und Gänse, Kormorane, Reiher und Schrei-Seeadler kommt man durch das Faltboot.

Zur allgemeinen Jagdausrüstung, zum Beobachten und Entdecken von Wild gehören vor allem gute Prismenferngläser, sie sind unentbehrlich. Auch an viele Kleinigkeiten muß gedacht werden! So sind zahlreiche und handfeste Messer besonders notwendig. Zwölf einfache Holzgriffnider, sechs andere mit Hirschhorngriff und Sägen, Standhauer, Schleifstahl und Schleifstein sind wichtiger Bestandteil einer Ausrüstung.

Nach langen Verzeichnissen vieler alter Afrikaner wird alles verpackt, und man reist mit dem Gefühl ab, daß man mit großer Umsicht alles schön zusammen hat, wenn auch die Heße des Verpackens in den letzten Wochen sehr anstrengend gewesen war.

Im Busch merkt man plötzlich: Statt des Messer-Schleifsteins zum Scharfmachen der Messer ist ein Messer-Puckstein eingepackt, der nicht viel Zweck hat, und nun geht der Ärger mit stumpfen Messern los. Wunderschöne Taschenlampen sind verstaubt worden — aber wo sind die Batterien? Nicht zu finden!! Der Kummer ist groß.

Bei einem Flußübergang rutscht eine Kiste ins Wasser: natürlich die Kiste mit Büchern und Schreibmaterial und mit der Federuhr! Beim Öffnen ist viel verdorben, an Ersatz nicht zu denken.

So fehlt letzten Endes doch immer noch ganz Notwendiges, und anderes geht verloren, und doch, es schadet nichts, man muß sich nur zu helfen wissen. Genügsamkeit und Ausnutzung der gegebenen örtlichen Hilfsmittel bringen einen überall weiter!



CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

Der Chineser

Carlos und Nicolas saßen trübselig auf der weißen Veranda eines Herrenhauses. Rechts und links dehnte sich in der Sonne die unendliche Pampa, die Steppe Südamerikas, auf denen die Viehherden ihres Vaters weideten, bewacht von Gauchos, den flinken, berittenen Viehhirten der Pampas. Vor ihnen lagen die Parkanlagen, hinter deren Bäumen der Paranáfluß, der größte Strom Argentiniens, hindurchschimmerte.

Die beiden Jungen hatten keinen Blick dafür. Sie dachten nur an ihre Tiere, die man ihnen fortnehmen wollte. Diese Tiere hatten sie nach und nach auf ihren täglichen Streifzügen durch die Pampa gefangen und in einem Verschlag auf dem Hof hinter dem Hause untergebracht — ein Reh, einen jungen Strauß, ein Gürteltier, eine Kropfseidechse und allerlei anderes Getier. Aber bald hatten sie sich nicht mehr darum bekümmert, und hatten die Pflege der Tiere Jose, dem Pferdeknecht, überlassen. Der aber hatte nicht aufgepaßt, und gestern Abend waren die Tiere alle ausgebrochen und in die Wohnung hineinspaziert. Das Reh hatte oben im Salon genächtigt, die Kropfseidechse war in das Bett der Magd Zenobia gekrochen, und der Strauß war in die Speisekammer eingedrungen und litt nun trotz seines guten Magens an Verdauungsbeschwerden. Und nun sollten die Tiere freigelassen werden.

„Vielleicht ist es besser so,“ sagte Carlos und klappte das Taschenmesser zusammen, mit dem er seinen Namen in den Boden der Veranda eingeritzt hatte, „aber schade ist es doch. Komm, wir wollen ausreiten. Vielleicht fällt uns dabei etwas ein.“

Sie gingen in den Stall hinter dem Haus, und Jose fütterte ihre dickbäuchigen Pampasponys. Dann

trabten sie dem Ufer des Paranáflusses zu. Auf dem Strom fuhr ein großer Dampfer, mit dem sie eine Weile um die Wette ritten. Nach einer Stunde scharfen Galopps wandten sie die Ponys nach einem Baum, um Rast zu halten; es war ein sehr heißer Tag, die Pferde ließen die Köpfe hängen und bewegten die Ohren müde nach den Seiten;

die Sättel lagen beinahe auf ihren Hüften. Als die Knaben sich dem Baum näherten, sahen sie dort einen seltsamen, kleinen, dicken Mann auf der Erde sitzen, den Kopf gegen den Stamm gelehnt. Statt eines Rockes oder Ponchos trug er einen ganz eigentümlichen Kittel, der ihm bis an die Knie reichte; neben ihm lag ein breitrandiger Strohhut und ein rotes Bündel. Gleich nachher erkannten sie jedoch, daß es kein Mann war, sondern eine Frau in Männertracht; denn er trug einen langen, dünnen Zopf.

„Das ist komisch,“ sagte Carlos und lachte.

„Sehr komisch,“ sagte Nicolas und lachte auch.

Sie ritten ganz nah an dem Baum heran: es war keine Frau.

„Ein Chineser!“ sagte Carlos und erbleichte.

„Ein Chineser!“ sagte Nicolas und erbleichte auch.

Der Kopf, der Kittel und der Hut waren ganz so, wie sie es bei Chinesen auf Bilderbogen gesehen hatten.

Der Chineser, der geschlafen hatte, war erwacht und sah die Knabe ohne merkliches Erstaunen an.

Sie wollten fechtmachen und fliehen, denn sie hatten gehört, diese Menschen seien wild und blutdürstig wie Indianer. Aber sie ermannten sich zugleich, denn keiner wollte vor dem anderen feig erscheinen; und dazu blinzelte und lächelte der Chineser so gemütlich und Vertrauen erweckend, daß Flucht den Knaben doppelte Feigheit erschien. Vielleicht ist es ein zahmer Chineser, dachten sie.

„Was schaut ihr mich so an, ihr Büblein?“ fragte er endlich. Seine Stimme klang sanft; sie hatte nichts von einem wilden Indianergeheul.

„Wir schauen dich nicht an,“ sagte Carlos und starrte fortwährend auf ihn.

„Seht mir diese Knaben!“ Der Chineser lachte und

schlug sich auf die dicken Schenkel; das Gesicht, das er dabei machte, war so komisch, daß auch Carlos und Nicolas in Lachen ausbrachen.

„Was hast du in deinem Bündel?“ fragte Carlos nach einer Weile.

„Zwei Hemden und eine Hose; ich bin auf Reisen.“

„Weite Reisen?“

„Ich gehe von Gut zu Gut und suche mir eine

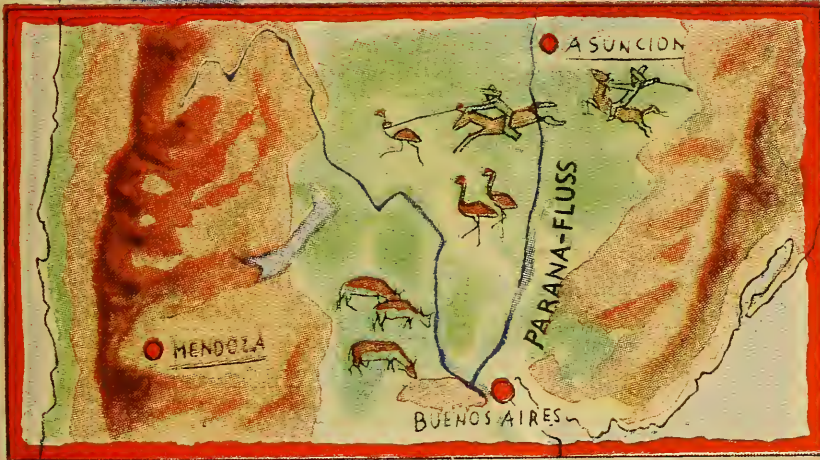


Zwei junge Stränpfe hatten Carlos und Nicolas auf ihren täglichen Streifzügen gefangen

Stelle als Koch. Meine Herrschaft hat ihr Gut verkauft und ist ausgezogen, da bin ich auch ausgezogen. Könnt ihr einen Koch bei euch brauchen, ihr Buben?" — „Nein,“ sagte Carlos. Gleich darauf aber durchzuckte ihn ein Gedanke: „Wir können dir aber eine andere Stelle verschaffen.“ — „So? Eine andere Stelle? Und die wäre?“ — „Du könntest unsere Tiere pflegen, denn sonst müssen sie fort. Ich will Mama

Er trat sofort seinen Dienst an. Ställe mußten ausgebeffert und gründlich gereinigt werden. Er stieg in den Taubenschlag hinauf und wirtschaftete. Weiß gesprengelt und mit Federn bedeckt, kam er wieder herunter. Er grub für das Wasserschwein einen regelrechten Teich; bisher hatte es sich mit einem Tümpel begnügen müssen, der nach einer halben Stunde immer wieder ausgetrocknet war. Vor allem

war es eine Freude, zu sehen, wie sanft er mit den Tieren umging. Die Kaninchen schnupperten ihm durch die Fenster ihrer Kästen entgegen, sobald er sich zeigte; nicht lange, und die Tauben setzten sich ihm auf die Schultern, das Reh lief ihm nach. Nicolas glaubte sogar zu sehen, wie das Gürteltier ihn freundlich anblinzelte. Die Knaben liebten den Chinesen, besonders Nicolas. Er striegelte und fütterte die Ponys und putzte ihr Zaumzeug. Als Jose



Ausschnitt aus der Karte Argentiniens, der Heimat der beiden Knaben. Der Schauplatz dieser Geschichte liegt am Paranafluß, etwa 600 Kilometer nördlich von Buenos Aires.

sagen, daß man dir so viel bezahlt wie einem Koch. Kannst du Tiere pflegen?" — „Gewiß; aber was für Tiere sind's, ihr lieben kleinen Knaben?" — „Verschiedene; wenn du mit uns nach Hause kommst, wirst du sie sehen.“ Der Chineser war damit einverstanden; die Kinder hielten kurze Rast, rühten dann die Sättel zurecht, schnallten die Gurte fester und stiegen zu Pferd. Der Chineser saß bei Nicolas hinten auf. „Wo ist denn dein Name?“ fragte Carlos, „denn wenn wir jetzt zu Mama gehen, um dir die Stelle zu verschaffen, müssen wir wissen, wie du heißt.“ Der Chineser nannte einen Namen, der sehr seltsam klang. Die Knaben brachten immer nur Bichuante heraus. „Nennst mich nur immerhin Bichuante!“ meinte der Chineser. Mit stark klopfendem Herzen ritten Carlos und Nicolas in das Gut ein. Von irgendwoher erschien der Knecht und flüchtete diesem seltsamen Aufzug mit offenem Munde nach. Die Knaben ritten bis zur Mitteltür des Hauses. Carlos sprang ab und rannte hinauf zu seiner Mutter. Sie saß im Musikzimmer am Klavier. „Mama!“ schrie er, „wir haben einen Chinesen mitgebracht, aber einen zahmen Chinesen!“ „Was habt ihr mitgebracht?“ Sie unterbrach ihr Spiel. Einen ganz zahmen Chinesen, Mama, der Bichuante heißt.“ — „Was redest du da für Unsinn? Was soll denn der Mann?“ — „Er soll unsere Tiere pflegen, Mama.“ Carlos faßte seine Mutter am Arm, zog sie ungestüm nach dem Fenster und zeigte nach unten: „Dort ist er.“ Wahrhaftig: es war ein Chineser! „Das ist schon euer verrücktester Einfall!“ sagte sie. Aber nachher ward ihnen gestattet, den Chinesen zu behalten.

das sah, war er gleich darauf bedacht, ihm nach Kräften von seiner Arbeit aufzubürden, und seinem Beispiel folgten die anderen Diensthofen. Der Chineser verrichtete alles, still, ohne zu klagen.

Manchmal, wenn er sich freimachen konnte, saß er gegen Sonnenuntergang mit den Knaben auf der Weide im Grase. Ein leichtes Lächeln lag auf seinen Lippen, er pflückte eine Blume, besah sie aufmerksam und murmelte leise etwas vor sich hin. Carlos und Nicolas rückten ganz nah an ihn heran, um zu hören, was er sagte. Dann baten sie: „Sprich jetzt mal ganz laut auf Chinesisch.“ Der Bichuante zog die dünnen Augenbrauen in die Höhe, bewegte den Kopf langsam hin und her und sagte einige Sätze, worüber die Kinder laut auflachen mußten. Dann mußte der Bichuante Purzelbäume schlagen. Das konnte er wie kein anderer. Nicolas umarmte ihn und gab ihm lautstehende Küsse auf beide Backen. Aus Dankbarkeit, denn den ganzen Tag hatte er sich auf diese Purzelbäume gefreut. Und dann saßen sie wieder im Gras beieinander.

Es war eine schöne Zeit, und sie wurde noch schöner, als die Eltern des Knaben nach Buenos Aires abreisten. Carlos und Nicolas blieben unter der Obhut des Verwalters, eines strengen Franzosen, der sich sehr gewissenhaft um die Wirtschaft kümmerte und von allen gefürchtet war. Der Bichuante hatte mehrmals in der Wirtschaft mithelfen müssen, wobei sein Kochtalent in vollem Glanz sichtbar geworden war. Der Franzose, der einen guten Bissen sehr liebte, entließ darauf den alten Koch und machte Bichuante zum Herrn über die Küche. Der Chineser



Alle Tiere liebten den Chinesen, und sogar das Stürtlertier blinzelte ihn freundlich an

erhielt einen weißen Rock, dazu eine weiße Schürze, und wurde mit einem Schlag zu einer Respekts-person unter den Diensthofen. Das war ein Triumph für Carlos und Nicolas, und ihre Dankbarkeit für den Verwalter kannte keine Grenzen. Tag um Tag saßen die Knaben jetzt in der weiß-gebackenen Küche. Die Pampa sah sie nur noch selten und ihre dickbäuchigen Ponys wurden aus Mangel an Bewegung immer fatter.

Sechs Wochen waren vergangen; es war an einem außergewöhnlich heißen Tage, der Chineser stand in der Küche und bereitete den Teig für die Nachtisch-pasteten. Carlos und Nicolas schauten ihm zu. Weil die Hitze geradezu unerträglich war und der Chineser, seit er seine neue Stelle bekleidete, viel dicker geworden war, beschloß er, um sich Luft zu machen, Rock und Hemd abzulegen. Carlos und Nicolas halfen ihm dabei unter Freuden geschrei.

„Nie hätte ich geglaubt, daß du einen so dicken Bauch hast,“ sagte Carlos staunend.

Aber ein unendlicher Jubel brach los, als der Bichuante, um sich ein Späßlein zu erlauben, zwei Hände voll Teig nahm und, sich ein wenig nach hinten biegend, ihn auf seinem nackten Leib zu kneten begann. „Bravo!“ riefen die Knaben, umtanzten ihn und schüttelten sich vor Lachen. In diesem Augenblick kam zufällig der Verwalter in die Küche. Er sagte kein Wort, wurde puterrot und machte dann eine Handbewegung zur Tür. Das hieß: „Du kannst gehen!“ Carlos und Nicolas sprangen auf. Sie wußten: der Verwalter war unerbittlich, und er blieb es, soviel sie auch schrien und flehten. Carlos sprang auf den Bichuante zu und drückte sein Gesicht auf den Hals des Chinesen, der ganz naß von Tränen war. „Der Bichuante muß fort . . .!“ Nicolas Stimme schnappte über, er gluckste und hustete. „Geh‘ nicht fort, Bichuante!“ heulte Carlos. Der Verwalter stand stumm dabei und winkte immer noch mit der Hand. „Weinet nicht, ihr Buben,“ sagte der Chineser, der seine Nührung niederzwang, „weinet nicht, seid Männer!“ Carlos und Nicolas trockneten sich die Augen und schneuzten sich. Sie sahen einander an, ein Beben ging über ihre Züge, und wieder brachen

sie in Tränen aus. — Am nächsten Morgen war der Ausbruch. Carlos und Nicolas sattelten ihre Ponys; der Chineser saß bei Nicolas hinten auf. Man ritt in der Richtung des Baumes, unter dem man sich einst gefunden hatte; dort wollte man Abschied nehmen. Auf des Chinesen Gesicht lag ein ruhiges, ergebenes Lächeln. Carlos und Nicolas weinten leise. Der Bichuante redete ihnen zu: „Ruhig, ruhig, ihr Buben, seid Männer!“ Als sie angekommen waren, stieg der Chineser vom Pferd. Er umarmte Carlos und Nicolas; auch sie schlangen ihre Arme um seinen Hals und küßten ihn.

Dann, wie auf Verabredung, wandten sie die Pferde (denn sie wollten als Helden scheiden) und ritten im Galopp, laut heulend, nach dem Gut zurück.

Die Tigerjagd

Im Norden Argentiniens hatten große Regengüsse stattgefunden, und der Paranafluß war weit aus den Ufern getreten. Jeden Tag nahm die Uberschwemmung zu, und Carlos und Nicolas konnten nicht länger am Ufer entlang reiten. Bald stand das Land bis dicht an die Partanlagen unter Wasser. Wipfel von Weidenbäumen bezeichneten die Stelle, wo früher das Ufer gewesen war.

Mit den Fluten war auch allerlei Götter auf Baumstämmen und Schilfinfeln aus dem Norden herabgeschwemmt worden.

Eines Nachts vernahm man, nicht sehr weit vom Hause, in der Richtung des Stromes, das Brüllen eines Jaguars. Durch die Herden ging eine Bewegung. Die Pferde in ihren Umzäunungen erbebten; viele, die gelegen hatten, erhoben sich, machten mit zitternden Rüsten ein paar Schritte und blieben dann schnaufend und den Kopf empor gestreckt stehen.

Auch Carlos und Nicolas hatten das Brüllen gehört. Sie befanden sich oben in ihrem Zimmer und waren eben zu Bett gegangen. Nie in ihrem Leben hatten sie einen Jaguar brüllen hören, aber sie wußten gleich, was es war.

„Ein Tiger!“ rief Carlos und schnellte auf.

Auch Nicolas hatte sich erhoben.

„Was sagst du dazu, jetzt gibt’s auch Tiger hier!“ sagte Carlos.

(Fortsetzung folgt.)



Niemand konnte bessere Purzelbäume schlagen als der chinesische Koch Bichuante

Wett-lauf zwischen Mensch und Maschine

Fertig zum Start — Los!



In einer Sekunde legt ein Flugzeug 144,3 m zurück



Ein Auto 91,1 m



Ein Motorrad 54,25 m



Ein Pferd 17 m



Ein Hund 15,6 m



Ein Mensch 10 m

digkeit, die man mit dem Auge schon fast nicht mehr verfolgen kann. Eben kommt die Maschine angeschwirrt, und ehe man den Mund auf und wieder zumachen kann, ist sie nur noch ein Pünktchen am Horizont. Was ist dagegen der Mensch mit seinen zehn Metern in der Sekunde! Und selbst die kann auch der beste Läufer nur über 100 Meter durchhalten, denn auf der 1000-Meter-Strecke steht der Weltrekord (Dr. Pelzers) bereits auf 2 Minuten, 25 und $\frac{2}{10}$ Sekunden, was immer noch eine außergewöhnliche Leistung bedeutet, aber nur noch ein ungefähren Durchschnitt von 7 Metern in der Sekunde ergibt.

Und so wie es dem Menschen geht, so geht es seinen Haustieren, dem Pferd und dem Hund. Ihre auf der nebenstehenden Tabelle angegebenen Höchstgeschwindigkeiten sind errechnet für das Pferd auf der Grundlage von 1000 Meter und für den Hund auf der Grundlage von 200 englischen Yards oder fast 183 Meter. Ueber diese verhältnismäßig geringen Entfernungen hinaus könnte keins der beiden Tiere die angegebene Geschwindigkeit aufrechterhalten; ihre Durchschnittsgeschwindigkeit, auf Sekunde und Meter umgerechnet, würde ebenso schnell sinken wie beim Menschen.

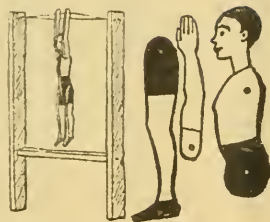
Von den Maschinen ist die schnellste nach dem Flugzeug das Automobil, dessen Sekundendurchschnitt auf der Grundlage von 327,9 Kilometer in der Stunde errechnet ist. Diese Geschwindigkeit gilt für den sogenannten fliegenden Start, bei dem der Wagen mehrere Kilometer Anlauf nimmt, um seine Höchstgeschwindigkeit zu erreichen. Das ist natürlich etwas ganz anderes, als wenn das Fahrzeug aus dem Ruhestand startet, und gerade beim Automobil ist der Unterschied ein so gewaltiger, daß der Stundenleistung von 327,9 Kilometer bei fliegendem Start nur eine Leistung von 139,9 Kilometer bei stehendem Start entgegensteht.

Immer größer werden die Geschwindigkeiten der menschlichen Maschinen, und auch der Mensch selbst kann immer wieder seine eigenen Geschwindigkeitsrekorde um Sekunden oder doch Sekundenteile drücken. Aber während der menschlichen Schnelligkeit von der Natur Grenzen gesetzt sind, geht die Entwicklung der motorgetriebenen Maschinen immer weiter. In den letzten paar Jahren hat im Durchschnitt jeder Monat einen Gewinn von einem Kilometer gebracht, und es scheint heute sehr gut möglich, daß unsere schnellste Maschine, das Flugzeug, bereits in einigen Jahren tausend Kilometer in der Stunde erreichen wird. Augenblicklich beträgt sie rund 519 Kilometer, oder etwas über 144 Meter in der Sekunde — eine gewaltige, fast unglaubliche Geschwin-

Der Turner

Eine hübsche Bastelei

Die Einzelteile sägt man aus dünnem Holz, bohrt in Arme und Beine an den Drehpunkten Löcher und befestigt sie leicht beweglich am Rumpf. In die Fäuste werden zwei Löcher gebohrt und das Ganze mit Wasserfarben angemalt.



Oberkörper und Beine des Turners werden je etwa 6 cm lang, die Arme 4—5 cm.



Nun schneidet man aus Kistenholz zwei Leisten, je 25 cm lang, mit ungefährem Querschnitt von 7×14 mm. Diese werden 10 cm von einem Ende durch eine dritte, 5—6 cm lange Leiste verbunden. Die anderen Enden der Leisten werden, genau wie die Fäuste, zweimal durchgebohrt. Die entsprechenden Löcher werden dann zusammengepaßt, so daß der Turner Kopf steht, und ein fester Faden wird durch alle vier Löcher hin- und zurückgezogen und verknotet. Sält

man das Ganze senkrecht nach oben, fällt der Turner zwischen die Leisten, wobei sich der Faden oben verschlingt. Drückt man die Leisten unten zusammen, so macht der Turner erstaunliche Kunststücke.

Zahlenwunder

Merkwürdigkeiten der Multiplikation

1	mal	8	und	1	ist	9
12	"	8	"	2	"	98
123	"	8	"	3	"	987
1234	"	8	"	4	"	9876
12345	"	8	"	5	"	98765
123456	"	8	"	6	"	987654
1234567	"	8	"	7	"	9876543
12345678	"	8	"	8	"	98765432
123456789	"	8	"	9	"	987654321

1	mal	9	und	2	ist	11
12	"	9	"	3	"	111
123	"	9	"	4	"	1111
1234	"	9	"	5	"	11111
12345	"	9	"	6	"	111111
123456	"	9	"	7	"	1111111
1234567	"	9	"	8	"	11111111
12345678	"	9	"	9	"	111111111
123456789	"	9	"	10	"	1111111111

Ein ähnliches Zahlenwunder ergibt die Zahl 37, wenn man sie hintereinander mit 3, 6, 9, 12, 15, 18, 21, 24, 27 multipliziert. Dann erhält man nämlich die Zahlen 111, 222, 333, 444 usw. Auch die Reihe 9, 18, 27, 36, 45 usw. ergibt solche überraschenden Resultate, wenn man sie mit allen Einern außer der 8, also 12345679 multipliziert, z. B. $9 \times 12345679 = 111111111$.

Die lustige Geschichte von Ruschitsch's Hose

Der Herr Ruschitsch, der berühmte serbische Schriftsteller, mit seiner Familie in die Sommerfrische ging, bestellte er sich einen baßseidenen Anzug. Da er keine Zeit hatte, zur Anprobe zu gehen, schärfte er dem Schneider ein, daß der Anzug bis zum fünfzehnten fertig sein müsse, da er am nächsten Tag reise. Am fünfzehnten lieferte der Schneider nicht.



Leider waren Ruschitsch's neue baßseidene Hosen viel zu lang geraten.

Er versprach, den Anzug zum Bahnhof zu bringen, und erschien, als der Zug abfuhr, so daß er den Anzug gerade noch durch das offene Wagenfenster nachwerfen konnte.

Nach der Ankunft in dem Badeort wollte Ruschitsch seinen neuen Anzug spazieren führen. Beim Anziehen sah er, daß der Schneider die Hosen viel zu lang gemacht hatte. Er zog sie wieder aus und suchte seine Frau, damit sie ihm die Hosen kürzer mache. Aber die war nicht zu finden, und so ging er zu seiner Tochter. Aber die

Tochter hatte keine Lust, die Hosen zu kürzen. Sie war bereits angezogen und wollte eine Freundin besuchen. Herr Ruschitsch entschuldigte sich und ging in die Küche. Aber das Dienstmädchen hatte auch keine Zeit; um sieben Uhr sollte das Abendbrot fertig sein. Inzwischen hatte Herr Ruschitsch alle Lust zum Spazierengehen verloren und legte sich verärgert auf sein Bett und schlief ein. Er erwachte erst am Morgen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Sein erster Blick fiel auf den Bastanzug, der gefaltet auf dem Stuhl neben seinem Bett lag. „Alha,“ dachte er, „meine gute Frau hat ihn verkürzt, als sie nach Hause kam.“ Freudig stand er auf und zog sich die Beinkleider an. Was aber mußte er erleben? Die Hosen gingen nur noch bis zum Knie. Alle drei Frauen wollten ihm gefällig sein, und jede hatte heimlich die Hosen genommen und ein Stück abgeschnitten.

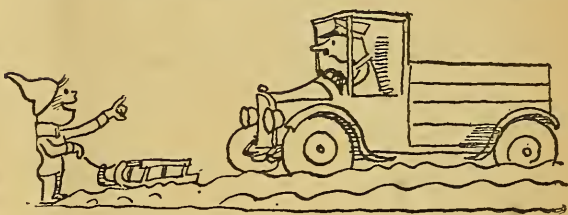


Das war eine böse Überraschung! Plötzlich reichten ihm die Hosen nur noch bis ans Knie.

Briefkasten



Fridolins Lackkabin



Emil F., Regensburg. Zwischen Steppe, Prärie und Pampa gibt es keinen Unterschied. Alle drei sind nur verschiedene Namen für weite, grasbewachsene Flächen, auf denen Tiere weiden. Steppen nennt man diese Flächen in Asien und besonders in Sibirien. Prärie heißen sie in Nordamerika, und Pampa ist der südamerikanische Name.

Horst v. S., Weimar. Der volle Flugzeugverkehr beginnt planmäßig wieder am 21. April. Im Winter werden nur die wichtigsten Strecken besfliegen, wobei es sehr oft wegen Regen und Sturm zu großen Verspätungen kommt. Bei Eintritt der günstigen Jahreszeit werden auch die Versuche, den Ozean in beiden Richtungen zu überfliegen, wieder aufgenommen werden.

Werner W., Flensburg. Golf wird mit einem Ball und mit Schlagkeulen gespielt. Die Golfelder haben gewöhnlich 18 Löcher, in die man den Ball hinein und wieder heraustreiben muß. Jeder Schlag zählt, und wer den Ball mit den wenigsten Schlägen über das Feld und die zwischen den Löchern liegenden Hindernisse bringt, ist Sieger. Golf ist ein amerikanisches Spiel, das bei uns wenig Anklang gefunden hat.

Auf der Straße versucht in dem frischgefallenen Schnee ein schwerbeladenes Lastauto vergeblich vorwärtszukommen.

Der kleine Kurt steht mit seinem Rodelschlitten daneben und sieht sich den Vorfall an. Nach einiger Zeit ruft er dem Schofför zu:

„Du kannst wohl nicht weiter? Na, dann hänge mal dein Auto an, ich werde euch schleppen!“

*

„Von heute an bekommst du jedesmal, wenn du deinen Löffel Lebertran genommen hast, zehn Pfennige“, sagte der Vater zu Peter. Darauf nahm Peter regelmäßig seinen Lebertran.

Nach einigen Monaten wurde die gefüllte Sparbüchse geleert. Zehn Mark und achtzig Pfennig befanden sich darin.

„Und was kaufst du mir dafür, Vater?“ fragte Peter neugierig.

„Neuen Lebertran, mein Junge“, antwortete der Vater.

*

„Kleiner, wohnt hier ein Vogel im Hause?“

„Ja, im zweiten Stock wohnt einer, der heißt Taube.“

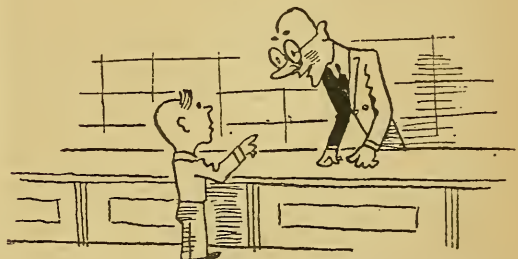
*

Hans (kommt mit dem Zeugnis nach Hause): „Vater, du hast heute eine Mark verdient!“

Vater: „Wieso denn?“

Hans: „Du hattest mir doch eine Mark versprochen, wenn ich versetzt werde, — und die sparst du nun!“

*



Werner im Optikerladen: „Ich möchte eine Brille haben.“

Der Optiker: „Kurzsichtig oder weitsichtig?“

Werner: „Durchsichtig, bitte.“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — be — bel — bus — cho — del — di — du
e — en — en — ga — ga — gal — ger —
go — hin — hu — in — ke — ling — ma — ma
mar — mit — mit — na — nacht — ne — ni —
non — not — o — ok — pe — ra — ral — re — re
re — ro — ruf — sche — ta — ter — tha —
tin — tul — u — un — ve

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Tageszeit, 2. musikalische Bezeichnung, 3. Rätselart, 4. Stadt in Thüringen, 5. Insektenlarve, 6. Teil des Rades, 7. männlichen Vornamen, 8. kindliche Bezeichnung für Großmutter, 9. Möbelstück, 10. Eßgerät, 11. Baum, 12. Signalzeichen, 13. Wasserfall in Amerika, 14. Vogel, 15. Sportschlitten, 16. Klosterfrau, 17. Land in Asien, 18. Kirchenlied, 19. Blume, 20. Asiaten, 21. Einsiedler, 22. Froschart.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 11.

1. Löffel, 2. Apollo, 3. Anton, 4. Tabak, 5. Säge, 6. Choral, 7. Ballett, 8. Othello, 9. Michael, 10. Madrid, 11. Entenei.

Laatsch, Bommel, Onkel Toldi.

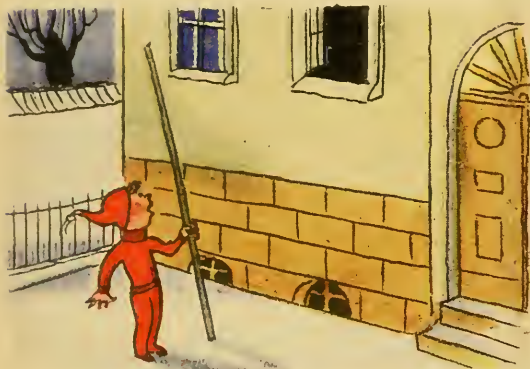
Der rettende Stabhochsprung



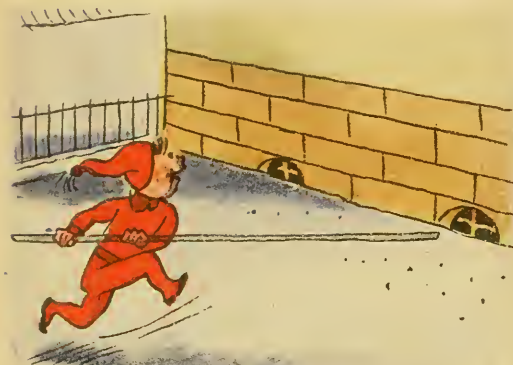
Heinrich kommt — es ist fast Nacht —
heim von einer Schneeballschlacht.
Hui!, er macht sich auf die Strümpfe,
Daß die Mutter nicht so schimpfe.



Leider ist das Haus geschlossen.
Heinrich sieht sich ausgeschlossen.
Wenn es Abend und so kalt,
Ist doch hier kein Aufenthalt.



Heinrich wundert dieses sehr,
Und er grübelt hin und her,
Her und hin — jedoch nicht lange.
Denn dann sieht er eine Stange.



Heinrich ist nicht mehr betrübt.
Da er Stabhochsprung übt
Wird es ihm gewiß gelingen
Sich ins Haus hineinzuschieben.



Und mit raschem, hohem Schwunge
Schnell durchs Fenster nun der Junge.
So belohnt sich's dann und wann,
Wenn ein Mensch gut turnen kann.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, S



Als Fliegerlehrling auf der Fliegerschule: Die Landung ist der schwierigste Teil des Prüfungsfluges; oft gibt es dabei, wie die Flieger sagen — „Bruch“.

6 0 0 0 0 0 0 0 0 0 0 0 0 K a n i n c h e n

Ein harmloses Haustier Europas ist Australiens größte und schrecklichste Landplage

Es gibt ein Land, wo die Kaninchen so verhaßt sind, wie bei uns Ratten, Mäuse oder Fliegen. Dieses Land ist Australien, der kleinste der fünf Erdteile, auf dessen Feldern und Weiden die Kaninchen alljährlich ungeheuren Schaden anrichten.

Das war nicht immer so. Als der Engländer Cook vor 150 Jahren als erster Weißer den Fuß auf australischen Boden setzte, sah er und seine Begleiter eine ganz neue Tierwelt in der es nichts Kaninchen-ähnliches gab. Nur Kangarous hüpfen damals erschreckt über die grünen Flächen, Kakadus schwingen sich krächzend durch die Gummibaumwälder, und allerlei merkwürdiges Getier kroch über den gelben Sandboden.

So blieb es viele Jahre lang, aber eines Tages regte sich in den Ansiedlern die Jagdlust. Doch da gab es nicht mehr viel zu jagen, denn die einzigen größeren Tiere des Landes, Kangarous und wilde Strauße, hatten sich bald aus den besiedelten Küstenstrichen zurückgezogen. Da entstand der Gedanke, Kaninchen einzuführen, und dann auf die Kaninchenjagd zu gehen, wie man es in England tat, dem die meisten der Ansiedler entstammten. Es war ein südaustralischer Farmer, Mister Tatler, der diesen Gedanken in die Tat umsetzte. Er schrieb an seinen Bruder in England, und bereits ein paar Monate später, an einem Märzsonntag des Jahres

1845, konnte er seine Kaninchenladung in Empfang nehmen. Freudestrahlend zeigte Mister Tatler die Tierchen allen seinen Nachbarn, in deren Beisein sie dann feierlich ausgesetzt wurden. Hätten diese jagdlustigen Farmer geahnt, daß sie in diesem Augenblick ihren Kontinent mit einer Landplage beschenken, die Sendung wäre wohl gleich als Sonntagsbraten verzehrt worden; statt dessen lachten sie nur über die drolligen Sprünge der Kaninchen, als sie im Busch verschwanden.

Ein paar Jahre später tollten schon Hunderte von Kaninchen durch den australischen Busch. Jeden Sonntag zog man nun vereint auf die Kaninchenjagd. Aber die Freude dauerte nicht lange; langsam wurde es den eifrigen Jägern klar, daß sie hier etwas angerichtet hatten, das sie nie wieder gutmachen konnten. Denn so viele Kaninchen sie auch abgeschossen — es wurden nicht weniger. Schließlich mußten die Ansiedler die Büchse beiseite legen und zu Fallen und Netzen greifen, um ihre Felder gegen die Nager zu schützen. Im Anfang des Jahres 1847 war bereits ganz Südaustralien von Kaninchen überlaufen, und innerhalb eines Jahrzehnts war der neue Kontinent zu einem Kaninchenparadies geworden.

In dem günstigen Klima vermehrten sich die Kaninchen mit ungeheurer Schnelligkeit. Bald waren es Millionen. Die Menschen standen der Kaninchenplage hilflos gegenüber, und die natürlichen Feinde der Kaninchen in Europa: Wölfe, Füchse und Wiesel, gab es nicht in Australien.

Heute sind es bereits Milliarden, die im Innern des dünnbesiedelten Landes immer größere Verheerungen anrichten. Hunderttausende Quadratmeilen sind von ihnen kahl gefressen und teilweise unterwühlt. Nur hier und da schießt noch ein Grashalm aus dem sandigen Boden, und selbst die Bäume werden von den unerfättlichen Kaninchen angenagt. Es gibt nichts Trostloseres als eine von Kaninchen heimgesuchte australische Buschlandschaft.

Auf den großen Schafstationen des Innern wird ein unerbittlicher Krieg gegen die Kaninchenplage geführt. Diese Schafstationen, von denen die größten über eine Million Quadratkilometer und ebenso viele Schafe besitzen, sind zum Schutz gegen die Nager mit meterhohem, engmaschigem Drahtgeflecht eingefaßt. Innerhalb dieser Zäune, die noch tief in die Erde gehen, wird nun der Kampf gegen die Kaninchen geführt. Zu diesem Zweck werden Dutzende von Arbeitern mit Giftstoffen, Gase und ähnlichen Vernichtungsmitteln ausgerüstet und über das ungeheure Gebiet verteilt. Planmäßig gehen sie dann vor, und an manchem Tag erlegen sie Tausende von Kaninchen. Trotzdem gelingt es nie, die Nager



Wie das Kaninchen zur Plage eines Erdteils wurde: Vor achtzig Jahren ließ sich ein australischer Farmer aus England vier Kaninchen kommen und setzte sie in dem neuen Erdteil aus.



Achtzig Jahre später: Ein alltägliches Vorkommnis im australischen Busch — ein Reiter gerät in einen Kaninchenbau, und die durchwühlte Erde bricht unter dem bäumenden Pferd ein, während die erschreckten Kaninchen nach allen Seiten auseinanderfliehen.

auszurotten, denn das Gebiet ist viel zu groß. Man ist schon zufrieden, wenn man die Plage nur einigermaßen in Schach halten kann. Und außerhalb der Zäune werden die Kaninchen immer zahlreicher, so daß ein australischer Gelehrter bereits ausgerechnet hat, daß, wenn man keine energischen Schritte gegen die Kaninchen unternimmt, es bald statt Milliarden Billionen sein werden.

Neben den direkten Zerstörungen spielen die Kaninchen aber noch eine zweite unheilvolle Rolle als Verbreiter der Kakteenbüsche. Zu diesen ist Australien in ähnlicher Weise gekommen wie zu den Kaninchen: Ein Grundbesitzer, der die Ausgaben für Drahtzäune

scheute, kam auf den Gedanken, aus Amerika Kakteen einzuführen und sie zu Zäunen zurechtzufügen. Das war vor etwa sechzig Jahren, und seitdem sind die Kakteen, wie die Kaninchen, der Herrschaft des Menschen entronnen und haben Landstriche überwuchert, in die man bequem das ganze Deutsche Reich setzen könnte. Kein Tier kommt freiwillig diesen Kakteenwäldern zu nahe, denn die Stacheln verursachen böse Wunden. Nur die Kaninchen finden unter ihnen Zuflucht, wenn die Menschen ihnen einmal allzu arg zusetzen, um dann, wenn alles ruhig geworden ist, wieder herauszuschlüpfen und die fruchtbaren Landstriche heimzusuchen.

Alle Fliegensschulung in der Fliegenschule

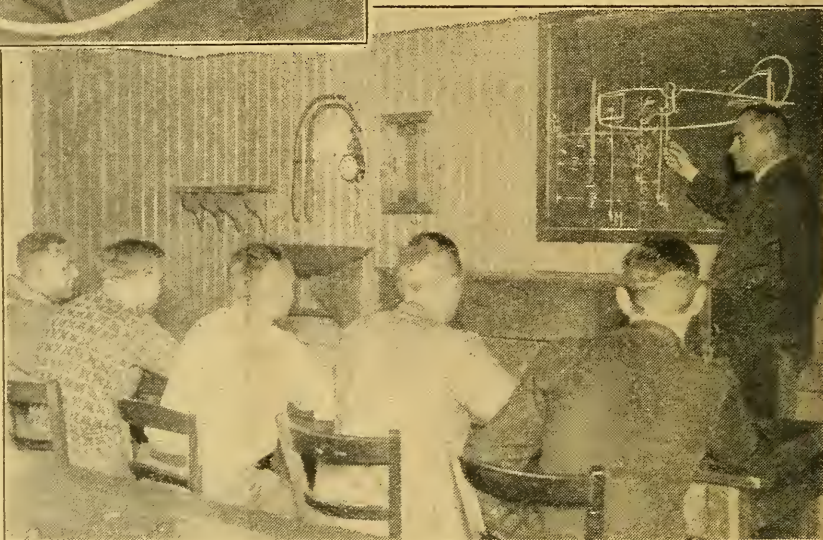


Im Rhöhrad, das
 sich ständig dreht,
 verliert der Flugschüler das
 Schwindelgefühl.

Von allen Berufen
 ist die Fliegerei
 der Beruf der Jugend.
 Nie wird, wie in ande-
 ren Berufen, der an-
 gehende Flieger zu hören
 bekommen: „Dazu bist du
 noch zu jung!“ Je jün-
 ger man ist, desto besser,
 denn dann sind die Ner-
 ven und Muskeln noch
 anpassungsfähig.

Einfach fliegen ler-
 nen kann man heute in
 Deutschland fast überall
 — auf privaten Flug-
 schulen und in flugsport-

lichen Vereinen. Wer aber mehr können
 will, als hier gelehrt wird, wer die
 Fliegerei zum Beruf machen, also Ver-
 kehrtsflieger werden will, muß noch die
 Verkehrsschule in Staaken bei Berlin
 besuchen. Staaken ist die Hochschule für
 die gesamte fliegerische Ausbildung. Wer
 hier aufgenommen werden will, muß
 erstens jung sein — nicht älter als
 23 Jahre, und nicht jünger als 18 Jahre.
 Zweitens muß er bereits fliegen können.
 Dann wird größter Wert auf körperliche
 Tüchtigkeit, sportliche Gewandtheit und
 gute Schulbildung gelegt. Das Flugzeug
 wird ja durch seine technische Weiterent-
 wicklung zu einem immer feineren Apparat,
 und stellt immer größere Anforderungen
 an die körperlichen und geistigen Kräfte
 des Piloten. So ist es erklärlich, daß bei
 der Aufnahme der Schüler eine sehr scharfe
 Auslese stattfinden muß. Besonders, da
 der Andrang außerordentlich groß ist.



Beim Fliegenlernen ist es mit dem fliegen lernen nicht getan:
 Man muß sich noch einmal auf die Schulbank setzen, um auch alle technischen Einzel-
 heiten eines Flugzeugs genau kennen zu lernen.



Alles muß der Flieger können: Hier lernt er, wie man den Propeller richtig einsetzt.

Die Flugschüler in Staaken wohnen auf dem Flugplatz, in einfachen, luftigen, peinlich sauber gehaltenen Zimmern. Fast der ganze Tag ist der beruflichen Ausbildung gewidmet. In regelmäßigem Wechsel folgen einander Fliegen, theoretischer Unterricht und viel, viel Sport. Der Pilot ist oft gezwungen, in Bruchteilen von Sekunden Entschlüsse zu fassen, und dazu gibt es keine bessere Vorbereitung als eben Sport. Ein scharfes, schnelles Fußballspiel z. B. mit seinen stets wechselnden Bedingungen erfordert ja ebenfalls gespannteste Aufmerksamkeit und blitzschnelles Handeln — und eben darauf kommt es auch beim Fliegen an. Aber nicht nur darauf. Das Fliegen bringt auch große körperliche Anstrengungen mit sich; es ist z. B. keine Kleinigkeit, bei stürmischem Wetter stundenlang zu steuern, dazu bedarf es eines sportgestählten, bis in die letzte Muskel widerstandsfähigen Körpers.

So beginnt der Tag in der Verkehrsflieger-
schule mit einem Waldlauf, gefolgt von jeder
denkbaren andern Sportart, soweit es eben die
Zeit erlaubt. Denn die Hauptsache bleibt ja
das Fliegen. Hierzu werden die Flugschüler —

in Gruppen eingeteilt. Eine Gruppe macht Flüge am Doppelsteuer, zusammen mit den Lehrern. Eine zweite wieder macht Alleinflüge, eine dritte übt Landungen, den schwierigsten Teil des Fluges. Es bedarf jahrelanger Übung, ehe man eine Maschine sanft aufsetzen kann, und es bedarf dazu auch vor allem einer genauen Kenntnis der verschiedenen Flugzeuge. Selbstverständlich geht man beim Schulen so vor, daß der Flugschüler zuerst die ihm schon aus der Vorschule bekannten leichten Flugzeuge fliegt, und dann allmählich auf die schwereren kommt, bis er eines Tages ganz allein ein schweres, dreimotoriges Junkersflugzeug in die Luft nehmen darf.

Ebenso wichtig wie



Zum erstenmal allein in die Luft: Der Lehrer gibt die letzten Anweisungen.

das Fliegen selbst ist auch eine genaue Kenntnis der Maschine und des Motors. Der Verkehrsflieger muß seine Maschine technisch so weit beherrschen, daß er die Ursachen etwa auftretender Störungen erkennt und entsprechende Gegenmaßnahmen treffen kann. Außerdem werden noch Wetterkunde, Navigation und Funkentelegraphie gelehrt — alles Fachkenntnisse, ohne die auch der beste Flieger heute, im Zeitalter der Ozeanflüge, vollkommen hilflos ist.

Die ganze Ausbildung dauert wenigstens zwei Jahre, wovon anderthalb auf den Unterricht in Staaten entfallen. Man kann also, wenn man früh anfängt und fleißig lernt, bereits mit 20 Jahren Verkehrsflieger sein. Es gibt keinen zweiten Beruf, in dem man in dem Alter bereits die ganze Ausbildung hinter sich hat und als vollwertig angesehen wird. Es gibt aber auch keinen zweiten Beruf, den man bereits so früh verlassen muß. Das Durchschnittsalter unserer Verkehrsflieger ist 35 Jahre. Ältere Flieger werden heute nur ganz selten zugelassen.

In einem Alter, in dem man also in andern Berufen gerade kaum den Gipfelpunkt der Leistungen erreicht hat, muß man von der Fliegerei bereits Abschied nehmen. Das ist ein Nachteil der Fliegerei. Der zweite besteht in den noch immer außergewöhnlich hohen Kosten der Ausbildung. Wenn die Fliegerei in einigen Jahren immer verbreiteter werden wird, werden vielleicht auch die Kosten der Ausbildung sinken, aber wie die Dinge heute liegen, ist die Ausbildung, wegen der teuren Maschinen und andern hohen Löhnen, sehr kostspielig.

Man kann damit rechnen, daß der gesamte Lehrgang bis zur Zulassung zum Luftverkehr etwa 10 000 Mark kostet. Das ist für die meisten Menschen eine unerschwingliche Summe, und so hat man, vorausgesetzt, daß der Schüler sich zur Ausbildung eignet, den Ausweg gefunden, daß ihm der Betrag gestundet wird, und er sich dagegen zur Zahlung der Unterrichtskosten verpflichtet, sobald es ihm seine Einkünfte als Verkehrsflieger erlauben.

Wie es Onkel Toldi bei einer Radioübertragung erging

Von ihm selbst erzählt



Meine erste Radioübertragung:

Die Sängerin sang: „O, Vater, laß uns ziehn,“ und ich dachte, sie würde nun losziehen und schrie: „Bravo! Bravoooo!“

Neulich erhielt ich von Gusti, der vorübergehend bei Verwandten auf dem Lande wohnt, diesen Brief:

„Lieber Onkel Toldi! Wir haben hier jetzt einen Röhrenapparat. Oft hören wir Uebertragungen aus Eurer Oper, wobei der Beifall jedesmal besonders deutlich ist. Am nächsten Sonnabend ist wieder eine Uebertragung, und da habe ich gedacht, daß das ein gutes Mittel

wäre, wieder einmal Deine Stimme zu hören. Du mußt also am Sonnabend in die Oper gehen und beim Beifall dreimal hintereinander ganz laut Bravo rufen. Damit es aber besser zu hören ist, mußt Du rufen, ehe das Geklatsche anfängt. Schreib mir, daß Du es tun wirst.

Dein Gusti.“

Mir war sofort klar, daß ich diese Bitte erfüllen mußte. Ich schrieb ihm also und sagte meine Mit-

wirkung zu. Dann ging ich zur Kasse und bekam einen Sitz dicht an der Bühne

Am Sonnabend war mir gar nicht wohl zumute, ich hatte so eine Ahnung, daß die Sache schlecht ausfallen würde; aber ich wollte Gusti nicht enttäuschen und ging in die Oper, nachdem ich noch vorher meinen ältesten Anzug angezogen hatte. Alles ging auch gut bis zum Ende des ersten Aktes. Raun hatte die Sängerin den letzten Ton gesungen, da brüllte ich schon: „Bravo! . . . Bravo! . . .“ Das mußte der Gusti doch gehört haben! Aber auch meine Nachbarn hatten es gehört und die Plaganweiser. Man drehte sich nach mir um und rief mir allerhand Grobheiten zu. Dann begann der nächste Akt. Auch davon hatte ich keinen Genuß, weil ich immer auf das Ende wartete. Und dann sah es so aus, als ob der Akt zu Ende sei, denn die Sängerin sang: „Dahin, dahin, o Vater, laßt uns ziehn!“ Ich dachte, sie würde nun auch losziehen, und brüllte: „Bravo! Bravaooo! Bravaoooo!“ . . . Weiter kam ich nicht, denn der

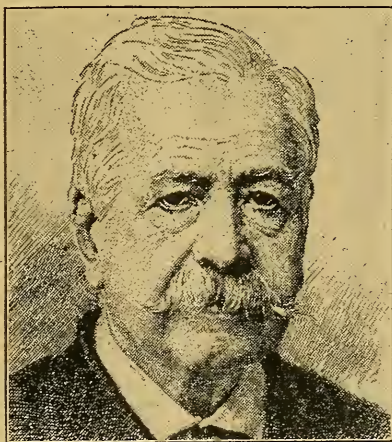
Plaganweiser packte mich beim Arm. Mein Nachbar, der Boger sein mußte, half nach, und so zerrten und bogten sie mich hinaus auf den Gang. Und da hörte ich gerade noch, daß erst in diesem Augenblick der Akt vorüber war. Und so machte ich, daß ich fortkam. Mein Zweck war ja auch erreicht: das mußte der Gusti gehört haben! Am Montag kam eine Karte vom Gusti: „Lieber Onkel Toldi! Leider hatten wir am Sonnabend Störungen und konnten die Übertragung nicht hören. Wir können den Versuch ja mal wiederholen, wenn Du dafür bist.“ Ich habe ihm aber geschrieben, daß ich nicht dafür bin.



Der Mann, der als Erster die Meere verband

Ferdinand de Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, der auch als erster den Durchstich der Landenge von Panama versuchte

Bald wird die schmale Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika zum zweiten Mal durchstochen werden. Der im Jahre 1915 fertiggestellte Panamakanal genügt längst nicht mehr dem steigenden Schiffsverkehr, und die Amerikaner planen einen neuen, größeren Kanal durch Nicaragua. Jahr um Jahr werden dann die Riesebagger stöhnen, und Zehntausende von Arbeitern und Technikern werden aus allen Teilen der Welt zu dem Riesenwerk zusammenströmen. So war es, als vor über zwanzig Jahren die Amerikaner die Landenge von Panama bezwangen und damit das Werk vollendeten, an dem, wieder zwanzig Jahre früher, der französische Ingenieur Ferdinand de Lesseps gescheitert war.



Ferdinand de Lesseps, nach seiner Rückkehr von Panama.

Lesseps war der Erbauer des Suezkanals. Mit der Verbindung des Roten und des Mittelländischen Meeres war zum erstenmal in der Geschichte ein großer Kanal fertiggestellt worden. Unsägliche Mühen und Kosten hatte das Riesenwerk verursacht, aber der Name seines Erbauers war dadurch in alle Welt hin-

ausgetragen worden. Gezündet durch diesen Erfolg trat Lesseps bald mit einem neuen, noch gewaltigeren Plan hervor: dem Durchstich der Landenge von Panama! Damit wollte er sein Lebenswerk tronen. Der Vorschlag wurde überall mit Begeisterung aufgenommen; in Frankreich, der Heimat Lesseps', bildete sich sofort eine Gesellschaft für die vorbereitenden Arbeiten. Binnen wenigen Wochen waren in Paris allein über hundert Millionen Mark für das neue Unternehmen gezeichnet. Inzwischen machten die Vorarbeiten für das große Werk weitere Fortschritte. Die Panamakanal-Gesellschaft er-

warb von der Republik Kolumbien das Recht zum Bau des Kanals, kaufte Land auf, entsandte Ingenieure für die Vermessungsarbeiten, mietete Schiffe und bestellte Maschinen. Endlich fuhr Lesseps selbst, von den begeisterten Wünschen seiner Landsleute begleitet, nach Panama ab. Vor seiner Abfahrt verkündete er, daß alle Pläne fertig seien, und der Bau fünfhundert Millionen Mark kosten würde, die sofort aufgebracht wurden. Am 1. Februar



Als der Panamakanal zum zweitenmal gebaut wurde: Ehe die praktischen Amerikaner mit den Maschinen beim ersten Kanalbau gescheitert waren. Bei ihren Arbeiten stießen die Amerikaner

1881 wurde von Lesseps selbst der erste Spatenstich getan. Es war ein großer Tag für den berühmten Ingenieur, der größte seines Lebens, denn bald darauf setzten die ersten Schwierigkeiten ein. Die hastig bestellten Maschinen erwiesen sich teilweise für die Arbeit gänzlich ungeeignet. Die Messungen stimmten nicht, und der Bau schritt nur sehr langsam vorwärts. Zu dem allen kam das mörderische Klima. Es war nicht nur die Hitze allein, unter der die Europäer litten. Ihr schlimmster Feind war das tödliche Fieber, das in den großen Sümpfen der tropischen Urwälder brütete. In Scharen wurden Arbeiter und Techniker dahingerafft. Täglich starben Hunderte und erkrankten Tausende. Weitere Tausende verließen fluchtartig die Kanalzone. Kaum begonnen, mußte die Arbeit an vielen Punkten wieder eingestellt werden. Zu dem

Fieber kam das lähmende Gefühl der Mutlosigkeit. Die Ärzte standen dieser Epidemie ratlos gegenüber. Man wußte damals noch nicht, daß die Mücken die Träger des tödlichen Fieberkeims aus den Sümpfen waren. Inzwischen waren die für das Unternehmen ausgelegten fünfhundert Millionen Mark längst aufgebraucht worden, ohne daß sich ein merklicher Fortschritt der Arbeiten zeigte. Lesseps kämpfte einen heroischen Kampf gegen alle Widerwärtigkeiten, beschaffte immer neues Geld, kaufte neue Maschinen, warb neue Mitarbeiter. Aber das Fieber, das ihn selbst unbehelligt ließ, konnte er nicht bezwingen, weil er dessen wahre Ursache nicht kannte. Und das Fieber fraß immer wieder neue Lücken in seine Reihen und vereitelte jeden neuen Anlauf. Und immer mehr Geld brauchte Lesseps, um nur die not-



n begannen, verüchteten sie erst einmal die Mücken, die Träger des Sumpffiebers, an dem die Franzosen trotz ihrer modernen Vor-
gerüste der von den Franzosen im Stich gelassenen und vom Dschungel überwucherten Maschinen.

wendigsten Arbeiten durchzuführen. In Europa und auch in Frankreich fing man an, zu murren. Viele Menschen hatten ihre ganzen Ersparnisse eingebüßt. Die Volksgunst schlug plötzlich um, und Lesses wurde abberufen. Der Held von gestern wurde zum Gespött. Von diesem Schlag konnte er sich nicht mehr erholen. Gebrochen und einsam, starb er wenige Jahre später und fast zur gleichen Zeit, als, nach vielen fruchtlosen Versuchen, der Bau des Kanals von den Franzosen endgültig aufgegeben worden war. Eine Milliarde sechshundert Millionen Mark hatte der Dschungel verschlungen.

Nach etwa einem Jahrzehnt begannen die Amerikaner mit dem Bau des heutigen Panamakanals. Inzwischen hatte man die Mücke als Träger des Sumpffiebers erkannt und aus den Erfahrungen der

Franzosen gelernt. Diesmal ging man anders zu Werke. Noch ehe der erste Bagger eingesetzt wurde, hatte man versucht, die ganze Kanalzone von Mücken zu befreien. Alle Sümpfe, alle Gräben wurden mit Petroleum bespritzt, unter dem die Mückenlarven abstarben. Die Straßen wurden vom Schmutz gereinigt und asphaltiert. Tausende von Menschen wurden mit diesen sanitären Maßnahmen beschäftigt. Aber der Erfolg zeigte sich bald. Zwar war in den ersten Jahren nach Beginn der Arbeit die Fiebersterblichkeit noch hoch, aber dann nahm sie schnell ab. Nach ein paar Jahren gab es beim Kanalbau weder Mücken noch Fieberkranke. Damit war die Durchführung des gewaltigen Werkes gesichert. Die Amerikaner hatten endgültig die Schwierigkeiten beseitigt, an denen Lesses zugrunde gegangen war.

CARLOS UND NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

Wer den Anfang dieser Geschichte nicht gelesen hat, bekommt ihn auf W'unsch gratis zugeschickt.

(1. Fortsetzung.)

Nicolas antwortete nichts vor lauter Ergriffenheit. Nun schwieg auch Carlos, und beide lauschten, ob er nicht zum zweitenmal brüllen würde.

Nichtig, da brüllte er wieder.

Sie standen auf, traten ans Fenster und spähten, ob sie ihn vielleicht irgendwo sehen könnten, denn der Mond schien; aber es war zwecklos, er lag auf einer der nahen Inseln im Schilfe verborgen.

Schräg vor ihnen am Himmel fiel langsam, einen langen Lichtstreifen hinter sich ziehend, eine Sternschnuppe zur Erde.

Carlos ergriff Nicolas' Hand und die Knaben starrten in den Nachthimmel.

„Hast du dir was gewünscht?“ fragte Carlos mit unterdrückter Stimme.

„Daß wir den Tiger erlegen!“ antwortete der jüngere Bruder.

„Das gleiche habe ich mir von ganzer Seele gewünscht!“ antwortete der andere. Dann schwiegen sie wieder.

Endlich sagte Carlos: „Sieh, Nicolas, nun muß es uns gelingen, wir werden den Tiger schießen. Morgen gehen wir zum Verwalter, und er muß uns seine Flinte leihen.“

Sie blieben noch lange am Fenster, da sie viel zu aufgeregt waren, um schlafen zu gehen. Später aber lag Carlos noch lange wach im Bett auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und dachte an den Tiger . . .

In der Frühe, als sie aufstanden, war es bereits allgemein bekannt, daß sich in der Nähe ein Jaguar aufhielt.

Die Knaben gingen sofort zum Verwalter, und Carlos sagte mit einer Miene, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan als Tiger gejagt: „Leihe uns deine Flinte, wir fahren nach den Inseln und wollen den Tiger töten!“

Der Verwalter brach als Antwort nur in ein Gelächter aus.

Sie gingen mit ihrem Gesuch zu anderen Leuten,

die ein Gewehr hatten, wurden aber überall gleich höhnisch abgewiesen.

Nachmittags hörten sie, der Verwalter und viele andere seien nach den Inseln gefahren, um den Jaguar zu töten. Abends aber kehrten sie unverrichteter Sache zurück.

Und das war ein Trost für die Knaben.

Nachts hörte man wieder den Jaguar brüllen. Aber am Morgen ganz in der Frühe weckte Carlos seinen Bruder: „Weißt du was, reiten wir zu Benito, er wird uns sicher sein Gewehr leihen.“

Benito war Verwalter auf dem Nachbargut und ein guter Freund von ihnen.

In gestrecktem Galopp, mit kurzen Unterbrechungen, ritten sie die Hälfte des Weges, ließen die Pferde ausschlaufen und machten dann gleich schnell die zweite Hälfte.

Benito war mit einigen Knechten draußen bei den Herden, beschäftigt, neugekauften Rindern die Marke aufzudrücken.

Auf Feuern, die in Abständen brannten, glühten die Eisen.

Die Tiere wurden mit dem Lasso gefangen, zu Boden geworfen, und dann brannte man ihnen die Namenszeichen des neuen Besitzers auf die Seite.

„Leih uns dein Gewehr!“ rief Carlos, im Galopp auf

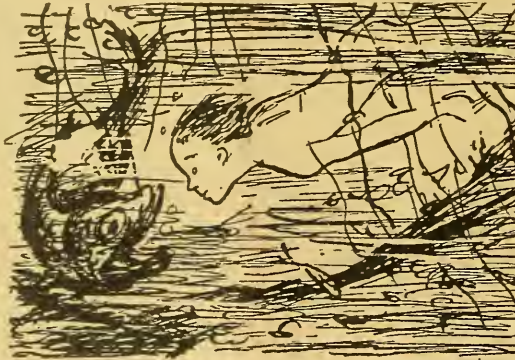
Benito zureitend, der neben einem niedergestreckten Stier stand.

Carlos sprang vom Pferd und umarmte seinen Freund: „Gib es uns, wir wollen einen Tiger schießen!“

„Tiger?“ lachte der Verwalter, denn er wußte nicht, daß ein Jaguar heruntergeschwemmt worden war, „die gibt es nur im Norden!“, und war nicht zu bewegen, ihnen das Gewehr zu leihen.

Nachts stand Carlos in seinem Zimmer im Seind am Fenster und brütete: „Am Ende lebt der Tiger nicht mehr? Vielleicht hat man ihn heute geschossen?!

Nicolas lag im Bett, hatte bereits begonnen, sich in das Unvermeidliche zu fügen und sprach zu seinem Bruder: „Nimm es nicht so schwer; wenn wir groß sind, fahren wir immer nach dem Gebirge im Norden,



Als Carlos tauchte, löste sich vom Boden ein schnappendes Fischungeitum.



dem Gran Chaco, und schießen viele Tiger.“ Das war aber kein Trost für Carlos. Nicolas war eingeschlafen; Carlos lag am Fenster und brütete.

Plötzlich ergriff er seinen Bruder am Arm und rüttelte ihn:

„Hast du gehört?! Er lebt! Da brüllt er wieder!“

Das Brüllen kam von ganz fern, das viele Schießen hatte den Jaguar vertrieben.

„Da brüllt er wieder!“ murmelte Nicolas schlaftrunken und schlief wieder ein.

Aber Carlos hielt es nicht länger im Zimmer aus. „Ich kann nicht schlafen, ich reite aus,“ sagte er sich, die Tränen, die ihm in die Augen stiegen, hinunterwürgend, „und wenn mich der Tiger verschlingt!“

Er zog sich an, nahm den Sattel mit und ging nach der Umzäunung, wo die Pferde waren.

Sein Pony schlief stehend mit etwas gesenktem Kopfe; als Carlos sich näherte, erwachte es und machte eine Bewegung nach der Seite; Carlos ergriff es bei der Mähne, das Tier erbebt, Carlos warf ihm die Zügel um den Hals und das Pferd ergab sich in sein Schicksal.

Ein paar Minuten später sprengte er in die Pampa hinein, bis das Herrschaftsgebäude und die Parkanlagen in der Nacht verschwanden. Er warf sein Pferd nach rechts und sprengte in der Richtung des Parana, an einer Straußenhenne, die mit ihren Rücken floh, vorbei, und an zwei jungen schlafenden Stieren, die, sich aufrichtend, ihm feindselig nachstarrten.

Am Flusse angekommen, stieg Carlos

vom Pferde, koppelte dessen beide Vorderbeine fest und zog sich aus.

Er wollte baden. Der Mond stand ziemlich hoch am Himmel, in der Ferne schwamm unendlich ein langer, schwarzer Streifen: es waren die Parkanlagen.

Der Ritt, das laue Flußwasser hatten Carlos beruhigt.

Er legte sich nahe am Ufer in den Schlamm, der sich wie eine weiche Decke an seine Glieder schmiegte, steckte Mund und Nase zum Wasser heraus und sagte sich, er läge zu Hause in seinem Bett.

Dann spazierte er nach der Mitte des Stromes zu, eine gute Strecke weit, bis das Wasser sein Kinn berührte. Dann schwamm er. Einmal tauchte er nach dem Grund unter, öffnete plötzlich die Augen, und es war ganz seltsam hell um ihn, weil der Mond hinein schien.

Seine Glieder leuchteten, es ward ihm unheimlich. Vom nahen Grunde löste sich schrappend ein seltsames Ungeheuer, irgend ein großer, unbekannter Fisch. Ein Grausen packte ihn, er schloß krampfhaft die Augen, arbeitete sich nach oben und schwamm zurück, mit einem Male erfüllt von einem Gefühl furchtbarster Verlassenheit. Am Ufer angelangt, schlüpfte er, naß, wie er war, in seine Kleider und ritt in gestrecktem Galopp zum Gut zurück . . .

Es war am Morgen. Carlos war soeben erwacht, und sein erster Gedanke war der Tiger.

Da hörte er vor seinem Fenster unten Stimmen. Der Verwalter sprach zum Gaucho Gonzales: „Ich kann mich verlassen, das Boot ist gut?“ und sah auf den Eimer, den dieser in der Hand hielt.



Der Verwalter stand in der Mitte des leeren Bootes, das Gewehr im Arm, und spähte nach dem Jaguar umher.

„Es ist gut,“ antwortete trocken Gonzales.

„Also auf! wir werden ihn schon noch aufstöbern!“ rief Dupont, der Verwalter. Mit zwei Sprüngen war Carlos am Fenster; er wußte, um was es sich handelte. „Bitte!“ schrie er, „nimm uns mit, ich bitte, nimm uns mit! Wir wollen ja nicht schießen; wir wollen nur dabei sein, wenn du den Tiger tötest!“

Der Verwalter blickte hinauf: „Euch kleine Bengels, euch soll ich auf eine Jagd mitnehmen, auf der man sein Leben riskiert? Aber ihr gefällt mir, ihr seid beherzt, ich nehme euch mit!“

Carlos stieß einen Freudenschrei aus, daß Nicolas erwachte. Die Knaben stürzten in ihre Kleider und standen knappe vier Minuten später in ihren Matrosenanzügen und mit ungekämmten Köpfen bereit zur Tigerjagd.

„Ihr dürft abwechselnd, bis wir zum Boot kommen, mein Gewehr tragen, weil ihr so tapfere Bengels seid,“ sagte der Verwalter.

Stolz umklammerte Carlos das Gewehr, doppelt stolz, weil er glaubte, es sei geladen, wie Dupont versicherte. Als man am Flusse ankam, sah Dupont zu seinem nicht geringen Schrecken, daß das Boot bis beinahe zur Hälfte mit Wasser angefüllt war. Kröten schwammen drin herum, an den Seiten klebten Laubfrösche. Ohne eine Miene zu verziehen, begann Gonzales mit seinem Eimer das Wasser herauszuschöpfen, wobei es sich herausstellte, daß unten ein nicht unbeträchtliches Loch war.

Dupont zögerte, in das Boot zu treten, Gonzales aber meinte, es mache nichts, und so stieß man denn ab. Zuerst wurde das Ufer abgesehen. Der Franzose stand in der Mitte des Bootes, das Gewehr im Anschlag, und spähte umher. Das Boot füllte sich mit Wasser. Gonzales war fortwährend mit dem Eimer beschäftigt. Die Gesichter der Knaben glühten vor Erwartung. „Endlich,“ sagte Carlos, „endlich werden wir den Tiger erschießen!“

Plötzlich schnellte er auf, daß der Kahn beinahe um-

gekippt wäre, klammerte sich bebend an Dupont und zeigte krampfhaft nach dem Ufer: „Der Tiger . . . schieß, Dupont!“

Dupont, in maßloser Aufregung, feuerte ab.

Der Rauch verzog sich, es war kein Tiger.

Dupont sagte nichts.

Das Absuchen des Ufers blieb erfolglos; man fuhr nach den Inseln unter allgemeiner Besorgnis, das Boot würde nicht standhalten. Die erste Insel wurde nach allen Richtungen durchstreift, jedoch ohne Ergebnis. „Ich fürchte, wir schießen den Tiger nicht,“ sagte Carlos leise zu Nicolas, worauf Nicolas erwiderte: „Sei ruhig, wir werden ihn schießen — erinnerst du dich nicht an die Sternschnuppe?“

Man landete auf der zweiten Insel. Vorn ging der Franzose, hinter ihm Carlos, dann Nicolas, und es folgte Gonzales, alle drei tief gebückt, wie es Dupont befohlen hatte, aber sie fanden nichts. Die Expedition auf der dritten Insel blieb gleichfalls erfolglos, und es war inzwischen Mittag geworden, und die Hitze war kaum zu ertragen.

Hierauf fuhr man zum Italiener Barruchi, der weiter oben auf dem Festlande, nicht weit vom Ufer, seine Hütte hatte.

Als sie da ankamen, saß der Italiener auf einem Baumstamm und rauchte seine Pfeife; vor ihm auf der Erde lag der Jaguar, den er heute erlegt hatte.

Carlos und Nicolas waren starr, Dupont entsezt, Gonzales lachte stumm in sich hinein . . .

Eine Stunde später aber trieb etwas, anzuschauen wie eine trübselige Jagdmaskerade, den Strom herab: das Boot mit dem Franzosen Dupont, Carlos und Nicolas und Gonzales. Das Boot war mit Reihern und Störchen und anderen Vögeln bis zum Rand gefüllt, die Dupont aus Wut und Verzweiflung geschossen hatte. Carlos und Nicolas saßen nebeneinander, die Beine eingezogen.

Vor ihnen Gonzales, abwechselnd rudern und Wasser schöpfend.

Das Brüderchen.

Am einem Morgen ritten Carlos und Nicolas in der Pampa spazieren. Carlos hielt im Arm einen kleinen schwarzen Seidenpinscher, den er vor vierzehn Tagen geschenkt bekommen hatte. Sie kamen bis vor die einsame Hütte des Hirten Eusebio und sahen sein sechsjähriges Söhnchen Miquelito, das nahe bei der Schwelle stand und eine niedrige Holzwiege wiegte, in der ein Säugling lag. Er lag fest eingewickelt, konnte weder Arme noch Beine bewegen, und schrie.

Der Pinscher spitzte die Ohren nach der Wiege und bellte feindselig. „Ist das dein Brüderchen?“ fragte Carlos ganz erstaunt.

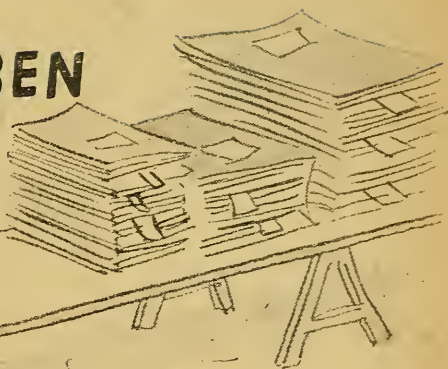
(Fortsetzung folgt.)



. . . da saß der Italiener auf einem Baumstamm, und vor ihm lag der Jaguar.

AUF DIE LANGE BANK SCHIEBEN

Alte Redensarten, deren Ursprung wir vergessen haben



„Er schiebt es auf die lange Bank“, sagten die Leute früher, wenn der Richter die Akten nicht sofort erledigte.

Wenn die Mutter Stefan ermahnt, die Schularbeiten nicht auf die lange Bank zu schieben, und Stefan sagt, daß er sie wie am Schnürchen könne, so gebrauchen sie Redensarten, deren eigentliche Bedeutung sie nicht mehr wissen. Und wie Stefan und seiner Mutter geht es uns allen: oft benutzen wir solche Redensarten, ohne deren Ursprung zu kennen. Wie die meisten dieser Redensarten, stammt auch das „auf die lange Bank schieben“ aus dem Mittelalter.

Damals gab es in den Gerichtsstuben eine lange Bank, auf die alle Aktenbündel geschoben wurden, deren sofortige Erledigung nicht möglich war. Oft lagen die Aktenbündel dort jahrelang, und die Bürger murrten, daß man ihre Angelegenheiten auf die lange Bank schiebe.

Ähnlich ist es mit dem „am Schnürchen können“. Diese Redensart



Der Ausdruck „Sein Licht unter den Scheffel stellen“ kommt von dem alten Brauch, ein Licht mit dem Scheffelmaß zuzudecken.

kommt von Zahnbrechern, die einst Jahrmärkte bereisten und sich zum Anpreisen ihrer Kunst auf Schnüre gezogener Zähne bedienten. Diese zeigten sie einzeln vor und erzählten von jedem eine Wundergeschichte, wie sie den Leidenden im Augenblick von seinen Schmerzen befreit hätten. Diese Anpreisungen gingen stets mit großer Zungenfertigkeit vor sich, wobei der Wunderdoktor alle Augenblicke einen neuen Zahn „am Schnürchen“ vorwärtschob. Allmäh-

lich wandte man diesen Ausdruck überall an, wo schnell und geläufig gesprochen wurde.

Wenn nun Stefan seine Aufgabe nicht am Schnürchen hersagen könnte, dann müßte er eben „aus dem Stegreif“ reden, und dieses „Stegreif“ ist wieder ein Wort, dessen ursprüngliche Bedeutung uns verloren gegangen ist. Stegreif bedeutete im Mittelalter den Steigbügel, der damals noch eine reifenartige Form hatte. Wenn also damals jemand etwas tat, ohne abzusitzen, ohne sich sozusagen vorzubereiten, dann sagte man, er tut es aus dem Stegreif. Und dieser Ausdruck ist uns geblieben, obgleich heute nur die wenigsten Menschen noch zu Pferde sitzen und dann auch nur dreieckige Steigbügel haben.

Und so gibt es hunderte von Aussprüchen, die Gebräuche unserer Vorfäter widerspiegeln und in denen wir herumsuchen können, wie der Altertumsforscher in der Erde nach Ueberresten alter Städte.



Der Ausdruck, etwas „aus dem Stegreif“ tun, kommt von der alten Bezeichnung für Steigbügel, der früher Stegreif hieß.

Bauernregeln fürs ganze Jahr



Tanzen im Januar die
Maden, so muß der Bauer
nach dem Futter guden.



Ist's an Lichtmeß (der
2. Februar) klar und hell,
weicht der Winter nicht so
schnell; wenn es aber flürent
und schneit, ist der Frühling
nicht mehr weit.



Feuchter März ist des
Bauern Schmerz.
Märzenstaub bringt Gras
und Laub.



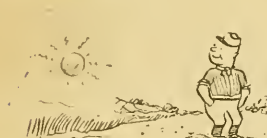
Wenn der April bläst in
sein Horn, steht es gut um
Heu und Korn.



Ein kühler Mai wird hoch
geacht', hat stets ein fruchtbar
Jahr gebracht.



Juni trocken mehr als naß,
füllt mit gutem Wein das
Faß.



Die Julisonne hat noch
keinen Bauer aus dem Land
geschienen.



Reiben die Störche nach
Bartholomä (dem 24. August),
so kommt ein Winter, der tut
nicht weh.



Wird Marien Geburt (am
8. September) gefät, ist's
nicht zu früh und nicht zu
spät.



Trägt der Hase lang sein
Sommerleid, ist die Kälte
noch gar weit.



St. Martin kommt nach
alten Sitten gern auf dem
Schimmel angeritten, (den
11. November).



Dezember kalt mit Schnee,
bringt Korn auf jeder Höh'.

Kleine Merkwürdigkeiten

Viele Dinge tragen ihren Namen zu Unrecht. So
hat z. B. das Schwarze Meer helleres Wasser als
alle anderen Meere, und der Stille Ozean ist wegen
seiner Stürme berüchtigt. Der russische Tee stammt
nicht aus Rußland, wo gar kein Tee gebaut wird,
sondern aus China, und die amerikanischen Äpfel
kommen meist aus Hessen. Die Kanarienvögel wer-
den nicht auf den kanarischen Inseln, sondern im
deutschen Harz gezüchtet; die Schwedenhölzer wurden
in Deutschland erfunden; Stearintzen sind aus
Paraffin, und die Wiener Würstchen heißen in Wien
„Frankfurter“, und in Frankfurt „Halberstädter“.

Der energische Wecker

Eine lustige Anekdote

Der berühmte französische Naturforscher Buffon
liebte es, bis in den hellen Tag hinein zu schlafen.
Eines Abends, als er sehr viel zu arbeiten hatte,
gab er seinem Kammerdiener Josef strengsten Befehl,
ihn am nächsten Morgen unter allen Umständen um
fünf Uhr zu wecken. Am nächsten Morgen wollte aber
Buffon nicht aufstehen. Der Diener versuchte ver-
geblich, seinen schlaftrunkenen Herrn wachzurütteln.
Als das aber alles nichts fruchtete, zog Josef ener-
gisch an der Nase seines Herrn.

„Sie unverschämter Mensch,“ rief Buffon, „wie
können Sie sich unterstehen, mich an der Nase zu
ziehen! Sie sind entlassen!“

Der Diener verließ sofort das Zimmer und kehrte
mit einer Schüssel kalten Wassers zurück, die er über
den Naturforscher ausgoß. Darauf stand Buffon end-
lich auf, ging zu seinem Diener und drückte ihm ein
Geldstück in die Hand. „Sie sind ein braver Bursche,
Josef,“ sagte er, „hier das Geld haben Sie ehrlich
verdient. In Zukunft will ich Ihnen jedesmal, wenn
Sie mich pünktlich geweckt haben, einen Franken
geben.“ — Später erzählte Buffon einmal seinen
Freunden, daß er dem eifrigen Josef, der ihn jeden
Morgen weckte, vier Bände seiner großen Natur-
geschichte verdanke.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Daß unser Schlupp ein Hundertier ist, wissen
wir ja alle; für so klug hätte ich ihn aber doch nicht
gehalten. Hört zu: Schlupps Hundehütte ist schon
ziemlich verfallen, und da sage ich so, während ich
ihn streichle: „Na, Schlupp, wollen wir dir mal eine
neue Hundehütte bauen?“ Und was antwortet er? —
„Bau, bau!“

Scherzfragen.

Wieviel ergeben ein Schußmann und ein Zahnarzt
zusammengerechnet?

181 unumwundne 1101 ungewe 14000 1200
-1400 1200 1200 (8) 1400 1200 1200 1200 1200

Was hat ein Bett und schläft nie?

1200 1200

Briefkasten



Werner K., Berlin-Treptow. Das Karbid, das wir zur Beleuchtung gebrauchen, ist Calciumcarbid. Es entsteht durch Schmelzen von Kohle und Kalk im elektrischen Ofen. Wenn man es anfeuchtet, so entwickelt sich Acetylen gas; dieses brennt, wenn man es anzündet. Was nach der Verbrennung übrig bleibt, ist Calciumhydroxyd, gelöschter Kalk.

Bernhard K., Kiel. Eine Reise nach Buenos Aires dauert durchschnittlich 22 Tage, nach New York sieben Tage. Es gibt auf beiden Linien einige sehr schnelle Schiffe, die Buenos Aires in 17, New York in fünf Tagen erreichen, aber das sind Ausnahmen. Die Zeiten für Frachtdampfer sind so außerordentlich verschieden, daß man darüber keine Zahlen angeben kann. Hier wird die Dauer der Reise nicht nur durch die Größe und Schnelligkeit des Schiffes bestimmt, sondern auch durch die Zahl der Häfen, die es unterwegs anlaufen muß.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ar — ard — chiem — dech — dres — du — e
— ei — fe — gel — i — ka — ne — ni — nung —
ret — se — see — sör — sei — tel — ti — tich
— wa — woh —

sind 11 Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben den Anfang eines bekannten Viedes. Jedes Wort wird von einer Verszeile erläutert, nur das letzte Wort erläutern zwei Verszeilen.

1. So nennen die Behausung wir;
2. So heißt ein kleines Stacheltier;
3. Und so ein Fluß im Russenland;
4. Die Ueberschrift wird so genannt;
5. So heißen viele Knaben wohl;
6. Es ist 'ne Rübe und kein Kohl;
7. Als Heilkraut ist es wohlbekannt;
8. Tierbänd'ger werden so genannt;
9. Es frist Insekten dies Reptil;
10. Wer sauber ist, braucht hiervon viel;
11. Im Bayernland ein groß' Gewässer,
Es leerten's nicht unzähl'ge Fässer.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 12.

1. Mitternacht, 2. Oktave, 3. Nebus, 4. Gotha,
 5. Engerling, 6. Nabe, 7. Martin, 8. Onoma,
 9. Regal, 10. Gabel, 11. Esche, 12. Notruf, 13. Niagara,
 14. Uhu, 15. Nodel, 16. Nonne, 17. Indien,
 18. Choral, 19. Tulpe, 20. Hindu, 21. Eremit, 22. Unke.
- Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute.

Fridolins Lackkabinett



Klaus: „Mutter, ich habe einen Mann gesehen, der hat ein Pferd gemacht.“

Mutter: „Das ist doch unmöglich!“

Klaus: „Ganz bestimmt; er war schon beinahe fertig, er nagelte gerade die Hufe an.“

*

Professor Wunderlich ist manchmal etwas zerstreut. Als die Klasse einmal nach Schulschluß sehr laut war, rief er: „Keiner rühre sich vom Platze, bis alle draußen sind!“

*

Lehrer: „Nenne mir ein Wesen, das dich sowohl mit Essen wie auch mit Kleidung versorgt.“

Schüler: „Mein Vater.“

*



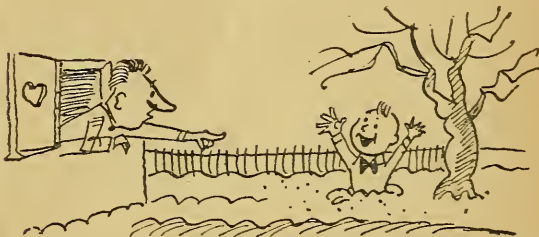
Eva (die ihre Mutter durch das Opernglas mit den Verkleinerungsgläsern betrachtet): „Mutter, jetzt siehst du aber wie eine ganz entfernte Verwandte aus.“

*

Lehrer: „Walter, wie kommt es, daß dein Aufsatz über den Hund fast wörtlich mit der Arbeit von Krause übereinstimmt?“

Walter: „Ich weiß nicht, Herr Lehrer, vielleicht haben wir beide über denselben Hund geschrieben!“

*



Vater: „Karl, was machst du denn da im Garten?“

Karl: „Ich habe mich eingepflanzt, weil ich sehen will, ob ich nun schneller wachse.“

Wenn Seiltänzers große Wäsche haben



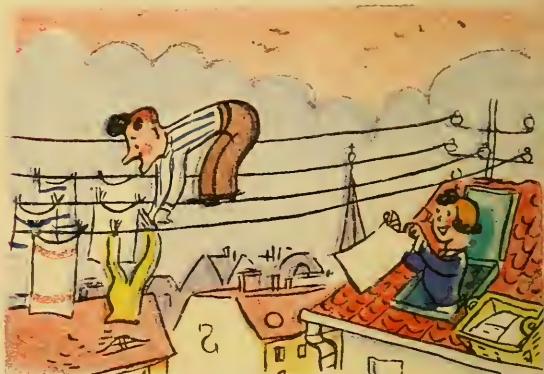
Dieser Herr, Schulzini heißt er,
Sonst des Drahtseils führender Meister,
Muß heut über viele Treppen
Einen Waschkorb aufwärts schleppen.



Öffnend ihre Bodentüre
Sah'n Schulzini viele Schnüre,
Doch an einer jeden hängt was,
Und die Frau Schulzini trinkt das.



Doch der Gatte spricht: „Was tut's?!
Liebes Weib, sei guten Muts!
Denn hier ist ja Fernsprechdraht!“
Und er schreitet flugs zur Tat.



Ohne jegliches Bestreben
Sängt er Laten, Hosen, Hemden
An die Drähte voller Ruh,
Und die Gattin reicht's ihm zu.



Und nach solchem Wagemut
Balanciert der Mann zurück.
Nichts hat seinen Lauf beengt
Als er Wäsche aufgehängt.

Sicherlich wird die Methode
Nicht so bald zur großen Mode —
Nämlich, sie mißlingt zumeist,
Wenn man nicht Schulzini heißt.

Nr. 14. 7. Jahrgang. 1. Aprilheft.

Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Diese beiden schönen Fahrräder sind als erste Preise für die Lösung der neuen Preisaufgabe „Fridolins Oster-eierfuchen“ ausgelegt. Wer will sie haben? Alles Weitere darüber auf Seite 8-9.



Als Werner kurz vor Mitternacht in das Hansa-Hotel kam, um seinen Nachtdienst als Fahrstuhlführer anzutreten, fand er das Hotel in großer Aufregung. Schon während er im Umkleideraum in seine Uniform schlüpfte, hörte Werner von einem Kellner den Grund dieser Unruhe: der im dritten Stock wohnende Schlangenbändiger Aldam Smith, der am Vortage aus Newyork eingetroffen war, vermißte seine Boa constrictor. Die Schlange hatte sich auf ungeklärte Weise aus ihrem Korb befreit und verbarg sich nun irgendwo im Hotel. Bisher war alles Suchen vergeblich gewesen, und die Direktion hatte eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der die Riesenschlange finden würde. Die Suche mußte jedoch so unauffällig wie möglich vor sich gehen, da die Gäste des Hansa-Hotels auf keinen Fall beunruhigt werden durften. Werner hörte sich das alles ruhig an, und während er den letzten silbernen Knopf seiner Jacke schloß, sagte er: „Du mir wirst sie gewiß nicht kommen,“ und dann war er draußen und stand, ein paar Minuten später, in der Halle neben dem Fahrstuhl.

Es waren nur noch wenige Gäste in der Halle, und unter diesen fiel Werner ein kleiner Mann mit dunkler Gesichtsfarbe auf, der lebhaft auf den neben ihm stehenden Direktor einredete, wobei er unablässig mit den Händen in der Luft herumfuchtelte. Jetzt kamen sie beide auf Werner zu. Ehe sie noch den Fahrstuhl erreichten, rief der kleine, bewegliche Herr schon Werner zu: „Also, daß Sie gut aufpassen, mein Lieber!“ Er sprach ein wenig fremdländisch, und Werner nahm an, daß er der Besitzer der entlaufenen Boa constrictor sei, was der Direktor auch sofort bestätigte. Der war sehr ernst, und man merkte deutlich seine große Erregung. „Sie werden schon gehört haben,“ sagte er zu Werner, „daß Herrn Smith hier eine Riesenschlange entlaufen ist. Wir glauben, daß sich das Tier noch im Hotel befindet, und ich möchte Sie bitten, während der Nacht gut aufzupassen. Wenn Sie auch nur das geringste über

den Verbleib der Schlange bemerken, benachrichtigen Sie sofort Herrn Smith hier auf Nummer 372. Und noch eins — auf keinen Fall dürfen die Gäste beunruhigt werden. Wir haben das Verschwinden der Schlange bisher geheimgehalten. Ich verlasse mich darauf, daß auch Sie“ In diesem Augenblick kam eine Dame auf den Fahrstuhl zu, und der Direktor und Herr Smith traten zurück. Aber Werner wußte genau, was der Direktor sagen wollte: er solle seinen Mund halten und keinem gegenüber etwas verlauten lassen. „Dritten Stock!“ hatte die Dame gesagt, und während der Fahrstuhl zu den oberen Stockwerken hinaufglitt, dachte Werner nach, wo die Schlange sich wohl versteckt haben könnte. Es gab da im fünften Stock einen kleinen Verschlag, in den sie sehr gut hineingeschlüpft sein konnte. Vielleicht, ja wahrscheinlich hatte man ihn auch schon durchsucht, aber er konnte es ja noch einmal versuchen. So fuhr er denn, nachdem er die Dame im dritten Stock abgesetzt hatte, nach dem fünften Stockwerk hinauf und lief schnell den langen Gang hinunter zu dem Verschlag. Hier war die Schlange nicht, aber vielleicht . . . Werner dachte an einen zweiten, etwas entfernteren Verschlag. Aber ehe er noch dort angelangt war, hörte er die Klingel im Fahrstuhl schrillen: irgend jemand wollte auf sein Zimmer, und er mußte zurück. Schnell lief er den Gang entlang, knallte die Tür hinter sich zu und setzte den Fahrstuhl in Bewegung. Dabei hörte er hinter sich ein leises Geräusch und . . . Ein eiskaltes Gefühl lief Werner über den Rücken, und seine Hand am Hebel zuckte. In einer Ecke des Fahrstuhls, unter der breiten Polsterbank lag die Schlange. Vorhin hatte er sich noch gewünscht, ihr zu begegnen und die Belohnung einzustreichen, aber jetzt wäre er ihr gern, sehr gern, ausgewichen. Wie sie da lag, zusammengerollt, mit ausgestrecktem Kopf und züngelnder Zunge, war sie kein angenehmer Fahrgast. Der Kellner, der ihm zuerst davon erzählt hatte, hatte gesagt, daß die Schlange keine Giftzähne habe. Das war ein Trost, aber nur

ein kleiner. Sie konnte ihn immer noch umringeln und zerdrücken. Und so etwas Ähnliches schien sie auch zu beabsichtigen; denn der lange Kopf mit den unheimlichen Augen kam immer näher . . . Das alles hatte nur Sekunden gedauert; denn erst in diesem Augenblick erreichte der Fahrstuhl den dritten Stock. Hier wohnte Herr Smith. Wenn er doch jetzt anhalten und die Tür zuwerfen könnte! . . . Werner warf den Hebel herum, und der Fahrstuhl hielt. Die Schlange zischte, und Werner drückte sich in die äußerste Ecke. Dabei schob er den Hebel versehentlich um, und der Fahrstuhl setzte sich wieder in Bewegung. Die Schlange sank zurück, und Werner atmete auf. Die unmittelbare Gefahr schien vorüber. Die Schlange schien durch das Wiegen des Fahrstuhls beruhigt zu werden. Werner versuchte es nochmal — ja, in dem Augenblick, wo er hielt, fuhr sie hoch und sank dann sofort wieder zurück, sobald der Fahrstuhl sich wieder in Bewegung setzte.

Nun begann Werners Reise durch die Stockwerke des Hansa-Hotels — hinauf und hinunter und wieder hinauf, fünfmal, zehnmal und zwanzigmal. Allmählich sammelten sich draußen Menschen, und Werner durchfuhr der Gedanke, daß man glauben könnte, er habe den Verstand verloren, und den Fahrstuhl abstellen würde. Und so schrie er, jedesmal, wenn er an einem Stockwerk vorüberkam: „Nicht abstellen! Nicht abstellen!! Ich habe hier die Schlange!“ — Eine halbe Stunde war er so gefahren, die Hand am Hebel, die Augen ständig auf die Schlange gerichtet, die jedesmal unruhig wurde, wenn er den Keller oder den Boden erreicht hatte und den Hebel herumwerfen mußte.

In der siebenunddreißigsten Minute faßte Werner vorsichtig, um die Schlange nicht zu reizen, in seine Hosentasche, um sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn zu wischen. Dabei fühlte er seine Mundharmonika, die er stets bei sich trug, um sich in stillen Stunden die Zeit zu vertreiben. Hatte der Kellner nicht gesagt, daß die Boa con-



strictor eine Tanzschlange sei? Wenn er nun — vorsichtig setzte er die Mundharmonika an und entlockte ihr mit spitzen, zitternden Lippen einige Töne. Dabei achtete er immer auf die Schlange, die sich langsam zu wiegen begann. Da faßte Werner Mut und blies eine langsame Melodie, leise zuerst, dann langsam anschwellend, bis die Tanzbewegungen der Schlange immer deutlicher wurden. Bis in die Mitte des Fahrstuhls kam sie, während Werner, mit einer Hand am Hebel, mit der andern die Mundharmonika gegen den Mund preßte. Als er so wieder am dritten Stock vorüber kam, faßte er Mut und hielt an, ohne mit dem Blasen aufzuhören. Die Schlange tanzte weiter, und sie blieb dabei, während Werner die Tür zurückschob. — Werner konnte es zuerst nicht fassen, daß alles nun vorüber war. Er setzte sich auf den Stuhl neben dem Fahrstuhlschacht und schloß die Augen. Plötzlich schreckte er auf. Vor ihm standen viele Leute. Seinen Direktor erkannte er, er sah lange nicht so streng aus wie sonst, und den kleinen, zappligen Herrn, Adam Smith, den Besitzer der Schlange. Der klopfte ihm auf die Schulter und schrie fortwährend: „Brav gemacht, junger Mann! Brav gemacht!“ Und dann noch vieles, was Werner aber nicht verstehen konnte. Schließlich hörte er nur heraus, daß Herr Smith ihn am Tage noch sprechen wollte und das Wort Belohnung. Endlich gingen alle Leute fort, und Werner blieb allein und glücklich zurück.



Die Fahrt durch die Stockwerke: Die Hand am Hebel, die Augen auf die Schlange gerichtet, fuhr Werner unablässig vom Boden in den Keller. Wenn er an einem Stockwerk vorüberfuhr, rief er: „Nur nicht abstellen!“, so daß die draußen Wartenden glaubten, er habe den Verstand verloren.

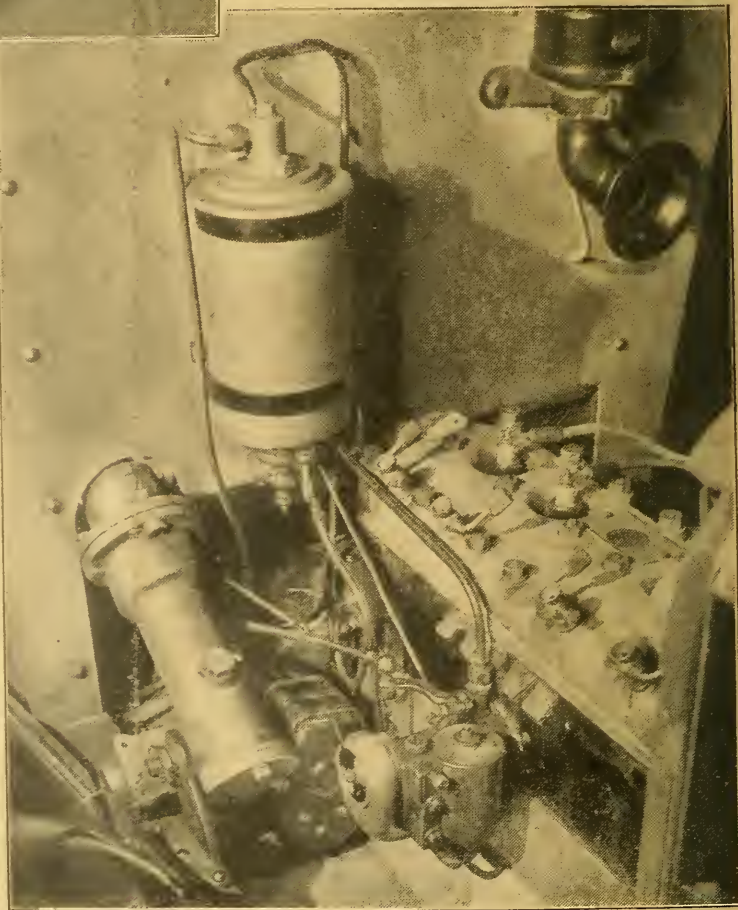


Was man vom AUTO wissen muss!

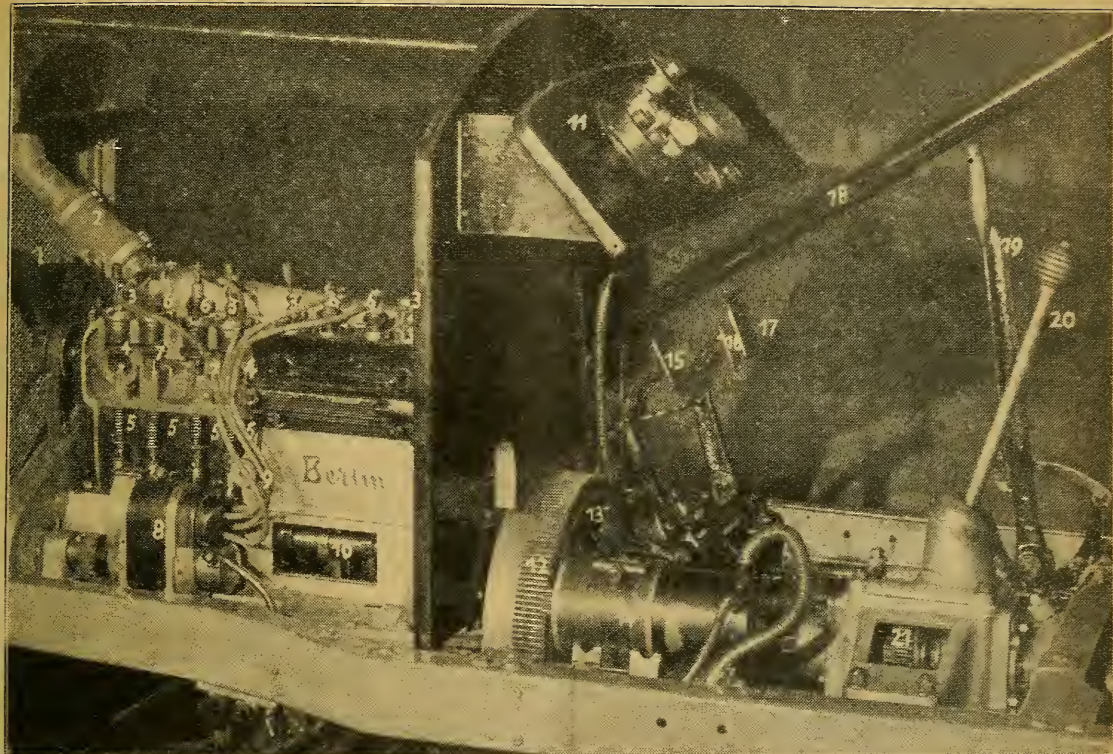
Am Steuer: Erste Ausfahrt mit eigenem Führerschein.

Bergaser, Zündung und Zylinder — das sind für viele von uns noch leere Worte, die wir oft gebrauchen, ohne uns viel dabei vorstellen zu können. Wenn es hoch kommt, können wir diese Teile vielleicht unter einer offenen Motorhaube unterscheiden, aber wer kennt genau ihre Rolle bei der Fortbewegung des Automobils, wer weiß überhaupt, wie diese Bewegung zustande kommt? Und daß sie auf drei gesonderten Arbeitsleistungen beruht: der Vergasung des Betriebsstoffs und seiner Mischung mit Luft, der Verbrennung dieses Gemisches in den Zylindern und der Uebertragung der hierdurch erzeugten Kräfte auf das Getriebe.

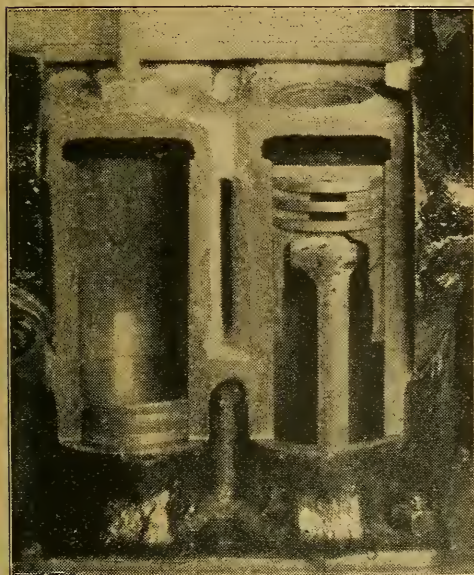
Die erste dieser Arbeitsleistungen geschieht, wie schon der Name andeutet, im Vergaser. Hierher gelangt das Benzin aus dem Tank durch den Unterdruckapparat, der es ganz fein zerstäubt, wobei es sich mit Luft mischt, während es dann in den Motor gesaugt wird. Die allermeisten Automobilmotoren arbeiten heute im Viertakt, d. h. jeder Zylinderkolben macht vier voneinander genau zu unterscheidende Bewegungen, wovon nur eine der Er-



Das Herz des Autos: Zylinderblock mit angebautem Vergaser (vorn, Mitte). Darüber an der Spritzwand der Unterdruckapparat, der mit dem Vergaser durch ein Benzinrohr verbunden ist. Rechts oben die elektrische Suppe.

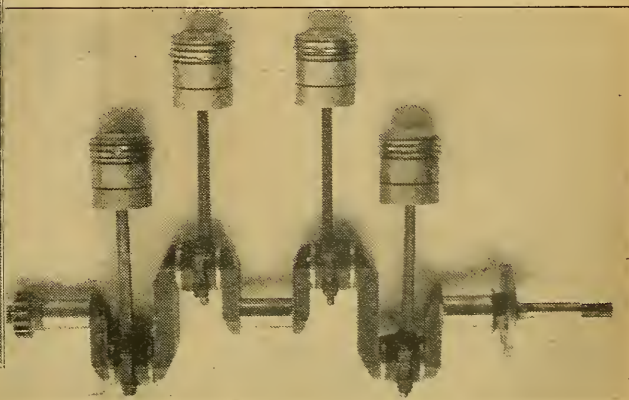


Motor und Getriebe eines Vierzylinderwagens: 1. Kühler mit Ventilator; 2. Ablauf des Kühlwassers; 3. Zischhähne; 4. Auspuffventile; 5. Ventilsfedern; 6. Zündkerzen; 7. Einlaßventile; 8. Zündmaschine; 9. elektrische Leitungen von der Zündmaschine zu den Zündkerzen; 10. Kurbelwelle; 11. Schaltbrett mit Geschwindigkeitsmesser (rechts) und Schaltschlüssel; 12. Schwungrad; 13. Kupplung; 14. Anlasser; 15. Kupplungshebel; 16. Gasfußhebel; 17. Fußbremse; 18. Steuerwelle; 19. Handbremse; 20. Gangschaltung; 21. Getriebe.



Längsdurchschnitt zweier Zylinder: Der Kolben im linken Zylinder ist durch die Kraft des explodierten Gasgemischs nach unten gestoßen worden. Der zweite stößt die verbrauchten Gase aus.

zeugung von Kraft durch die Explosion dient, während durch die übrigen drei Bewegungen diese Explosion vorbereitet wird. Mit der ersten dieser Bewegungen wird das Gasgemisch aus dem Vergaser eingesaugt, mit der zweiten wird es im oberen Teil des Zylinders zusammengepreßt. In diesem Augenblick wird das Gasgemisch entzündet und der Kolben dadurch nach unten gestoßen. Diese dritte Bewegung ist es also, die der Krafterzeugung



Kurbelwelle mit Kolbenstangen und Kolben: Die Kolbenringe, die einen dichten Lauf der Kolben gegen die Zylinderwand ermöglichen, sind deutlich sichtbar.

sient, während durch die nächste, die vierte, das verbrauchte Gas aus dem Zylinder herausgepreßt wird, worauf beim Niedergehen des Kolbens wieder aus dem Vergaser das Gasgemisch eingefaugt wird. In dem hier abgebildeten Vierzylindermotor, der noch immer der gebräuchlichste ist, vollführt also in jedem Augenblick jeder Kolben eine andere Bewegung, wobei er, solange seine Bewegung nur der Vorbereitung der eigentlichen Arbeitsleistung dient, von dem Kolben, der gerade durch die Explosion niedergedrückt wird, mitgerissen wird. Sämtliche Kolben sind durch Kolbenstangen an die Kurbelwelle angeschlossen, die also, da jeder Kolbenstoß eine halbe Umdrehung erzeugt, erst bei jeder vierten halben Umdrehung wirkliche Kraft empfängt, die sie dann an das Schwungrad weitergibt. Hinter dem Schwungrad liegt die sogenannte Reibungstupplung, die das eigentliche Bindeglied zwischen dem Motor und den Rädern darstellt. Wird diese Reibungstupplung ausgeschaltet, dann läuft der Motor leer und der Wagen steht; wird sie eingeschaltet, so werden die Räder durch das Getriebe, eine Gruppe von in Öl laufenden Zahnräderübertragungen, in Bewegung gesetzt, wobei das auf der Hinterachse sitzende sogenannte Differentialgetriebe die allergrößte Rolle spielt. Dies Getriebe ermöglicht eine verschiedene Schnelligkeit der Räder, was für das Fahren in Kurven von ganz besonderer Bedeutung ist, da sich bei jeder Wendung ein Rad schneller drehen muß. Die Schnelligkeit des Wagens wird durch die Gangschaltung reguliert, die aus einer Reihe von Zahnrädern verschiedener Größe und damit verschiedener Uebersehung besteht.

Eine zweite Möglichkeit zur Erzielung hoher oder niedriger Geschwindigkeiten liegt in dem Motor selbst, und zwar in der Regulierung der Gaszufuhr und der Zündung. Der kleine elektrische Funke, der das im Zylinder zusammengedrückte Gasgemisch zur Entzündung bringt, springt aus der in jedem Zylinderkopf eingeschraubten Zündkerze, die wieder sämtlich mit der Zündmaschine, einem durch den Motor getriebenen Stromerzeuger, in Verbindung stehen. Je öfter nun die durch die Zündung verursachten Explo-

sionen in den Zylindern erfolgen, desto schneller dreht sich natürlich die Kurbelwelle, die bei einem durchschnittlichen Vierzylindermotor in einer Minute von ein- bis dreitausend Umdrehungen macht; das bedeutet, daß in dieser Zeit zwischen fünf und fünfzehnhundert Explosionen im Motor stattfinden.

Diese so schnell aufeinander folgenden Explosionen führen natürlich zu einer sehr starken Wärmeentwicklung, unter deren Einfluß der Motor sehr bald heizlaufen und unbrauchbar werden würde, wenn die Zylinderwände und die besonders stark beanspruchten Zylinderköpfe nicht ständig gekühlt würden. Dazu genügt aber nicht, daß die Zwischenräume zwischen den Zylindern und die Zylinderköpfe von Wasser umgeben sind; das Wasser selbst muß auch ständig erneuert werden, da es sonst bald den Siedepunkt erreichen würde. Die Abkühlung geschieht in dem in der Spitze des Wagens eingebauten Kühler, der während der Fahrt ständig dem scharfen Luftzug ausgesetzt ist, während er von innen, von der Haube her, durch einen vom Motor getriebenen elektrischen Fächer abgekühlt wird. Das durch die Zylinder erhitzte Wasser fließt von oben her in den Kühler und rieselt langsam durch die wabenartigen Lamellen hinunter zum Kühlerboden, von wo es wieder durch eine Pumpe in den Motor getrieben wird. Ebenfalls der Kühlung, aber hauptsächlich der Schmierung der am meisten beanspruchten Teile dient das Öl, das unterhalb des Motorblocks eingeführt wird, von wo es durch Pumpen überall dahin gebracht wird, wo Metallteile aneinanderstoßen.

Das ist, ganz kurz, alles, was man von einem Auto wissen muß. Daß nur die Hinterräder der Fortbewegung dienen, und die Vorderräder nur der Steuerung, das weiß wohl jeder. Und auch, daß es neben dem Motor und dem Getriebe noch zahlreiche Hilfseinrichtungen gibt, die gerade bei den neuesten Kraftwagen von größter Bedeutung sind, wie den elektrischen Anlasser, die ganze Bremsenrichtung und die ausgedehnten Beleuchtungsanlagen. Aber die Hauptsache bleibt doch immer das Herz des Wagens, der Motor.

Das Testament

Eine alte Geschichte
zum neuen Nachdenken



Ein Araber hinterließ nach seinem Tode seinen drei Söhnen 17 Kamele. In seinem Testament hatte er bestimmt, daß sie folgendermaßen unter die drei Söhne verteilt werden sollten. Der älteste Sohn sollte die Hälfte, der zweite ein Drittel und der jüngste ein Neuntel bekommen. Die Brüder zerbrachen sich den Kopf, wie sie die Teilung vornehmen sollten, aber vergebens. Endlich beschloßen sie, zum Kadi zu gehen und ihn um Rat zu bitten. Der Kadi hörte sich die Sache an und jagte nach kurzer Ueberlegung:

„Nichts leichter als das! Bringt einmal eure 17 Kamele her!“ Die Brüder brachten die Kamele, und der Kadi stellte sein eigenes Kamel dazu, so daß es nun 18 Kamele waren; davon gab er dem Ältesten die Hälfte, das waren 9 Kamele, dem zweiten Sohn ein Drittel, das waren 6 Kamele, und dem jüngsten ein Neuntel, das waren 2 Kamele. Sein eigenes Kamel aber ließ er wieder in den Stall führen. Die Brüder waren sehr beglückt und dankten dem Kadi für seinen weisen Rat.



Norddeutscher Lloyd.

Ein deutscher Bananendampfer kurz nach der Abfahrt von Las Palmas: Bis an die Reling mit Bananenkisten beladen, schraubt sich das Schiff durch das blaue Meer. Achtzehntausend Bananenkisten trägt es — das sind über zwei Millionen reisender Bananen; eine gewaltige süße Last, durch die wir uns unser ganzes Leben lang nicht hindurchessen könnten.

Früsten, du auf dem Meer wissen

Woche um Woche verlassen deutsche Dampfer die Kanarischen Inseln. Ihre Laderäume und ihr Deck sind mit Bananenkisten vollgestopft, um unsern immer größer werdenden Hunger nach der süßen Frucht zu stillen. Aber wenn die Bananenbüschel an den Molen von Las Palmas oder Santa Cruz von Teneriffa in die dickbäuchigen Leiber der Schiffe verladen werden, dann sind sie noch nicht so gelb, wie wir sie später sehen. Grasgrün kommen die Riesenbüschel von den Hängen und Tälern der Inseln, wo hunderte-tausende meterhohe Bananenstauden im heißen afrikanischen Wind nicken. Keine dieser Stauden wächst wild, alle werden sorgsam gepflegt und geschützt, denn die Sonne allein macht es nicht, und Feuchtigkeit ist zu ihrem Gedeihen ebenso wichtig. Und Wasser ist knapp auf den Kanarischen Inseln. Mit unsäglich

Mühe und unter unendlichen Schwierigkeiten muß das Wasser für manche Pflanzungen auf Mauleseln herangeschafft werden. Und dann bricht eines Tages aus der Spitze der Staupe die violette Blütentraube, aus der sich langsam und allmählich das Bananenbüschel entwickelt. Kaum größer als eine Hand ist das Büschel zuerst — ein Gewirr von kleinen giftgrünen Keilen. Aber eines Tages ist es soweit. Ausgewachsen, aber noch immer grün, fällt das Büschel unter dem Messer, wird sorgsam in eine Kiste verpackt und wandert dann mit vielen andern in den Leib des wartenden Dampfers, um auf dem Meere zu reifen. Würde man warten, bis die Bananen an der Staupe gelb geworden sind, so wären sie bei der Ankunft in Hamburg schon halb verfault.

Fridolins O

* DAS GROSSE NEUE



Das neue große Preisansschreiben, Fridolins Östereiersuchen: In dieser Bauernstube

Freunde! Ich habe diesmal für euch ein großes Östereiersuchen veranstaltet. Auf dem Bild oben sind viele Eier versteckt, aber keine richtigen Östereier, sondern die Silbe „ei“ versteckt sich in vielen Gegenständen, die auf dem Bild zu sehen sind. Der Bauer liest z. B. die Zeitung; da ist schon solch ein „Ei“. Wer scharf aufpaßt, wird noch viele, viele andere Wörter mit „ei“ finden. Ihr dürft aber nur Hauptwörter nehmen und nur solche Gegenstände aufzählen, die man auf dem Bild sehen kann. Jeder einzelne Gegenstand darf nur einmal bezeichnet werden. Man darf also z. B. nur „Schwein“ angeben und nicht etwa noch die einzelnen Teile, wie

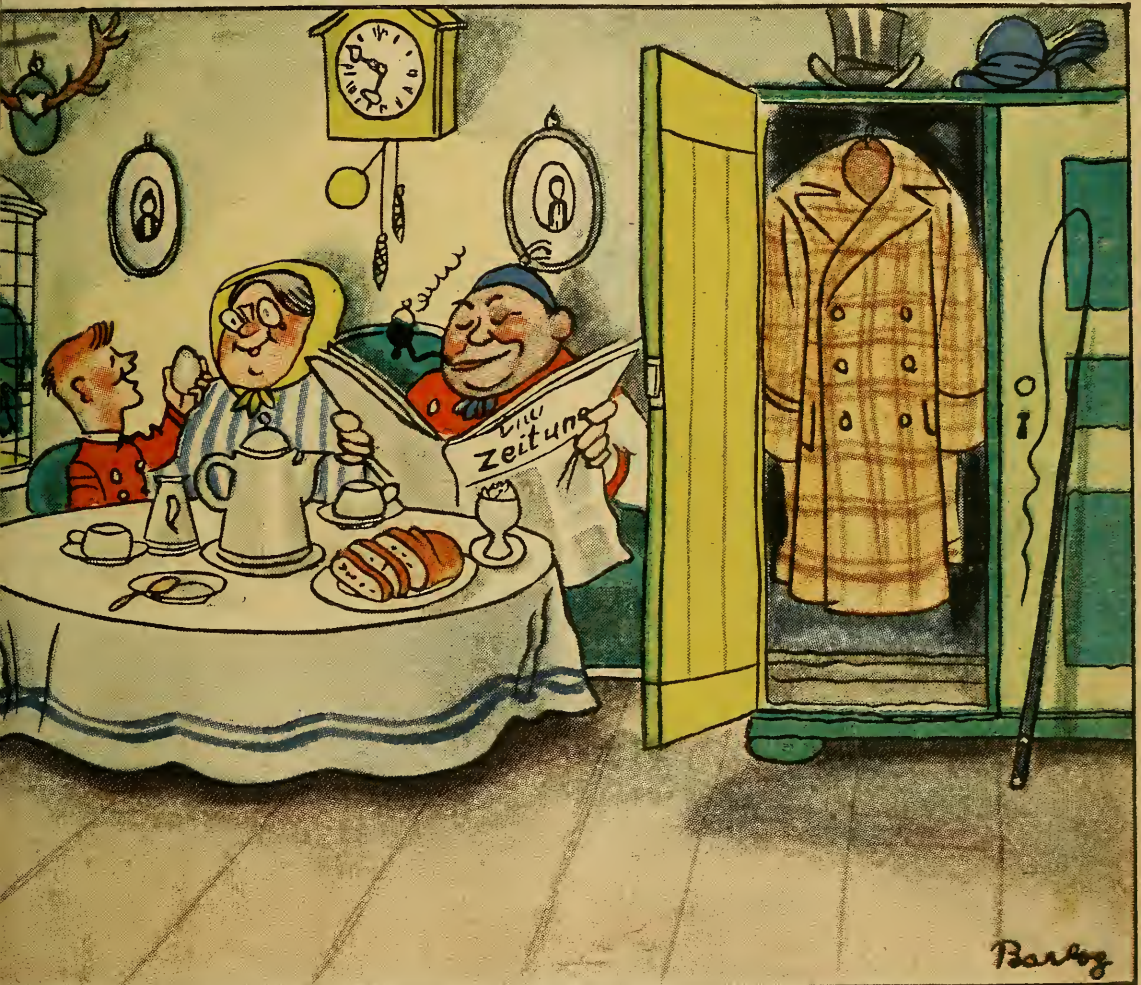
„Schweinekopf“ usw. — Die Lösung müßt ihr auf eine Postkarte (nicht im Brief, und ohne jeden Begleittext!) schreiben, und zwar so, daß die Zahl der gefundenen Eier oben steht, und darunter die Wörter, in denen ihr sie gefunden habt. Also z. B.:

13
Zeitung
Kleie usw. usw.

Diese Karte schickt ihr an:
Fridolins Rätsel - Redaktor
Verlag Ullstein, Berlin SW.,
Kochstraße 23.

Vergeßt aber nicht, eure Namen und die genaue Adresse anzugeben. Alle Lösungen müssen bis spätestens 19. April bei mir eintreffen. Die Lösung gebe ich in einem der Maihefte bekannt.

Preisaus schreiben *



Gier versteckt, aber ihr müßt sie in den einzelnen Gegenständen suchen. In Zeitung steckt z. B. so ein „Ei“.

Zur Belohnung für eure Mühe verschenke ich als erste Preise zwei herrliche Fahrräder. Ob das Knaben- oder Mädchenräder sind, richtet sich natürlich ganz nach den glücklichen Gewinnern. Der zweite Preis ist ein wunderschönes Tisch-Tennispiel. Der dritte Preis ist eine silberne Armbanduhr. Der vierte Preis ist ein Fußball. Außerdem verschenke ich noch 50 Bücher als Trostpreise. Jeder darf an dem Preisaus schreiben teilnehmen, aber nur eine Lösung einsenden. Die Preisverteilung wird auf folgende Art vorgenommen: Die beiden, die die größte Anzahl von sinn gemäß richtigen „Eiern“ gefunden haben, bekommen

je ein Fahrrad. Haben mehr als zwei die gleich große Zahl von „Eiern“ gefunden, so wird gelost. Auch die übrigen Preise werden verloost, wenn gleich gute Lösungen vorliegen. Sonst erhält immer der nächstbeste den nächstgroßen Preis. Natürlich können nur so viele Preise verteilt werden, wie ausgesetzt sind. Also wer bei der Verlosung leer ausgeht, weil seine Lösung nicht gezogen wurde, darf nicht schelten oder jammern, sondern muß sich auf mehr Glück beim nächsten Mal vertrösten.

Und nun frisch ans Werk! Ich drücke für jeden von euch den Daumen, damit er unter den Gewinnern ist. Euer Fridolin.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

Wer den Anfang dieser Geschichte nicht gelesen hat, bekommt von uns auf Wunsch gratis zugesandt.

(2. Fortsetzung.)

„Ja,“ sagte Miguelito und sah verlangend nach dem Pinscher. — „Seit wann hast du dieses Brüderrchen?“ fragten Carlos und Nicolas zugleich. — „Ach, seit einigen Wochen,“ antwortete Miguelito und nahm das schreiende Kind aus der Wiege auf seine Knie. Nicolas ritt nahe heran, um sich das Kind genau zu betrachten. Miguelito blickte unverwandt den Pinscher an und fragte: „Seit wann habt ihr dieses Hündchen?“ — „Ich habe es von meinem Papa aus Buenos Aires geschickt bekommen,“ sagte Carlos und fragte dann zurück: „Wie heißt dein Brüderrchen?“ — „Pepito!“ sagte Miguelito und blickte wieder verlangend nach dem Pinscher.

„Was ist das für ein schönes Brüderrchen,“ sagte sich Carlos, und es entstand ein Gedanke in ihm, den er aber kaum auszudenken wagte. Doch er ließ ihm keine Ruhe, und zaghaft fragte er: „Gefällt dir mein Hündchen, Miguelito?“ — „Ja,“ sagte der Hirtenjunge und war ganz verklärt. — „Er heißt Negro, weil er so schwarz ist, und wenn du seine Wolle berührst, ist sie wie Seide. Da, fühle doch!“ Und er beugte sich herab und hielt ihm das Hündchen hin: „Ist das nicht schön?“

„Sehr schön,“ erwiderte Miguelito. Carlos stieg beugend von seinem Pony und sagte: „Jetzt werde ich dir etwas

zeigen!“ Er blühte sich, streckte den Arm aus und rief: „Hopps!“ Negro sprang über seinen Arm. „Hopps!“ rief Carlos nochmal, und Negro sprang zurück. Miguelito klatschte selig in die Hände. „Und jetzt, Negro, aufwarten!“ befahl Carlos. Negro setzte sich auf die Hinterbeine, bewegte die Pfoten, und Miguelito jubelte.

„Wenn du mir dein Brüderrchen gibst, gebe ich dir meinen Hund,“ sagte Carlos. Miguelito war einige Sekunden lang unschlüssig, dann aber siegte die Versuchung, und er erklärte sich zu dem Tausch bereit. Darauf bestieg Carlos sein Pony, und Miguelito und Nicolas reichten ihm Pepito hinauf. Dann ritten sie eilig davon; denn sie fürchteten, daß den andern der Tausch gereuen würde. Carlos hielt das Kind vor sich auf dem Sattel wie ein Bündel; sie ritten im Trab, mußten aber gleich halten; denn es wäre beinahe heruntergefallen. Sie ritten im Schritt weiter, und nach einiger Zeit wollte Nicolas es tragen. Wieder hielten sie an, und Carlos reichte es ihm hinüber, was nicht ungefährlich war für den kleinen Pepito. Nach zehn Minuten beschlossen sie abzustiegen; denn er war nicht leicht zu tragen; außerdem schrie er immerfort aus Leibeskräften. Carlos sprang vom Pferd, nahm seinem Bruder das Kind ab und legte es sacht auf die Erde. Darauf pflückten sie zusammen Gräser, machten daraus ein weiches Bett und legten es hinein. So würde es sich beruhigen.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, und das Kind war eingeschlafen. Nicolas kniete neben ihm und betrachtete es voller Andacht; er beugte sich ganz nahe herab, um seinen Atem zu hören; schließlich fragte er: „Sag mal, Carlos, glaubst du, daß wir vielleicht auch ein Brüderrchen finden könnten, wenn wir in der Lagune suchten, oder wir zerschlagen Straußeneier; denn weißt du, Carlos, ich habe vorhin nachgedacht: so ganz ist doch nicht Pepito unser Brüderrchen, wie ich dein Bruder bin und du mein Bruder bist, Miguelito hat ihn doch für den Negro vertauscht.“ — Carlos hatte darüber nicht



Mit dem schreienden Brüderrchen auf den Knien sah Miguelito verlangend nach dem Pinscher.

nachgedacht, aber was ihm sein Bruder eben sagte, leuchtete ihm ein. „Weißt du was?“ sagte er, „reiten wir nach der Lagune und suchen wir — wenn wir nichts finden, suchen wir Straußeneier!“ Nicolas war einverstanden, sie stiegen auf ihre Ponies und ließen den schlafenden Pepito so lange allein. Die Lagune war nicht weit; als sie angesprengt kamen, entstand eine Bewegung. Die Riebiße schrien, die Enten erhoben sich schnatternd, ein paar Störche schlugen mit den Flügeln und klapperten zu den Knaben hinüber. Ein einsamer Reiher nur suchte unbekümmert weiter nach Fröschen. Carlos sagte zu seinem Bruder: „Höre mal, Nicolas, ich werde in der Lagune suchen, und du wirst Straußeneier suchen, so stört keiner den andern!“

Sie stiegen ab, Carlos zog Schuhe und Strümpfe aus und watete im Wasser. Lange suchten sie, aber sie fanden kein Brüderchen. Nicolas stand vor zwei zerfetzten Straußeneiern; die Tränen waren ihm nah. „Wir haben kein Glück,“ sagte Carlos sehr niedergeschlagen, und sie kehrten zu Pepito zurück. Er schlief nicht mehr, er lag da mit großen, offenen Augen, den Blick ernst stauend zum Himmel gerichtet, und um ihn herum weideten Strauße, Hirsche, Rinder und Pferde. Carlos und Nicolas hoben ihn auf und ritten zurück. Sie hatten beschlossen, ihn Miguelito wieder zuzubringen, weil es doch sein Brüderchen war.

Miguelito kauerte vor der Hütte, er beute schon jetzt den Tausch, auch hatte ihn Negro in den Finger gebissen. Er nahm Pepito in Empfang, Carlos hielt wieder seinen Hund im Arm . . .

Langsam machten die Brüder kehrt und ritten nach dem Gutshof zurück. Als das weiße Haus aus den Bäumen des Parks auftauchte, sagte Carlos: „Es hätte doch so sehr geschrien, und wir hätten dann nicht schlafen können.“

Herr Dr. Bürstenfeger.

Im Herbst fuhrten Carlos und Nicolas zu ihren Eltern nach Buenos Aires. Bereits am Tage nach ihrer Ankunft hatte sie ihr Vater mit der Nachricht überrascht, daß ihr künftiger Hauslehrer am selben

Tage von Bremen abgefahren sei. Er hatte die Knaben in sein Arbeitszimmer rufen lassen und ihnen erzählt, daß der Hauslehrer Dr. Bürstenfeger hieße, und daß sie ihm in allen Dingen folgen und fleißig lernen müßten. Seitdem lag ihnen Herr Dr. Bürstenfeger ständig im Sinn, und sie sahen seiner Ankunft mit wachsendem Unbehagen entgegen.

Acht Tage später schon sagte der Vater: „Heute ist Herr Dr. Bürstenfeger in Lissabon angekommen; ich habe es im Büro der Reederei erfahren.“ Und wieder nach ungefähr acht Tagen erklärte der Vater: „Jetzt ist er in Teneriffa.“ Und so ging es weiter, bis es eines Tages hieß: „Heute ist er in Montevideo angekommen.“ Und bereits am nächsten Tage lag der

Dampfer auf der Reede von Buenos Aires, und alles grinste im Hause: die Mulattin Zenobia, die Dienerin der Knaben, Mauricio, der Diener, der Kutscher, und vor allem Jose, der Pferdeknecht, der mit den Knaben zusammen von dem Gut in die Stadt gekommen war.

Nach dem Essen sollten die Knaben, zusammen mit ihrem Vater, Herrn Dr. Bürstenfeger vom Dampfer abholen. Mit leuchtend gewaschenen Gesichtern und vor Aufregung knallroten Backen standen sie vor ihrer Mutter. Die Mama befahl, daß sie Handschuhe anziehen sollten, um ihre Nägel, die durchaus nicht weiß werden wollten, vor Herrn Dr. Bürstenfeger zu verbergen. Carlos tat es nur unter der Bedingung, daß sie ihm drei Knäuel Bindfaden für einen Drachen versprach und ihm er-

laubte, auf dem Nebgang herumzuklettern, was den Trauben schadete. Nun stand er da, die Arme ausgestreckt, die zehn Finger gespeißt und heulte, denn die Handschuhe quälten ihn sehr.

Dann fuhrten sie mit Zenobia, die eine blendend weiße Schürze trug, zum Papa ins Büro. Er schrieb gerade einen sehr wichtigen Brief.

Carlos und Nicolas hatten sich eine halbe Stunde lang mäuschenstill zu verhalten; sie taten es mit Schmerzen, aber dabei brummte der Papa die ganze Zeit, sie sollten noch stiller sein. Als der Brief fertig war, wandte er sich streng an Carlos, der noch Tränenspurten auf den Backen hatte: „Du hast geweint, warum?“ — „Weil mich die Handschuhe ganz ver-



Carlos und Nicolas waren starr, als sie ihren Hauslehrer sahen. So also sah Herr Dr. Bürstenfeger aus? Sie hatten ihn sich viel schlimmer vorgestellt.



Die Mutter hatte angeordnet, daß Carlos Handschuhe anziehen sollte, worüber er sehr unglücklich war.

riickt machen," antwortete Carlos. „So ziehe sie doch aus," meinte der Papa lächelnd. Carlos gehorchte und dachte: „Du hast doch einen guten Vater."

Zenobia kehrte nach Hause zurück, und der Vater fuhr mit den Knaben nach der Landungsbrücke.

Es wimmelte da von Menschen; es roch nach Pasteten und Kuchen. Allerhand Erfrischungen wurden feilgeboten, Schwärme von Fliegen summten. Irgendwo spielte ein Orgelmann. Rechts und links den Strand entlang flatterte Wäsche, und Männer und Frauen hockten am Ufer und wuschen. Weit dehnte sich der Unterlauf des Paranaflusses, der La Plata, mit seinem gelbtrüben Wasser, es wimmelte von Segeln, Flußdampfer lagen weiter draußen vor Anker, und am Horizont sah man die Rauchsäulen der Ueberseedampfer aufsteigen.

Es war gerade Wassertiefstand. Selbst am Ende der Landungsbrücke, die sich ein paar hundert Meter weit in den Fluß hinaus erstreckte, war das Wasser nicht höher als einen halben Meter.

Man stieg in einen Karren und wurde zu einem Boot befördert, das die drei bis zum kleinen Schlepper der Reederei brachte.

Nun folgte eine Fahrt von zwei Stunden, bald jedoch verschwanden die Ufer im Horizont. Carlos und Nicolas sahen heute zum erstenmal ein überseeisches Schiff, aber sie hatten sich ein solches viel größer vorgestellt und waren enttäuscht. Doch ihre Aufmerksamkeit wurde bald abgelenkt durch die Sorge, wie ihr Lehrer wohl aussehen möchte. Dort oben auf Deck stand am Geländer dichtgedrängt ein Haufen Menschen. Viele schrien und winkten nach dem Schlepper hinunter.

Carlos und Nicolas blickten gespannt nach oben, ob sie nicht vielleicht den Lehrer erkannten, wie Zenobia ihn geschildert hatte: als einen Mann, stark und gewaltig, mit einem langwallenden Bart, zornfunkelnden Augen und einem furchtbaren Stock in der Hand; aber sie erkannten keinen solchen Mann, und Carlos sagte leise zu Nicolas: „Ich sehe ihn nicht," und Nicolas erwiderte: „Wo ist er wohl?"

Oben wurde das Fallreep heruntergelassen. Carlos und Nicolas erstiegen mit ihrem Papa den Bauch des Kolosses. „Können Sie mir vielleicht einen Herrn

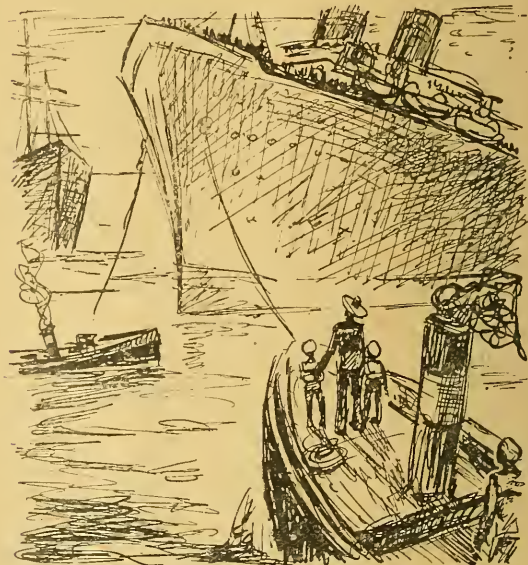
Doktor Bürstenfeger zeigen?" fragte der Papa einen Herrn in blauer Uniform, dieser nickte, wies wieder auf einen andern Herrn mit einem äußerst milden Gesicht, der einen Regenschirm in der Rechten hielt und in der Linken eine grüne Reisetasche, auf der Beilichen und Hosen gestickt waren, mit einem Nickelverschluß, der in der Sonne funkelte, und sagte laut: „Herr Doktor Bürstenfeger ..." Carlos und Nicolas waren starr. So also sah Herr Dr. Bürstenfeger aus? Er war nicht fürchterlich, er trug keinen gewaltigen Stock in der Hand, er hatte keinen gewaltigen Bart.

Carlos beobachtete sein Gesicht und überlegte, ob es vielleicht doch ein sehr grimmiges Aussehen haben könnte, wenn er einen Bart trüge, wie ihn Zenobia geschildert hatte. Er schloß die Augen, um sich das zu vergegenwärtigen, aber es gelang ihm nicht, trotz aller Mühe. Es war eine Weile Stillschweigen, und Herr Dr. Bürstenfeger wandte sich an die Knaben; er sprach mit mildem Ernste: „Es wird euch nicht unbekannt sein, Karl und Nikolaus, daß hier der La Plata, an dem eure Heimatstadt erbaut ist, einer der gewaltigsten Ströme der Welt ist?" — „Ja, ja", antworteten Carlos und Nicolas, wußten jedoch nicht, was sie weiter sagen sollten.

„Was eure Heimatstadt anbetrifft," fuhr Herr Dr. Bürstenfeger fort, „so werdet ihr wissen, daß ihr Umfang dem der französischen Hauptstadt Paris nahekommt, und daß diese Tatsache darauf zurückzuführen ist, daß eure Häuser, mit wenigen Ausnahmen, alle sehr niedrig sind." — „Woher wissen Sie das, waren Sie schon in Buenos Aires?" fragte Carlos begierig.

Herr Dr. Bürstenfeger lächelte: „Gewiß nicht, ich kenne von Südamerika nur flüchtig einige wenige Häfen, die ich auf dieser Reise berührt habe, aber das ist Sache des Studiums, der Bildung, Karl..."

(Fortsetzung folgt.)

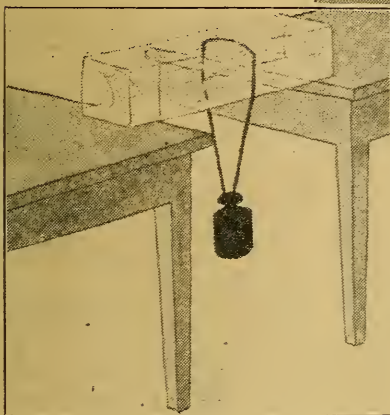


Carlos und Nicolas sahen hier zum erstenmal einen Ueberseedampfer, den sie sich noch viel größer vorgestellt hatten.

Wie der Gletscher wandert

Ein geheimnisvoller Naturvorgang, den man sich leicht an einem kleinen Experiment klar machen kann

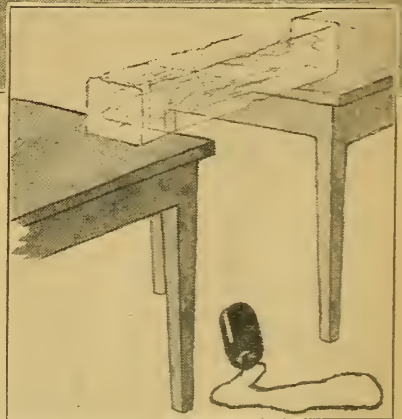
Langsam, so langsam, daß keine Schnecke sie überholen könnte, wandern im Frühjahr die Gletscher zu Tal, wo sie abschmelzen und mit ihrem Schmelzwasser die großen Flüsse speisen. Wie ein großer Strom bewegen sich die Eismassen talabwärts, und trotz aller Risse, Sprünge und Klüfte passen sie sich den Formen des Tals ebenso an, wie das Wasser eines Stroms dem Flußbett. Am Fuße des Gletschers, an der Gletscherzunge, fließt beständig Schmelzwasser aus dem Gletscherloch ab, und der Gletscher müßte bald erheblich kleiner werden oder ganz verschwinden, wenn aus der Höhe nicht immer neues Eis nachdrängen würde. Dieses Eis bildet



Das Experiment: Man legt einen Eisblock zwischen zwei Tische und hängt eine Drahtschlinge mit einem Gewicht daran.

Der Gletscher unterwegs: Durch das Schmelzen und Wiedergefrieren entstehen die seltsamsten Formen.

sich aus dem in höchsten Höhen liegenden Firnschnee. Dieser Schnee ist ein trockenes, loses Pulver, dessen Oberfläche im Frühjahr unter den Sonnenstrahlen schmilzt. Das Schmelzwasser dringt in die unteren Schichten des Schnees ein



Der Erfolg: Nach einiger Zeit fällt die Schlinge herunter, nachdem sie den ganzen Block durchwandert hat, ohne ihn zu teilen.

und vereist sie. Dieser Vorgang wird noch weiter begünstigt durch den großen Druck der gewaltigen Schneemassen, die die unteren Schichten zum Schmelzen bringen, und gleichzeitig auch die Vorwärtsbewegung des Gletschers hervorbringen. Das Schmelzwasser fließt nämlich zu den seitlichen Stellen, die dem Druck weniger ausgesetzt sind, und gefriert dort zu Eis. Und durch dieses Zusammenwirken des Druckes, des Schmelzens und Wiedergefrierens bilden sich immer neue gewaltige Eismassen, die in unwiderstehlichem Strom talabwärts fließen.

Daß Eis durch bloßen Druck zum Schmelzen gebracht wird, könnt ihr euch leicht selbst beweisen. Legt einen kleinen Eisblock auf zwei Fische und über seine Mitte eine mit einem Gewicht beschwerte Schlinge. Nach einiger Zeit ist die Schlinge in den Block hineingewandert, ohne daß dieser einen Riß zeigt, und bald fällt die Schlinge, von dem Gewicht gezogen, zu Boden. Nur eine leichte Einkerbung deutet noch ihren Weg an. Auch bei diesem überraschenden Experiment sind die Stellen unter dem beschwerten Draht infolge des starken Druckes geschmolzen, das geschmolzene Wasser floß über den Draht und froh dort wieder zu Eis, so daß die Drahtschlinge allmählich immer tiefer in den Block eindrang und ihn schließlich durchgeschnitten hat.

Solche kleinen Experimente geben Aufschluß über gewaltige Vorgänge in der Natur.

Dichterbriefe

Eine lustige Anekdote

Der berühmte englische Dichter Kipling wohnt in der Nähe von London in einem großen Park, der von einer Mauer umgeben ist. Dieser Park ist Kiplings Stolz. Eines Tages fuhr ein Lastauto an der Mauer vorbei und knickte einen überhängenden Ast ab. Sofort schrieb Kipling einen empörten Brief an den Besitzer des Wagens und bat ihn, das Auto in Zukunft einen anderen Weg nehmen zu lassen. Aber es half nichts! Am nächsten und übernächsten Tag fuhr der Lastwagen wieder vorbei, und jedesmal knickte er neue Äste ab. Kipling schrieb noch zwei wütende Briefe an den Besitzer, und im letzten drohte er mit Prozeß und Strafantrag. Da endlich bekam er eine Antwort. Der Autobesitzer schrieb: „Sehr geehrter Herr Kipling! Natürlich wird mein Lastauto in Zukunft eine andere Richtung einschlagen. Ich hätte das gleich veranlaßt, da ich aber ein Sammler von Dichterbriefen bin, wollte ich nicht auf die Gelegenheit verzichten, von Ihnen ein paar Originalbriefe zu bekommen.“

Riesenbäume

Wie hoch und wie alt werden Bäume?

Im Hain von Mariposa in Kalifornien steht als Eingangstor ein Baum, in dessen Stamm eine Öffnung geschnitten ist, so groß, daß ein Auto bequem hindurchfahren kann. Ein anderer Baumriese liegt im Hain von Caraveras, dessen Spitze bei der Länge von 100 Metern abgebrochen ist. Da der Stamm an dieser Stelle noch fünf Meter Durchmesser hat, nimmt man an, daß der ganze Baum höher gewesen ist als

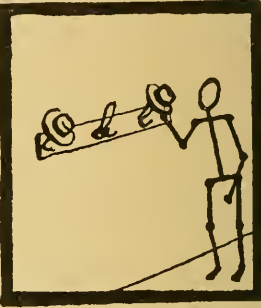
die Türme des Kölner Doms. Der allerälteste Baum aber ist wohl der „gestürzte Monarch“ im Mariposa-Hain. Es ist nachgewiesen worden, daß er vor 7000 Jahren gekemt haben muß. Er war also schon Jahrtausende alt, als in Ägypten die Pyramiden erbaut wurden.

Falsch und Richtig

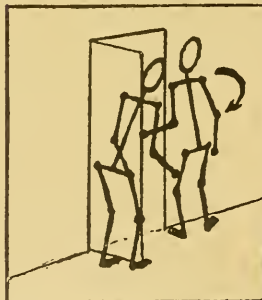
So erspart man Kraft!



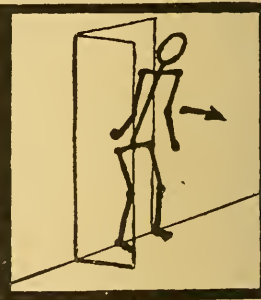
Falsch: Es ist eine unnütze Kraftvergeudung, wenn man sich täglich die Arme ausstreckt, um den Kleiderhaken zu erreichen.



Richtig: Man braucht nur den Kleiderhaken etwas tiefer zu hängen, und spart durch diese Bequemlichkeit eine Menge Kraft.



Falsch: Man soll niemals rückwärts zur Tür hinausgehen, weil man dadurch häufig unangenehme Zusammenstöße haben kann.



Richtig: Man soll die Tür von vorn öffnen, und sich erst nach rechts und links umsehen, ob niemand kommt.



Falsch: Man muß Wasser nicht in zwei verschiedenen großen Eimern die Treppe hinauftragen, weil die Kraft dann falsch verteilt wird.



Richtig: Wenn sich das Wasser in zwei gleich großen Eimern befindet, wird das Gewicht gleichmäßig auf beide Körperhälften verteilt.

Briefkasten



Erwin K., Berlin-Pankow: Der größte Bahnhof Europas ist der Hauptbahnhof in Leipzig. Es münden in ihm 26 Personengleise. Der Personen- und Güterbahnhof erstreckt sich über 2 Kilometer und umfaßt 150 Kilometer Gleis mit 920 Weichen.

Käte M., Lübeck: Das Lebensalter der Vögel ist von sehr verschiedener Dauer. Der Haushahn lebt 15 bis 20 Jahre. Der Storch wird über 70 Jahre, und der Uhu wird etwa 68 Jahre alt. Der Steinadler, der Geier, die Eiderente und die Gans werden sogar über 100 Jahre alt.

W. K. v. N., Tokio. Die Post von Japan nach Deutschland geht nicht mit dem Dampfer, sondern wird mit der transsibirischen Bahn über Land befördert. Von Tokio nach Berlin ist ein Brief ungefähr drei bis vier Wochen unterwegs. Ich werde mich immer freuen, von dir zu hören.

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — am — chi — da — dee — de — del — e — ed — er — gon — gon — lan — lei — li — ne — ne — or — se — sel — va — ze

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Liedes ergeben. (ch gilt als e i n Buchstabe.) Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Als Vogel ist es wohlbekannt;
2. So wird ein deutscher Fluß genannt;
3. Als Waffe trug es mancher Mann;
4. Als Sage man es lesen kann;
5. Die Blumen steckt man hier hinein;
6. Das muß 'ne Tropenpflanze sein;
7. Als Männername sehr verbreitet;
8. Was durch Venedigs Straßen gleitet;
9. Wir pflegen es Planet zu nennen;
10. Als Schlinggewächs muß man es kennen.

Buchstaben-Rätsel.

Hans Nafgati

Woher kommt dieser Herr?

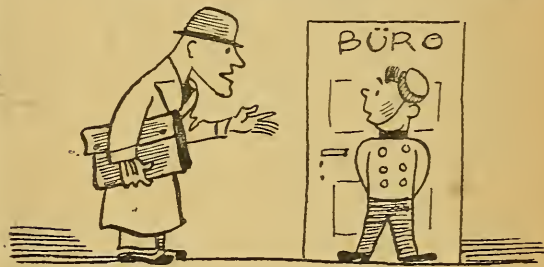
Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Landes ergeben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 13.

1. Wohnung.
2. Igel.
3. Rewa.
4. Titel.
5. Eduard.
6. Rettich.
7. Arnika.
8. Dreßför.
9. Eidechse.
10. Seife.
11. Chiemsee.

Winter ade, scheiden tut weh.

Fridolins Lachkabin



Herr: „Kleiner, kannst du mir sagen, wer hier der maßgebende Herr ist?“

Lauffunge: „Wer der Maßgebendste ist, kann ich Ihnen nicht sagen, aber wenn etwas falsch gemacht wird, kriege ich immer die Schelte.“

*

Lehrer: „Wer kann mir die Vergangenheit von „aufwachen“ nennen?“

Schüler: „Schlafen, Herr Lehrer!“

*

Onkel: „Na, Inge, hast du auch deinem Bruder etwas von dem Apfel abgegeben?“

Inge: „Ja, Onkel, die Kerne! Die kann er sich einpflanzen, und dann hat er später mal einen ganz großen Apfelbaum für sich allein.“

*

Vater (beim Frühstück): „O weh, da habe ich ein faules Ei bekommen.“

Käte: „Nicht wahr, Vater, das hat ein faules Huhn gelegt?“

*

„So, du willst also Laufbursche bei mir werden? Kennst du denn Berlin?“

„Nein, aber ich werde es schon finden!“

*

Hans: „Du, Erna, ich gebe dir den Rat, einmal Freytags „Soll und Haben“ zu lesen.“

Erna: „Aber Hans, ich komme doch höchstens Sonntags zum Lesen!“

*



Tante: „Kurt, warum spielst du eigentlich immer mit den ungezogensten Kindern?“

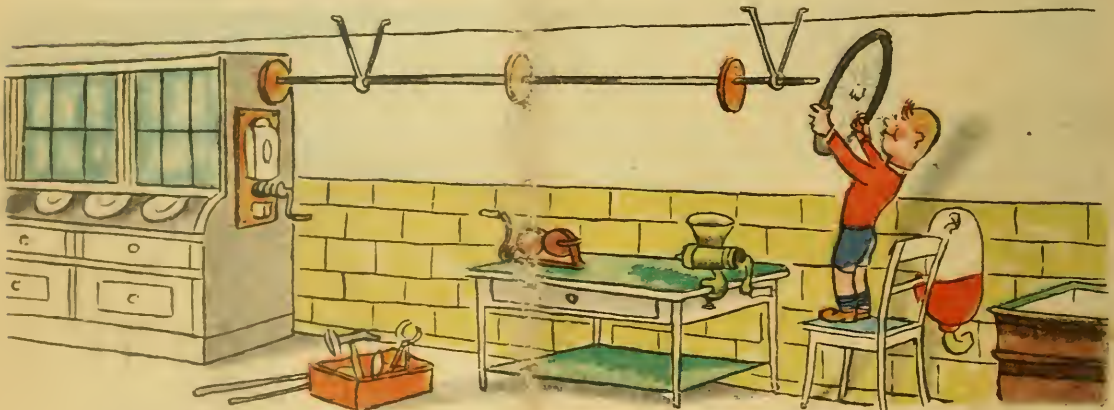
Kurt: „Die Mütter von den artigen Kindern erlauben nicht, daß ich mit ihnen spiele.“

Wie Max Mutters Küche mechanisierte



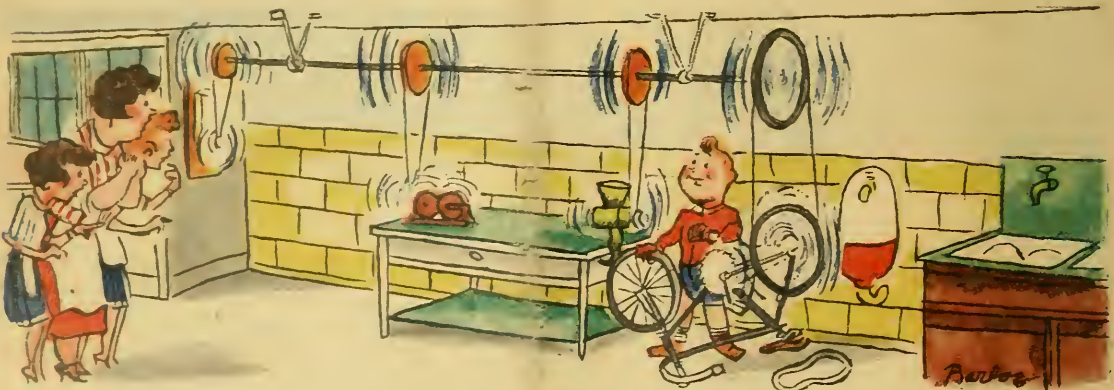
Der Max sah in der Küche gestern
Die Mutter und die beiden Schwestern,
Und eine Kurbel drehte jede:
Mama sowohl, wie Ruth und Hede.

Ruth mahlte Kaffee an der Wand,
Um Fleischwurst Schwester Hede stand.
Mama gab neuen Glanz den Messern.
Max sann: Das läßt sich doch verbessern!



Max überlegte gar nicht lange:
Er holte eine lange Stange,
Die an der Decke er befestigt —
So hoch, daß keinen sie belästigt.

Dann nahm er ein Reserverad,
Das er im Hof gefunden hat,
Und schraubt es an der Stange Ende,
Daß er's als Triebrad dort verwende.



Drauf sieht man ihn beim Werk mit Schnüren,
Die abwärts zu Maschinen führen,
Und zwar (man sieht's) zu den bewußten,
Die die drei Damen drehen mußten.

Drauf schließt er noch sein Fahrrad an,
Und dreht an dem Pedal sodann:
Sogleich ist alles in Betrieb.
Das ist den Damen wirklich lieb! . . .

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPAß

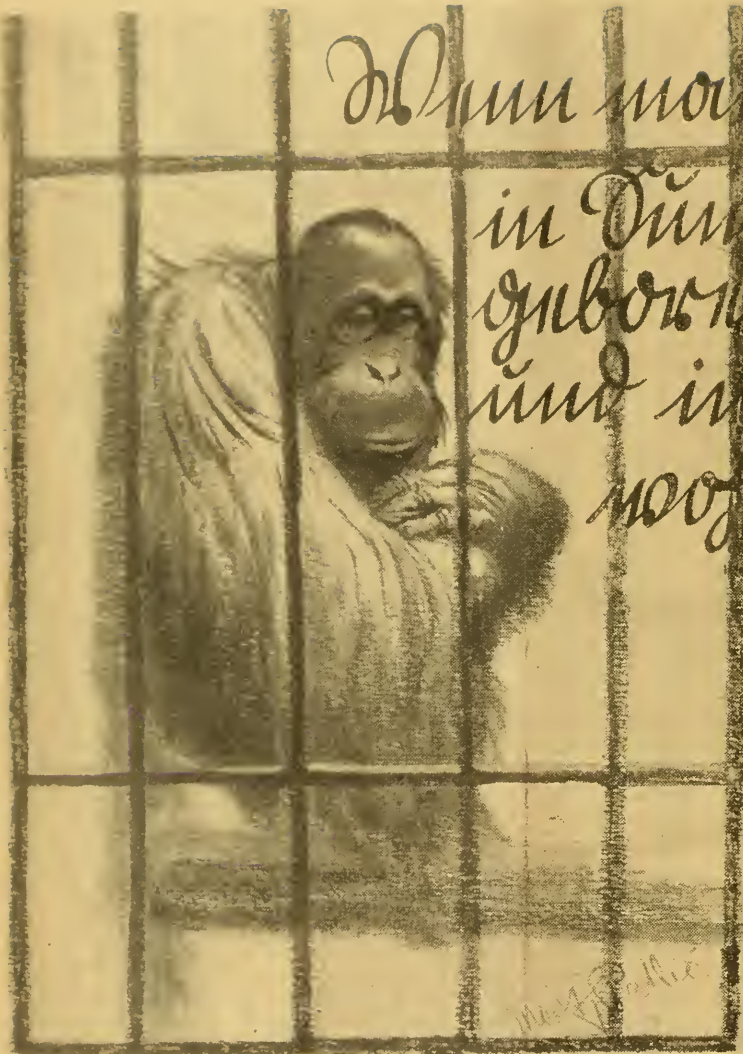


Ein aufregender Augenblick aus einem Baseballspiel, dem Lieblingspiel der Amerikaner, das einst von deutschen Auswanderern nach Amerika gebracht wurde. (Zu dem Artikel auf S. 7—9.)

Wenn man

in Dürmer
geboren ist
und in Berlin
wohnen muß

Der Weg eines
Menschenaffen von seiner
Dschungelheimat in den
Zoologischen Garten



fort in den grünen Urwald. Damals war er ein Jahr alt. Seine Erziehung war beendet, und es begann seine Wanderzeit. Manchmal gesellten sich andere Artgenossen zu ihm, aber meistens war er allein. Und er wurde gut mit dem Urwald fertig. Er wußte, welche Früchte man essen konnte, und welche man meiden mußte. Er kannte die

Der uralte Mangobaum mit der roten, zerrissenen Rinde, in dem seine Mutter ihr Nest gebaut hatte, stand auf der Hochebene Sumatras. Der Baum war seine Wiege, und die Wipfel der Urwaldbäume sangen dem jungen Orang-Utan das Schlummerlied. Bald konnte er allein auf den schwankenden Zweigen des Mangobaums herumklettern, bis er sich eines Tages auch zum nächsten Baum herüberschwang, um sich eine besonders schöne Brotbaumfrucht zu holen. Seitdem nahm ihn die Mutter mit auf ihren Streifzügen durch den heißen Dschungel. Zuweilen wurde er noch müde und mußte sich am Fell der Mutter festklammern. Aber das geschah immer seltener, und immer öfter wagte er sich allein in den lärmenden, siedenden Urwald. Als er eines Abends zu dem Nest im Baumwipfel zurückkam, fand er die Alte nicht vor. Er wartete vergeblich bis tief in die von Geräuschen erfüllte Nacht. Da wußte er, daß er die Mutter nie wiedersehen würde, und es trieb auch ihn

giftigen Schlangen, und die Tiere des Urwalds wichen vor ihm aus. So kam er in die Nähe der Gummipflanzung des Mijneer Bandoren. Von den Baumwipfeln aus betrachtete er Tag um Tag das weiße Haus inmitten der niedrigen Eingeborenenhütten. Lange schwankte er zwischen Furcht und Neugier, dann überwog in seiner behaarten Brust die Neugier. Es war in einer dunklen Nacht, als der Orang-Utan endlich durch die Gummibäume hindurch auf das Haus zuschlich. Aufrecht und lautlos kam er bis zur Veranda. Da schlug ein Hund an, noch einer bellte, und noch einer. Er hatte Angst vor dem anschwellenden Geheul und sprang mit einem Satz auf das Dach der Veranda. Das Bellen verstummte: die Hunde hatten die Bitterung verloren. Die ganze Nacht hindurch kauerte der große Affe auf dem Verandadach. Als im Osten die Sonne aufflamnte, stieg aus einer der Hütten eine Rauchfäule, dann bewegte sich eine Matte und — der Affe sah zum

erstermal einen Menschen aus der Nähe. Der braune Javaner, der da hinter der Bastmatte aus seiner Hütte kam, hatte schon viele Orang-Utans gesehen und stieß einen hallenden Ruf aus, und in wenigen Minuten regte es sich in allen Hütten, und aus dem Herrenhaus kam Wijnheer Vandoren, im Schlafanzug, mit einem Tropenhelm auf dem Kopf. Ehe der Affe

recht wußte, was geschah, strichen die Hunde ums Haus, bellend, mit hängenden Zungen, und Zähnen, wie Tiger. Der große Affe stand hochauferichtet auf dem Dach der Veranda. Er wußte nicht recht, was da um ihn vorging, nur daß er sich jetzt davon machen mußte, das sagte ihm sein Instinkt. Aber da krachte schon ein Schuß, und Schrotkörner prasselten auf das Wellblechdach. Ein paar trafen den Affen, ohne ihm zu schaden. Sie erhöhten seine Unruhe, verwirrt strich er mit den Händen über das Fell, wo die Schrotkörner ihn gefügelt hatten. Mit einem Sprung war er am Rande des Daches und ließ sich dann fallen. Aber hier war es nicht wie im Urwald, wo man auf dem grünen Grasteppich federte. Hier gab es Steine. Er fiel gegen ein Treppengeländer, riß eine Schale mit Früchten herab, taumelte. Es war nur eine Sekunde, aber diese Sekunde war sein Verderben. Blichschnell hatten sich die Hunde auf den Orang-Utan geworfen, Knüppel trafen seinen Schädel, und er verlor das Bewußtsein. Er erwachte in einer halbdunklen, dumpfigen Hütte. Er war an Händen und Füßen gefesselt und konnte sich kaum bewegen. Manchmal kamen Menschen und stopften



Wie der Orang-Utan in Gefangenschaft geriet: Bei seinem Sprung vom Dach der Veranda unterschätzte er die Entfernung, fiel gegen das Treppengeländer, taumelte und wurde von den Menschen und Hunden überwältigt. Von diesem Augenblick an begann sein Weg nach dem Käfig der Großstadt.

ihm etwas in den Mund. Dann biß er nach ihnen und es regnete Fußtritte. Endlich sperrte man ihn in einen Kasten und lockerte die Seile, so daß er sich selbst befreien konnte. Als die letzte Fessel fiel, sprang er gegen die starken Bretterwände. Er schrie, er tobte, er heulte, fletschte die Zähne. Es war alles vergeblich. Einmal noch sah er den Urwald, als er zur Bahn geschafft wurde, sah die grünen Grasmatten, die schwanfenden Wipfel. Dann war auch das vorbei, und wochenlang sah er nur das Meer von seinem Käfig aus, der auf dem Deck eines Dampfers stand. Bald starb er ständig, auch wenn in den Nächten eine Decke über den Käfig geworfen wurde. Dann hatte die Reise ein Ende. Da war wieder Land, aber ein anderes Land, kühl und frostig und neblig. Der auf Deck aufgestellte Käfig wurde losgeschraubt, und auf einmal schwebte der Affe hoch in der Luft, und unter ihm rosten die Schloten des Dampfers, der ihn über das Meer gebracht hatte. Dann setzte der Kran den Käfig in einen Eisenbahnwagen. Und immer sah der Affe in seiner Ecke, mürrisch und wütend. Wenn jemand in seine Nähe kam, heulte er auf und warf sich gegen die Wände des engen Kastens. Und dann — Urwaldlaute kamen durch die Luft, und ein strenger herber Geruch, wie von den Tieren des Waldes. Die Tür des Käfigs wurde geöffnet, und . . . mit einem Satz war er draußen, in einem weiten sandigen Raum. Wild sprang er umher. Aber da waren ja wieder die Menschen, und da waren auch Gitter. Noch einmal sprang er dagegen. Von fernher kam das Brüllen eines Tigers. Es war alles sehr seltsam.

Jetzt sieht er schon seit Jahren hinter den Gittern, still, traurig, ergeben. Nur manchmal träumt er von den Baumwipfeln seiner Kindheit in Simatra, von den Brotfrüchten, die im heißen Wind schaukeln. Dann springt er auf und . . . greift in die Luft. Und die Menschen vor dem Käfig lachen über die drolligen Sprünge des Menschenaffen.

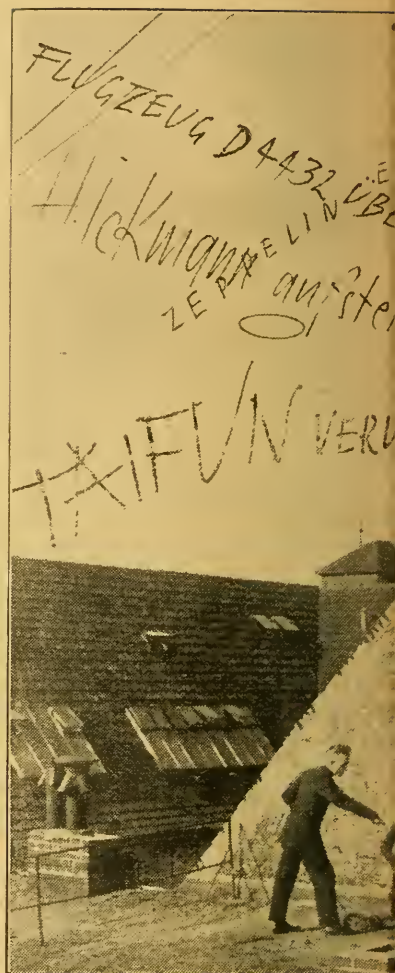
Die Nachricht

*Ihr Weg durch die Luft in die Antenne und von dort,
durch die Zeitungsdruckerei, zum Leser*

Von den vielen ungewöhnlichen Dingen, die täglich und stündlich auf der Erde geschehen, können die Zeitungen nur die allerwichtigsten melden, wobei die Auswahl einmal von der Größe des Ereignisses und zum andern von seiner Entfernung von uns abhängt. Brennt in unserer Stadt ein Haus ab, so wird unsere Zeitung eingehend darüber berichten; geschieht dasselbe aber in einer entfernten Stadt, so wird sie nur wenige Zeilen darüber drucken, und wenn nun gar irgendwo in Amerika oder Japan ein Haus dem Feuer zum Opfer fällt, so hören wir hier gar nichts davon, es sei denn, es handle sich um einen Vulkankrater. Es ist eben unmöglich, über alle die Häuser und Hütten zu berichten, die täglich auf der ganzen Welt ein Raub der Flammen werden. Neben solchen Ereignissen, die nur die unmittelbar Beteiligten angehen, gibt es dann andere, die ganz gleich, wo sie geschehen, die ganze Welt aufhorchen machen. Ein Erdbeben, ein Schiffszusammenstoß, Start oder Lan-

zung eines Ozeanfliegers, der Sieg eines weltbekannten Vogers — das alles sind Dinge, die unser Mitgefühl oder unsere Bewunderung oder auch nur unsere Neugier erwecken und über die wir nicht genug hören können. Mit klopfendem Herzen lesen wir solche Nachrichten, wenn sie uns morgens, mittags oder abends in der Zeitung ins Haus gebracht werden, mit allen Einzelheiten und manchmal erst wenige Stunden nach dem Ereignis.

Um ihren Lesern alle solche wichtigen Nachrichten übermitteln zu können, unterhalten die größeren deutschen Blätter in den Hauptstädten der Welt Vertreter, die alle berichtenswerten Ereignisse in ihrem Wirkungskreis sofort ihren Redaktionen übermitteln. Die kleineren Zeitungen erhalten ihre Meldungen von Nachrichtenbüros, die ebenfalls überall Bericht erstatten haben und die diese eingehenden Meldungen dann an ihre Abnehmer in ganz Deutschland verteilen.

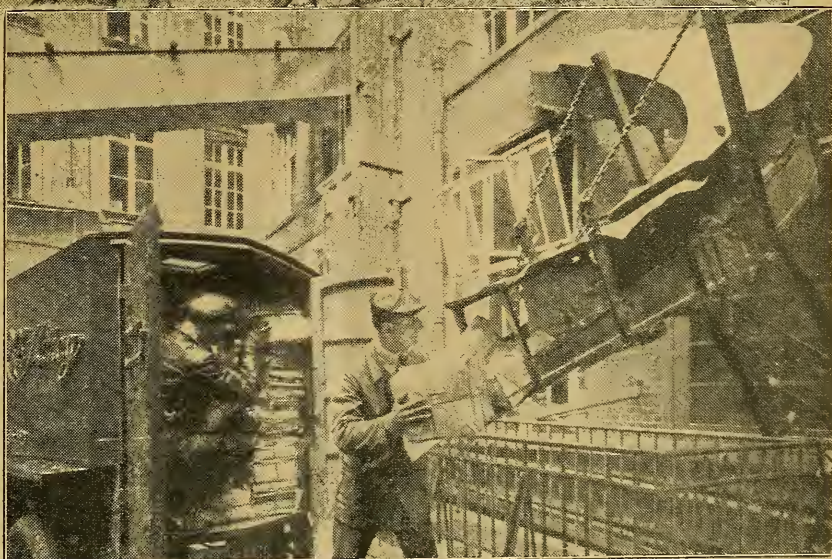


Die riesige Rahmenantenne auf dem Dach der Fridolin-Druckerei, die Funknachrichten aus aller Welt auffängt:



er Dachkammer des Funk-
wandert jede Nachricht ohne
einsten Zeitverlust in die
Redaktion.

Alle diese Vertreter
müssen nun nicht nur
sehr gut aufpassen, daß
ihnen nichts entgeht, sie
müssen auch, wenn sie
etwas zu berichten haben,
es so schnell wie möglich
tun; denn was nützt die
schönste und ausführ-
lichste Meldung, wenn
der Leser in einem an-
dern Blatt bereits etwas
Ähnliches gelesen hat!
Und so entsteht bei gro-
ßen Ereignissen jedesmal
unter den Berichterstat-
tern ein Wettstreit, wer
seine Meldung zuerst
durchbekommt. Alle nur



Unten auf dem Hof der Druckerei: Auf ihrem Weg zum Leser wird die
Nachricht von der Redaktion an die Setzerei weitergegeben; von hier gelangt sie in den
großen Maschinensaal, von dem eine Rutschbahn auf den Hof führt. Dann wird die
Nachricht mit dem Lieferungsauto in der fertig gedruckten Zeitung zum Leser befördert.

möglichen technischen Mittel, wie Telephon, Kabel und Radio werden aufgeboten für diesen Kampf um den ersten Platz, in dem schon Geschwindigkeitsrekorde aufgestellt worden sind, hinter denen alle anderen Sportleistungen verblaffen.


Als im vorigen Jahr der amerikanische Flieger Chamberlin von dem Newporter Flugplatz zu seinem Deutschlandflug aufstieg, da war die Meldung über seinen Start bereits in Berlin, als sein Flugzeug noch am Horizont sichtbar war, und er hatte noch keine hundert Kilometer zurückgelegt, als in Berlin schon die ersten Extrablätter mit der Meldung auf der Straße waren. Der Berichterstatter, der dies fertig brachte, hatte bereits die letzten Tage und Nächte vor dem Abflug auf dem Flugplatz zugebracht, und als es dann an einem Morgen so weit war, da stand er schon in einer Telephonzelle, von der er den Platz übersehen konnte, und sprach mit der Funkstation Tockerton, die den drahtlosen Verkehr mit Deutschland vermittelt. Alles war schon lange besprochen

und vorbereitet worden, und als dann die Maschine Chamberlins sich schwerfällig vom Boden hob, da brüllte der Berichterstatter nur das eine Wort: Start! und hing an; denn er mußte die Meldung auch noch über das Kabel nach Berlin geben, da ja im Funkverkehr Störungen vorliegen konnten. Erst in diesem Augenblick kamen seine Kollegen, die dem Abflug aus der Nähe beigewohnt hatten, über das Feld gerannt, um ihre Meldungen durchzugeben, und während sie sich um die Telephonzellen stritten, schrieb der erste Berichterstatter schon an seinem ausjährlichen Startbericht, der dann ebenfalls bereits in weniger als einer Stunde in Berlin war.

Mit derselben Schnelligkeit wurde bei anderen großen Ereignissen gearbeitet. Bei dem letzten Weltmeisterschaftskampf zwischen Dempsey und Tunney saßen die Berichterstatter am Ring und kabelten jede Runde an ihre Blätter, bis zur Verleumdung des Ergebnisses, dessen Uebermittlung von Chicago nach Berlin vier und eine halbe Minute dauerte.


Wie kommt der Hund in den Kahn?

Der „Wortwechsel“, ein neues Gesellschaftsspiel zum Kopfzerbrechen




H U N D
H A N D
B A N D
B A N N
B A H N
K A H N

Wie kommt der Hund in den Kahn? Ganz einfach! Man muß nur das Wort „Hund“ durch allmähliche Veränderung in das Wort „Kahn“ verwandeln. Die Regeln dieses Spiels sind folgende: Bei jeder schrittweisen Veränderung darf immer nur ein Buchstabe geändert werden. So wird aus „Hund“ zuerst „Hand“, das u hat sich also in a verwandelt. Aus „Hand“ wird „Vand“ (h mit v vertauscht). Aus „Vand“ wird „Vann“ (b in n verwandelt), aus „Vann“ wird „Bahn“, und aus „Bahn“ wird „Kahn“. Natürlich muß man sich bemühen, die Wortverwandlung mit möglichst wenigen Veränderungen zu vollziehen. Es wäre z. B. nicht gut, wenn man auf „Hand“ erst „Land“ und dann „Vand“ folgen ließe, weil das ein Umweg wäre. — Bedingung ist, daß alle Wörter Hauptwörter sind. Eigennamen darf man nicht benutzen. Die Lösungen der 3 Fragen: „Wie kommt die Magd ins Haus?“, „Wie kommt das Kind auf den Mond?“ und „Wie kommt der Rabe zum Most?“ erscheinen in der nächsten Nummer.




D U N G
D I N G
R I N G
R A N G
R A N D
L A N D




M A G D
H A U S

Wie kommt die Magd mit vier Schritten ins Haus?



R I N D
M O N D

Wie kommt das Kind mit fünf Schritten auf den Mond?



R A B E
M O S T

Wie kommt der Rabe mit vier Schritten zum Most?

WIE AUS DEM DEUTSCHEN SCHLAGBALL DAS BELIEBTESTE AMERIKANISCHE BALLSPIEL WURDE

Baseball, das Spiel der Basen oder Ecken, das in Amerika an der Spitze aller Sportarten steht, hat sich aus unserm Schlagball entwickelt, den deutsche Einwanderer vor Jahrzehnten in die neue Heimat einführten



Der Höhepunkt des Baseballfiebers in Amerika: Präsident Coolidge eröffnet die jährlichen Wettspiele durch Einwerfen des Balls.



Ein wichtiger Posten beim Baseballspiel: Der Fänger hinter der Platte, der zum Schutz gegen den sehr harten Ball Brustpanzer und Gesichtsmaske trägt.

Als vor Jahren deutsche Einwanderer in Amerika Schlagball spielten, gefiel dies ihren neuen Landsleuten so gut, daß sie das neue Spiel übernahmen, woraus sich dann allmählich das Baseball (sprich: Behsbohll) entwickelte. Heute spielt es jeder amerikanische Junge, und wenn alljährlich zwischen den führenden Vereinen die Baseballmeisterschaft ausgetragen wird, dann wird das ganze Land von einem Baseballfieber erfaßt. Das Feld, auf dem diese Wettkämpfe ausgetragen werden, ist ein Oval mit einem auf der Spitze stehenden Viereck von ungefähr 22 Meter Seitenlänge. Die Ecken sind die Basen, die durch einen flachen Sandsack bezeichnet sind. Eine der Ecken, die sogenannte Heimdeck, ist zugleich auch die Platte, ein ebenfalls auf der Spitze stehendes Viereck von 22 Zentimeter Seitenlänge, über das der Werfer den Ball treiben muß. Der Platz des Werfers selbst, in der Mitte des Vierecks, ist durch einen Kreis abgeschlossen. Jede Mannschaft zählt neun Spieler, von denen für die Schlagmannschaft vier antreten, während die andern in Reserve bleiben. Die Fangmannschaft muß dagegen sämtliche neun Spieler einsetzen. Der Werfer geht in seinen Kreis, ihm gegenüber, jenseits der Platte, nimmt der Fänger Aufstellung. Je ein Spieler geht an die erste, zweite und dritte Ecke, ein weiterer bleibt auf der



Ein Baseballspiel auf dem Höhepunkt: Der vierte Mann der Schlagpartei hat eben den Ball ins Feld geschlagen. Die Spieler der Schlagpartei jetzt Platz machen und mindestens bis zur nächsten Ecke kommen.

Linie zwischen den beiden letzteren, während sich die übrigen im Außenfeld verteilen. Alle diese Spieler können ihren Standort beliebig wechseln. Das Spiel beginnt, und der erste Mann der Schlagpartei geht mit dem Schlagholz neben die Platte. Er muß den eingeschenkten Ball schlagen und um das Viereck herumlaufen, darf dabei aber an den Ecken halten. Einmal herum zählt einen Lauf. Die Spieler der Fangpartei suchen diese Läufe zu verhindern und drei Leute der Schlagpartei auszuschlagen, worauf sie selbst an den Schlag kommen. Der Werfer beginnt also und muß den Ball genau über die Platte treiben. Kann der Schlagmann ihn nicht treffen, so zählt das einen Strich, und drei Striche sind ein „Aus“. Trifft er aber, so muß der Schlagmann loslaufen, zur

ersten, zur zweiten, zur dritten, und dann zur Heimcke. Gelingt ihm das, ohne abgeschlagen zu werden, so bucht seine Partei einen Lauf, auch wenn er an einer der Ecken Halt gemacht hat. Dabei ist aber Voraussetzung, daß der Ball, den er ins Feld geschlagen hat, nicht von einem Spieler der Fangpartei ohne den Boden zu berühren, gefangen wird. In diesem Falle zählt das ein „Aus“ für die Fangpartei. Nehmen wir aber an, es gelingt ihm, dann geht der zweite Mann der Schlagpartei an den Schlag. Nehmen wir weiter an, daß auch sein Ball nicht glatt gefangen wird, sondern den Boden berührt, und dann vor einem der Außenfelder dem Mann an der ersten Ecke zugeworfen wird. Der empfängt den Laufenden mit dem Ball, und der Läufer ist aus. Diese Art des



muß jetzt laufen. Als er schlug, waren alle drei Ecken besetzt, und da auf jeder Ecke nur ein Mann stehen darf, müssen die Fänger sieht man den Schiedsrichter, der entscheiden muß, ob der Ball genau über die Platte geht.

Ausgangens gilt jedoch nur an der ersten Ecke. Jetzt kommt der dritte Mann der Schlagpartei an den Schlag. Er schlägt, der Ball springt auf, wird zurückgeworfen, aber diesmal nicht zur ersten Ecke, die der Läufer mittlerweile erreicht hat, sondern zur zweiten Ecke. Jetzt muß er aufpassen: sobald der Werfer in seinen Kreis getreten ist, um wieder nach der Platte zu werfen, darf er laufen; in dem Augenblick, wo der vierte Schläger trifft und das Schlagholz hinwirft, muß der Mann an der Ecke eins sogar laufen, denn nie dürfen zwei oder mehr Spieler auf einer Ecke stehen. Er läuft also, und zwar genau in dem Augenblick, in dem der Werfer den Ball aus der Hand läßt. Der Schläger schlägt, der Ball springt auf, wird gefangen und geht sofort an den Schlagparteimann an

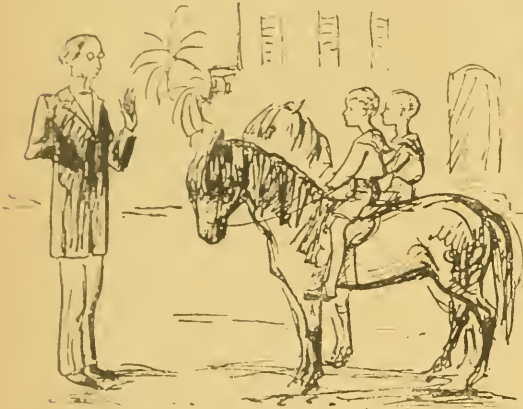
der zweiten Ecke, der den Ball noch gerade zur Zeit bekommt, um den von der ersten Ecke Herankommenden damit zu berühren: das zweite „Aus“. Der Spieler an der zweiten Ecke wirft jetzt den Ball an den Werfer zurück. In diesem Augenblick kommt der letzte Schlagmann von der ersten zur zweiten Ecke. Blichschnell wirft der Werfer seinem Mitspieler auf Nummer zwei den Ball zurück, und wieder gelingt es dem, den Herankommenden damit zu berühren (den Ball, wie bei unserm Schlagball, zu werfen, ist nicht gestattet), damit ist das dritte „Aus“ gewonnen, und die bisherige Fangpartei geht an den Schlag. Und so geht es weiter, ohne Unterbrechung, bis jede Partei neunmal am Schlag war, und eine Partei zum mindesten einen Lauf mehr buchen konnte.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

(3. Fortsetzung.)



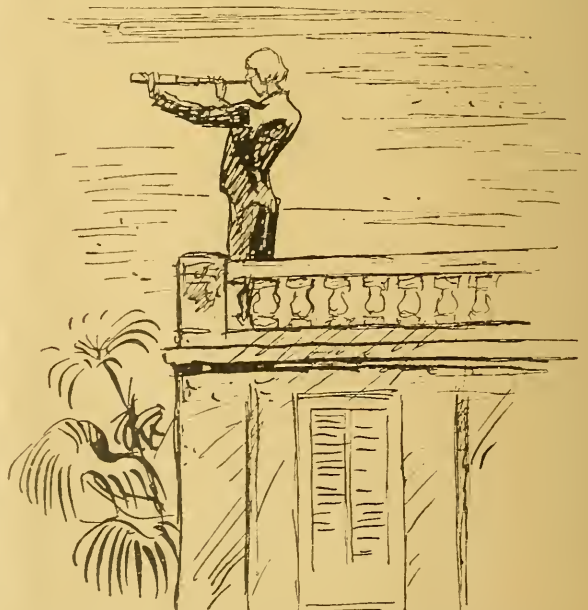
„Nur um eines bitte ich euch inständig,“ sagte Dr. Bürstenfeger, „reitet niemals mehr Galopp.“

Auf der Landungsbrücke nahm Herr Dr. Bürstenfeger mit Erlaubnis des Vaters die Knaben bei der Hand, Carlos rechts, Nicolas links. Man ging bis zum Wagen und fuhr dann nach Hause. Eine halbe Stunde später wurde der Lehrer mit der Mama bekannt gemacht, und dann war es Zeit zum Abendessen. Nach dem Essen nahm der Lehrer Carlos und Nicolas bei der Hand und ging mit ihnen in den Garten. Er blieb plötzlich stehen und sagte sehr ernsthaft: „Karl und Nikolaus, ein neuer Abschnitt geht in eurem Leben an. Karl und Nikolaus, euch wie mir sind Pflichten auferlegt . . . Ich bitte euch mit ganzer Seele, seid mir stets gehorsam, lügt niemals . . . ja, lügt niemals, denn seht, nichts auf der ganzen Welt ist häßlicher, verabscheuungswürdiger. Bei den alten Germanen machte kein Laster den Mann verächtlicher, und Deutsche sind Germanen, merkt euch, Karl und Nikolaus. Euer Vater ist ein Deutscher, ihr seid Deutsche . . . Sagt, wollt ihr euch bestreben, gute Deutsche zu sein?“ Hier machte Herr Dr. Bürstenfeger eine Pause. Carlos und Nicolas, verwirrt über diese ungewohnte Rede, schwiegen. Wenn auch manchmal der Papa mit ihnen deutsch sprach, waren sie doch Argentinier, dachten sie. Carlos erwiderte endlich: „Aber Deutschland verliert doch immer gegen Argentinien?!“ — „Wieso, Karl?!“ antwortete Herr Dr. Bürstenfeger überrascht. Carlos wußte nicht recht, wie er diese Behauptung begründen sollte. Es war ihm nur eingefallen, daß er neulich mit seinem Freunde Pedro Restner Krieg gespielt

hatte, Pedro hatte eine deutsche Fahne in der Hand gehalten und war Deutschland gewesen, und Carlos hatte einen argentinische Fahne gehalten und war Argentinien gewesen. „Und da ist Pedro auf dem Bauch gelegen,“ erzählte Carlos, „und ich stand mit dem einen Fuß auf seinem Rücken und hatte gesiegt. Papa und Mama haben zugeschaut, und Alberto Hansfett war auch dabei und auch der Papa von Pedro. Der lachte auch, aber nicht so sehr.“ Herr Dr. Bürstenfeger zwang sich zu einem leisen Lächeln, wollte dann etwas erwidern, ließ aber für heute die Frage fallen. Schweigend gingen sie weiter. Carlos, den die Stille drückte, sagte endlich: „Ich will Argentinier sein, aber ich will mir Mühe geben, auch ein guter Deutscher zu sein.“ Und Nicolas sagte: „Ich will auch ein wenig ein guter Deutscher sein!“

Am nächsten Morgen wollten Carlos und Nicolas, wie gewöhnlich, ausreiten. Als sie auf ihren Ponies vor dem Hause vorritten, kam Dr. Bürstenfeger eilig die Stufen hinunter und sagte:

„Ihr dürft wie zuvor allein ausreiten, nur um eines bitte ich euch inständig, reitet niemals mehr Galopp, ich bin für euer Wohl und Wehe verantwortlich



Vom Dach des Hauses wurde der Hauslehrer durch das Fernglas Zeuge des Ungehorsams von Carlos und Nicolas.



In voller Rittersrüstung stürmten Carlos und Nicolas mit eingelegten Lanzen aufeinander los, aber im letzten Augenblick wichen die Ponies immer wieder aus, und nur die Blumenbeete kamen zu Schaden.

und muß einsteigen, wenn ihr Schaden nehmt.“ Der Ton, in dem Herr Dr. Bürstenseger das sagte, zeugte von bestimmter Erwartung, war aber im übrigen milde. Die Knaben fühlten beide: „So frei, wie wir früher waren, sind wir freilich nicht,“ aber sie waren erfüllt von dem guten Willen, sich zu unterwerfen, da sie sich ihn ja weit schlimmer vorgestellt hatten und außerdem Zenobia bestimmt wußte, man würde einen anderen Lehrer anstellen, wenn sie diesem nicht gehorchten, und der wäre dann wirklich fürchterlich. Carlos und Nicolas antworteten: „Wir werden nicht Galopp reiten,“ aber als sie knappe zehn Minuten fort waren, erreichten sie das offene Feld, und schon aus Macht der Gewohnheit ließen sie den Pferden die Zügel schießen und ritten Galopp. Herr Dr. Bürstenseger aber war mit seinem Fernglas auf das flache Dach des Hauses gestiegen und war Zeuge ihres Ungehorsams. „Karl und Nikolaus,“ sagte er, als sie zurück waren, mit gedämpfter Traurigkeit in der Stimme, „seid ihr Galopp geritten?“ Carlos und Nicolas senkten die Köpfe und antworteten nichts. „Zeigt ihr euch so?“ fuhr Herr Dr. Bürstenseger mit wachsender Traurigkeit fort. „Ach schäme mich für euch, Karl und Nikolaus; geht, wascht euch die Hände, es ist Zeit zum Abendessen!“ Als sie aber zu Bett gebracht worden waren, kam er wie jeden Abend und drückte ihnen leise die Hand. Er ist ein guter Mann, der Herr Dr. Bürstenseger, dachten die beiden Knaben. Bald nachher waren sie beide eingeschlafen.

Ein Tag mit Herrn Dr. Bürstenseger.

Ueber einen Monat schon war der Hauslehrer in Buenos Aires, vor etwa drei Wochen hatte der Unterricht begonnen. Jeden Morgen um halb sieben Uhr klopfte Herr Dr. Bürstenseger dreimal vernehmlich an Carlos' und Nicolas' Türe, die Knaben sprangen aus den Betten und zogen sich

an. Dann ging es hinunter zum Frühstück. Bisher waren die Knaben gewohnt, des Morgens Kaffee zu trinken, auf Herrn Dr. Bürstensegers Veranlassung tranken sie jetzt Kakao. Früher war das Frühstück in zwei Minuten erledigt gewesen, jetzt saß man über eine Viertelstunde bei Tisch. Herr Dr. Bürstenseger, der an einem sehr schlechten Wagen litt, pflegte äußerst langsam und umständlich zu kauen und stellte das gleiche Ansinnen an Carlos und Nicolas, die großartige Wagen hatten. Nach dem Frühstück machten sie einen dreiviertelstündigen Spaziergang. Herr Dr. Bürstenseger ging in der Mitte und hielt die Knaben an der Hand. Dann folgte der Unterricht. Er fand in einem dafür hergerichteten Zimmer statt, in dem eine Schulbank stand und eine große schwarze Tafel mit einem Schwamm. Zuerst kam das Rechnen, weil die Gehirne noch unverbraucht waren. Herr Dr. Bürstenseger stellte die Rechenmaschine vor sich auf den Tisch und fragte: „Karl, wieviel ist $3 + 2$?“ Pause — Carlos schwieg. Da mußte Nicolas antworten, und er wußte es. „Karl, wieviel ist $3 + 1$?“ Carlos streckte die Hand nach der Maschine aus. „Sei gehorsam, Karl!“ sagte Herr Dr. Bürstenseger und richtete sich ein wenig auf, wobei er etwas rot wurde. Carlos schwieg ratlos. „ $3 + 1$,“ sagte Herr Dr. Bürstenseger, wandte sich halb ab, summte irgend etwas und tat, als interessiere ihn zugleich die Fenster Scheibe. Nochmal griff Carlos nach der Maschine, er hatte den Kopf vollkommen verloren. Er berührte zitternd drei Kugeln und dann noch eine, und das waren vier. Es schloß ihm nämlich jeder Sinn für die Rechenkunst. Nachher kam das Lesen. Da war Carlos schon ganz anders. Herr Dr. Bürstenseger schrieb ein großes U an die Wandtafel. „Karl, was für ein Buchstabe ist das?“ — „U!“ rief Carlos, er erinnerte sich ganz deutlich, daneben auf der Tüfel einen Uhu gesehen zu haben. „Richtig! Und das?“ Er schrieb ein I hin.

„Ja!“ rief Carlos, ganz deutlich sah er einen Igel daneben. Nach dem Lesen war größere Pause. Dann öffnete der Lehrer die Türe nach der Terrasse, und es kam Freiturnen: „Beinstrecken“, Kniebeugen“, „Holzhacken“ usw. Diese Übungen begleitete Herr Dr. Bürstenfeger mit seinem eigenen Beispiel. Daran schloß sich eine Art höheren Anschauungsunterrichtes im Garten. „Was ist das für eine Blume?“ fragte der Lehrer und zeigte auf ein Beet. „Nelke!“ riefen Carlos und Nicolas. — „Nelke,“ bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger. Sie gingen einige Minuten schweigend weiter: „Was ist das für eine Frucht?“ — „Granatapfel,“ bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger. „Das ist ein Säugetier,“ sagte er plötzlich sehr bestimmt und zeigte auf einen Wurm. Er wollte sie irreführen. „Nein, kein Säugetier!“ riefen beide triumphierend aus. Das wußten sie doch zu genau. Nach dem Anschauungsunterricht hatten sie frei, und dann kam das Mittagessen. Heute gab es Hirn. Ueber fünf Wochen schon hatte es keines mehr gegeben. „Herr Dr. Bürstenfeger, wir können kein Hirn essen!“ sagten sie kläglich. Der Lehrer blickte abwechselnd beide Knaben an und aß zu Ende. „Karl und Nikolaus, tut mir den Gefallen, mäkelt nicht!“ antwortete er nicht ohne Wilde, aber bestimmt. Die Knaben blickten flehentlich auf die Mama. Die Mama zeigte mit den Augen auf Herrn Dr. Bürstenfeger, sie durfte sich nicht einmischen. Nicolas sah seinen Bruder ermutigend an, und beide würgten das Hirn hinter, daß ihnen die Tränen auf die Teller fielen. Nach dem Essen gingen die Knaben in den Garten, bauten eine Hütte, machten Pfeile und Bogen, um Indianer zu spielen, oder fuhren auf ihren Karren herum. Das dauerte aber nur eine halbe Stunde, und dann kam das Allerschönste vom ganzen Schultag. Herr Dr. Bürstenfeger las ihnen eine Geschichte vor, die mußten sie dann wieder erzählen. Heute war es die Schilderung eines Turniers aus einem mit herrlichen Bildern geschmückten Sagenbuch. Die Folge dieser Vorlesung ahnte Herr Dr. Bürstenfeger nicht, Carlos und Nicolas waren ganz aufgelöst. Verschiedene Male war er nahe daran, das Buch zuzuklappen, so aufgeregt benahm sich Carlos. „Weißt du was,“ sagte dieser nach der Schule zu Nicolas, „sobald wir vom Spaziergang zurück sind, veranstalten wir zusammen ein Turnier.“ Und Nicolas war damit aufs höchste einverstanden. Die Spaziergänge aber dauerten mindestens bis um sechs. So hatte es Herr Dr. Bürstenfeger eingerichtet. Ueber eine Stunde gingen sie auf der großen breiten Straße. Herr Dr. Bürstenfeger marschierte im langsamen, aber regelmäßigen Tempo. Carlos und Nicolas gingen an seiner Hand. Manchmal drehten sich die Leute auf der Straße um und lächelten. Auch geschah es, daß irgendein Gassen-



Dr. Bürstenfeger begleitete die Turnübungen mit seinem eigenen Beispiel.

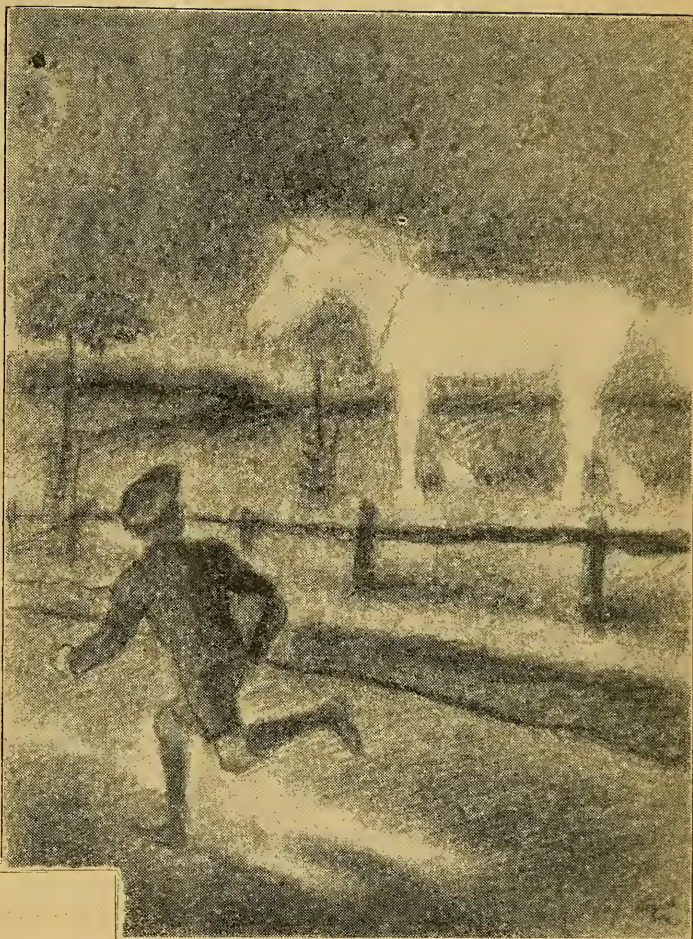
junge ihnen etwas nachrief. Carlos vergaß sich und wollte auf ihn eindringen. Herr Dr. Bürstenfeger aber drückte strafend seine Hand und sagte: „Karl, kümmere dich nicht darum!“ So gelangte man bis zum Zentrum; hier waren die Straßen sehr eng, das Pflaster zum Teil sehr holperig, überall roch es nach Gas, weil an der Leitung gearbeitet wurde. Große, beladene Karren fuhrten unter fürchterlichem Getöse langsam und schwerfällig aneinander vorüber. Aus den offenen Magazinen drang der Geruch von Teer, von getrocknetem Stodfisch. Ein paar Minuten später traten sie in einen Schuhladen ein. Als sie wieder heraustraten, hatten Carlos und Nicolas strahlende Gesichter: jeder hielt einen eben geschenkten Luftballon in der Hand. Sie schauten abwechselnd zu ihnen hinauf und herab auf die neuen Schuhe, die sie trugen, und das erschwerte sehr das Gehen im Gedränge. Zu Hause angekommen, sagte Carlos zu seinem Bruder: „Wir haben noch Zeit; jetzt führen wir unser Turnier aus!“ In einer halben Stunde hatten sie aus Brettern zwei Schilde gezimmert; aus Zeitungspapier machten sie einfache Helme, in die sie Hahnenfedern steckten. Zwei lange Steden, an deren Spitzen ein Wedel war, womit man an den Decken der Zimmer nach Spinnweben suchte, verwandelten sie in Lanzen. Die Wedel aber wurden zum Kopfschmuck ihrer Ponies verwandt, denen sie auch noch die Stalldecken umgelegt hatten. Carlos und Nicolas stiegen auf ihre Pferde; sie waren anzuschauen wie zwei prächtige Ritter, und so stürmten sie auch aufeinander los, über die Beete. Wie sie ganz nahe beieinander waren, scheuten die Pferde und machten einen Sprung auf die Seite, so daß sie unverrichteter Sache ein Stück weitertraben mußten. Wieder stellten sie sich auf, wieder wollten sie aufeinander eindringen, als mit fliegenden Schönen eine Gestalt daherkam: „Wehe euch, Karl und Nikolaus, haltet ein! Haltet ein!“ schrie Herr Dr. Bürstenfeger und war mit einigen Sprüngen am Zügel von Carlos Pferd. Carlos ließ die Lanze sinken. „Serunter!“ schrie Herr Dr. Bürstenfeger und machte mit beiden Zeigefingern eine gebieterische Bewegung nach der Erde. Die Knaben stiegen ab, und ohne Schild und Lanze — Carlos hatte auch noch seine Hahnenfeder verloren — folgten sie dem Lehrer in der Richtung des Hauses. Friedlich grasteten die Ponies nebeneinander, während die Wedel auf ihren Köpfen leise zitterten. Weiternd tauchte von der einen Seite der Gärtner auf und höhnend von der anderen Jose, der Knecht. Von nun an ließ Herr Dr. Bürstenfeger sie nicht mehr aus den Augen. Wenn die Knaben ausritten, ging er neben ihnen auf dem Fußweg

(Fortsetzung folgt.)

aus gufnimmigollen Simmel

Wie „Gespenster“
bei Tage aussehen

Un einem Abend hatte Karl sich verspätet, und als er sich nach seinem vor der Stadt gelegenen Elternhause aufmachte, war es schon dunkel geworden. Der Weg führte Karl über eine Wiese, aus der ein leichter Nebel aufstieg, und da er ein wenig furchtsam war, setzte er sich in Trab. Schon sah er deutlich die erleuchteten Fenster des Elternhauses, als auf einmal an seiner rechten Seite ein hochbeiniger Schimmel mit schnaubenden Mästern aus dem Nebel auftauchte und an ihm vorübertrabte. Karl lief darauf noch schneller und erreichte in wenigen Minuten zähneklappernd das Haus. Als er am nächsten Morgen bei hellem Sonnenschein über die Wiese zur



Wie das „Gespenster“ am Abend ausah, als Karl, von Furcht getrieben, daran vorüberlief . . .



Schule ging, sah er da ein großes weißes Schild, auf dem die Wiese zum Verkauf angeboten wurde, und das er noch nie gesehen hatte. Nun wußte Karl auch, welchem „Schimmel“ er am Abend vorher begegnet war.

Ähnlich wie Karl ist es schon einmal jedem von uns gegangen. Wir haben nämlich im Auge eine Stelle des deutlichsten Sehens, die sogenannte Neghautgrube, mit der wir einen Gegenstand deutlich wahrnehmen, während die Umgebung nur undeutlich erscheint. So hatte Karl, während er die erleuchteten Fenster des Elternhauses fest im Auge behielt, das erst am Nachmittag angebrachte Schild an seiner rechten Seite nur mit dem äußersten Teil der Neghaut wahrgenommen. Und weil auf der Wiese bei Tage oft Pferde weideten, hatte dann seine Phantasie aus dem verschwommenen Bild des seitlich stehenden Schildes ebenfalls ein Pferd gemacht.

Auf solchem halben Sehen und solchen Täuschungen beruhen auch alle sogenannten Geistererscheinungen, was man sofort merken wird, wenn man nur den Mut hat, sie fest ins Auge zu fassen.

... und wie es am Tage ausah: ein harmloses Schild, auf dem die Wiese zum Verkauf angeboten wurde.

Fridolins Ostereiersuchen

Das neue große Preisausschreiben

Freunde! Schon jetzt ist ein großer Berg von Lösungen eingegangen. Ihr seid alle tüchtige Ostereiersucher, das muß man sagen! Aber noch sind zwei Tage Zeit für diejenigen, die bisher keine Lösungen eingesandt haben. Ich will noch einmal kurz die Bedingungen wiederholen.

In der in Heft 14 abgebildeten Bauernstube sind viele Eier versteckt. Aber keine gewöhnlichen Ostereier, die man gleich sehen kann, sondern solche, die in den Wörtern enthalten sind. Ein Beispiel dafür ist die „Zeitung“, in der der Bauer liest. Wer scharf aufpaßt, wird aber noch viele andere Wörter mit „ei“ finden. Als Haupt-Preise habe ich zwei herrliche Fahrräder ausgesetzt. Außerdem ein wunderschönes Tischtennispiel, eine silberne Armbanduhr, einen Fußball und 50 schöne Bücher.

Die beiden, die die größte Anzahl sinngemäß richtiger „Eier“ gefunden haben, bekommen je ein Fahrrad. Haben mehr als zwei die gleich große Zahl von „Eiern“ gefunden, so wird gelost. Auch die übrigen Preise werden verlost, wenn gleich gute Lösungen vorliegen. Sonst erhält immer der nächstbeste den nächstgroßen Preis. Die Lösung muß auf eine Postkarte geschrieben, und an Fridolins Rätselredaktor, Verlag Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 23, gesandt werden.

Also noch ist es Zeit! Vergesst nicht, daß die Einsendungen bis spätestens am 19. April bei mir eintreffen müssen.

Euer Fridolin.

Wer kann schnell und richtig sehen?

Eine Aufgabe für's Auge

5	23	13	17	3
11	2	25	20	9
8	19	22	15	6
16	4	18	1	12
10	21	14	7	24

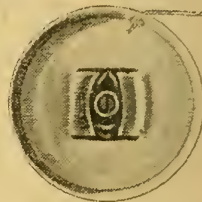
Wer kann die hier durcheinander gestellten Zahlen von 1—25 in 20 Sekunden in ihrer richtigen Reihenfolge nacheinander berühren?”

Nachttischlampenersatz aus der Schuhputzdose

Wie man sich einen Fernschalter bauen kann

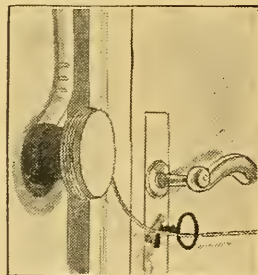


Der Deckel der Schuhputzbüchse mit dem Einschnitt für den Schalter. Am Rande befindet sich die kleine Öffnung mit dem durchgezogenen Bindfaden.



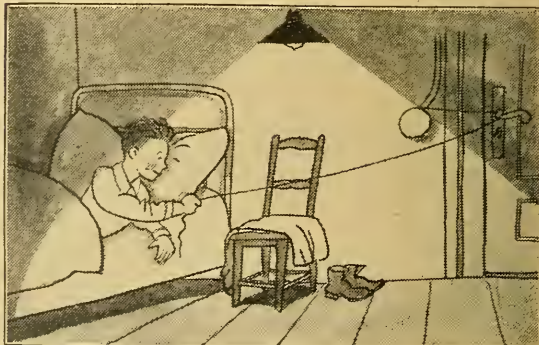
Wie der Schuhputzbüchsendeckel auf den elektrischen Schalter aufgesteckt wird. Wenn er nicht ganz fest sitzt, muß man etwas Papier dazwischenstecken.

Man möchte man gern, wenn man am Bett keine Nachttischlampe hat, das elektrische Licht ausknipfen, ohne aufzustehen. Da sich aber der Schalter meist an der Tür befindet, muß man dazu aus dem Bett heraus.



Die Schnur wird wie bei einem Kneifel ein paarmal um die Schachtel gewickelt. Dann durch den Schlüssel gesteckt und bis ans Bett geführt.

faden hindurch, den man innen verknotet. Nun wird der Deckel auf die Dose gesteckt und die Schnur wie bei einem Brummkneifel ein paarmal herumgeschlungen und dann über die Türklinke oder durch den Schlüssel bis ans Bett gezogen.



Vom Bett aus kann man dann mit Leichtigkeit den Schalter an- und ausknipfen.

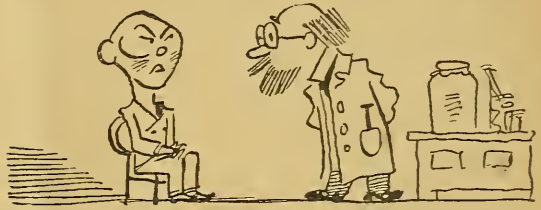
Briefkasten



Berhard W., Mainz. Deine Rechnung stimmt nicht ganz, denn das menschliche Herz pocht in jeder Stunde durchschnittlich 5000 mal. Rechnet man nun das Jahr zu 365 1/4 Tagen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es in 60 Jahren (also etwa während der Dauer eines Menschenlebens) 2 629 800 000 mal geschlagen hat.

Tommy B., Stadt Mexiko. Ja, die Segelschiffe verschwinden langsam und sicher von den Meeren. Heute gibt es in der ganzen Welt nur noch wenige große Segelschiffe für Handelszwecke mit über 1500 Tonnen. Hiervon haben nur drei über 3000 Tonnen. Das größte Segelschiff der Welt ist nicht die Hamburger „Priwall“, sondern der in San Francisco beheimatete Fünfmaster „Star of Lapland“ mit 3381 Tonnen. Die „Priwall“ hat rund 200 Tonnen weniger.

Fridolins Lachkabin#



Herr Müller: „Was ist denn mit Ihnen los, Herr Doktor, Sie sehen ja so verärgert aus.“

Arzt: „Da soll man sich nicht ärgern! Jetzt habe ich einen Patienten 3 Wochen lang auf Gelbfucht behandelt, und eben erfahre ich, daß es ein Chineser ist.“

*

Lehrer: „Warum ist es falsch, wenn ich sage: Ich habe fortgegangen?“

Walter: „Weil Sie noch da sind, Herr Lehrer.“

*

Ein Professor war eines Abends gerade mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt, als sein kleiner Sohn zu ihm ins Zimmer kam.

„Was willst du denn, Peter?“ fragte er ihn.

„Ich will dir nur Gutenacht sagen, Vater,“ jagte Peter.

„Ach, mein Junge,“ sagte der Professor, „ich habe jetzt gerade soviel zu tun, kannst du mir das nicht auch morgen früh sagen?“

*

Lehrer: „Was ist eine Insel?“

Kurt: „Eine Insel ist der Meeresgrund, wo er aus dem Wasser rauskommt.“

*

Der Professor fragt einen Examenkandidaten: „Wie weit ist die Sonne von der Erde entfernt?“

Kandidat: „149 Millionen Kilometer.“

Professor: „Und wie finden Sie diese Zahl?“

Kandidat: „Enorm hoch, Herr Professor!“

*



Ernst (auf einem Spaziergang im Walde): „Vater, was sind das für Beeren?“

Vater: „Blaubeeren, mein Junge.“

Ernst: „Aber die sind doch ganz rot?“

Vater: „Na, ja, Dummerchen, weil sie noch grün sind.“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ba — cä — che — de — del — la — le — mops
— ne — nu — o — or — roll — sar — sei —
ster — ster — ur

sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, den Namen von zwei neuen Bekannten der Fridolinleser ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Als Feldherr Roms zog er durchs deutsche Land;
2. Dies ist uns als Gesteinsart wohl bekannt;
3. Als eingelegten Hering kann man's essen;
4. So hieß ein Papst, das soll man nicht vergessen;
5. In jeder Oper spielt es die Begleitung;
6. Seit alten Zeiten dient's zur Stoffbereitung;
7. Ein Tongefäß, geformt mit großer Kunst;
8. Als Wehlispeiß' steht's in aller Kinder Gunst.

Besuchskarten-Rätsel.

Erich, Tom Akaune

Was ist dieser Herr?

Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Berufs ergeben.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 14.

Silbenrätsel.

1. Amiel. 2. Leine. 3. Lanze. 4. Edda. 5. Base.
6. Orchidee. 7. Egon. 8. Gondel. 9. Erde. 10. Piane.

Alle Voegel sind schon da.

Besuchskarten-Rätsel: Afghanistan.

Das rettende Petroleum



Wenn's regnet, ist die Haltestelle
Oft eine nasse, kalte Stelle.
Fritz steht und wartet auf die Bahn —
Und endlich sieht er eine nah'n.



Fritz steigt empor, rasch und gewandt,
Die große Kanne in der Hand;
Petroleum hat man reingegeben,
„Pong!“ klingelt's. Es ruckt an die Bahn.



Der Regen prasselt an die Scheiben.
Der Fahrer bleibt in einem Reiben,
Doch stets die Scheibe unklar bleibt,
Obgleich er mit dem Lappen reibt.



Der Fahrer fragt: „Was ist zu tun?“
Fritz spricht: „Ich helfe Ihnen nun.“
Der Fahrer lacht: „Ein schlechter Witz!“ —
„Na, passen Sie mal auf!“ sagt Fritz.



Schon steckt der Fritz — er ist nicht dumm —
Den Lappen ins Petroleum,
Und reibt von außen nicht zu knapp
Das ganze Plattform-Fenster ab.



„Pong!“ klingt's. Da fährt der Fahrer an.
Das Glas bleibt klar. Da staunt der Mann.
Fritz hat die Aussicht ihm gerettet,
Da er die Scheibe angefettet.

Der he...



Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Im letzten Augenblick: Die beiden Ozeanflieger hatten bereits alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben, da erschien, von ihren Raketen gerufen, der deutsche Dampfer „Santa Maria“. (Siehe die Erzählung auf Seite 2.)



Die Rettung der Ozeanflieger

Eine abenteuerliche Geschichte aus dem nördlichen Atlantik

Der schwere Sturm, mit dem die „Santa Maria“ seit der Abreise von Halifax zu kämpfen hatte, war mit Eintreten der Dämmerung abgeklaut, und der Frachtdampfer lief nun mit elf Seemeilen Geschwindigkeit durch den leicht bewegten nördlichen Atlantik. Ganz still war es auf dem Schiff; nur der Wind furrte in den Tauen und um den mächtigen Schornstein, aus dem dicke Rauchschwaden in die klare, mondlose Nacht quollen.

Plötzlich wurde die Tür der Radiokabine aufgerissen, und der Funkentelegraphist stürzte auf die Kommandobrücke. Der helle Schein aus der offenen Tür hinter ihm fiel gegen das Steuerhaus, wo Kapitän Cristensen neben dem wachhabenden Offizier stand. Beide wandten sich um, dem Telegraphisten entgegen, der ihnen einen Zettel hinstreckte und sofort wieder lehrtmachte. In diesem Augenblick schlug die Borduhr im Steuerhaus acht Glas, und der Rudersmann hinter dem matt erleuchteten Kompaß rührte ebensooft die große Glocke, deren Schläge vom Bug her, wo der Ausguck wachte, erwidert wurden — acht Glas — zwölf Uhr — Mitternacht, und an Bord alles wohl! Schwere Schritte kamen die Treppe zur Kommandobrücke herauf: Ablösung für den Rudersmann und den wachhabenden Offizier. Inzwischen hatte Kapitän Cristensen im Schein der Kompaßlampe den Zettel des Funkentelegraphisten entziffert; nun las er ihn noch einmal den beiden Offizieren vor: „Englisches Flugzeug G. II. 3112, das Donnerstag früh mit zwei Fliegern von Island nach amerikanischer Küste gestartet, dort überfällig; Flieger wahrscheinlich auf offenem Ozean niedergegangen, alle nördlichen Kurs verfolgenden Schiffe werden gebeten, scharfen Ausguck zu halten und Wahrnehmungen über Flugzeug sofort funken-

telegraphisch an Küstenstation Valentia weiterzugeben.“

Alle drei Männer starrten unwillkürlich über die Reling der Brücke hinweg in die dunkle Nacht. Wer auf dieser Wasserwüste niederging, der konnte nur durch einen Zufall gerettet werden, und Zufälle waren selten. Dann sagte Kapitän Cristensen zu dem zweiten Steuermann, der eben die Wache übernommen hatte: „Ich fürchte, wir können da nicht viel tun, aber schicken Sie immerhin noch einen zweiten Ausguck auf den Vordermast, geben Sie ihm das schärfste Fernrohr, in einer Stunde wird es dämmern, vielleicht...“ Dann ging er, gefolgt von dem ersten Offizier, die Treppe hinunter in seine Kabine, und über die unter dem Stampfen der Maschinen zitternde „Santa Maria“ legte sich wieder die Stille der Nacht. Aber nicht lange. Die Borduhr im Steuerhaus hatte eben ein Glas geschlagen, da kam von dem Ausguck im Mast her ein verwehter Ruf, und dann noch einer. Vergeblich versuchte der zweite Steuermann auf der Brücke ihn zu verstehen, und eben wollte er noch einen Matrosen in den Mast hinausschicken, als er selbst an Backbord schräg voraus ein Pünktchen aufflammen sah. Er griff nach dem Glas und lief in die äußerste Ecke der Kommandobrücke; da stieg ein zweites Pünktchen in die Luft, eine Rakete, die am dunklen Horizont geräuschte; — ein Schiff in Seenot? oder — es schien unwahrscheinlich, aber es konnten die vermissten Flieger sein. Während er selbst das Steuer übernahm, schickte er den Rudersmann hinunter, um den Kapitän zu wecken. In zwei Minuten war Kapitän Cristensen auf der Brücke und stand neben dem zweiten Steuermann.

Fünf Minuten lang suchten beide mit den scharfen Gläsern den heller werdenden Horizont an Backbord ab, ohne eine dritte Rakete zu sehen. War die zweite Rakete eben die letzte gewesen, und kämpften die Flieger bereits mit den Wellen, oder...? Viele Vermutungen stürmten auf die beiden Seeleute ein, und ihre Unruhe teilte sich dem ganzen Schiff mit, denn an Deck waren bereits einige Matrosen und Seizer erschienen und standen flüsternd an der Back-



bordreling. Endlich ließ Kapitän Cristensen die Treppe hinunter und kletterte zu dem Ausguck auf den Mast. Fast im gleichen Augenblick schnellte eine neue Rakete im Norden auf, näher diesmal, und zerbarst in tausend kleine Punkte . .

Zwei Minuten später hatte die „Santa Maria“ ihren Kurs geändert — Nord-Nord-West lief sie jetzt, mit aller Kraft, die die Maschinen hergaben. Langsam kam der Tag, und im Osten färbte sich der Himmel rot. Fast die ganze Mannschaft war an Deck, und es gab keinen Zweifel mehr, daß es sich um die vermißten Flieger handelte. Kurz nach halb drei, als eben ein Teil der Sonnenscheibe aus dem Meer tauchte, meldete der Ausguck vom Vordermast, daß er einen dunklen Fleck auf den Wellen treiben sähe. Zwanzig Minuten später konnten die drei auf der Brücke durch das Glas bereits ein Flugzeug erkennen. Immer näher kam die „Santa Maria“. Nun war es kaum noch eine Seemeile und dann nur noch ein paar hundert Meter. Deutlich konnte man jetzt auch mit bloßem Auge das Flugzeug sehen. Einer der Flieger kletterte in die Luft ragenden Flüder zweiten bereits bis an die Wasser stand. Da schrillte die Steuermanns: Bockfertig zum Boot aus! Der Maschinentelegraph Halbe Kraft und dann:

zeug sehen.
merte sich an
gel, während
Hüften im
Pfeife des
herdwache
schwingen!
Klingelte:
Stop!! Boot

ausschwingen!! Alles drängte sich an die Reling, während das Boot zu dem sinkenden Flugzeug hinüberfuhr. Als die beiden Flieger geborgen waren, ließ Cristensen in die Radiokabine und diktierte eine Meldung an die Station Valentia.

Bei seiner Rückkehr hatte das Boot bereits wieder den halben Weg zur „Santa Maria“ zurückgelegt, und im gleichen Augenblick versank auch drüben das Flugzeug in der leise bewegten, von der steigenden Morgen- sonne überstrahlten See. Durch das Fernglas konnte Kapitän Cristensen deutlich die beiden wie leblos daliegenden Flieger im Boot erkennen. Erst als das Boot die Seite der „Santa Maria“ berührte, richtete sich der eine der beiden auf, sank aber gleich wieder zurück. Am Nachmittag hatten sie sich soweit erholt, daß sie ihre Erlebnisse schildern konnten. Danach waren sie durch Maschinenschaden zum Niedergehen gezwungen worden und waren dann über vierzehn Stunden hilflos umhergetrieben. Wäre der Dampfer eine halbe Stunde später gekommen, wären beide verloren gewesen. Als sie dies erzählten, saßen sie oben auf der Kommandobrücke. Plötzlich öffnete sich die Radiokabine, der Funkentelegraphist stürzte auf die Brücke. Wieder schwenkte er einen Zettel, den er Kapitän Cristensen überreichte. Nachdem der den Inhalt überflogen hatte, las er ihn laut vor: „Englische Regierung beglückwünscht Kapitän und Mannschaft deutschen Dampfers „Santa Maria“ zur Rettung englischer Flieger.“



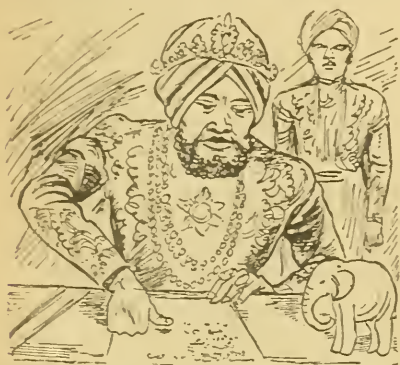
Die Rettung der englischen Flieger: Beide waren bewusstlos, und erst als das Boot die Seite der „Santa Maria“ berührte, richtete sich der eine Flieger auf, während der andere noch wie leblos dalag.



Lothars rechter Daumen-
abdruck (ein halbmal vergrößert).



Reinholds rechter Daumen-
abdruck (ein halbmal vergrößert).



Der Fingerabdruck als Unter-
schrift: Schon vor Jahrtausenden kannte
man in Indien die Verschiedenheiten der
menschlichen Fingerabdrücke, und die Maha-
radhas unterzeichneten wichtige Dokumente
mit ihrem Daumenabdruck.

der Fingerabdruck als Unterschrift

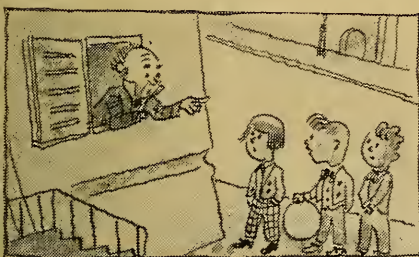
Von manchen Menschen wird oft behauptet, daß sie
einem zweiten wie ein Ei dem andern gleichen; man
müßte hinzufügen: bis auf die Fingerspitzen, die feinen
gekrümmten Hautlinien am Ende unserer Finger, die man
mit Hilfe des Vergrößerungsglases deutlich erkennen kann.
Schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung wußte man in

Indien und anderen orientalischen Ländern, daß diese Hautlinien bei allen Menschen verschieden sind. Daher benutzte man hier zum Unterzeichnen von Schuldscheinen und andern wichtigen Dokumenten den Abdruck eines Fingers, und zwar gewöhnlich des Daumens. Auch für Pässe fand der Daumenabdruck damals schon oft Verwendung, und zwar nicht nur als Unterschrift, sondern auch als Erkennungszeichen, also zu dem gleichen Zweck, dem heute die Passphotographie dient. Diese Methode, die alle Fälschungen ausschließt, hat sich in Indien bis in die neueste Zeit hinein erhalten und gelangte von hier Ende vorigen Jahrhunderts nach Europa, wo sie wissenschaftlich geprüft und weiter ausgebaut wurde. Auf Grund dieser ausgedehnten Forschungen und Vergleiche läßt sich heute mit Bestimmtheit sagen, daß nie zwei Menschen die gleichen Linien an ihren Fingerspitzen haben. Sie mögen sich noch so ähnlich sehen, mögen die gleiche Hautfarbe haben und dieselbe Gesichtsbildung, aber immer werden ihre Fingerabdrücke voneinander verschieden sein. Wir wissen heute auch,

daß diese Hautlinien der Fingerspitzen während der ganzen Lebenszeit eines Menschen unverändert bleiben. Wir können uns also drehen und wenden wie wir wollen, können uns verkleiden, können wachsen und älter werden — unsere Fingerspitzen bleiben immer dieselben und unser Daumenabdruck immer der gleiche. Diese Tatsache wird auch von den Polizeibehörden zur Feststellung von Verbrechern benutzt. In jedem Polizeibüro gibt es riesige Wappen, wo die Fingerabdrücke aller, die je mit der Polizei in Berührung gekommen sind, eingeordnet sind. Wenn nun irgendwo jemand auf frischer Tat gefaßt wird, wird sofort sein Fingerabdruck abgenommen und mit den vorhandenen Abdrücken verglichen; ist sein Fingerabdruck bereits irgendwo eingeordnet, dann wird er bestimmt erkannt, wenn er sich auch einen falschen Namen zugelegt hat. Neuerdings werden Fingerabdrücke Verdächtiger sogar funktentelegraphisch an alle größeren Polizeibüros weitergegeben. Ist der Abdruck bereits irgendwo vorhanden, wird das Polizeibüro sofort davon benachrichtigt.

Der singende Fisch

Eine lustige Geschichte von einer Fopperei

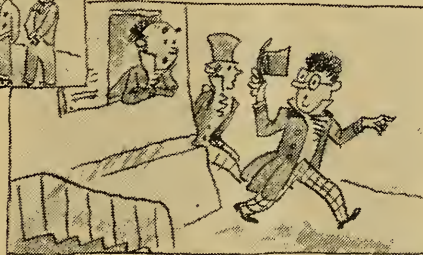


„Geht in die Sackgasse,“ sagte Herr Knurrig, „dort wird ein singender Fisch gezeigt!“

Herr Rentier Knurrig ärgerte sich täglich über die Jungen, die unter seinem Fenster spielten. Kein Mittel half, um sie zu vertreiben, bis Herr Knurrig eines Tages auf einen glänzenden Einfall kam. „Habt ihr eigentlich schon das größte Wunder der Welt gesehen?“ rief er von seinem Fenster herunter. „In der Sackgasse könnt ihr es sehen, es ist ein singender Fisch.“ Die Jungen staunten und liefen so schnell davon, wie sie nur konnten. Herr Knurrig aber hatte kaum eine halbe Stunde in Ruhe zum Fenster hinausgesehen, als in großer Eile der Arzt und der Lehrer vorüberliefen: „Wohin so eilig?“ rief Knurrig. „In die Sackgasse, lieber Freund,“

riefen sie zurück, „dort wird ein Fisch gezeigt, der kann singen und sprechen.“ Bevor Knurrig noch ein Wort sagen konnte, waren sie verschwunden, und schon eilte sein alter Freund Krüger unter seinem Fenster vorbei. „Salt!“ schrie Knurrig, „wohin läufst du denn?“ — „In die Sackgasse,“ rief Krüger, „da wird ein Wunderfisch gezeigt, der kann singen und sprechen und ganze Absätze aus einem Buch vorlesen.“ — Knurrig stürzte in die Stube.

„Frau!“ schrie er, „Frau, gib mir schnell meinen Zylinderhut, ich muß rasch in die Sackgasse, um die verrückt gewordenen Menschen anzuschauen. Sie warten da auf einen Wunderfisch, der singt und spricht und Hurra ruft!“



Sofort verbreitete sich die Nachricht von dem singenden Fisch, und noch zwei andere liefen, um ihn zu sehen.



... und dann lief Herr Knurrig selbst, so schnell er konnte, in die Sackgasse.



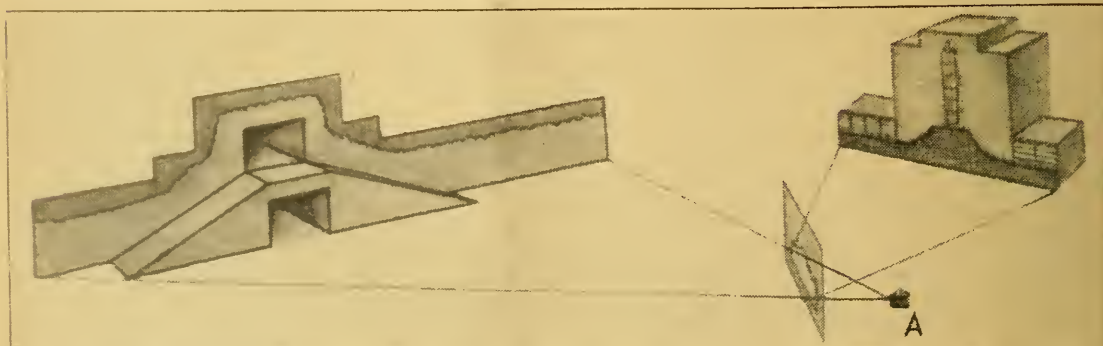
Film und Wirklichkeit: Bei der Filmaufnahme lag der Schläfer dicht vor der Kamera, während die Frau im Hintergrund tanzte. Gleichzeitig mit der Aufnahme des Schläfers wurde auch das Bild der Tanzenden in die Kamera gespiegelt, so daß beide auf einem Bild erscheinen und der Eindruck entsteht, daß die Frau dem Schläfer auf der Nase herumtanzt.

Vorspiegelung falscher Tatsachen

Wie man im Film Riesen in Zwerge und Zwerge in Riesen verwandelt

Jeder weiß, daß im Film nicht alles Wirklichkeit ist, und daß z. B. die Schauspieler in gefährlichen Lagen oft durch Puppen ersetzt werden. Seit einiger Zeit kann man jedoch auf dem Gebiet des Trickfilms mit Hilfe der Erfindung des Technikers Schüfftan noch sehr viel mehr erreichen, denn mit diesem Verfahren kann man Menschen und Bauten in jeder Größe in einen Film hineinspiegeln. Spielt der Film vor einem großen Bauwerk, etwa dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal, so läßt der Filmregisseur nur den Teil des Denkmals, den er für die eigentliche Handlung braucht, also etwa den Unterbau, in natürlicher Größe nachahmen. Für die übrigen Teile reicht es aus, wenn man ein kleines Pappmodell herstellt, das dann in den Film hineingespiegelt wird. Hierzu dient ein besonderer Spiegel mit versilberter Oberfläche, der in der Nähe des Aufnahmeapparats, des

Modells und des in natürlicher Größe hergestellten Unterbaus aufgestellt wird. Durch Spiegelungen und sorgfältig ausgeprobte Beleuchtung wird der Wirklichkeitsbau mit dem Modellbau so zusammengebracht, daß in dem Bilde der Filmkamera ein einheitlicher Bau in natürlicher Größe erscheint. Will man zum Beispiel, wie in dem Film von Gullivers Reisen, einen Zwerg neben einem normal gewachsenen Menschen filmen, so hilft das Schüfftansche Verfahren: Man stellt einen Menschen in eine solche Entfernung vom Filmapparat und Spiegel, daß er schließlich in dem Spiegel so klein erscheint, wie man ihn sich wünscht. Den anderen Darsteller stellt man gleichzeitig in der üblichen Entfernung vor die Kamera. Bei der Aufnahme gelangen beide auf ein Bild zusammen, der eine, klein gespielte, eben als Zwerg und der andere in Normalgröße.



Eine Aufnahme nach dem Schüfftanschen Verfahren: Links ist der wirkliche Bau, rechts der darüber gehörende Modellbau. Durch den Spiegel in der Mitte werden beide in der Aufnahmekamera A zusammengebracht.

Der erste Satz

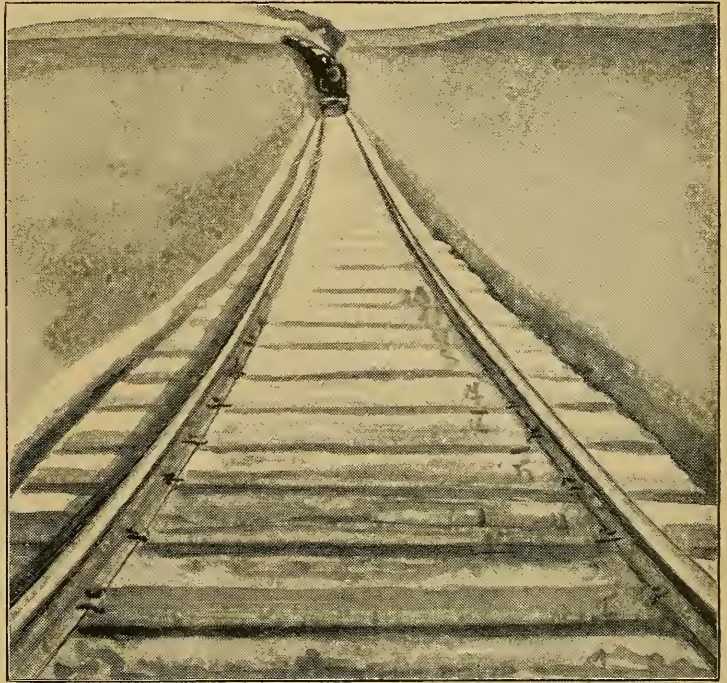
Eine Anekdote

Ruhm ist vergänglich, und viele Männer, die von ihren Zeitgenossen bewundert wurden, sind längst vergessen. Andere wieder erhalten sich im Gedächtnis der Nachwelt durch eine Tat, oder, wie der spanische Dichter de Leon, durch einen Satz. De Leon war Professor an der Universität Salamanca, wo sich täglich Hunderte von Studenten zu seinen Vorlesungen drängten. Aber eines Tages wurde de Leon, der sich durch seine freiheitlichen Vorlesungen bei seinen Vorgesetzten unbeliebt gemacht hatte, aus der Vorlesung heraus verhaftet und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Von diesem Augenblick an sprach

der Dichter vier Jahre lang kein Wort, bis er das Gefängnis verließ und seine Vorträge wieder aufnehmen durfte. Zu der ersten Vorlesung hatten sich fünfhundert Studenten eingefunden, die mit Spannung auf die ersten Worte ihres berühmten Lehrers warteten; jedermann glaubte, daß de Leon nun seine Wut über die verlorenen vier Jahre irgendwie zum Ausdruck bringen oder sich zum mindesten über seine Haft äußern würde. Statt dessen begann er: „Meine Herren, wir waren neulich stehen geblieben bei . . .“ Und dann knüpfte er an den Vortrag an, den er bei seiner Verhaftung vor vier Jahren gehalten hatte.

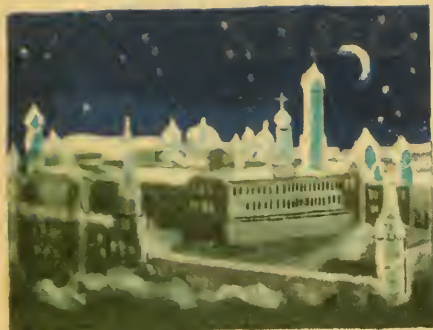
Die
neunte
Tausend-
Kilometer-
lange
Sibirische
Eisenbahn

Die neuntausend Kilometer lange sibirische Bahn, die ein Gebiet von der Größe Europas erschließt

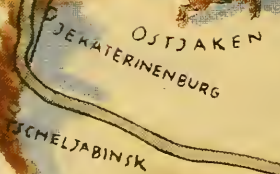


Rußland, das größte Land der Welt, hat auch die längste durchgehende Eisenbahnstrecke: die Linie Moskau—Wladiwostok. Durch weite Wälder und Steppen, über mächtige Flüsse und ragende Gebirge, vorbei an vielen hundert Dörfern und Städten windet sich diese fast neuntausend Kilometer lange Schlange aus dem europäischen Rußland heraus durch das nördliche Asien bis an die Küste des Stillen Ozeans. Diese neuntausend Kilometer Schienenweg sind die wichtigste Strecke Rußlands, dessen übrige Eisenbahnstrecken nur gerade an das Schienennetz des achtzigmal kleineren Deutschland heranreichen. Und hiervon führt noch der größte Teil

durch das europäische Rußland. Hinter der Schwelle Asiens, dem Ural, gibt es nur noch eine durchgehende Strecke, eben die Linie Moskau—Wladiwostok. Ganz Europa mit seinen rund zwei Duzend Staaten und Hunderttausenden von Kilometern Eisenbahnlinie könnte man hineinschieben in das ungeheure Sibirien, das von dieser einzigen Eisenbahnlinie durchquert wird, die noch dazu so weit südlich verläuft, daß Tausende von nördlich gelegenen Dörfern und Städten ohne Eisenbahnanschluß bleiben. Der größte Teil der Einwohner Sibiriens hat noch nie eine Eisenbahn gesehen. Wer damit fahren will, muß bis zur nächsten Station zuweilen Tage und auch



MOSKAU



Wochen auf schlechten Wegen zu-
rücklegen. Diese Linie
vermittelt nicht nur den ge-
samten Personen- und Frachtver-
kehr zwischen West- und Ostasien,
sondern auch den Landverkehr zwischen Eu-
ropa und den fernöstlichen Staaten, wie Japan
und China, und ist also nicht nur die längste,
sondern auch die am meisten beanspruchte Eisenbahn-
linie der Welt. Diesen Ansprüchen ist die Strecke je-
doch nicht gewachsen, da sie zum allergrößten Teil
eingleisig ist; nur auf den Stationen sind ein oder
mehrere Nebengleise eingebaut, damit die langsamen
und schnellen sowie die von Osten und Westen kom-
menden Züge einander überholen oder ausweichen
können. Dadurch gibt es oft Verzögerungen, denn
wenn nur irgendwo ein Zug aus irgendwelchen
Gründen Verspätung hat, gerät gleich ein großer
Teil der Strecke in Unordnung. Den Vorrang vor
allen auf der Strecke verkehrenden Zügen hat der
Moskau-Wladiwostok-Express, der einmal wöchent-
lich die russische Hauptstadt verläßt. Sobald er
fällig ist, bleiben sämtliche andern Züge auf den
Nebengleisen, wo sie oft sehr lange warten müssen,
bis der Express vorüber ist. Aber selbst der Express
hat stundenlange und nicht selten tagelange Ver-
spätungen; denn im Winter versperren oft Schnee-
wehen seinen Weg, während ihn im Sommer nicht
selten Steppenbrände zum Halten zwingen. Wenn

alles gut geht, dann bewältigt der Express die Strecke in vierzehn Tagen, wovon etwa drei auf den europäischen Teil entfallen. Dieser Teil der Strecke bietet täglich und stündlich Neues: das bunte Leben auf den Stationen, wo die Bauern sämtliche Nahrungsmittel in großen Körben feilhalten und die Jahrgäste mit ihren Teetesseln zu dem auf

jeder Station aufgestellten großen Behälter mit kochendem Wasser eilen, um für die nächste Wegstrecke Tee aufzubrühen. Aber erst wenn der Expresß von den Hängen des Ural herab auf das sibirische Flachland gleitet, dann entfaltet sich dem Reisenden eine ganz andere, fremdartige Welt. Je weiter der Zug nach Asien hineinbraust, desto spärlicher werden die Menschen und die Häuser. Tagelang sieht man nichts als Steppe mit kleinen Birkenwäldchen. Die Stationen sind einsame, aus Baumstämmen gefügte Häuser, wo der Zug nur hält zur Aufnahme von Wasser und Birkenholz, mit dem alle sibirischen Lokomotiven befeuert werden. Und dann geht es wieder weiter, Tag um Tag, zuweilen taucht in der Ferne ein Weg auf, mit einem einsamen Wagen darauf, aber das sind Seltenheiten. Der Reisende ist ganz auf sich und seine Mitreisenden angewiesen, wie auf einem Schiff. Und wie ein Schiff ist auch dieser

Zug, der da tagelang durch die unbewohnten weiten sibirischen Steppen schaukelt, wo noch Hunderte von Millionen Menschen leben könnten. Der Zug ist nicht wie unsere Züge; er ist breiter und länger, und jeder Fahrgast hat einen Liegeplatz, und jeder versieht sich für die lange Fahrt mit Lebensmitteln, die unterwegs dann noch ergänzt werden. Alles atmet auf, wenn einmal eine größere Station erreicht wird. Diese Stationen sind zumeist Städtchen mit ein paar tausend Einwohnern, wo die wöchentliche Ankunft des Express das große Ereignis ist. Oft kommen die Bauern von weit her, um sich solch einen Zug einmal anzusehen und dann davon in ihren Dörfern zu erzählen. Hier sieht man in ihren bunten gestickten Kleidern viele Volksstämme, die dem Westeuropäer ebenso ungewöhnlich erscheinen wie er ihnen, wenn er da in seiner Kleidung auf und ab geht, um ein wenig frische Luft zu schöpfen; denn unterwegs dürfen die Fenster des Zuges wegen der großen

Staubentwicklung nicht geöffnet werden. In Tschita, wo sich die Strecke nach Peking abzweigt, sieht man schon viele Chinesen und Mongolen, die dann bis Wladiwostok immer häufiger zu sehen sind. Aber endlich ist der Reisende doch froh, wenn er von der Höhe weit unten den Stillen Ozean blinken sieht. Und noch froher ist, wer, statt mit dem Express, im Personenzug über die Strecke gebummelt ist. Der braucht etwa vier Wochen für die Reise, denn er hält auf fast jeder Station, von denen es etwa vierhundert gibt. Der Aufenthalt zieht sich jedesmal recht lange hin und dauert, falls die Strecke nicht frei ist, oft mehrere Stunden. Erst wenn der Express vorübergebraust ist, darf sich der Personenzug wieder langsam in Bewegung setzen, um dann, wenn er Pech hat, auf der nächsten Station wieder ein paar Stunden warten zu müssen. Aber der Russe nimmt alle diese Widerwärtigkeiten mit der größten Ruhe in Kauf; er richtet sich während der langen Fahrt häuslich ein, und diese Personenzüge, die sämtlich nur eine Wagenklasse (die sogenannte „harte“ im Gegensatz zu den „weichen“, d. h. gepolsterten Wagen der Schnellzüge) führen, geben einen kleinen Durchschnitt des vielfarbenen russischen Lebens mit seinem Völker- und Sprachengemisch. Aber selbst diese Personenzüge sind noch schnell, verglichen mit den Frachtzügen, die oft von Moskau bis an die Küste des Stillen Ozeans über acht Wochen unterwegs sind.



Der längste Schienenstrang der Welt: Die fast 9000 km lange Strecke Moskau—Wladiwostok, die sich eingleisig aus dem europäischen Rußland über den Ural hinweg durch die sibirische Ebene schlängelt, wo im Winter Schneewehen und im Sommer Steppenbrände oft den Weg versperren.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

(4. Fortsetzung.)

Die Reise nach Mendoza

Das war eine schwere Zeit gewesen, viele Wochen hatte die Mama sehr krank im Bett gelegen. Seit gestern erst durfte sie wieder ein wenig im Garten spazierengehen, und heute hatte der Arzt bestimmt, daß sie in die Cordilleren, ins Gebirge, hinauf sollte, dort würde sie sich vollständig erholen. Carlos und Nicolas mußten mit Herrn Dr. Büirstenfeger vorausreisen. Er hatte im Auftrage der Eltern einiges mit Don Pablo Romero zu besprechen, der sein Landgut oben am Fuße der Berge, in Mendoza, beinahe ganz zur Verfügung gestellt hatte.

Carlos und Nicolas erwarteten die Abreise mit brennender Ungeduld; wo sie auch waren, beim Unterricht, auf den Spaziergängen, bei Tische, weilten ihre Gedanken in den fernen Bergen, die sie zum erstenmal in ihrem Leben besuchen sollten, bei Mantlierten, Pumas und Kondors. Der Dr. Büirstenfeger aber, der sich ein Bild von Land und Leuten machen wollte, kaufte sich eine Karte und spanische und deutsche Bücher; die spanischen las er mit Hilfe

eines dickbauchigen Wörterbuchs, das er aus Europa mitgebracht hatte. Die Karte breitete er auf dem Tisch aus und spießte



Stednadeln auf Flüsse und Berge, Städte und Dörfer, die ihn interessierten. Carlos brannte vor Neugier, zu wissen, was das zu bedeuten habe, wagte aber nicht zu fragen, weil die Erläuterungen des Hauslehrers immer fürchterlich lang waren. Zehn Tage später saßen die drei im Schlafwagen des Buenos Aires—Valparaiso-Express. Bald hatten sie Buenos Aires mit seinen Lichtern, Schornsteinen, Vororten und Anlagen hinter sich, und es umging sie die weite Pampa. Carlos und Nicolas hatten schon lange keine Eisenbahnfahrt mehr gemacht, nach dem Landgut reisten sie immer zu Schiff. In einem Schlafwagen aber waren sie noch nie gefahren, Alles um sie her war neu und entzückte sie. Sie kletterten auf die Betten und tasteten nach der Decke hinauf, die sie nicht erreichen konnten, sie besüßten die Wand, die Lederriemen an der Fensterscheibe, sogar die Reisetasche eines fremden Herrn, bis Herr Dr. Büirstenfeger, der mit dem Gepäck beschäftigt war, es sah und einschritt. Nach zehn Uhr ermahnte er sie, sich zum Schlafen niederzuliegen. Der Hauslehrer war schon eingeschlafen, als sie sich das Versprechen abnahmen, einander zu wecken, wenn einer von ihnen auch einschlafen sollte, was doch zu schade wäre. Und so sahen sie, auf ihren Arm gestützt, zum Fenster hinaus, und als ihnen das zu langweilig wurde, starrten sie zur Decke empor, wo über ihnen leise die Lampe zitterte. Ganz hinten im Wagen schnarchte jemand von Zeit zu Zeit. Und ein anderer in seiner Nähe ließ von Zeit zu Zeit ein Wimmern oder ein Seufzen hören. Herr Dr. Büirstenfeger aber lag auf dem Rücken, die Hände über der Brust gefaltet, und gab keinen Laut von sich. Endlich schliefen auch Carlos und Nicolas ein. Als sie erwachten, ging gerade die Sonne auf. In der Ferne galoppierte ein Reiter. Dann verschwanden Reiter und Pferd, der Zug fuhr an einer Lagune vorbei, groß wie ein See, bevölkert mit Reißen und Störchen, Ribizeln und Enten. Weit entfernt stand am Horizont eine große Baumgruppe, dahinter ein Landsitz. Und beide schienen den Zug zu begleiten. Herden von Straußen weideten nahe am Gleise, weiter hinten verbreitete sich als großer, hellgrauer Fleck eine Schafherde. Dann erschienen Rinder und Pferde. Sie trabten manchmal bis dicht ans Gleis heran und flohen wieder zurück, die Rinder mit erhobenen Schweifen, die Pferde mit steilen Mähnen. Der Zug hielt an einer kleinen Pampastation. Eine alte Indianerin in einem geblimmten Kattunkleid bot Fleischpasteten feil, verkaufte aber nichts, weil die Passagiere noch schliefen.

Manchmal trabten die Rinder- und Pferdeherden bis dicht an den fahrenden Zug heran.



Mitten in der Nacht schreckte ein Erdbeben Mendoza aus dem Schlaf. Die Glocken läuteten, in allen Mauern gähnten klaffende Risse, und aus den schwankenden Häusern stürzten die Menschen auf die Straßen und Höfe.

In einiger Entfernung fauchte die Post heran. Zwölf Pferde waren davorgespannt. Der Zug fuhr weiter. Man stand auf und trank den Kaffee im Speisewagen. Als Carlos und Nicolas zurückkehrten, hatte sich der Schlafwagen zu ihrem nicht geringen Erstaunen vollständig verändert, an der Stelle der Betten standen Stühle. Bis zum Abend ringsum das gleiche Bild: Kinder, Pferde, Schafe, Strauße und die weite Pampa. Aber Carlos und Nicolas langweilten sich nicht. Sie verstanden, sich die Zeit auf ihre Weise zu vertreiben. Sie zählten z. B. die gescheckten Kinder, die gescheckten Pferde und schwarzen Schafe, die sie sahen, und wer mehr gezählt hatte, hatte gewonnen. Oder sie führten seltsame Gespräche miteinander. Carlos fragte tiefsinnig: „Was möchtest du lieber sein, wenn man dich wählen ließe, der Mann, der dort in der Ferne reitet, oder dieser Herr im Staubmantel auf dem Bahnsteig? Und Nicolas antwortete, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte: „Lieber dieser Herr, denn er ist kein Gaucho und braucht niemand zu dienen.“ Carlos entgegnete: „Aber der Gaucho kann reiten, so viel er will, vom Morgen bis zum Abend.“ Darauf wußte Nicolas nichts zu erwidern. Dann gaben sie diesem Frage- und Antwortspiel eine scherzhafte Wendung. Carlos fragte: „Was möchtest du lieber sein, der Stuhl, auf dem du sitzt, oder der Stuhl, auf dem ich sitze.“ Da griff gewöhnlich Herr Dr. Bürstenfeger in diese Unterhaltung ein, weil er sie zu albern fand, und schlug etwas Nützlicheres vor. Er holte einen Band Fabeln oder ein Märchenbuch aus seiner Reisetasche und las den Knaben vor. Damit waren sie auch einverstanden, und mit pochenden Herzen und roten Gesichtern hörten sie zu, und ihre Blicke hingen an seinen Lippen. Bei besonders aufregenden Stellen, wie z. B. da, wo die böse Hexe sagt: „Heda, Gretel, sei flink und trag Wasser, Hänsel mag fett oder mager

sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen,“ fuhr Carlos von seinem Stuhl auf und zuckte mit der Nase. Herr Dr. Bürstenfeger klappte das Buch über seinen Zeigefinger zusammen und sagte mißbilligend: „Verhalte dich still, Karl, und mache keine Grimassen!“ Und um zu zeigen, wie häßlich das aussähe, fuhr er selbst von seinem Stuhl auf und zuckte ein paarmal mit der Nase, hielt sich aber dabei den Kniefer fest, damit er nicht hinunterfiel. Dann las er in seiner Geschichte weiter. Gegen Abend wurde verkündet, daß man in einer Stunde die ersten Ausläufer der Kordilleren sehen würde. Sofort knieten Carlos und Nicolas am Fenster und ihr Blick war unverwandt nach dem Horizont gerichtet; sie rührten sich nicht von der Stelle, bis die Berge auftauchten, aber da waren sie enttäuscht, denn sie hatten sie sich viel, viel höher vorgestellt. Am nächsten Morgen um sechs Uhr kamen sie in Mendoza an.

Die Stadt Mendoza.

Herr Dr. Bürstenfeger trat, Carlos und Nicolas an der Hand, aus seinem Zimmer im Hotel hinaus auf den ersten Hof, und sie gingen zu Don Pablo Romero, der ihnen sein Landgut zur Verfügung gestellt hatte. Der Hauslehrer wußte, daß alle Häuser in Mendoza, die betleideten und die unbefleideten, aus Lehm waren, seit dem letzten furchterlichen Erdbeben vor dreißig Jahren. Aber man begann bereits das Unglück zu vergessen, und von Zeit zu Zeit wagte sich wieder ein Ziegelsteinbau empor. Es war heute ein trüber Tag, in der Luft lag ein seltsamer Geruch, den Herr Dr. Bürstenfeger sich nicht zu deuten wußte. Es war der Geruch von Kräutern auf den nahen kahlen Bergen, womit die Ziegenhirten ihr Feuer anzündeten. Den Knaben schien es, als ob die Menschen auf den ziemlich leeren Straßen unheimlich langsam gingen und als ob auch

die Wagen und Karren unheimlich langsam fuhren. Vor dem Hause Don Pablo Romeros wartete ein Wagen. Herr Dr. Birstenfeiger klopfte mit dem bronzenen Klopfer an die Tür. Eine alte Mulattin, gefolgt von einer Meute von Hunden, öffnete. Mitten im Hof stand ein verkrüppelter Orangenbaum. Im Hintergrund lehnte ein Bursche an einer Mauer und spielte auf einer Mundharmonika. Ein großer, zottiger Hund lag auf der Erde und bellte nach den Sonnenstrahlen, die die Wolken durchbrachen, erschauerte aber, als zugleich ein feiner Sprühregen ihn bespritzte. Die Mulattin führte die Gäste ohne weiteres in den Salon. Auf den Möbeln waren Bezüge, auf dem unebenen Fließboden lagen Zigarettenstummel. Die Mulattin forderte sie auf, zu Don Romero einzutreten. Der lag in seinem Zimmer, das von Zigarettenqualm erfüllt war, im Bett. Seine Füße schauten unter einer wollenen Decke hervor. Sie ruhten auf einem schwarzen, vollständig unbehaarten, kleinen Hunde. Der Hauslehrer erfuhr später, daß man solche Hunde dort als Bettwärmer gebrauchte. Herr Dr. Birstenfeiger unterhielt sich mit dem Hausherrn. Carlos und Nicolas beobachteten, wie er die Hände bewegte, während er sprach, denn weil er sich nur schwer auf spanisch verständlich machen konnte, mußte er stark durch Bewegungen nachhelfen, und sie sahen, wie er bei seinen Erläuterungen Kreise zog, Dreiecke beschrieb, wie er die Hände auseinanderbreitete und sie wieder zusammenlegte, wenn er das Wort gefunden hatte. Don Pablo Romero sagte endlich, sein Wagen warte draußen, er habe beabsichtigt, heute hinauf nach seinem Gute zu fahren, aber es werde wohl nichts daraus werden. Sie verab-

aber sie mußten sich entschließen, zurückzukehren, denn es war spät und Herr Dr. Birstenfeiger würde wohl sehr unruhig sein. Der Mann begleitete sie ins Hotel zurück. Aber Herr Dr. Birstenfeiger hatte sonderbarerweise ihre lange Abwesenheit gar nicht beachtet. Er saß in seinem Bett und las in einem spanischen Buch mit Hilfe des dickbauchigen Wörterbuchs über das letzte fürchterliche Erdbeben in Mendoza.

Nach Tische ging Herr Dr. Birstenfeiger mit den Knaben spazieren. Sie kamen durch den Teil der Stadt, von dem nur noch Ruinen erhalten waren, ein eingestürzter Kirchturm, eingestürzte Tore, geborstene, mit Gras bewachsene Mauern. Herr Dr. Birstenfeiger murmelte: „In einer einzigen Nacht sind bei dem Erdbeben beinahe zwanzigtausend Menschen in dieser Stadt umgekommen.“ Der folgende Tag war stöckfinster. Staub segte durch die Straßen, aber es regnete nicht. Der Hauslehrer ging mit den Knaben in der Stadt spazieren, er ging später in seinem Zimmer auf und ab über



Seine Füße ruhten auf seinem Bettwärmer, einem schwarzen, unbehaarten Hund.

ein. Er schlief zwei Stunden traumlos und dann träumte er, daß er von Bremen abreise, und es war Sturm auf der See. Er erwachte und hielt sich am Bettpfosten fest. Draußen aber schwankten die Kirchtürme, daß die Glocken erklangen, dann war es ruhig. Die Leute im Hotel stürzten auf den Hof hinaus, die Einheimischen, die die Gefahr besser kannten, auf die Straßen. Herr Dr. Birstenfeiger stürzte in Carlos und Nicolas Zimmer und dann mit ihnen ebenfalls auf den Hof hinaus. Don Pablo Romero flog aus seinem Hause, in eine wollenen Decke gehüllt, gefolgt von seinem schwarzen Hunde. Aus allen Häusern stürzte man heraus; es war jetzt mit einem Mal eine furchtbare Bewegung in Mendoza. Der Hotelhof war angefüllt mit Menschen. Herr Dr. Birstenfeiger stand neben einer Engländerin. Sie starrte nach der Hofmauer vor sich, in der ein breiter Riß gähnte. Eine halbe Stunde verging, es blieb ruhig. Da erinnerte sich plötzlich Herr Dr. Birstenfeiger, daß er im Hemd war, und er ging in sein Zimmer, bekleidete sich schnell, holte zwei Decken und warf sie um Carlos und Nicolas. Dann eilte er mit ihnen hinaus auf den Platz vor dem Hotel. Eine Menschenmenge war dort versammelt. Im Hinter-

eine Stunde lang, von einer Aufregung ergriffen, die immer mächtiger wurde. Es war nach Mitternacht, als er sich zu Bett legte. Kaum war er im Bett, als er wieder aufstand und sich anzog; er drückte den Kopf an eine Fensterscheibe, würgte die Tränen hinab, die ihm gewaltsam in die Augen drangen, und ballte die Fäuste. So war Herr Dr. Birstenfeiger noch nie gewesen. Er setzte sich aufs Sofa und piffte mit einer fürchterlichen Miene ein lustiges Liedchen. Dann zog er sich rasch aus und warf sich aufstöhnend ins Bett. Lange wälzte er sich herum und schlief endlich

ein. Er schlief zwei Stunden traumlos und dann träumte er, daß er von Bremen abreise, und es war Sturm auf der See. Er erwachte und hielt sich am Bettpfosten fest. Draußen aber schwankten die Kirchtürme, daß die Glocken erklangen, dann war es ruhig. Die Leute im Hotel stürzten auf den Hof hinaus, die Einheimischen, die die Gefahr besser kannten, auf die Straßen. Herr Dr. Birstenfeiger stürzte in Carlos und Nicolas Zimmer und dann mit ihnen ebenfalls auf den Hof hinaus. Don Pablo Romero flog aus seinem Hause, in eine wollenen Decke gehüllt, gefolgt von seinem schwarzen Hunde. Aus allen Häusern stürzte man heraus; es war jetzt mit einem Mal eine furchtbare Bewegung in Mendoza. Der Hotelhof war angefüllt mit Menschen. Herr Dr. Birstenfeiger stand neben einer Engländerin. Sie starrte nach der Hofmauer vor sich, in der ein breiter Riß gähnte. Eine halbe Stunde verging, es blieb ruhig. Da erinnerte sich plötzlich Herr Dr. Birstenfeiger, daß er im Hemd war, und er ging in sein Zimmer, bekleidete sich schnell, holte zwei Decken und warf sie um Carlos und Nicolas. Dann eilte er mit ihnen hinaus auf den Platz vor dem Hotel. Eine Menschenmenge war dort versammelt. Im Hinter-

grund kniete ein Priester und betete laut. Ueber
wei Stunden stand dort Herr Dr. Bürstenfeger mit
Carlos und Nicolas. Es blieb ruhig, die Sonne
ging auf, die Luft war klar und schön. Auf den
Bergen zündeten die Hirten ihre Feuer an. Der
Duft der Kräuter erfüllte die Stadt. Carlos sagte
zu Nicolas: Das ist der Geruch des Erdbebens. Herr
Dr. Bürstenfeger aber kehrte mit ihnen ins Hotel
zurück. Auf seinen Lippen ruhte ein Lächeln großer
Erleichterung; er legte sich zu Bett und schlief zwölf
Stunden hintereinander. Manchmal träumte er von
seiner Heimat.

In den Cordilleren.

Die Ansiedlung Don Pablo Romero's war eine
kleine Oase, die aus einigen Wiesen, einem Obst-
garten und einer Pappelallee bestand. Hinten er-

hoben sich die grauen, kahlen, nur mit dichtem
Gestrüpp und Kakteen bewachsenen Berge, und vorn
senkte sich ebenfalls kahl und grau die Ebene in die
Pampa hinab. Nur zwei Zimmer seines Häuschens
bewohnte Don Pablo, die übrigen hatte er Carlos
und Nicolas Eltern überlassen, und weil trotzdem
Raummangel war, waren noch drei Zelte auf-
gespannt worden. Das eine, etwas abseits gelegen,
bewohnten die Dienstboten, das zweite war als eine
Art kleiner Salon eingerichtet, und im dritten
schliefen Herr Dr. Bürstenfeger und Carlos und
Nicolas. Seine Sorge um die Knaben blieb immer
gleich mustergültig. Morgens, wenn sie erwachten,
stand er an ihrem Bett, beinahe den ganzen Tag
ließ er sie nicht aus den Augen. Zum nicht geringen
Verdruß der beiden hielt er aber immer fest an den
weiten Spaziergängen. (Fortsetzung folgt.)

Athleten unter den Insekten

Große Kraftleistungen kleiner Tiere

3 war ist der Elefant das größte und stärkste aller
Tiere, aber neben ihm gibt es doch eine Reihe
anderer Tiere, die, im Verhältnis zu ihrer Größe,
unendlich stärker sind als er. Könnte der Elefant
im Verhältnis zu seiner Größe nur halb so hoch
springen wie der Floh, der Meister unter den
Springern, der 200mal so weit springt, wie er lang
ist, dann könnte der Elefant mit Leichtigkeit über
den Eiffelturm, den Kölner Dom und noch ein paar
 Türme hüpfen. Aber auch mit andern Tieren kommt
der Elefant nicht mit; so springt die Heuschrecke
30mal weiter, als sie lang ist, während selbst klei-
nere Säugetiere, wie die Springmaus, das 15fache
ihrer Körperlänge überspringen. Und jeder hat schon
einmal im Walde die Ameisen bei ihrer Arbeit beob-
achtet und gesehen, wie sie oft das Vielfache ihres
Körpergewichts davon schleppen. Das bedeutet, daß,
wenn die Ameise so groß wie ein Elefant wäre,
sie mit Leichtigkeit ein Dutzend Viehhäuter davon-
tragen könnte. Forscher, die das Ameisenleben ein-
gehend beobachtet haben, erzählen uns, daß
manche Ameisenarten oft das Fünzigfache ihres
Eigengewichts über sehr beträchtliche Strecken schlep-
pen. Besonders stark sind die in Südamerika und
Afrika heimischen Termitenarten, die bei dem Bau
ihrer turmartigen Wohnbauten ganz ungeheure Ar-
beitsleistungen vollbringen. Aber mit der Ameise
sind die Athleten unter den Insekten nicht erschöpft;
fast alle von ihnen verfügen über verhältnismäßig
große Kräfte. Wenn eine Hummel die Größe eines
Elefanten erreichen würde, so könnte sie einen ganzen
Eisenbahnzug ziehen. Und eine Libelle könnte unter
denselben Umständen mit fünf Elefanten davon-
fliegen, ohne sich sehr zu überlasten. Aber es ist gut,
daß das nicht so ist, denn vor Ameisen, Hummeln
und Libellen in Elefantengröße könnte sich kein
Mensch und kein Tier retten.



Die Ameise als Athlet: Eine Ameise ist fähig, das
Fünzigfache ihres Körpergewichts zu schleppen. Wäre sie
so groß wie ein Elefant, so könnte sie mit Leichtigkeit
3 andere Elefanten und mehr auf ihrem Rücken davontragen.



Man kann nicht zwei Sachen auf einmal machen

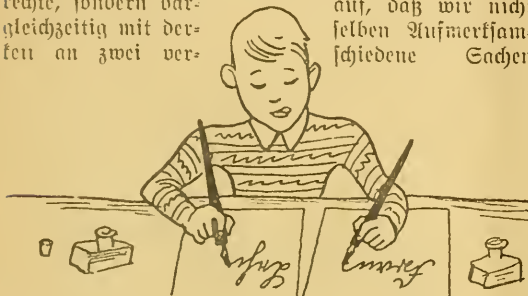
Ein paar interessante Beispiele, die unsere Ungeschicklichkeit beweisen

Leider kann der Durchschnittsmensch gewöhnlich nicht zwei verschiedene Sachen auf einmal machen. Unser Gehirn ist meistens so geschult, daß wir immer nur eine Sache mit voller Aufmerksamkeit verfolgen können. Wenn wir z. B. versuchen, mit der Hand ein großes lateinisches D zu schreiben und dabei gleichzeitig den rechten Fuß im Kreis zu bewegen, so werden wir merken, daß wir das nicht können. Sobald wir nämlich die Schlinge des D nach links ziehen müssen, macht unser Fuß die Bewegung mit. Nicht anders ist es, wenn wir versuchen, unseren Vor- und Zunamen gleichzeitig mit der rechten und der



Was scheint leichter, als ein D zu schreiben und dabei den Fuß im Kreise zu drehen? Aber versucht's!

linken Hand zu schreiben, und zwar so, daß die linke Hand den Vornamen und die rechte den Nachnamen schreibt. Es kommt dabei nicht darauf an, daß die linke Hand nicht so im Schreiben geübt ist wie die rechte, sondern darauf, daß wir nicht gleichzeitig mit denselben Aufmerksamkeit zwei verschiedene Sachen



Noch schwerer ist, gleichzeitig Vor- und Nachnamen zu schreiben. Erst nach längerer Übung bringt man es dazu.

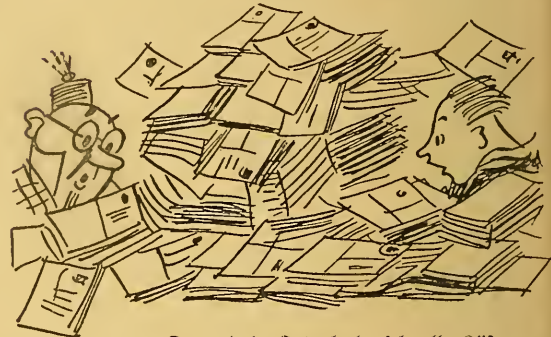
denken können.

Natürlich gibt es auch Ausnahmemenschen, die es durch jahrelange Übung erreicht haben, nicht nur zwei, sondern zehn Sachen auf einmal zu tun. So zum Beispiel alle berühmten Jongleure, die oft mit

der rechten Hand fünf Bälle, mit der linken Hand verschiedene Teller, auf dem Kopf eine große Kugel, und auf dem rechten Fuß noch ein paar Kegel balancieren. Oder andere Artisten, die imstande sind, mit allen zehn Fingern gleichzeitig 10 verschiedene Zahlen zu schreiben. Das gehört aber für uns schon in das Reich des Wunderbaren, weil wir vergessen, daß es fast jeder Mensch durch Übung dazu bringen kann, mehrere Sachen auf einmal zu machen.

Das neue große Preisausschreiben

Fridolins Ostereiersuchen



Freunde! Jetzt habe ich alle Lösungen erhalten. Ich habe wirklich nicht geglaubt, daß ihr das Ostereiersuchen so gut verstehen würdet. Damit ihr nicht zu lange auf die Preisverteilung warten müßt, habe ich mich diesmal mit der Durchsicht besonders beeilt und werde euch schon in der nächsten Nummer meiner Zeitschrift mitteilen, wer die glücklichen Gewinner der 54 Preise sind. Also noch kann jeder hoffen, eines der schönen Fahrräder zu gewinnen, auf denen man gerade jetzt im Frühling die herrlichsten Ausflüge machen kann. Auch das Tischtennis-Spiel wartet auf seinen neuen Besitzer; ebenso die silberne Armbanduhr, der schöne Fußball und die fünfzig Bücher.

Euer Fridolin.

Der Matjeshering

Eine lustige Geschichte

Ein sehr lernbegieriger Japaner unterhielt sich einmal mit einem Deutschen. „Woher haben Ihre Heringe alle so komische Namen?“ fragte der Japaner. „Da gibt es Bismarckheringe und Bülowheringe.“ „Das will ich Ihnen sagen, lieber Freund,“ sagte der Deutsche, und dann erzählte er ihm ausführlich über Bismarck und Bülow. Der Japaner hörte aufmerksam zu. Endlich war der Deutsche fertig. „Und . . . und, entschuldigen Sie noch eine Frage,“ sagte der Japaner, „was können Sie mir über Herrn Matjes sagen?“

Briefkasten



Ernst G., Dortmund: Der Tiertransport vom Innern Afrikas bis an die Küste ist nicht so einfach, wie du ihn dir vorstellst. Besonders vorsichtig muß man mit jungen Tieren sein. Wenn man z. B. junge Elefanten oder kleine Nashörner gefangen hat, führt man bis zur Küste eine Ziegenherde mit, die von den Negern gemolken wird, damit die jungen Tiere regelmäßig ihre Milch bekommen und nicht eingehen. Besonders schwierig ist auch der Transport der Urwaldantilope. Ihr Käfig muß vollkommen mit Bananen- und anderen großen Blättern zugedeckt werden, damit die Antilope keinen Sonnenstich bekommt.

Peter M., Würzburg: Es stimmt, daß der große Maler Leonardo da Vinci sehr viele seiner Schriften in Spiegelschrift und mit der linken Hand schrieb.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — am — big — bra — chen — che — e — e — fa — gel — ham — la — lie — na — nat — ne — re — ri — san — sel — ter — wir

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Als Bibelname wohlbekannt;
2. So wird ein Chemiker genannt;
3. Aus Schnee und Eis zu Tal es gleitet;
4. Ein Widerhall, der Spaß bereitet;
5. Die Gartenwege harft es rein;
6. Das muß ein kleiner Vogel sein;
7. Wir fürchten dieses Tieres Biß;
8. Geflügel, jeder mag's gewiß;
9. Ein Lied, das immer uns entzückt;
10. Dies Ding im Schuh uns häufig drückt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 15.

Silbenrätsel.

1. Cäsar, 2. Alabaster, 3. Rollmops, 4. Loo,
5. Orchester, 6. Seide, 7. Urne, 8. Rudel

Carlos und Nicolas.

Buchstaben-Rätsel: Automechaniker.

Auflösung der drei Fragen vom „Wortwechsel-Spiel“ aus Nr. 15:

Magd	Rind	Rabe
Maid	Rand	Robe
Mais	Vand	Rose
Maus	Bund	Rost
Haus	Mund	Moft
	Mond	

Fridolins Lachkabine



Werner macht wieder einmal in der Wohnung großen Lärm. Auf beiden Beinen springt er durch alle Zimmer, bis seine Mutter die Geduld verliert und energisch um Ruhe bittet. Leider umsonst. „Aber Werner,“ sagt die Mutter ärgerlich, „habe ich dir nicht ausdrücklich gesagt, daß du nun endlich ruhiger sein sollst?“

„Aber Mutter,“ sagt darauf Werner ganz erstaunt, „merkst du denn gar nicht, daß ich schon lange viel leiser geworden bin? Ich gehe jetzt doch bloß noch auf einem Bein!“

*

Lehrer: „Kurt, wenn ich dich frage, wieviel 5 und 5 ist, mußt du das doch nicht immer noch an den Fingern abzählen, nimm lieber den Kopf zu Hilfe.“

Kurt: „Aber, Herr Lehrer, ich habe doch nicht zehn Köpfe!“

*

Karls Vater brachte ein Stück grauen Anzugsstoff nach Hause. Alle untersuchen ihn gründlich, und auch Karl wandte den Stoff auf die linke Seite und besüßte ihn kritisch.

„Junge, das ist ja die falsche Seite!“ sagte der Vater erstaunt.

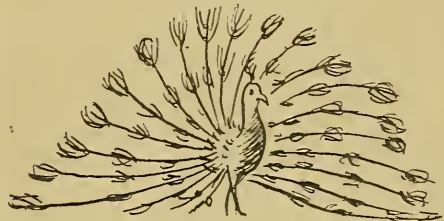
„So?“ sagte Karl, „das ist doch die Seite, aus der ich später mal einen Anzug bekommen werde.“

*

Ernst: „Mutter, ist der Großvater auch mal ein kleiner Junge gewesen?“

Mutter: „Aber natürlich!“

Ernst: „Großvater ist aber ein komischer Name für einen kleinen Jungen!“

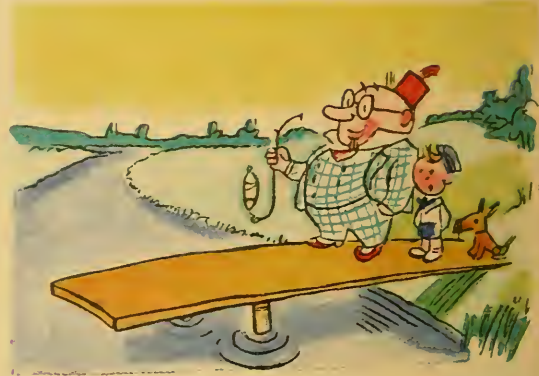


Klaus ist zum erstenmal auf dem Lande zu Besuch. Die Hühner haben ihn ganz begeistert. Eines Morgens sieht er zuerst einen Pfau, der sich auf dem Rasen sonnt. Aufgeregt stürzt Klaus ins Haus und sagt zu seiner Tante: „Denke dir nur, Tante, eins von den Hühnern ist über Nacht aufgeblüht!“

Onkel Toldis unfreiwilliges Bad



Mit Gusti und mit Schluppen geht
Der Onkel Toldi, wie ihr seht:
Bom Wasser weht ein linder Sarch,
Und Onkels Pfeife duftet auch.



Auf festen Pfählen ruht ein Brett,
Darunter liegt des Flusses Bett.
Der Onkel möchte Fische sehn,
Das treibt ihn, auf das Brett zu gehn.



Der Onkel geht mit festem Schritte,
Schon ist er auf des Brettes Mitte.
Er will bis nahe an den Rand,
Die andern stehn noch dicht am Land.



Da sinkt das Brett mit einem Schwupp,
Empor schnellst Gusti mit dem Schlupp,
Doch Onkel Toldi liegt im Wasser,
Und Rock und Bart wird immer nasser.



Ihr meint, solch Bad im Fluß sei billig?
Doch nimmt man's nicht gern unfreiwillig.
Der Onkel weiß, daß er das Bad
Sich selber zuzuschreiben hat.

Denn so ein Brett ist eine Wippe:
Es bringt das Schwergewicht zur Kippe.
Das hat der Toldi nun verbrieft.
Da steht er nun — und schludt und trieft.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein Abenteuer aus China: Wie gejagt lief Tschan Heidenstam durch die Chinesenstadt, denn überall fühlte er sich von argwöhnischen Blicken verfolgt. (Zu der Geschichte auf Seite 3—5.)

Fridolins Östereiersuchen

Das Ergebnis meines großen Preisausschreibens

Freunde! Tüchtig seid ihr im Rätselraten — das habt ihr auch diesmal wieder bei meinem großen Östereiersuchen bewiesen. Wie ihr wißt, waren keine richtigen Eier zu suchen, sondern auf einem Bild sichtbare Gegenstände zu benennen, in denen die Silbe „ei“ enthalten sein sollte. Manche von euch hatten es aber im Auffinden von „Eiern“ gar zu gut gemeint, und leider mußte ich oft sehr viele, manchmal sogar die Hälfte oder gar noch mehr der aufgefundenen „Eier“ streichen.

Obgleich ich ausdrücklich gesagt hatte, daß nur solche Gegenstände aufgezählt werden dürfen, die man auf dem Bild sehen kann, und daß jeder einzelne Gegenstand nur einmal bezeichnet werden durfte, haben sich viele nicht an meine Bedingungen gehalten. Es war z. B. also nicht erlaubt, wenn man „Leiter“ geschrieben hatte, noch „Steigleiter“ aufzuzählen. Manche hatten zwar so herrliche Wörter gefunden wie, „Feiertagsstimmung“, „Lacherei“, „Nederei“ usw., aber das sind doch gewiß keine „Gegenstände“, und nur solche durfte man nach meinen Bedingungen nennen. Ebenso durfte man den Bauern nicht „Herrn Meierlein“ nennen, denn den Namen kann man natürlich auf dem Bild nicht sehen. Ich konnte auch nicht zulassen, daß ganz Schlaue unter euch den Hauptwörtern die Verkleinerungsilbe „lein“ angehängt und so „Eier“ gefunden hatten, wo eigentlich keine waren, wie z. B. „Knäblein“, „Neuglein“, „Täßlein“ usw. Auch zusammengesetzte Wörter konnte ich nur dann gelten lassen, wenn sie im Sprachgebrauch üblich sind. „Reibeisen“ ließ ich gelten, aber nicht „Speisekochtopf“, weil dies eine ungebräuchliche Zusammensetzung war, die niemand anwenden würde, der nicht künstlich ein „Ei“ hineinschmuggeln wollte, wo sonst keins war. Auch „Reinleinentuch“ durfte nicht gezählt werden, weil natürlich nicht auf dem Bild zu erkennen war, ob das Tuch aus reinem Leinen oder aus Baumwolle bestand. Einige haben sogar Wörter

wie „Diele“, „Biereckfled“, „Löffelstiel“ usw. genannt, in der Annahme, daß es schon genügte, wenn man nur Wörter fand, in denen die Buchstaben „e, i“ nebeneinander vorkamen, ganz gleich, in welcher Reihenfolge sie standen.

Alle diese falschen Wörter habe ich immer durchgestrichen und nur die wirklich richtigen „Eier“ gelten lassen. So schrumpften die von euch genannten Zahlen leider rasch zusammen. Ich habe Karten bekommen, auf denen mehr als 130 Wörter aufgezählt waren. Aber nach Durchsicht blieb oft nur ein kleiner Rest von wirklich richtigen Wörtern übrig. Wundert euch also nicht darüber, daß der Sieger meines Preisausschreibens nur 62 Eier gefunden hat, obgleich viele von euch ursprünglich mehr eingesandt hatten. Diese 62 Eier aber entsprechen den von mir gestellten Bedingungen, und so mußte er, als derjenige, der den Bedingungen entsprechend die meisten Eier gefunden hatte, den ersten Preis erhalten.

Die beiden ersten Preise, die Fahrräder, erhielten: **Fridl Schmidt**, Seiffenhennersdorf i. Sa., Nr. 551 unter der Kirche, für 62 Eier, und **Luz Mendel**, Köln-Lindenthal, Bachemerstr. 264, 60 Eier.

Den zweiten Preis, das Tischtennis-Spiel, erhielt: **S. C. Ketels**, Wandsbeck bei Hamburg, Schillerstraße 13, für 58 Eier.

Den dritten Preis, die silberne Armbanduhr, erhielt: **Ruth Kahle**, Fischhausen-Neuhaus a. Schliersee (Oberbayern), Haus Erka, für 56 Eier.

Den vierten Preis, den Fußball, erhielt: **Fritz Zeitler**, München, Maximilianstraße 1, der auch 56 Eier gefunden hat. Die 50 Trostpreise wurden an diejenigen verteilt, die die nächstgroße Anzahl von Eiern gefunden hatten.

Und nun laßt nicht die Köpfe hängen, wenn ihr diesmal leer ausgegangen seid. Ich veröffentliche bald wieder ein neues großes Preisausschreiben, bei dem es neue schöne Preise zu gewinnen gibt.

In der Grasse der silbernen Taube

Ein Abenteuer aus dem chinesischen Bürgerkrieg

Während der Nacht hatte der Bürgerkrieg auch Schanghai erreicht. Ein paar Granaten, Gewehrfeuer, dazwischen das Tack-Tack der Maschinengewehre, und die Vorhut der Nationalarmee hatte die Chinesenstadt besetzt, während die europäischen Bewohner der internationalen Niederlassung vor Furcht fieberten, daß die Sieger nicht an den Grenzen der Niederlassung haltmachen würden. Diese Niederlassung war unantastbares, neutrales Gebiet und unterstand nicht den chinesischen Behörden, dazu war sie durch starke, von Soldaten fast aller Länder bewachte Stacheldrahtverhaue geschützt, denn die Chi-

nesen machten auch Anspruch auf das neutrale Gebiet. Bisher hatten sie keine Anstalten gemacht, diese Ansprüche durchzusetzen; eine kleine Abteilung der Nationalarmee, die in den Morgenstunden verächtlich in die Niederlassung eingedrungen war, wurde von englischen Soldaten entwaffnet und auf dem Rennplatz eingesperrt. Aber man konnte nie wissen, was der nächste Tag bringen würde, und die Unruhe unter den Europäern wuchs von Stunde zu Stunde. Daher wurde ein englisches Regiment, das in den Vormittagsstunden durch die Hauptstraße der Niederlassung, die Szechuan Road, marschierte, von ihnen

laut begrüßt. Die chinesischen Fußgänger dagegen betrachteten das Schauspiel mit unbeweglichen Mienen, und nur ein paar geflüsterte Worte verrieten ihre Abneigung gegen die Uniformen. Der dreizehnjährige Tschan Heidenstam, den die Verkehrsstockung zwischen eine Gruppe Chinesen gepreßt hatte, verstand nicht nur diese Worte, sondern auch die Abneigung. Seine Hände brannten noch von dem Faustkampf, den er eben mit Charlie Simpson ausgetobt hatte. Charlie, der Engländer, hatte behauptet, daß die Chinesen alle nichts wert seien und die Nationaltruppen erschossen werden müßten. Bei dem Gedanken daran ballte Tschan wieder die schmerzenden Hände. Seine Mutter war ja eine Chinesin, und sein Onkel, Lo Hung, kämpfte in der Nationalarmee, die ganz China befreien wollte. Und wenn er auch seiner Mutter versprochen hatte, sich nicht zu schlagen — das durfte er nicht ungerächt lassen! In diesem Augenblick kam die letzte Reihe englischer Soldaten vorüber, und Tschan wurde von den wieder zusammenflutenden Massen vorwärts gestoßen. Wohin? dachte er. Die Schule war eben geschlossen worden, denn das Gebäude wurde für die Truppen gebraucht, und am liebsten wäre er nach Hause gegangen. Aber seine Mutter durfte nicht sehen, daß er sich geschlagen hatte. Er beschloß, zum Rennplatz zu gehen und sich die gefangenen Nationaltruppen

anzusehen, und stieg in eine elektrische Bahn. Dem englischen Offizier, der ihn auf dem Rennplatz ansprach, antwortete er, daß er sich die Nationalsoldaten ansehen wolle, was der andere sofort gestattete. „In der Nähe sind die Engländer ganz nett,“ dachte Tschan, während er dicht an den Stacheldraht heranging. Sofort kamen drei Soldaten auf ihn zu und baten um Brot. Sie waren zerlumpt und nicht sehr sauber, und Tschan, der sich seine Helden anders vorgestellt hatte, war etwas enttäuscht. Dabei holte er sein Frühstücksbrot heraus, und dachte, daß dies wohl keine richtigen Soldaten wären, sondern nur Mitläufer. Eben wollte er seine Frühstücksbrote in die sich gierig durch das Gitter streckenden Hände drücken und wieder gehen, als er seinen Namen hörte. Ein vierter Soldat war neben seine Kameraden getreten, und das war . . . Tschan fuhr sich über die Augen — ja, das war sein Onkel, Lo Hung. Er sah ebenso aus wie die andern, ebenso schmutzig, und nur das Gesicht war anders. Tschan überlegte hin und her, hundert Fragen stiegen in



Wie Tschan Heidenstam plötzlich seinem Onkel begegnete: Eben wollte er seine Frühstücksbrote unter die eingesperren Chinesen verteilen, als er seinen Namen nennen hörte . . .

ihm auf, aber Lo Hung schnitt sie alle ab mit einem „Paß auf!“ Er hatte in Berlin studiert und sprach jetzt deutsch. Damit ihn die andern nicht verstehen, dachte Tschan, während sein Onkel, dicht an das Gitter gedrängt, auf ihn einredete: „Tschan, ich habe einen Brief, einen wichtigen Brief, der mir heute nacht in die Hände gefallen ist, und der sofort in die Hände des Führers der Nationalarmee kommen muß.“ — „Aber . . .“, begann Tschan und sah sich vorsichtig um: ein englischer Posten mit umgehängtem Gewehr kam langsam am Zaun entlang. — „Kein Aber“, Tschan, willst du den Brief besorgen, und kann ich mich auf dich verlassen?“ — „Ja!“ sagte Tschan, denn wenn ihm auch alles ganz unklar war, besorgen würde er den Brief, das stand fest. — „Dann gehe in die Gasse der silbernen Taube, in das Haus des Friedens, und . . .“ In dieser Sekunde war der englische Posten dicht herangelommen, und Tschan fühlte, ohne hinzusehen, seinen argwöhnischen Blick. Er hatte gerade noch Zeit, nach dem Brief zu greifen, dann lief er quer über den Rasen davon. So war er noch nie gelaufen. Hinter ihm rief jemand: „Se, Boy!“ und dann: „Halt!“ Aber er lief, ohne sich umzusehen, durch Straßen und Gassen, vorüber an Wagen und Menschen, bis an die Gartenpforte des elterlichen Hauses. Kai Tufen, der alte Gärtner, sprengte eben den Rasen. „Tufen, ist meine Mutter zu Hause?“ — „Ausgegangen!“ sagte der Alte und sprengte weiter. — „Tufen, kennst du die Gasse der silbernen Taube?“ — Tufen legte sorgfältig den Schlauch auf die Erde und sah den Knaben an. Sein altes, verrunzeltes Gesicht wurde ganz ernst. „Was willst du da?“ — „Ich will es wissen, Tufen, ich muß es wissen!“ — „Also dann — im Tschapeiviertel!“ sagte der Alte

und nannte die Hauptstraße, von der sich die Gasse abzweigte. „Aber . . .“ Doch Tschan hörte ihn nicht mehr. Er stürmte schon die Treppe hinauf. Tschapei, das war in der Chinesenstadt, und er mußte erst chinesische Tracht anziehen. — Ein wenig später stand Tschan bereits neben einem der großen Tore, die aus der Niederlassung in die Chinesenstadt führen. In Filzschuhen, blauer Hose und rundem Hut, den er tief in die Stirn gedrückt hatte, sah er aus wie ein Chinesenjunge, und schlüpfte leicht mit einer Gruppe Chinesen durch das Tor. Seit den ersten Unruhen hatte er die Chinesenstadt nicht mehr betreten. Aber alles war wie sonst, nur ein paar Soldaten mehr, und einige der Häuser zeigten Kugelnarben. Und doch hatte Tschan das Gefühl, als ob ihn alle argwöhnisch verfolgten. Er lief, so schnell er konnte, durch die Straßen. Endlich erreichte er die Gasse der silbernen Taube. Und da war auch das Haus des Friedens. Tschan kannte das große Schriftzeichen, das „Frieden“ bedeutete und weithin sichtbar über die grüne Tür gemalt war. Er trat ein, ohne zu klopfen. Ein riesiger Chineser erschien aus dem dunklen Hintergrund und fuhr ihn unwirsch an. Aber während sie noch sprachen, öffnete sich dicht neben Tschan eine Tür, und er sah einen Mann, den er schon oft abgebildet gesehen hatte: Tschikais, einen der Führer der Nationalbewegung. Ein paar Worte, ein paar Fragen, und Tschan stand in einem hellen Zimmer und übergab seinen Brief. Dann drehte er sich wieder um, nein, keinen Dank, er hatte nur getan, was eben zu tun war — für seinen Onkel und — ganz leise sagte er es — „für die Nationalbewegung“. Dann lief er davon, er mußte nun schnell seiner Mutter erzählen, wo ihr Bruder war. Vielleicht konnten sie ihn zusammen befreien.

Der Wolf

der Vater der Hunde

Wie aus dem Wolf, dem Feind des Menschen, der Hund, der Freund des Menschen wurde

Der älteste Freund und Helfer des Menschen ist der Hund. Schon damals, als es noch keine Hütten und Häuser gab, und der Mensch am offenen Feuer in seiner Höhle kauerte, lag neben ihm ein Hund, der einst ein Wolf gewesen war. Wir wissen nicht mehr, wie es war, dies erste Zusammenreffen zwischen dem Menschen und dem Tier der Wildnis. Vielleicht kam einst ein verhungertes Wolf in die Nähe einer solchen Höhle und der Mensch fütterte ihn mit den Resten des Tieres, das er am Tage mit seiner Keule erlegt hatte; vielleicht fing er auch einmal einen ganz jungen Wolf und zähmte ihn. Aber wie es auch war — der Wolf wurde das erste Haustier des Menschen, der sich dann mit seiner Hilfe andere Tiere der Wildnis dienstbar machte. Viele, viele Jahrtausende lebten und jagten sie zusammen, der Mensch und der Hund; und in dieser Zeit zog der

Mensch aus der Höhle in die Hütte, und aus der Hütte in ein Haus, und von hier schließlich in den Wolkenträger, und die rohe Keule, mit der der Mensch der Steinzeit einst die Tiere erlegte, wurde im gleichen Zeitraum zur mächtigen Maschine.

Und mit dem Menschen und seiner Umgebung veränderten sich auch seine Haustiere und von ihnen am meisten der Hund. Schon im Anfang war es nicht überall der gleiche Wolf, den der Mensch in seine Höhle zog; wie es damals schon unter den Menschen Unterschiede gab, so gab es sie auch bereits zwischen den Wölfen. Der amerikanische Wolf war kleiner als sein sibirischer Stammesgenosse, und der Seilwolf war noch kleiner, und dann gab es in Europa noch eine vierte Art, den sogenannten Torfhund, der wieder kleiner war. Diese und noch andere Rassen, wie die Schakale, nahm der Mensch und mischte sie



Der wollhaarige Windhund, der aus Rußland stammt.



Die Bulldogge, eine englische Hunderasse.



Zwei Samojedenpizze, die in Alaska leben.



Der Wolf, der Vater aller Hunde.



Schnülpudel, der am häufigsten in Deutschland aufgezogen wird.



Ein Sealyham-Terrier, eine Schnauzerart aus England.



Ein glatthaariger Fiedel, der aus Deutschland stammt.

für seine Zwecke. Der Jagdhund mußte schnell und groß sein und mußte eine gute Witterung haben, also nahm der Mensch die schnellsten Hunde mit auf die Jagd, während er die weniger schnellen, aber stärkeren, zum Schutz der Höhle zurückließ. Diese wurden dann allmählich zu Hoshunden, während die ganz schwachen und kleinen Hunde, mit denen die Kinder des Höhlenmenschen spielten, zu Spiel- und Schoßhunden wurden, an die gar keine andern Anforderungen mehr gestellt wurden, als daß sie niedlich aussahen.

Im Laufe der Jahrtausende prägten sich diese verschiedenen Arten immer deutlicher aus, und es wurden daraus verschiedene Rassen, von denen viele durch fast nichts mehr an ihren Stammvater aus Steppe und Wald, den Wolf, erinnern. Diese Unähnlichkeit ist aber bei fast allen Hunderassen nur äußerlich; ihr Knochenbau ist fast immer der gleiche

und ähnelt dem des Wolfs. Wir kennen heute etwa zwei Duzend verschiedene Hunderassen, die zum allergrößten Teil ihre Verschiedenheiten dem Einfluß des Menschen verdanken. An zweiter Stelle erst kommt die Umgebung und besonders das Klima. Hunde, die im hohen Norden leben, tragen natürlich einen dicken Pelz, während sie in wärmeren Breitengraden von der Natur weniger warm angezogen werden. Manche Hunde gehen auch fast nackt, und zwar besonders wenn sie in der Nähe von Wasser leben, da sie beim Schwimmen durch ein Fell behindert würden. Manche von diesen Rassen, wie der australische Dingo, sind wieder verwildert, sind dahin zurückgegangen, von wo ihre Ahnen vor Jahrtausenden zum Menschen gekommen sind, in den Wald und die Steppe. Aber die meisten Hunde bleiben eng verbunden mit den Menschen, ohne die sie nicht leben könnten.

Wie der weise Omar einen Dieb entlarvte

Eine Geschichte aus dem Orient

Einem reichen Perser war sein Silberzeug gestohlen worden, und er klagte einem Freunde den Verlust. „Du mußt dich an den weisen Omar wenden — der wird es dir herbeischaffen,“ erwiderte der Freund. „Schicke nur zu ihm, und du wirst sehen, daß ich recht habe.“ — Der Perser schickte zu dem weisen Mann, und nachdem dieser den Bericht angehört

hatte, sagte er: „Ich habe einen Esel, der alle geheimnisvollen Dinge ergründen kann. Mit seiner Hilfe werden wir den Täter entlarven. Stelle mir drei Zimmer in deinem Hause, die miteinander in Verbindung stehen, zur Verfügung, verdunkle das mittlere und versammle in dem ersten deine ganze Dienerschaft. Inzwischen hole ich den Esel.“ — Der reiche Mann tat, wie ihm geheißen war. Nach einer halben Stunde kehrte der Weise mit dem Esel zurück und führte ihn in das dunkle Zimmer. Dann wandte er sich an die Dienerschaft und sagte: „Eurem Herrn ist der Silberschatz gestohlen worden, und wir wissen, daß sich der Dieb unter euch befindet.

Da der Täter bisher noch kein Geständnis abgelegt hat, so wird mein Esel den Dieb überführen. Ich befehle euch im Namen eures Herrn, daß einer nach dem andern an den Esel herantrete und dessen Schwanz durch die Finger gleiten läßt. Sobald der Dieb ihn berührt, wird der Esel ein lautes „J—ah“ ertönen lassen.“ So wie der Weise es angeordnet hatte, geschah es. Einer nach dem andern berührte den Schwanz des Esels, doch der Esel ließ zur großen Verwunderung des Persers das „J—ah“ nicht hören. Da wandte sich der Weise an die Dienerschaft und befahl:

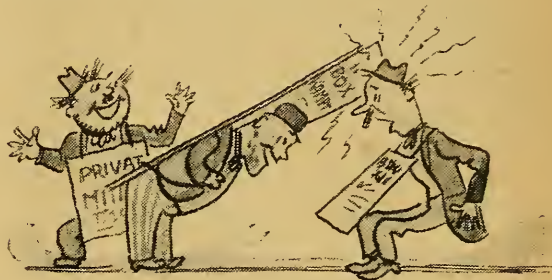
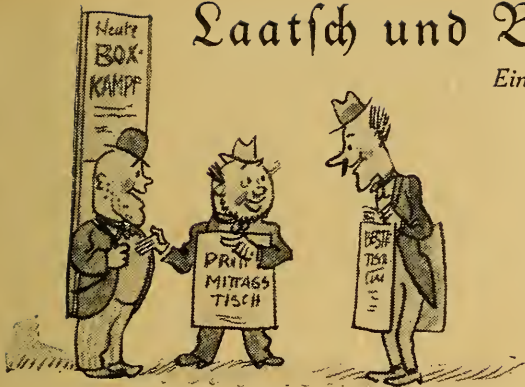
„Zeigt alle eure Hände!“ Und siehe da, ihre Hände waren alle schwarz gefärbt. Nur die Hände des einen waren völlig sauber. „Du bist der Dieb,“ herrschte der Weise ihn an, „ich hatte den Schwanz des Esels mit Ruß bestrichen, weil ich wußte, daß der Täter nicht den Mut haben würde, ihn anzufassen aus Angst, der Esel könnte ihn verraten.“ Der Diener gestand nun seine Tat. Der Weise aber zog zufrieden mit seinem Esel nach Haus.



Wie der Silberdieb sich selbst entlarvte: Aus Angst, daß der Esel ihn verraten würde, faßte er dessen mit Ruß gefärbten Schwanz nicht an, und seine Hand blieb, im Gegensatz zu den Händen der andern Dienströten, weiß.

Laatsch und Bommel als Plakatträger

Ein Abenteuer in zwei Bildern



Laatsch und Bommel brauchen Geld;
Grüßeln, wie man was erhält,
Und beschloßen dann im Räte:
„Nunmehr tragen wir Plakate.“
Allerwärts behängt mit Schildern

— Deutlich sieht man's auf den Bildern —
Wünscht der Bommel dem Gefellen
Herrn Franz Lehm dann vorzustellen.
„Freut mich!“ Tief verneigt sich Lehm,
Laatsch seufzt höflich: „Angenehm!“

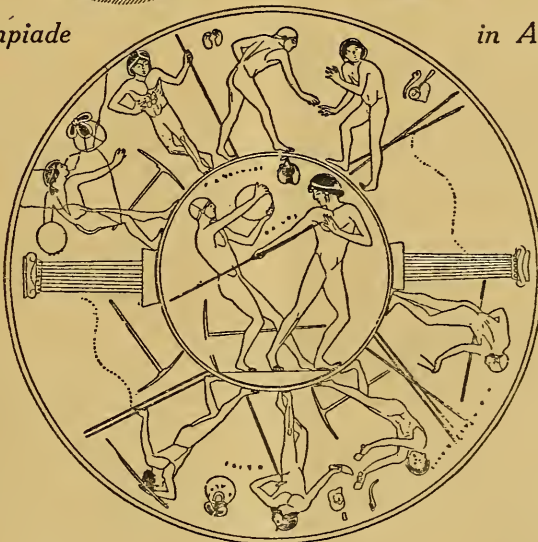
Im Zeichen der 5 Ringe

Die neunte Olympiade

in Amsterdam

Am 17. Mai beginnen in Amsterdam in Holland die Olympischen Spiele, an denen zum erstenmal seit sechzehn Jahren auch wieder eine deutsche Mannschaft teilnehmen wird. Fast alle Nationen der Welt werden dort antreten zum friedlichsten aller Kämpfe auf rauher Aschenbahn und grünem Rasen, als Waffe den Rennschuh, die Kugel, den Diskus, den Speer und den Fußball.

Diese Olympiade ist die neunte seit der Wiedereinführung der Olympischen Spiele, die einst im alten Griechenland nahezu zwei Jahrtausende lang in ununterbrochener Reihenfolge durchgeführt wurden. Alle



Griechische Schale aus der Zeit der ersten Olympiaden: Das Bild zeigt Übungen des griechischen Künstkampfes: Speerwerfer, Diskuswerfer, Ringer, Läufer, Springer. An der Wand oben sieht man den Diskusack, Schwamm und Speere.

vier Jahre fanden diese Wettspiele statt, und ursprünglich bedeutete „Olympiade“ auch nur den Zeitraum von vier Jahren, wurde dann aber allmählich zum Namen für die Spiele selbst, die regelmäßig im zweiten oder dritten Vollmond nach der Sommer Sonnenwende, also ungefähr in unserm August und September stattfanden. Während der Dauer der Spiele und der Vorbereitungen dazu ruhte in ganz Griechenland jeder Streit, Zank und Krieg; es herrschte ein sogenannter Gottesfriede, der überall durch besondere Herolde verkündet wurde. Nicht einmal das Tragen von Waffen war im geheiligten



Der olympische Eid, der, wie einst im Altertum, vor Beginn jeder Olympiade von allen Athleten geschworen wird: „Wir schwören, daß wir uns als ehrliche Kämpfer eingefunden haben, gewillt, die Gesetze der Olympischen Spiele ritterlich zu kämpfen für die Ehre unserer Länder und zum Ruhme des Sports.“ Der Eid wird gesprochen vor dem Vertreter aller Nationen. Die Tribüne, auf der der Eid geleistet wird, ist betrieit mit der olympischen Flagge, einem weißen Fahmentuch mit fünf Erdteile je einen Ring. Die Vertreter der Landsmannschaften, die während der Eidesleistung im Kreise um die Tribüne stehen, folgen dem Eid. Hinter den deutschen Farben, links, folgt die argentinische Flagge, dann die englische, die finnische, die der B.

Bezirk der Spiele erlaubt, und die nach dem Wettspielort reisenden Mannschaften der verschiedenen Stämme und Städte galten als unverlethlich. Ursprünglich fanden die Spiele auf freiem Felde statt, später

errichtete man eine Kampfbahn, ein Stadion mit gewaltigen Tribünen, das Tausenden von Zuschauern aus allen Ländern und Städten Platz bot. Das Programm der Spiele war volkstümlich, und nur



mern geschworen
von dem Wunsch beseelt,
in dem die Olympiade
Ringen: für jeden der
jeder die Fahne seines
en und die schwedische.

her den Gedanken der Wiedererweckung der antiken
griechischen Vierjahresspiele. Am 23. Juni 1894 be-
schloß in Paris ein Ausschuß der wichtigsten Sport-
vereine fast aller Länder die Einsetzung eines Rats

zwei Werke, ein Wagen-
rennen und ein Pferderennen,
waren den Reichen überlassen.
Fünf oder sechs Tage genügten
zur Abwicklung der Spiele, die
mit Läufen anfangen und mit
den Pferderennen ihren Ab-
schluß fanden. Dazwischen
kamen Boxkämpfe, Ring-
kämpfe, Diskuswerfen und
Kugelstoßen. Der Siegespreis
war ein Zweig von einem
heiligen Ölbaum, der mit
einem goldenen Messer ab-
geschnitten wurde. Der Sieger
in den Spielen wurde „Olym-
pionike“ genannt und wurde
wie ein Nationalheld gefeiert.
Seine Heimat ehrte ihn in
jeder Hinsicht; bei seiner Rück-
kehr wurde er feierlich ein-
geholt und bekränzt, und oft
wurde ihm ein lebensläng-
licher Ehrensold ausgesetzt.

Am Eröffnungstage jeder
Olympiade mußten die Geg-
ner vor dem Zeusaltar schwö-
ren, ehrliche Kämpfer sein zu
wollen, und zugleich beeiden,
daß sie sich in zehn Monaten
würdig für die olympischen
Spiele vorbereitet hätten.
Auch die Spielrichter schwö-
ren, ehrlich und unparteiisch
ihre Sprüche abzugeben. Dieser
Eid wurde dann auch über-
nommen, als im Jahre 1896
die erste Olympiade der Neu-
zeit stattfand. Der Gedanke
der Wiedereinführung der
Olympischen Spiele nach tau-
sendjähriger Pause wurde zu-
erst von dem Franzosen Cou-
bertin öffentlich vertreten,
und zwar zum erstenmal im
Jahre 1890. Damals regte sich
in Frankreich und besonders
in England wieder die Liebe
zum Sport, der auch in den
Schulen und anderen Lehr-
anstalten immer mehr in den
Vordergrund rückte. Coubertin
vertrat in Rede und Schrift
die Ansicht, daß das er-
wachende Sportleben über die
verschiedenen Landesgrenzen
hinweg allein gemeinsame
Formen, Ideale und Rekorde
haben müsse, und vertrat da-
her

für die Vorbereitung und Durchführung einer neu-
zeitlichen Olympiade. Diese Olympiade fand statt in
dem notdürftig wiederhergestellten Stadion in Athen,
in dem einst die alten Griechen um den Delzweig
gekämpft hatten. Die Beteiligung an dieser ersten
neuen Olympiade, zu der achtzigtausend Zuschauer
aus allen Ländern gekommen waren, war groß, und
die Spiele wurden zu einem gewaltigen und durch-
schlagenden Erfolg. Der Gedanke der ständigen
Wiedereinführung der vierjährigen Spiele hatte
Wurzel gefaßt, und überall rüsteten sich die Bewerber
für die nächste Olympiade, die in Paris stattfand,
aber eine Enttäuschung brachte. Auch die nächsten
Olympischen Spiele in St. Louis in den Vereinigten
Staaten und in London waren kein voller Erfolg, bis
dann die Spiele 1912 in Stockholm den Wendepunkt
in der Entwicklung des modernen Sports brachten.
4742 Bewerber, 27 Nationen angehörend, starteten in
allen Wettbewerben dieser Spiele, und besonders die
athletische Woche war in jeder Hinsicht ein Höhepunkt.
Auch die deutsche Mannschaft spielte hier zum ersten-
mal eine größere Rolle. Sie hatte vielleicht auf der
nächsten Olympiade, die im Jahre 1916 in Berlin
stattfinden sollte, eine noch größere Rolle gespielt,
aber diese Wettspiele fanden wegen des Weltkrieges
nie statt. Niemand dachte daran, wie im Altertum
während der Olympiade allen Kampf ruhen zu lassen;
es wurde weiter geschossen, und die Berliner Olym-
piade fiel aus. Und selbst nach dem Kriege, als die
abgerissene Kette der Olympiaden wieder aufgenom-
men wurde, konnte der Gedanke der internationalen
Sportgemeinschaft noch nicht sofort die Gegensätze des
Weltkrieges überbrücken, und Deutschland nahm an
den nächsten zwei Olympiaden (Paris 1920 — Ant-
werpen 1924) nicht teil. Erst zu der diesjährigen
Olympiade erscheint es wieder in voller Stärke, nach-
dem bereits deutsche Wettbewerber an der Winter-
olympiade in der Schweiz teilgenommen haben.

Die Kampfspiele der Neuzeit, die in den nächsten
Tagen in Amsterdam beginnen, umfassen sämtliche
Sportarten, wobei die leichtathletischen Wettbewerbe,
wie Laufen und Springen, im Vordergrund stehen.
Daneben gibt es besondere Wettkämpfe im Schwim-
men, Radfahren, Fechten, Boxen, Ringen und in allen
Spielen, wie Rudern, Tennis, Fußball und Hockey.
Mit den Hockeyspielen wird die Olympiade in diesem
Jahre eröffnet. Ihnen folgen Ende des Monats die
Fußballwettkämpfe und dann, im weiten Abstand, die
athletischen Wettbewerbe. In allen Kämpfen werden,
nach sechzehnjähriger Pause, Deutschlands beste
Kämpfer an den Start gehen, und mögen die Einzel-
leistungen ausfallen, wie sie wollen — es ist gewiß,
daß die deutsche Mannschaft eine hohe Gesamt-
leistung zeigen wird.



CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

(5. Fortsetzung)

An den Tagen, an denen Dr. Bürstenfeger mit Carlos und Nicolas besonders zufrieden war, durften sie rechts und links von ihm auf ihren Manteltieren reiten. Wünschten sie zu galoppieren, mußten sie fragen, und Herr Dr. Bürstenfeger antwortete: „Ja, aber nur bis zu jenem Strauch oder jener Kuh!“ oder er verweigerte auch die Erlaubnis. In der Regel aber blieb es bei den gewöhnlichen Spaziergängen, und sie durchstreiften zusammen die Gegend nach allen Richtungen. Zu Hause banden sie sich, auf Wunsch von Herrn Dr. Bürstenfeger, Lappen um die Füße, um keine Blasen zu bekommen. Auch versehen sie sich mit einer kleinen Apotheke, mit Mitteln gegen den Sonnenstich, den Schlangenbiß, mit Pflastern und Pflästerchen gegen kleine Verletzungen, mit Pfefferminzpastillen und Orangen und Zitronen-essenzen gegen den Durst. Um die Schultern hängten sie sich zwei Feldflaschen mit Wasser und eine blecherne Büchse, auf der ein grasender Hirsch abgebildet

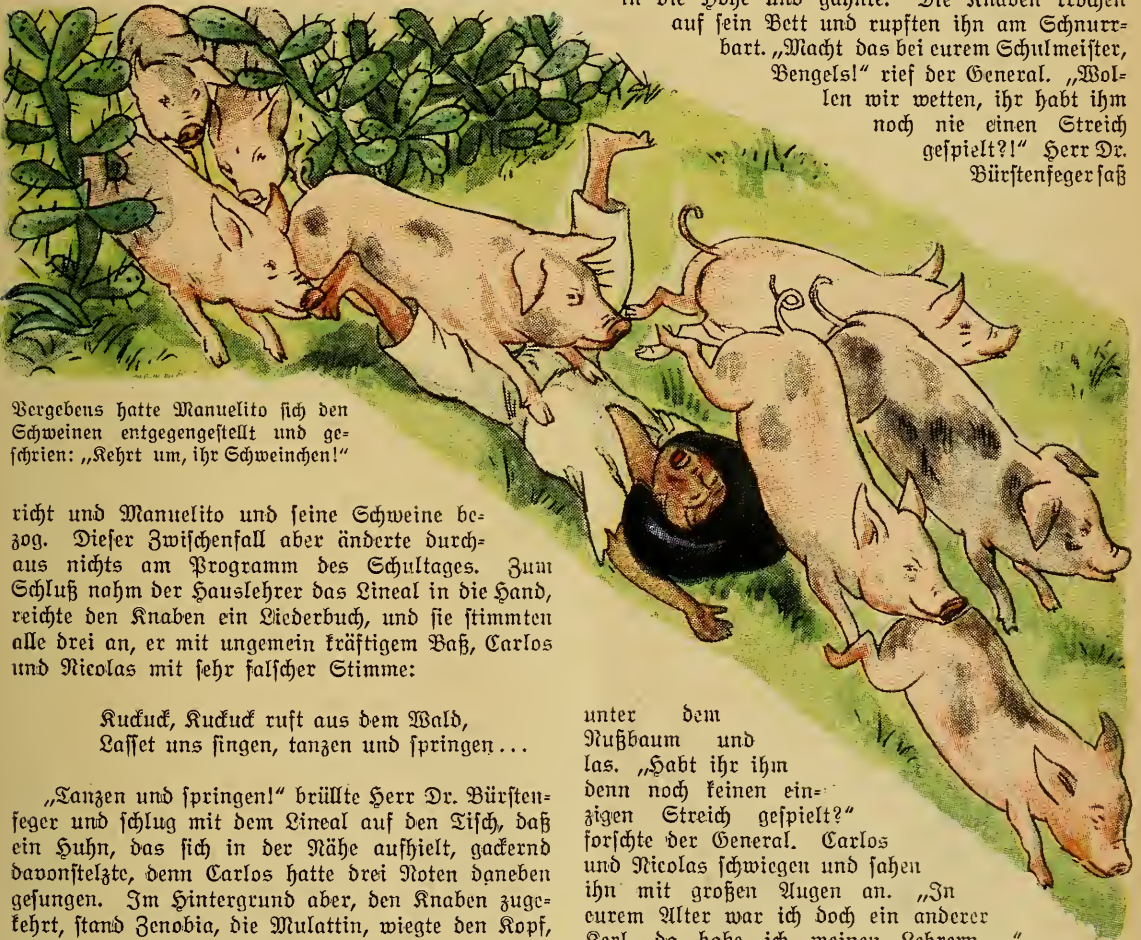
war. — Sie war gefüllt mit Brot, harten Eiern und Butterbrotten. Und so zogen sie aus, zur Freude des gesamten Dienstpersonals; denn Fußgänger und dazu noch so ausgerüstete, waren hier seltene Leute. Zu Anfang hielt Herr Dr. Bürstenfeger seine Leidenschaft ein wenig im Zügel, weil er fürchtete, sich zu verirren, und aus Angst vor den wilden Tieren, besonders auf den Spaziergängen in der Richtung nach den Bergen. Bald aber waren sie mit der Umgegend so vertraut, daß sie die ersten Gipfel ersteigen konnten, von denen aus man eine herrliche Aussicht auf die dahinter liegenden höheren hatte. Herr Dr. Bürstenfeger zog seine Karte aus der Tasche, um nachzusehen, wie die Gipfel wohl heißen möchten, aber es stand kein Name da, und als er später daheim fragte, wußte es auch niemand. Was seine Angst vor den wilden Tieren betraf, so brauchte er geraume Zeit, bis er sie überwunden hatte. Zu den wilden Tieren zählte er aber auch die Schlangen. Ein abgebrochener Ast auf der Erde, der Schatten seines eigenen Stockes . . . überall sah er welche. Einmal sahen sie wirklich ein Puma in einiger Entfernung. Herr Dr. Bürstenfeger blieb stehen, erlaskte, sammelte sich aber und flüsterte: „Der Silberlöwe greift nicht den Menschen an, sondern flieht ihn.“ Ein andermal, als sie durch eine Schlucht gingen, kreiste in ziemlicher Höhe über ihnen ein Kondor, und obwohl der Hauslehrer wußte, daß er ihnen nicht gefährlich sein konnte, zog er doch krampfhaft die Knaben an sich und neigte einen Augenblick sehr erschrocken den Kopf. Die Spaziergänge nahmen einen nicht kleinen Teil des Tages ein, oft gab Herr Dr. Bürstenfeger dabei seine Lektionen. Den eigentlichen Unterricht erteilte er hinter dem Hause im Garten unter einem Nußbaum, wo ein Tisch und zwei Bänke standen. Jeden Morgen mußte José, der Knecht, sie auf Befehl des Dr. Bürstenfeger mit heißem Wasser scheuern, weil sie inzwischen wieder von den Vögeln beschmutzt worden waren; dann folgten ein paar Schulstunden, die auch nicht ohne Zwischenfälle abliefen. Entweder wurde das Obst von den Bäumen gepflückt, oder eine Kuh verirrete sich in den Garten oder gar die Säue. Diese zu hüten, war ein kleiner, vierjähriger Indianer angestellt. Er hieß Manuelito und hielt eine lange Gerte in der Hand; Beinkleider, die einem halbwüchsigen Knaben gehört hatten, umschlotterten seine Beine. Auf dem Kopfe trug er einen riesigen Filz-



Dr. Bürstenfeger hatte große Angst vor Schlangen. Überall sah er welche, selbst vor einem abgebrochenen Ast fürchtete er sich.

hut, dessen Krempen auf seinen Schultern ruhten. So ausgerüstet, hatte er die Schweine auf die Weide zu treiben, die ihn aber gar nicht respektierten. Einmal drangen sie durch eine schadhafte Stelle der Hecke in den Garten. Manuelito hatte sich ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegengestellt und geschrien: „Rehrt um, kehrt um, ihr Schweinchen!“ Sie aber waren einfach über ihn hinweggetrampelt. Als Carlos und Nicolas das sahen, schnellten sie von ihrer Bank auf und eilten Manuelito, der heulend auf dem Rücken lag, zu Hilfe. Herr Dr. Bürstenfeger stand im Hintergrund und kämpfte einen harten Kampf zwischen Pflicht und Wohlwollen, aber die Pflicht siegte, und Carlos und Nicolas hatten hundertmal einen Satz abzuschreiben, der sich auf den Schulunter-

Das war ein Fest für die Knaben; er war immer sehr gut zu ihnen gewesen; stets brachte er ihnen Geschenke mit. Diesmal holte er aus seiner Reisetasche zwei schöne Rinderpistolen mit roten Zündhütchen. Obgleich der General morgen schon wieder reisen mußte, fand er doch noch Zeit, ihnen einen großen Drachen zu machen. Am nächsten Morgen vor dem Unterricht traten Carlos und Nicolas in sein Zimmer; das Fenster ging nach dem Garten. Der General schlief noch. Auf der Erde lag offen seine Reisetasche aus indischem Strohgeflecht, in der ein Durcheinander herrschte. Carlos und Nicolas schlichen auf den Zehen aus dem Zimmer, um den General nicht zu wecken; aber gleich nach der ersten Pause machten sie ihm wieder ihren Besuch. Er war eben erwacht, streckte seine Arme mit geschlossenen Fäusten in die Höhe und gähnte. Die Knaben krochen auf sein Bett und rupften ihn am Schnurrbart. „Macht das bei eurem Schulmeister, Bengels!“ rief der General. „Wollen wir wetten, ihr habt ihm noch nie einen Streich gespielt?“ Herr Dr. Bürstenfeger saß



Vergebens hatte Manuelito sich den Schweinen entgegengestellt und geschrien: „Rehrt um, ihr Schweinchen!“

richt und Manuelito und seine Schweine bezog. Dieser Zwischenfall aber änderte durchaus nichts am Programm des Schultages. Zum Schluß nahm der Hauslehrer das Lineal in die Hand, reichte den Knaben ein Liederbuch, und sie stimmten alle drei an, er mit ungemein kräftigem Bass, Carlos und Nicolas mit sehr falscher Stimme:

Rudud, Rudud ruft aus dem Wald,
Lasset uns singen, tanzen und springen...

„Tanzen und springen!“ brüllte Herr Dr. Bürstenfeger und schlug mit dem Lineal auf den Tisch, daß ein Huhn, das sich in der Nähe aufhielt, gackernd davonstolzte, denn Carlos hatte drei Notizen daneben gefungen. Im Hintergrund aber, den Knaben zugekehrt, stand Zenobia, die Mulattin, wiegte den Kopf, lachte über das ganze Gesicht und ahmte Herrn Dr. Bürstenfeger mit einem Besenstiel nach.

Drei Tage später kam ein Freund ihrer Eltern, General Azevedo, zu Besuch aufs Gut. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit leicht ergrautem Haar, groß und breit und mit einem ansehnlichen Bäuchlein. Er kam auf einem großen, schwarzen Mantier geritten, trug einen Poncho um die Schultern und ein weißes flatterndes Tuch um den Hals.

unter dem Rußbaum und las. „Habt ihr ihm denn noch keinen einzigen Streich gespielt?“ forschte der General. Carlos und Nicolas schwiegen und sahen ihn mit großen Augen an. „In eurem Alter war ich doch ein anderer Kerl, da habe ich meinen Lehrern...“ Der General schwieg und schmunzelte. „Was haben Sie ihnen getan?“ fragten Carlos und Nicolas. „Ich habe ihnen Honig auf die Bank geschmiert.“ Carlos und Nicolas mußten lachen. Der General höhnte: „Ihr wollt Argentinier sein? Schämt euch!“ Er strich Carlos über den Schopf und sagte: „Was dich betrifft, so traue ich dir so wieso nicht viel zu, du bist viel zu blond!“ Carlos war gekränkt. Er schwieg eine Weile, dann sagte

er, jedoch ziemlich zaghaft: „So schlagen Sie doch was vor!“ „Bravo!“ rief der General. Dann saß er nach. „Um einen kleinen Anfang zu machen, nehmt eine Hand voll Zündhütchen, geht zu eurem Dr. Bürstenfeger und streut sie in seiner Nähe auf den Boden. So wie ich ihn kenne, wird er Lustsprünge machen, wenn er darauf tritt.“ Die Knaben machten einen harten Kampf durch, aber die höhnische Miene des Generals trieb sie zum Entschluß. Sie griffen in ihre Taschen, wo sie noch einen Haufen Zündhütchen hatten, traten aus dem Zimmer und schlichen auf den Hauslehrer zu. Wie sie ganz nahe bei ihm standen, blickte Herr Dr. Bürstenfeger von seinem Buch auf und fragte: „Na, was wollt ihr, Karl und Nikolaus?“ Hinten aber saß der General aufgerichtet in seinem Bett, schwang den einen Arm in die Höhe und spornte die Knaben zum Kampf an. Carlos antwortete: „Wir wollten sehen, was Sie da lesen, Herr Dr. Bürstenfeger.“ „Was ich da lese?“ antwortete er nicht ohne lautes Erstaunen, „ist der Messias von Klopstock, aber es wird noch manches Jahr vergehen, bis ihr auch darin lesen könnt, Karl und Nikolaus.“ Sie fragten nicht mehr, sie schlichen weiter, mit blutroten Köpfen; sie schämten sich vor dem General und schämten sich, daß sie nie gute Argentinier werden könnten. Der General aber war ins Bett zurückgesunken und hielt sich den Bauch vor Lachen. Am Nachmittag reiste er wieder fort. — Weiter oben, den Bergen näher, wuchs neben einer großen schattigen Weide bei einer Quelle ein Pfirsichbaum, der jedes Jahr um diese Zeit die schönsten Früchte trug. Niemand wußte, wie er dahingekommen war, kein Mensch hatte ihn gepflanzt, vielleicht hatte irgendein Vorübergehender bei der Quelle einen Kern fallen lassen. Auch Carlos und Nicolas kannten ihn, und eines Tages baten sie ihren Lehrer, einen Ausflug mit ihnen dorthin zu machen, denn Pfirsiche waren ihre Lieblingsfrucht. Da Herr Dr. Bürstenfeger heute sehr mit ihnen zufrieden gewesen war, so durften sie auf ihre Maultiere steigen, Herr Dr. Bürstenfeger stellte sich in die Mitte, und man brach auf. Am Ziel angelangt, blieben die Knaben, auf seinen Befehl hin, auf ihren Tieren sitzen, Herr Dr. Bürstenfeger schritt zum Baume, von dem sich eine bunte Schar von Singvögeln kreischend erhob, und rüttelte am Stamm. Eine ganze Anzahl Pfirsiche fiel herab, er hob einige auf, prüfte sie,

bewegte unentschlossen den Kopf und sagte endlich: „Karl und Nikolaus, wartet noch eine Woche, dann sind sie ganz reif.“ Und nach diesem Bescheid lehrte er mit ihnen, ohne daß sie einen einzigen Pfirsich gegessen hatten, zum Out zurück. Als die Woche vorbei war, ließ er sie noch zwei Tage warten, dann sagte er: „Ich werde euch nicht begleiten, reitet allein!“ Er nahm Carlos' Hand in seine Rechte und die des Bruders in die Linke und fügte mit nachdrücklichem Ernst hinzu: „Karl und Nikolaus, ihr wißt, daß ich es gut mit euch meine, ihr seid bisher gehorsame Knaben gewesen, ich kann es ruhig sagen: bis auf gewisse Ausnahmen. Ich habe beschlossen, von nun an euch nicht mehr auf Schritt und Tritt zu folgen, ihr seid selbständig genug.“ Pause! — Darauf feierlich: „Karl und Nikolaus, ich nehme euch das Versprechen nicht ab, ihr seid frei, zu handeln, wie ihr wollt. Aber Karl und Nikolaus!“ — und jetzt lag ein Ausdruck von wehmütiger Sorge auf seinem Gesicht: „Ich bitte euch als euer väterlicher Freund, eßt nicht mehr als vier Pfirsiche jeder!“ Carlos und Nicolas, glücklich, überhaupt Pfirsiche essen zu dürfen, gelobten ihm das, Herr Dr. Bürstenfeger aber zog die Hände zurück zum Zeichen, daß sie sich nicht durch ein Versprechen binden sollten. So waren sie aus seiner Hut entlassen und ritten davon. Bei der Quelle banden sie ihre Maultiere an den Stamm und stiegen auf den Pfirsichbaum hinauf. Singvögel stoben kreischend auseinander. Nun pflückte jeder von ihnen vier der schönsten Pfirsiche, und sie wollten schon wieder her-

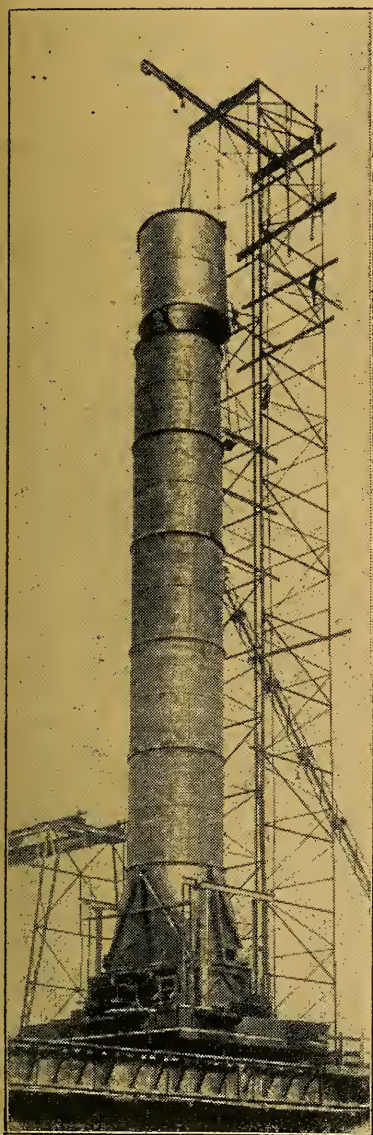


Wenn einer einen Biß tat, wartete der andere eine Weile und biß ein kleineres Stück ab, denn jeder wollte einen längeren Genuß von seinen vier Pfirsichen haben.

absteigen, als Carlos den Vorschlag machte, sie oben zu essen, weil es ihm schien, daß sie dann besser schmeckten; und so saßen sie sich denn gegenüber, jeder auf einem dicken Ast, lautlos und beobachteten sich gegenseitig aufmerksam, und wenn einer einen Biß tat, wartete der andere eine Weile und biß ein etwas kleineres Stück ab; denn jeder wollte, um einen längeren Genuß zu haben, der letzte sein. Bei diesem stummen Ringen verhielten sie sich so mäuschenstill, daß sämtliche verstreuten Vögel sich wieder zurückwagten, und es war ganz still bis weit hin. Unten nur hörte man die Quelle murmeln, und oben war ein Rauken und Picken. Als nun Carlos seine vier Pfirsiche verzehrt hatte, hatte Nicolas noch einen, den wollte er auf dem Heimweg essen. Sie kletterten wieder herab und stiegen auf ihre Maultiere, Nicolas in etwas gedrückter

Stimmung, Carlos tief melancholisch. Stumm ritten sie nebeneinander her. Nicolas hielt seinen Pfirsich in der Hand, strich mit den Fingerpitzen darüber hin, manchmal roch er daran, einmal wollte er hineinbeißen, besann sich aber und steckte ihn wieder in die Tasche. Carlos schaute zu, seine Augen füllten sich mit Tränen, er wollte sich zum Entfagen zwingen, aber der innere Kampf dauerte fort. Plötzlich hielt er sein Maultier an, stieß einen schweren Seufzer aus und sagte zu seinem Bruder: „Ich reite zu Bernabe, dem Ziegenhirten, sage Herrn Dr. Bürstenfeger, ich werde in einer Stunde nachkommen.“

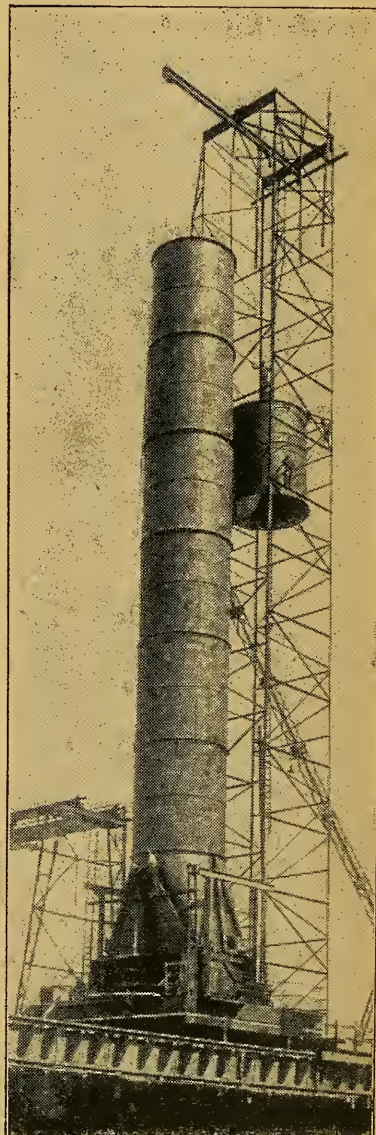
Dann wandte er sein Maultier, ritt zum Pfirsichbaum zurück und setzte sich auf den Ast, auf dem er vorhin gegessen war. Beschämt und zaghaft biß er in den ersten Pfirsich, dann aber wurde er gieriger, und bald dachte er an nichts weniger als an Herrn Dr. Bürstenfeger und seine inständige Bitte. Als er endlich genug hatte, stieg er hinunter, setzte sich faul an den Baumstamm und war in kurzer Zeit, ohne daß er wußte wie, eingeschlafen. Als er erwachte, verschwand gerade die Sonne hinter den Bergen, langsam krochen die Schatten die Ebene hinab.
(Fortsetzung folgt.)



WIE MAN HEUTE SCHORN- STEINE BAUT

Die mühevoll erbauten Ziegelschornsteine mußten den praktischen Stahlschornsteinen weichen

Die Zeiten, da man hohe Schornsteine in wochenlanger Arbeit mühsam aus Steinen und Zement aufführte, sind vorüber. Nur noch sehr selten wird heute in Deutschland eine Fabrik mit massiven Schornsteinen ausgestattet. Statt dessen verwendet man vorwiegend stählerne Schornsteine, die in sechs und mehr Einzelteilen gefertigt werden und dann in der Luft nur noch zusammengesetzt werden müssen. Das geht viel schneller als das Bauen der steinernen Schornsteine; dazu ist es billiger und sicherer, denn bei den alten Schornsteinen konnte oft ein Fehler unterlaufen, der später den ganzen Bau bedrohte. Außerdem kann man die stählernen Schornsteine auch mit größerem Durchmesser bauen und gewinnt daher für die Kesselfeuer einen größeren Zug. Nicht mehr lange, und wir werden überall in Deutschland solche Schornsteine sehen.



Wie die einzelnen Teile eines Schornsteins aufeinandergefeßt werden: Fünf Ringe sind schon übereinander befestigt worden, der sechste wird gerade hinaufgezogen.

Wie ein Schornstein gebaut wird: Auch der sechste Ring ist nun befestigt, der siebente wird herausgezogen. Auf diese Art kann man die Schornsteine mühelos beliebig hoch bauen.

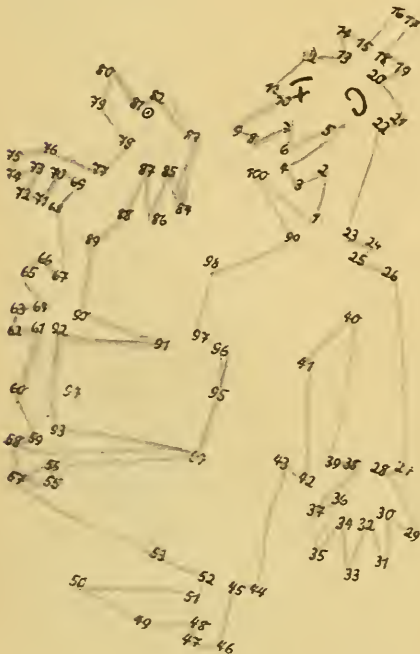
Der Hemdsärmel als Andenken

Eine Anekdote von dem Ozeanflieger Lindbergh

Obgleich jetzt bereits ein Jahr seit seinem berühmten Ozeanflug vergangen ist, ist Charlie Lindbergh noch immer der Held der amerikanischen Jugend. Der junge Flieger kann sich nirgends sehen lassen, ohne ständig photographiert, umjubelt und ausgefragt zu werden. Das wird auf die Dauer unerträglich, und der Ozeanflieger muß zu allerlei List seine Zuflucht nehmen, um überhaupt einmal allein zu sein. Ganz allein ist er eigentlich nur, wenn er am Steuer seines Flugzeugs sitzt. Dann kann ihn niemand am Rock zupfen oder auf die Schulter klopfen. Aber wenn er dann irgendwo landet, geht es schon wieder los; der Flieger kann noch so schnell das Flugfeld verlassen, irgendwo wird er dann doch aufgehalten und muß seinen Bewunderern zum tausendsten Mal tausend Fragen beantworten. Kürzlich beklagte er sich bei einem Freunde darüber, daß man ihn nie allein lasse. „Nicht mal ein Hemd kann ich mir waschen lassen,“ setzte er bitter hinzu. — „Warum nicht?“ fragte der Freund. — „Weil jedes Hemd von mir, sobald es in die Wäscherei kommt, sofort als Andenken in Stücke gerissen wird.“

Ein Bild aus 100 Zahlen

Eine wirklich lustige Sache



Wer kann in drei Minuten eine lustige Figur zeichnen? Man muß alle Zahlen der Reihe nach mit einem dicken Strich verbinden und dann von 100 bis zur 1 noch den Schlußstrich ziehen.

Wie tief kann man tauchen?



Bis zu 20 Metern kann der Mensch ohne besondere Vorrichtungen tauchen, von 20—80 Me'ter gebraucht er schon einen gewöhnlichen Taucheranzug. Darüber hinaus, bis zu einer Tiefe von 200 Metern, geht es nur mit Tiefseetaucherausrüstung. Noch tiefer zu tauchen, ist selbst mit der widerstandsfähigsten Ausrüstung wegen des gewaltigen Wasserdrucks unmöglich.

Selbst die Perlentaucher der Südbsee bleiben höchstens fünf Minuten lang unter der Wasseroberfläche, und der Europäer bringt es höchstens auf drei Minuten. Dabei wird er kaum unter Wasser etwas tun können, während der Südbsee-Insulaner unter der Oberfläche noch arbeiten muß. Bis zu dreißig Meter schwimmen die Perlentaucher hinab, um die Perlmuscheln vom Meeresboden loszureißen. Darüber hinaus versagt aber auch ihre Kraft, und für Tiefen über dreißig Meter braucht der Taucher einen Anzug aus Gummi und einen Helm, in den dauernd Luft gepumpt wird. Unter diesen Umständen kann ein Taucher mehrere Stunden unter Wasser bleiben, aber auch nur in Tiefen bis zu achtzig Meter; der Taucher würde einfach zerdrückt werden, wenn er sich in einem gewöhnlichen Taucheranzug noch tiefer wagen wollte. Da hilft dann die Tiefseetaucherausrüstung: kleine, gegen den Wasserdruck gepanzerte, Festungen, in denen die Taucher bis zu Tiefen von hundertachtzig Meter und darüber hinabgelassen werden. Hier können sie sich dann ungehindert bewegen, da das Gewicht des Tiefseepanzers durch den Auftrieb gemindert wird. In diese Tiefen kann auch keine Luft gepumpt werden. In den Panzern sind Sauerstoffbehälter angebracht, die für einen fünfstündigen Aufenthalt unter Wasser ausreichen.

Briefkasten



Billi F., Schwerin: Die besten Flieger im Tierreich haben lange und schmale Flügel. Wenn man einen Wettflug unter den fliegenden Tieren veranstalten würde, deren Flügel zwar den gleichen Flächeninhalt hätten, bei dem einen aber kürzer und breiter, bei dem anderen schmaler und länger wären, bliebe immer das schmalflügelige Sieger. So haben alle sehr schnellen Flieger lange und schmale Flügel. Unter den Vögeln die Segler, Schwalben, Falken und Möwen, unter den Insekten die Libellen und einige Nachschmetterlinge.

Werner B., Stade. Der englische Dampfer „Titanic“ stieß im Frühling des Jahres 1912 auf seiner ersten Fahrt nach Amerika in rasender Geschwindigkeit auf einen Eisberg.

Silbe J., Berlin-Tempelhof. Der neue Riesenzeppelin L. Z. 127 heißt „Graf Zeppelin“ und soll bereits im Juli nach Amerika fliegen. In der nächsten Nummer meiner Zeitschrift wird Näheres darüber zu lesen sein.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — an — au — ber — chen — dan — de — den — der — der — di — dies — e — e — e — fuhr — ge — horn — ker — kri — lan — mann — mi — mi — nas — ne — nie — o — pel — per — ra — sche — stall — ster — te — ul — ver — vi
sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein klassisches Drama und seinen Verfasser ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Italienischen Dichter, 2. Baum, 3. eßbare Wurzel, 4. geschliffenes Glas, 5. Teil des Gesichts, 6. Mantelart, 7. Kutscher, 8. Stadt in Florida, 9. Schiffsgerät, 10. Land, 11. Dickhäuter, 12. Schlange, 13. deutschen Fluß, 14. Stadt in Italien, 15. italienischen Komponisten, 16. Paradiesgarten.

Besuchskarten-Rätsel.

Hanne Gopek

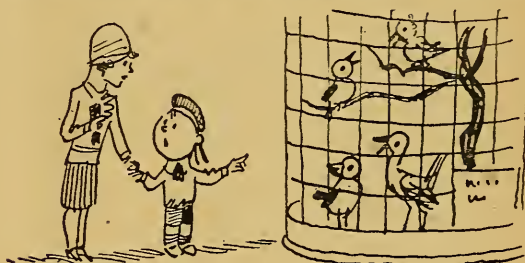
Von wo kommt diese Dame?

Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Ortes ergeben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 16:

1. Abraham, 2. Liebig, 3. Lawine, 4. Echo, 5. Rechen, 6. Amsel, 7. Ratter, 8. Fasan, 9. Arie, 10. Nagel.
Aller Anfang ist schwer.

Fridolins Lachkabine



Kurt steht mit seiner Mutter vor dem Vogelhaus des Zoologischen Gartens. Plötzlich fragt er: „Mutter, welche Vögel sind denn nun die Pechvögel?“

*

Vater: „Junge, wie oft habe ich dir jetzt gesagt, du sollst nicht trommeln?“

„Sechsmal, Vater!“

*

„Wer war einer der größten Männer in der Geschichte?“

„Das war der Riese Goliath!“

*

Lehrer: „Walter, nenne mir sechs Tiere, die in der Polargegend wohnen.“

Walter: „Vier Eisbären und zwei Seehunde.“

*

Lehrer: „Klaus, kannst du mir erklären, wie sich der Tau bildet?“

Klaus: „Die Erde muß sich 24 Stunden um ihre Achse drehen; dadurch kommt sie in Schweiß, und — diese Feuchtigkeit nennt man Tau.“

*

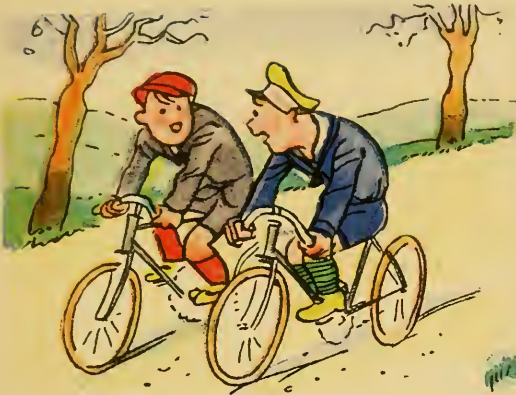
In der Klasse wurde als schriftliche Arbeit die Aufgabe gestellt: „Wie lautet der Bescheid, wenn ein Fremder in Berlin nach dem Weg vom Bahnhof Charlottenburg nach dem Lustgarten fragt?“

Alle schrieben eifrig, nur Franz war schon nach fünf Minuten fertig. In seinem Heft stand: „Leider kann ich Ihnen keine Auskunft geben, denn ich bin hier selber fremd!“

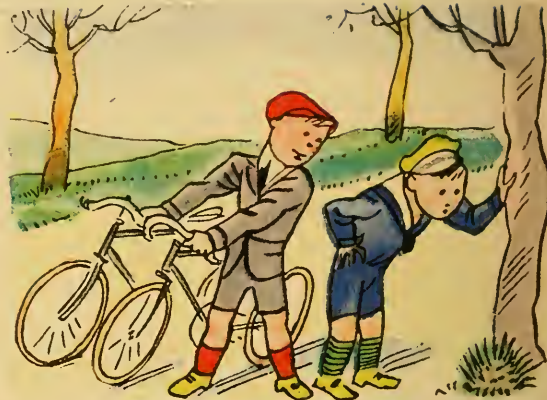


„Reptile sind Geschöpfe, die auf dem Bauche kriechen. Wer kann mir solch ein Reptil nennen?“
„Meine kleine Schwester!“

Der seltsame Kaktus



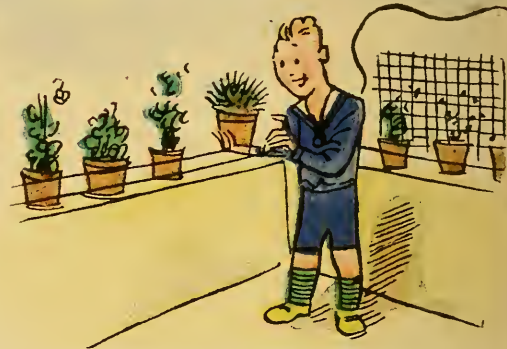
Frühling ist's. Die Luft ist lau,
Grün das Laub, der Himmel blau.
Keinen hält es da zu Hans:
Hans und Heinrich radeln aus.



„Sieh nur, Hans!“ Der Heinrich zeigt
Auf die Straße — und man steigt
Von den Rädern. Denn da liegt was,
Voll von Stacheln. Und wie piekt das!



Hans gibt Heinrich zu bedenken:
„Woll'n wir's Onkel Emil schenken?“



Sicher wird's ihm Freude machen;
Der hat lanter solche Sachen!“



Onkel Emil steht und lacht:
„Welch' ein Kaktus! Eine Pracht.“
Hocherfreut strahlt sein Gesicht —
Diese Art kennt er noch nicht.



Onkel Emil sieht Gespenster,
Denn der Kaktus springt vom Fenster
Und entflieht. So wird be'n klar,
Daß das Ding — ein Igel war!

Jr. 18. 7. Jahrgang. 3. Maiheft.

Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere

Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



In zwölf Tagen um die Erde: Auf seinem Weg um die Erde wird der neuerbaute Riesen-
geppelin „Z. L. 127“ auch über Gegenden fliegen, deren Einwohner noch nie ein Luftschiff gesehen haben.

In 12 Tagen um die Welt

*Etwas über den Riesenzeppelin „L. Z. 127“,
der noch in diesem Jahr seine große Welt-
reise antreten wird*



In zwölf Tagen um die Welt — ein Wunsch, dessen Erfüllung uns das Zeppelin-Luftschiff „L. Z. 127“ bringen soll. Rund 29 000 Km. soll das Luftschiff bewältigen mit seinen fünf Maybach-Motoren von zusammen 2800 PS, die allein genügen würden, um den Kraftbedarf einer mittleren Stadt zu decken! Trotzdem stellt ein Flug um die Erde in zwölf Tagen so große Anforderungen an das ganze Schiff, daß man im Bau verschiedener Einzelteile ganz neue Wege gegangen ist, um den Erfolg nach Möglichkeit zu sichern. So hat das Schiff nicht mehr die bisher üblichen Benzin-Motore, sondern man verwendet zum Antrieb der Motore ein besonderes Treibgas. Das hat von vornherein schon den einen großen Vorteil, daß es viel leichter ist als Benzin. Es wiegt nämlich nur etwa so viel wie Luft — und damit spart man einige Tausend Kilogramm Gewicht. Man braucht jetzt also nicht jeden freien Raum des Schiffes mit Brennstoff vollzupacken, sondern kann wirkliche Nutzlast, Fracht und Post — und nicht zuletzt Fluggäste unterbringen. Diese Bestimmung als Fracht- und Verkehrsschiff zeigt auch besonders die Einrichtung der großen Gondel. In ihrem vordersten Teil liegen die Räume, von denen aus das Schiff geleitet wird. Da ist zunächst der Steuerraum, der die beste Sicht nach allen Seiten hat, und in dem sich Luftschiffsführer und Steuerleute, je einer für Höhen- und Seitenruder, befinden. Von hier aus bekommen auch die Maschinenmeister in den fünf Motorgondeln ihre Befehle. Im Raum dahinter sitzen die Navigationsoffiziere über ihren Karten und Instrumenten, um den Weg des Schiffes festzulegen. Steht das Schiff über Land, so wird man natürlich nach Karte und Kompaß steuern. Ueber den Ozeanen aber und wenn große unbekannte Gebiete überflogen werden, wie z. B. die riesigen Wüsten im Innern Asiens, findet man den

Im Steuerraum des Zeppelins „L. Z. 127“:
Mit gespanntester Aufmerksamkeit steht der Luftschiffsführer
am Steuer, während unter ihm Dörfer und Städte, Länder
und Erdteile vorüberziehen.

Weg genau so wie jedes Schiff auf dem Meer: Man stellt aus Gestirnhöhen und Uhrzeiten die jeweilige Stellung des Luftschiffes fest. — Hinter dem Navigationsraum liegt die Kabine für die Funkentelegraphie. Die ist heute unentbehrlich, um sich über die Wetterlage zu unterrichten oder einen Landungsplatz bei Nacht oder im Nebel „anzupeißen“. Natürlich kann das Luftschiff auch selbst Nachrichten funken, und so ist man dauernd mit der Erde in Verbindung. — Gegenüber der Kabine liegt, ebenso unentbehrlich und wichtig, die Küche. Eine richtige, hochmoderne Küche, in der alles elektrisch betrieben wird, vom Kochherd bis zur Kühlanlage. Offenes Feuer ist natürlich eine Unmöglichkeit auf dem ganzen Luftschiff, da doch die Gondel unter 105 000 Kubikmeter entzündbaren Wasserstoffgases hängt! Es ist ja auch leicht, sich durch Hilfsmaschinen so viel elektrischen Strom, wie für Licht und Heizung nötig ist, zu schaffen. Für die Fluggäste ist gut gesorgt; sie wohnen wie in einer großen, gemütlichen Kabine. Für Unterhaltung sorgt der Radioapparat, der aber nichts mit der „dienstlichen“ Funkentelegraphie zu tun hat. Und für die Abwechslung des Programms sorgt das Luftschiff selbst, das ja innerhalb weniger Stunden viele Sendestationen überfliegt. Treten die Fluggäste aus dem Aufenthaltsraum heraus, so kommen sie in einen langen Gang, der durch den hinteren Teil der Gondel führt. Rechts wie links münden in ihn je 10 Kabinen — ähnlich wie Schiffskabinen. Sie sind auch ganz ähnlich ausgestattet.

Jede ist für einen Gast bestimmt, so daß im ganzen Platz für 20 Fluggäste da ist. Ganz hinten in der Gondel liegen die Waschräume und Gepäckkammern. — Sehr angenehm ist für die Mitfliegenden, daß in der Gondel kein Motor untergebracht ist; da die Erschütterungen durch den laufenden Motor fortfallen, haben die Fluggäste die Gewähr eines denkbar ruhigen Fluges. Die Unterkunftsräume für die etwa 30 Mann starke Besatzung befinden sich an anderen Stellen des Schiffes, das in seinem Riesenkörper ja auch sonst noch viel Platz zur Unterbringung von Post, Fracht usw. bietet.

Bei seinem Flug um die Erde kann nun aber auch dieses große Luftschiff nicht auf jeden Stützpunkt verzichten. Man will den Flug in drei oder vier Teilstrecken zurückzulegen und beabsichtigt deshalb, außer im Heimathafen noch in Wladiwostok, San Francisco und Lathurst anzulegen. So müßten denn dort Vorbereitungen getroffen werden, um das Luftschiff aufnehmen zu können, d. h. man müßte vor allem Ankermaße bauen. Dann muß die Möglichkeit gegeben sein, Traggas und Treibgas nachzufüllen. Alle Probeflüge, die das Luftschiff über Deutschland und Skandinavien unternimmt, werden zeigen, wieviel man dem Luftschiff zumuten kann und wie sich die verschiedenen Neuerungen daran bewähren. Denn für so große Flüge fehlt vorläufig noch jede Erfahrung, weil es auf der Erde zurzeit kein Luftschiff gibt, von dem eine solche Leistung erwartet wird. Dieser Flug um die Erde soll aber gerade zeigen, daß das Luftschiff für einen Schnellverkehr nach fernen Ländern — vor allem überseeischen — besonders geeignet ist. Und wenn die Probeflüge alle glatt verlaufen, dann lesen wir vielleicht eines Tages, daß „L. Z. 127“ seinen großen Flug angetreten hat, in zwölf Tagen um die Erde! Dann werden wir zwölf Tage lang aufhorchen, wenn wir von unserm Luftschiff hören, das mit brausenden Motoren nach Osten stürmt — der aufgehenden Sonne entgegen!



Zeppelin über dem Ozean:

Vor seiner ersten großen Fahrt um die Welt wird der Riesenzeppelin „L. Z. 127“ erst eine Probefahrt über den Atlantischen Ozean unternehmen.

Vom Landstreicher

ZUM

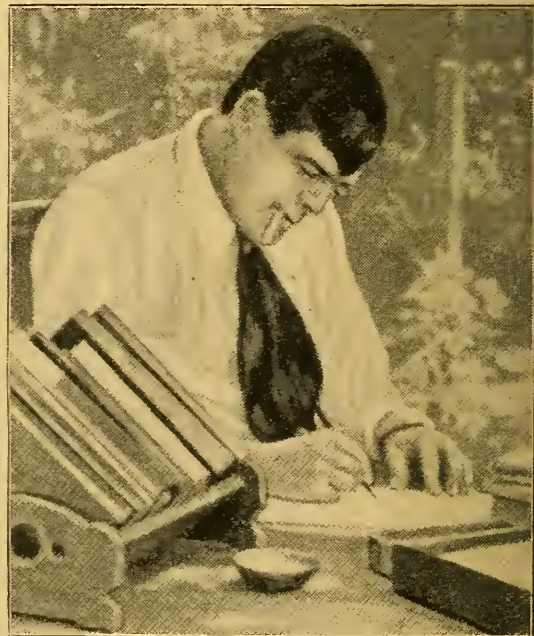
Geschichten- Schreiber

*Der abenteuerliche Lebensweg
Jack Londons*

dieser Wunsch in ihm zum Entschluß geworden. Nie, nie wieder würde er als Matrose zur See gehen, Robben harpunieren und Monate auf einem kleinen nach Tran riechenden Schoner verbringen. In seinem Kopf lebten hundert Geschichten, Geschichten vom Meer und den Menschen, die darüber hinwegfahren in großen und

Wie Jack London auf dem Lande reiste: Er stellte sich neben die Schienen und sprang tollkühn auf den heranbrausenden Zug.

Am einem Abend im September vor etwa fünf- und zwanzig Jahren strich der Robbenschoner „Lahaina“ durch das Goldene Tor in die Bucht von San Francisco. Hinter ihr sank gerade die Sonne in den Pazifischen Ozean, aus dem ihre Mannschaft vier Monate lang Robben gefischt hatte, und vergoldete das Gewirr von Masten und Schornsteinen des Hafens, dem die „Lahaina“ zustrebte. Unter Deck waren die Matrosen damit beschäftigt, ihre Seesäcke zu packen. Sie alle freuten sich auf die Heimkehr und erzählten einander ihre Pläne. Nur der Matrose Jack London beteiligte sich nicht an der Unterhaltung; er saß auf seinem Seesack dicht an der Tür und dachte daran, daß es für ihn jetzt keine Freuden geben würde, sondern harte Arbeit. In dem Seesack unter ihm lagen ein paar Bücher, die er während der langen Fahrt viele Male gelesen hatte, und dabei war langsam in ihm der Wunsch gewachsen, auch einmal solche Geschichten zu schreiben. In den langen Nächten am Steuerrad und Ausguck war

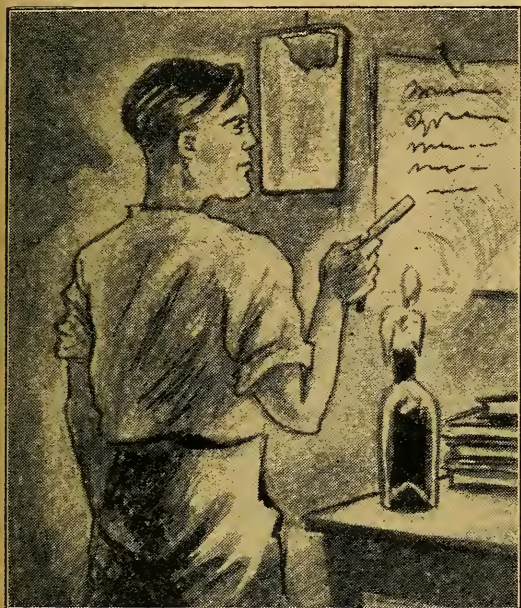


Jack London auf seinem Gut in Kalifornien, das er sich aus den Erträgen seiner Bücher kaufte.

kleinen Schiffen, Geschichten von den Goldfeldern Alaskas, den Häfen längs der amerikanischen Westküste, den Prärien und den Inseln der Südsee. Er hatte ja, obgleich er erst fünfundzwanzig Jahre alt war, so viel gesehen und erlebt, war zehn Jahre lang herumgewandert; über das alles wollte er nun Geschichten schreiben und dachte nun nach über die Wege, die zu diesem Ziel führten. Es genügte ja nicht, eine Geschichte im Kopf zu haben, man mußte sie auch niederschreiben können, und das war schwer für jemanden, der die Schule bereits mit neun Jahren verlassen hatte, weil er sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen mußte. Er konnte ja kaum richtig buchstabieren und eine Geschichte schreiben ... In diesem Augenblick lief ein Ruck durch das Schiff: die „Lahaina“ war gegen das Bollwerk gestoßen. Schwere Schritte liefen über das Deck, Stimmen drangen durch die angelehnte Tür



Als Jack London noch nicht Schriftsteller war: Als Goldgräber in Alaska geriet er bei dem Versuch, den zugefrorenen Klondykefluß zu überschreiten, auf eine Eissole und wäre um ein Haar mit seinem Hund ertrunken.



Wie Jack London seine Sprache lernte: Alle unbekannten Wörter schrieb er auf und lernte sie in jeder freien Minute auswendig. Selbst beim Rasieren hatte er neben dem Spiegel einen Zettel angeheftet.

des Mannschaftslogs. Die „Lahaina“ war angekommen. Nun war es so weit, und Jack London erhob sich von seinem Seesack, den er mit einem Ruck über die Schulter warf. Unter der Befahrung des Schoners war er der Kräftigste gewesen; „mit den Muskeln kann ich es mit jedem aufnehmen,“ dachte er, „aber auch mit dem Geist?“

Drei Monate später, an einem Winterabend, saß Jack London in einem kümmerlichen Zimmer an dem wackligen Tisch, an dem er seit der Abmusterung von der „Lahaina“ viele Stunden verbracht hatte. Nicht einen Tag hatte er verloren seitdem. Während des Tages war er in sämtlichen Bibliotheken der Stadt gewesen, und hatte mit heißem Eifer die besten Geschichten der Welt studiert. So also mußte man es machen, und so! So oft er auf ein unbekanntes Wort stieß, hatte er es sich auf kleine Zettel geschrieben, die er zu Hause sammelte, bis er alle diese Wörter auswendig kannte. Er hatte nicht nur keinen Tag verloren, sondern auch keine einzige Minute. Bis tief in die Nächte hinein hatte er an seinem Tisch geschrieben, hatte dann noch im Bett Bücher, die er sich mitgebracht hatte, gelesen. Und morgens, wenn er aufstand und sich rasierte, hatte er schon wieder neben dem Spiegel einen Zettel angeheftet mit Wörtern zum Auswendiglernen. Schließlich hatte er seine erste Geschichte geschrieben und an die Zeitungen geschickt. Und nun war der Lohn, den er noch

von der „Lahaina“ erhalten hatte, zu Ende gegangen, trotzdem er so sparsam wie möglich gelebt hatte, und von seiner Geschichte hatte er nicht wieder gehört. Aber Jack London ließ den Mut nicht sinken. Er suchte sich Arbeit, nahm alles, was er bekommen konnte, und schrieb in der Nacht. Als die erste Geschichte zurückkam, schrieb er eine zweite, und dann die dritte, vierte und fünfte. Niemand wollte etwas von seinen Geschichten wissen, aber trotzdem schrieb er immer weiter, in den Nächten, während er am Tage arbeitete. So ging es zwei, drei Jahre, als plötzlich alles anders wurde; einem Redaktor gefiel die Geschichte, die der ehemalige Matrose ihm eingekandt hatte, und er bat ihn um mehr. Viel Geld bekam Jack London nicht dafür, aber es war

doch ein Anfang, und er arbeitete weiter, an seinen Geschichten und an sich selbst. Langsam, ganz langsam kam dann der Erfolg und er wurde bekannt. Er konnte sein kümmerliches Zimmer verlassen und schließlich in ein eigenes Haus ziehen, und als der Erfolg weiter anhielt und die amerikanischen Zeitungen sich um Jack Londons Geschichten rissen, konnte er sich ein Gut kaufen, in dessen Garten er dann seine schönsten Geschichten schrieb. Endlich ließ er sich eine Yacht bauen, um auf ihr noch einmal alle die Stätten zu besuchen, die er einst als Matrose und Wanderbursche gesehen hatte. Eines Tages fuhr er am Steuer seiner eigenen Yacht durch das Goldene Tor hinaus in den Pazifik, fast zehn Jahre, nachdem er auf der „Lahaina“ heringekommen war.

Onkel Toldis Pfingststrüßflüg



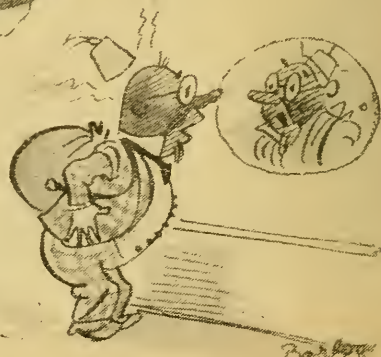
Die Züge sind sehr voll zu Pfingsten,
Den Toldi stört's nicht im geringsten.
Mit frohem Sinn der Ruhe pflegend
Blickt er voll Freude in die Gegend.

Dann dreht er sich gelassen um,
Entsezt steht alles Publikum,
Und in der nächsten Bahnhofshalle
Entfliehn aus dem Abteil sie alle.



Der Toldi sieht sich nun allein.
Zwar: er begreift es gar nicht, nein.
Doch hat er es nun sehr bequem,
Drum ist es ihm ganz angenehm.

Der Onkel Toldi ist am Ziel,
Hier wiederholt sich nun das Spiel:
Es flüchtet alles wie zuvor. —
Ein Spiegel zeigt's: Er ward zum
Mohr!





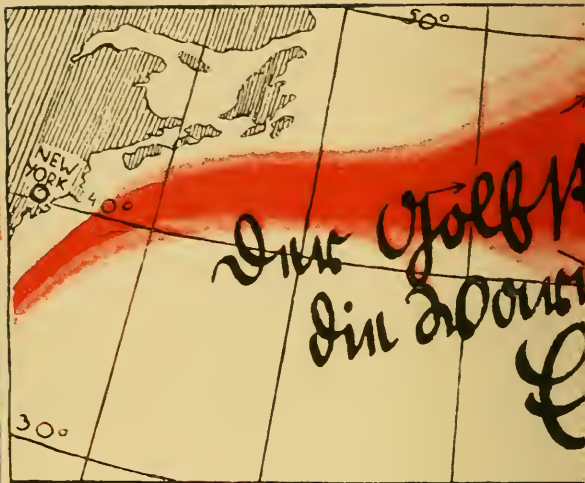
Die Welt von unten und oben

Warum man von einer „Frosch- und Vogelperspektive“ spricht

Wenn sich ein Frosch mit einem Vogel über die Welt unterhalten könnte, so würden sie gewiß sehr bald anfangen sich zu zanken. „Es gibt nichts Höheres als einen Grashalm!“ würde der Frosch sagen. „Unsinn!“ würde der Vogel erwidern, „hast du denn noch nie einen Kirchturm gesehen? Deine Grashalme sind nur kleine niedrige Gewächse!“ Natürlich würde der Frosch dem Vogel kein Wort glauben, denn sein Blick ist nie über die Höhe eines Grashalms hinausgegangen, eine grüne Wiese, deren Gräser im Wind schaukeln, ist für ihn ein rauschender Wald, und er kann sich nicht vorstellen, daß es andere, mächtigere Wälder gibt. Der Vogel aber hätte genau so wenig Verständnis für die Welt des Frosches, denn er ist gewöhnt, die Welt von oben zu sehen, wo kein Gegenstand den anderen verdeckt. Und weil die „Weltanschauungen“ von Vogel und Frosch so verschieden voneinander sind, sprechen wir von der Frosch- und Vogelperspektive. Der Flieger sieht selbstverständlich die Welt aus der Vogelperspektive, und auf den Bildern, die er von oben aufnimmt, sind alle horizontalen Winkel und Entfernungen genau wiedergegeben, während die Seitenansichten und Höhenwinkel fehlen. Von einer Froschperspektive spricht man dagegen, wenn man irgendeine Ansicht von einem Gesichtspunkt aus betrachtet, der unter unserer gewöhnlichen Augenhöhe liegt. Man gebraucht die Bezeichnung „Frosch- und Vogelperspektive“ aber auch in anderem Sinne. Wenn ein Mensch sehr kleinlich ist und seine Anschauungen für die einzig richtigen hält, so sagt man von ihm, „der lebt in einer richtigen Froschperspektive“. Von den Menschen aber, die die Welt in ihrer wahren Größe erfassen, sagt man anerkennend, daß es Menschen mit einer „Vogelperspektive“ sind.

Die Welt von unten: Der Frosch auf seiner feuchten Wiese kennt nichts Höheres als die Grashalme. Die Welt, in der er lebt, ist klein und niedrig.

Die Welt von oben: Im Gegensatz zu dem Frosch überblickt der Vogel einen großen Ausschnitt der Welt. Er sieht alle Dinge in ihrem richtigen Verhältnis.

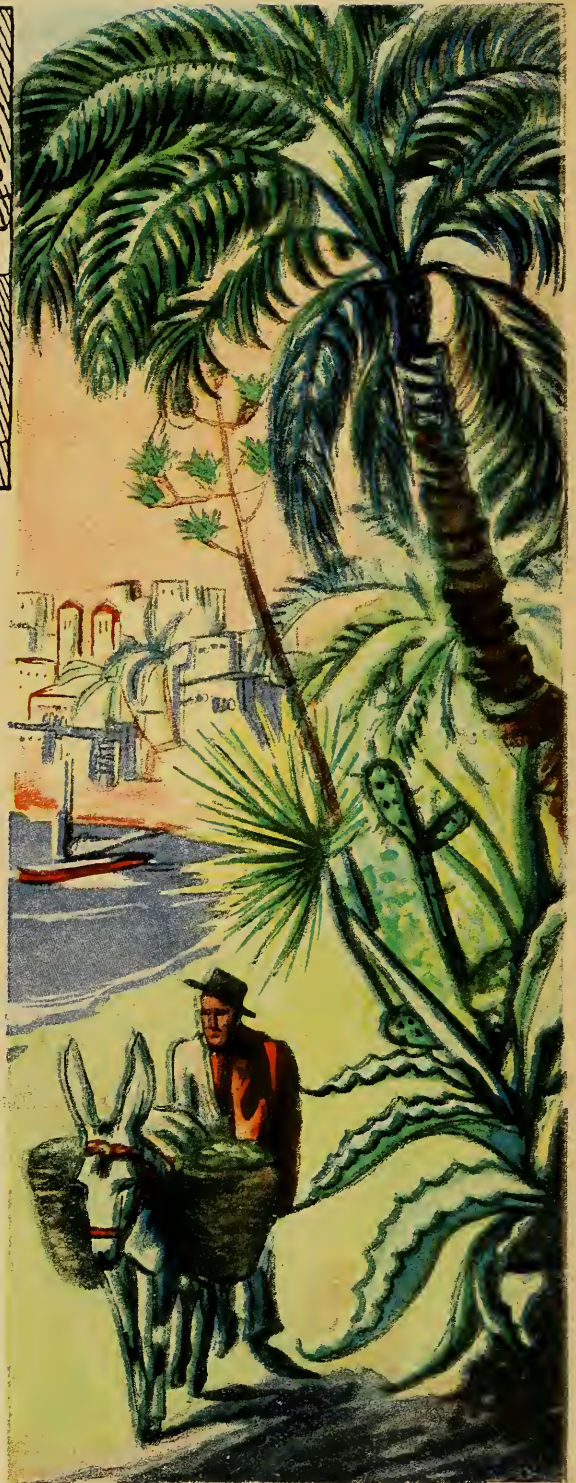


Je weiter man vom Äquator nach Norden kommt, desto kälter wird es — denkt man, und hat damit auch im allgemeinen recht, aber nicht ganz, denn es gibt Ausnahmen, bei denen die nach Norden abnehmende Sonnenwärme durch andere Wärmequellen ersetzt wird. Nur dadurch läßt sich erklären, daß das nördlich von Deutschland liegende England eine höhere Durchschnittstemperatur hat als Norddeutschland, und doch wieder die Halbinsel Labrador in Nordamerika, die ungefähr auf derselben Höhe liegt wie Deutschland, zu dieser Jahreszeit, in der bei uns bereits alles grünt und blüht, eben erst aus dem Winterschlaf erwacht. Noch größer ist der Temperaturunterschied zwischen Newyork und der portugiesischen Stadt Figueiro, die beide zwischen dem 40. und 41. Breitengrad liegen und doch ein grundverschiedenes Klima haben; während Newyork nämlich noch strengere Winter hat als wir, herrscht an der portugiesischen Küste ewiger Sommer. Die Erklärung für diese merkwürdigen Unterschiede ist jedesmal der Golfstrom, ein quer durch den Atlantischen Ozean fließender Strom warmen Wassers, der sich bereits äußerlich durch seine tiefblaue Farbe von dem viel kälteren grünlichen Wasser des Ozeans abhebt. Der Golfstrom „entspringt“ im Golf von Mexiko, wo sich die von der Äquatorsonne erwärmten Wassermassen wie in einem riesigen Sammelbecken stauen. Von hier strömt das warme Wasser durch die Floridastraße hinaus nach Nordosten und entwickelt dabei eine Geschwindigkeit von 120 Seemeilen täglich, womit sich mancher Eiszwasserstrom nicht messen kann. Zuerst fließt er in gleichmäßiger Entfernung von der amerikanischen Küste, ohne sie jedoch zu berühren; täte er es, dann hätte auch Newyork die gleiche Temperatur wie die portugiesische Küste, auf die der Golfstrom in seinem weiteren Lauf direkt aufprallt. Aber zwischen Newyork und dem wärmespendenden Golfstrom steht die so-

Newyork im Winter: Der an der Stadt vorbeifließende Eisstrom trennt sie von dem wärmenden Golfstrom ab, während...



genannte „Kalte Mauer“ — von Norden vordringende eisige Ströme, die an der amerikanischen Küste entlang nach Süden fließen und erst auf ihrem Weg zum Golf von Mexiko langsam erwärmt werden. Durch diese kalte Mauer wird auch der Golfstrom nach Osten gedrängt und verbreitet sich fächerförmig über den Atlantischen Ozean. Der nach Süden abbiegende Teil umspült die Kanarischen Inseln, trifft auf die portugiesische Küste, berührt Afrika und beginnt dort seinen Kreislauf von neuem. Der nördliche Teil des Golfstroms berührt England, wärmt die Nordsee und schlägt dann eine Biegung in das nördliche Eismeer bis nach Spitzbergen und der Sibiriens vorgelagerten Insel Nowaja Semlja. Hier versagt aber auch seine Kraft, die aufgespeicherte Wärme ist verbraucht, und er wird ein Opfer des ewigen Eises. Aber die unterwegs abgegebenen Wärmemengen üben ständig einen großen Einfluß aus. Ganz Europa würde anders aussehen ohne die Warmwasser-Versorgung des Golfstroms. England wäre eine wüste nordische Insel, und auch zu uns käme der Frühling so spät wie zu den Dörfern auf der Labradorhalbinsel, denn wenn wir auch nicht unmittelbar vom Golfstrom umspült werden, so steht Deutschland doch unter dem Einfluß der durch den Golfstrom im westlichen Europa erhöhten Temperaturen. Wir kennen heute ziemlich genau den Lauf des Golfstroms, und niemand wundert sich, wenn auf Spitzbergen Hölzer angetrieben werden, die sonst nur in Mittelamerika gefunden werden. Ja, es kommt sogar oft vor, daß der südliche Arm des Golfstroms, der die Kanarischen Inseln und Spanien berührt, große Stücke mittelamerikanischen Zuckerrohrs auf den Strand Europas wirft. Und vor kurzem wurde auf den Drake-Inseln nördlich von England eine Flaschenpost angetrieben, die erst vor knapp vier Wochen im Golf von Mexiko ausgesetzt worden war.



Figueira an der portugiesischen Küste, das auf der gleichen Höhe liegt, vom Golfstrom umspült wird und ein warmes Klima hat.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

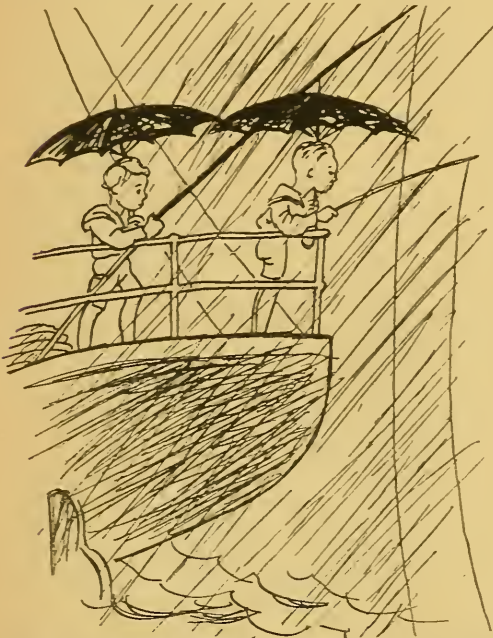
(6. Fortsetzung.)

Sein erster Gedanke war, daß er Herrn Dr. Bürstenfeger jämmerlich hintergangen hatte, und eine tiefe Traurigkeit erfüllte ihn. Er saß da, den Kopf an den Baum gelehnt, und weinte vor Reue. Aber es war schon spät, und er mußte an die Rückkehr denken. Im Schritt, die losen Zügel in der Hand, ritt er heimwärts; er war aber noch keine Viertelstunde geritten, als er sich mit Schrecken erinnerte, daß unter dem Baum die Kerne der vielen gegessenen Pfirsiche lagen, die ihn verraten würden; er kehrte daher um und vergrub sie nahe bei der Quelle. Schon wollte er wieder aufs Pferd steigen, als ihn plötzlich der Gedanke überfiel, aus den Kernen könnten Pfirsichbäume wachsen, und obgleich er wußte, daß es noch in weiter Ferne lag, ließ der Gedanke ihm doch keine Ruhe, er scharfte die Kerne wieder aus und steckte sie in seine Rocktasche. Als er im Gut ankam, war die Ebene schon ganz vom Abend beschattet. Aber fern am Horizont stieg blutrot der Mond auf. Vor ihm stand Herr Dr. Bürstenfeger. „Du warst beim Ziegenhüter Bernabe,“ sagte er, „du hättest nicht so

spät heimkommen sollen, Karl.“ Ganz harmlos, etwas vorwurfsvoll sagte er das, und doch war etwas wie leises Mißtrauen in seiner Stimme. „Ich war beim Ziegenhirten Bernabe,“ antwortete Carlos. Seine Stimme zitterte, er blickte Herrn Dr. Bürstenfeger nicht in die Augen. Trotz der ziemlichen Dunkelheit sah Herr Dr. Bürstenfeger, daß Carlos über und über rot war. Da wußte er, daß er ihn belogen hatte, und stumm wandte er sich ab. Carlos aber ging ins Zelt, legte sich zu Bett und schluchzte in die Kissen hinein.

Ins Land Paraguay.

Der Winter hatte schon lange begonnen in Buenos Aires; zwar blühten im Garten noch die Veilchen und es duftete der Mimosenbaum, aber wenn Carlos und Nicolas in der Frühe vor dem Springbrunnen standen, so hatte sich eine dünne Eisschicht darauf gebildet. Die Knaben drückten den Finger darauf, daß sie brach, und dachten: hundertmal so dick und tausendmal so weit, und es ist ein Fest in Europa. Das hatte ihnen Herr Dr. Bürstenfeger erzählt. Eines Morgens, während der ersten Pause, klopfte es, und Tia Lolita stand im Zimmer. Tia Lolita war die jüngste Schwester ihrer Mutter, die Knaben nannten sie aber gewöhnlich nur Lolita. „Carlos und Nicolas,“ sagte sie, „wir reisen in einigen Tagen alle miteinander nach Paraguay.“ Die Knaben stürzten ins Zimmer ihrer Mutter: es war wahr, in einer Woche reiste man. Es goß in Strömen am Tage der Abfahrt. Carlos und Nicolas knieten auf dem Sofa im Salon des Dampfers und schauten zum Fenster hinaus. Große beladene Barken strichen vorüber, langsam, mit eingezogenen Segeln, die dunkel vom Regen waren. Carlos und Nicolas schauten auf die trübe Fläche des Stromes, auf der fortwährend Blasen entstanden und platzten. Leise pochte die Maschine. Es wurde zu Tisch geläutet, nachher ging Herr Dr. Bürstenfeger in seine Kabine, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Carlos und Nicolas spielten mit Tia Lolita Fangen, und dann versteckten sie sich, und sie mußte sie suchen. Carlos war schlau; er wußte, daß sie schwerlich auf Deck gehen würde, weil es in Strömen regnete, ging hinauf und duckte sich in eine Tاورolle. Nach seinem Mittagsschläfchen begab sich Herr Dr. Bürstenfeger in den Salon; er fand die Knaben nicht, suchte sie und sah sie schließlich oben auf Deck mit aufgespannten Regenschirmen sitzen, jeder hatte eine lange Angelrute in der Hand. Die gehörten dem Schiffszahlmeister. Sie hatten sie vor seiner Kabine



Carlos und Nicolas standen auf Deck mit aufgespannten Regenschirmen und angelten.

stehen sehen, und auf ihre Frage, ob er erlaube, daß sie damit Fische für das Abendessen fingen, war er überaus erfreut darüber gewesen; und nun saßen Carlos und Nicolas bereits dreiviertel Stunden lang da und fingen nichts. Der Lehrer legte ihnen die Hand auf die Schulter und belehrte sie, es sei bei der schnellen Fahrt nicht gut möglich, Fische zu fangen, und der Zahlmeister, der weit hinten unter Dach stand, lachte und meinte, die Fische müßten lange Beine haben, und warnte sie vor dem Kapitän, der beleidigt sei, denn sein Schiff sei kein lahmer Klepper. Bei Tisch saßen Carlos und Nicolas nach der Spitze, wo der Kapitän saß, und waren nachher furchtbar froh, weil er nichts gesagt hatte. Heute hatte man frei gehabt, aber morgen war Schule . . .

„Wir werden gefattelt,“ sagte Carlos zu Nicolas, als Herr Dr. Bürstenfeger sie zum Unterricht abholte.

Sie meinten, so müsse es auch ihren Ponies zumute sein, wenn die Knaben mit ihren Zäumen kamen. Uebrigens war es ungewiß, wer diesen Witz erdacht hatte, Carlos oder Nicolas. Der Witz war alt, jeder nahm ihn für sich in Anspruch, und sie hatten sich manchmal ernstlich darüber gestritten. Auf Carlos Vorschlag führten sie seit einiger Zeit ein Notizbuch in der Tasche, und machte einer von ihnen einen Witz, so wurde er sofort in beide Hefte eingetragen und darunter geschrieben:

Diesen Witz hat Carlos (oder Nicolas) am 5. November 19.. um 4 Uhr nachmittags auf einem Ritt nach Flores gemacht.

Es folgten dann beide Unterschriften. Aber auch dies lief nicht immer ohne Streitigkeiten ab, denn oft war der andere geneigt, den Witz zu schlecht zu finden, als daß er notiert werden sollte, was ihn aber manchmal nicht daran hinderte, später, als er bereits längst vergessen schien, darauf zurückzukommen und für sich die Autorschaft zu beanspruchen. — In Herrn Dr. Bürstenfegers Kabine lag alles fein säuberlich nebeneinander: das Rechenbuch, das Lesebuch, die französische Grammatik, zwei Hefte und zwei gespitzte Bleistifte. Sie setzten sich. Zuerst kam das Rechnen, dann folgte Französisch. Zum Schluß kam das Freiturnen, der Gesang wurde ausgelassen. Herr Dr. Bürstenfeger öffnete die Luke, damit frische Luft hereinkäme, und es wurde mit der Kniebeuge begonnen, zuerst er und Carlos allein, weil zu wenig Raum in der Kabine



„Kaufen Sie uns einen Affen,“ baten Carlos und Nicolas und blieben begeistert bei der alten Indianerin stehen.

war. Carlos dachte: Wir bewegen uns auf und ab wie die Rollen unten in der Maschine. Er empfand es aber nicht als einen Witz, weil er zu erbittert war. . . . In der Nacht schliefen Carlos und Nicolas lange nicht ein vor Aufregung; am Morgen würden sie ihr Landgut passieren, noch nie waren sie im Schiff daran vorbeigefahren. Außerdem hatten sie einige Tage vor ihrer Abfahrt einen Brief an den Verwalter geschrieben, unter welchen die Mama ihre Unterschrift gesetzt hatte. Darin stand, daß, wer Zeit hätte, sich, sobald das Schiff in Sicht wäre, ans Ufer begeben sollte, weil Carlos und Nicolas mit dem Taschentuch winken wollten. Die Knaben baten den Kapitän, sich möglichst nahe an der Küste zu halten, und gaben ihm den Grund an. Der Kapitän, der ihnen scheinbar das Fischen gar nicht übelgenommen hatte, erklärte sich bereit, und wirklich fuhr er so nahe daran vorbei, wie er konnte. Von allem Gesinde aber waren nur Ramon, der Stallknecht, und Miguel, der Koch, anwesend. Carlos und Nicolas waren ganz außer sich vor Freude, winkten und schrien, man konnte aber nichts verstehen. In gestrecktem Galopp kam plötzlich Juan auf Carlos' Pony, das er ihm für die Zeit seiner Abwesenheit geliehen hatte, dahergeritten. Um zu zeigen, daß er so schnell wie das Schiff sei, ritt er im Galopp mit diesem parallel und feuerte das Pferd zu immer größerer Geschwindigkeit an; mit seinem dicken Bauch und seinem kurzen Halse glich es einer dahinstürmenden Wildsau. Carlos hatte sich anfangs

gefrennt, dann aber begann er, sich über Juan zu ärgern. „Reinn' nicht so! Quäl' mein Pferd nicht so!“ schrie er, „sonst hau ich dich!“

Juan aber lehrte sich nicht daran, erstens weil er nichts hörte, und zweitens, weil Carlos ihm doch nichts tun konnte. Die Passagiere aber lachten. — Zwei Stunden später hielt plötzlich das Schiff mit starkem Erbeben an, die Schaufelräder bohrten sich in den Grund, ein Duzend Gläser und sechs Flaschen zerbrachen, ein Buch fiel in Herrn Dr. Bürstenfegers Kabine vom Reg. Es war Wassertiefstand, und man war auf eine Sandbank aufgefahren. Es war aber weiter kein Unglück geschehen. Gegen Dämmerung kam ein großes Dampfschiff den Strom herab; mit Tauen versuchte es, das andere freizumachen, aber es war umsonst. Am Morgen jedoch, als Carlos und Nicolas erwachten, war man bereits wieder in voller Fahrt begriffen. Ein Sturm hatte in der Nacht das Schiff flott gemacht. Nach einigen Tagen trafen sie in Asuncion ein. „Nach dieser langen Flußfahrt ist es nötig, daß wir uns endlich einmal gründlich Bewegung machen,“ sagte Herr Dr. Bürstenfeger und nahm Carlos und Nicolas bei der Hand. Und sie spazierten auf den Straßen von Asuncion, der Stadt mit den blendend weißen Häusern, den vorgebauten Holzgitterfenstern, den bedeckten Galerien, in denen Hängematten hingen, und den breiten, ungepflasterten Straßen mit der roten, weichen Erde. Der Duft der Drangenblüte erfüllte die Stadt. Frauen, eingeschüllt in lange, weiße Tücher, wandelten langsam und sehr aufrecht, bunte Krüge auf den Köpfen. In ihren Gärten, unter Drangenbäumen, lagen die Männer und schliefen. „Es ist dies ein paradiesisches Land,“ sagte der Lehrer, „ohne Haft und Qual und ohne Arg verbringen die Menschen hier ihre Tage, brauschen, um zu leben, nur die Hand auszustrecken nach den herrlichen Früchten, die diese gütige Erde ihnen spendet.“ Der Weg führte sie am Markt vorbei.

Carlos und Nicolas sahen zwei Affen je auf einem großen Kürbis kauern. Vier uralte, verschrumpfte Indianerinnen saßen um einen großen Kessel und kauten Mais.

Die ganze Aufmerksamkeit der Knaben war auf die beiden Affen gerichtet. Wenn man nach Paraguay käme, sollten sie einen haben, hatte die Mama gesagt. Eine der alten Indianerinnen erhob sich, setzte auf jede Hand einen Affen und hielt sie dem Hauslehrer hin. Sie wimmerten und fragten sich. „Herr Dr. Bürstenfeger, kaufen Sie uns einen Affen!“ baten Carlos und Nicolas zugleich. Herr Dr. Bürstenfeger machte eine erschrockene Bewegung; er erinnerte sich an das Versprechen, das ihnen die Mama gegeben hatte. Aber kein Tier war ihm so unsympathisch wie ein Affe. „Kaufen Sie uns einen Affen!“ wiederholten die Knaben. Nach einigem Zaudern begann er mit der Indianerin zu unterhandeln. Carlos und Nicolas waren sich nicht einig in der Wahl; schließlich einigten sie sich auf den, der auf der linken Hand saß, und der Lehrer gab seine Einwilligung. Als aber die Indianerin die Kiste, in die er hineingehörte, in die Höhe hob und ihn an der Schnur zog, an der er angebunden war, fielen sich beide Tiere in die Arme und begannen laut zu heulen. Sie wußten

es von manchen Vorgängern, daß es galt, Abschied zu nehmen. „Arme Affen!“ sagten Carlos und Nicolas. Auch Herr Dr. Bürstenfeger war voller Mitleid. Die Affen hielten sich umklammert, der Lehrer war ratlos. „Kaufen Sie beide!“ baten die Knaben. Herr Dr. Bürstenfeger rang mit sich. „Es wäre eine Grausamkeit, die armen Tiere zu trennen!“ entschied er endlich. Er gab der Indianerin eine Weisung, die Knaben jubelten, und einige Minuten später zogen sie heim, Carlos und Nicolas rechts und links von Herrn Dr. Bürstenfeger, jeder mit seiner Kiste und seinem Affen.

Zwei Tage später fand die Weiterreise nach Trinidad statt; es war ein Ritt von fünf Stunden. Zum erstenmal in seinem Leben mußte sich Herr Dr. Bürstenfeger entschließen, auf ein Pferd zu steigen. In ganz Asuncion war kein einziger Wagen aufzutreiben. Sie hätten kaum fortkommen können auf der weichen, lockeren Erde der Wege. Da der Tag zu heiß war, entschloß man sich, nachts zu reisen. Man brach um 11 Uhr auf, bei herrlichem Mondschein, um mit beginnender Dämmerung anzukommen. Die Pferde waren zahm und mager, und es war gesorgt worden, daß Herr Dr. Bürstenfeger das zahmste erhielt. Die Eltern, Tia Lolita und die übrigen ritten voraus. Carlos und Nicolas ritten neben ihrem Lehrer und waren beschäftigt, sein Tier anzutreiben, wenn sie traben wollten. Gewöhnlich aber ging es im Schritt, da der Weg zum größten Teil durch Urwälder führte. — Die Kolonie Trinidad war von Urwäldern umgeben, nachts drang von dort das Geschrei der Brüllaffen herüber. Der größte Teil der Einwohnerschaft bestand aus deutschen Bauern und Handwerkern. Sie waren zusammengewürfelt aus allen Teilen des Reiches, und man hörte sämtliche Dialekte nebeneinander. Zweimal in der Woche war es Carlos und Nicolas erlaubt, allein auszureiten. Herr Dr. Bürstenfeger erlaubte es, weil die Gegend sicher war, von den friedlichen Guarangianern war keine Gefahr zu erwarten. Auf ihren mageren, struppigen Pferden schlugen die Knaben am liebsten die Richtung dahin ein, wo bald nach dem Urwald die Steppe begann. Da konnten sie lange Galopp



Zum erstenmal in seinem Leben mußte auch Dr. Bürstenfeger ein Pferd besteigen. Carlos und Nicolas ritten neben ihm, um sein Tier anzutreiben.

des Tages wiegte sie in Halbschlaf ein. Carlos träumte, er jage hinter Straußen, dann träumte er, daß er mit den wilden Tobasindianern kämpfe. Plötzlich erwachte er. Er rief sich die Augen, und es war seltsam: was er eben geträumt hatte, sah er deutlich, aber regungslos in die Wolken gezeichnet, und je länger er hinstarrte, um so lebendiger wurde das Bild. Er schloß die Augen und sah es langsam vergehen, er öffnete sie, und das Bild schwebte über dem Horizonte.
(Fortsetzung folgt.)

A hand-drawn tree diagram illustrating the chemical classification of carbon compounds. The trunk is labeled 'KOHLE' (Carbon). The main branches are 'TEER' (Tar) and 'KOHLE' (Carbon). From 'TEER', branches lead to 'HEIZ-ÖL' (Heating Oil), 'SCHWEFEL' (Sulfur), 'PECH' (Pitch), 'ROHHAAR-WASSER' (Crude Oil), 'SCHWEFEL' (Sulfur), and 'SALZ-ÖL' (Salt Oil). From 'KOHLE', branches lead to 'LYSOL', 'HEIZ-ÖL', 'NAPHTH-ÖL', 'MITTEL-ÖL', 'LEICHT-ÖL', 'PECH', 'ROHHAAR-WASSER', 'SCHWEFEL', and 'SALZ-ÖL'. Further sub-branches include 'ASPIRIN', 'VANILIN', 'FUCHSIN', 'ANILIN', 'TOLUOL', 'ROSIN', 'NACHALIN', 'BENZOL', 'KRESOL', 'NAPHTH-ÖL', 'MITTEL-ÖL', 'LEICHT-ÖL', 'PECH', 'ROHHAAR-WASSER', 'SCHWEFEL', and 'SALZ-ÖL'. The diagram is a complex, branching tree structure with many small labels on the branches.

Wenn wir keine Steinkohle hätten, müßten wir viele Dinge entbehren. Erhitzt man nämlich Steinkohlen in besonderen Oefen, so entweichen Gas- und Aeerdämpfe, und zurück bleibt Koks. Das Gas ist uns allen bekannt: es ist das Leuchtgas. Die Aeerdämpfe aber werden niedergeschlagen und weiterbehandelt, und was daraus gewonnen wird, sehen wir täglich um uns.

Der Motorradfahrer benutzt Benzol als Betriebsstoff, und die Benzole, auch Xylol und Toluol gehören dazu, destilliert man aus dem Steinkohlenteer heraus. Früher färbte man Stoffe mühsam mit teuren Pflanzenfarben. Heute gibt es kaum einen Stoff, der nicht mit Anilin- oder Alizarinfarben gefärbt wird. Der Ursprung all dieser Farben ist der Steinkohlenteer. — Auch den wohlriechenden Duft

von Seifen und Parfüms gewinnt man heute meistens künstlich aus Steinkohlenteer. Außerdem werden die Pyramidon- und Aspirintabletten aus Steinkohlenteer gewonnen, auch Saccharin, jener Stoff, der 300mal so süß ist wie Zucker, steckt im Steinkohlenteer. Ebenso gewinnt man Karbolsäure, Lysoform und andere Desinfektionsmittel aus dem Steinkohlenteer. — Will man Pelze vor den Motten schützen, so legt man Mottenkugeln dazwischen. Die bestehen aus Naphthalin; auch das wird aus Steinkohlenteer hergestellt. Und so gibt es noch eine Unzahl von Stoffen, mit denen wir täglich zu tun haben und die alle aus der Steinkohle stammen — sogar der Bauer braucht den Ammoniak zum Düngen! — Aber, was geht alles an brauchbaren Stoffen verloren, wenn etwa ein Dampfer übers Meer jagt — und unter die Kessel fliegt Schaufel um Schaufel bester Steinkohle! Es verbrennt alles: Benzole und Anilinfarben, Arzneistoffe und Saccharin — Wohlgerüche und Mottenkugeln!

Der pfiffige Brunnenbauer

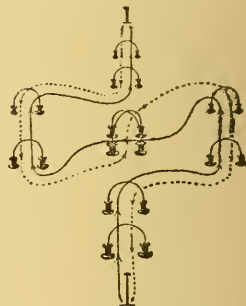
Unweit von Bagdad sollte ein Brunnenbauer einen neuen Brunnen graben. Eines Morgens, der Brunnenbauer hatte schon etwa 6 Meter gegraben, sah er zu seinem Entsetzen, daß der Brunnen über Nacht eingestürzt war. Da der Brunnenbauer aber ein pfiffiger Mann war, der die Arbeit nicht sehr liebte, kam er auf einen schlaun Einfall. Er warf seinen Hut zwischen die Erdschollen und versteckte sich hinter einer Sanddüne. Nach einiger Zeit entdeckten ein paar vorüberziehende Händler den eingestürzten Brunnen, und weil sie annahmen, daß der Brunnenbauer von den Erdschollen verschüttet worden wäre, begannen sie, den Brunnen auszugraben. Nach einigen Stunden schwerer Arbeit war es geschafft, aber von dem Brunnenbauer hatten sie keine Spur gefunden. Sie wunderten sich sehr und zogen davon. Der Brunnenbauer aber kehrte vergnügt zu seiner fertigen Arbeit zurück.

Das Tisch-Krocketspiel

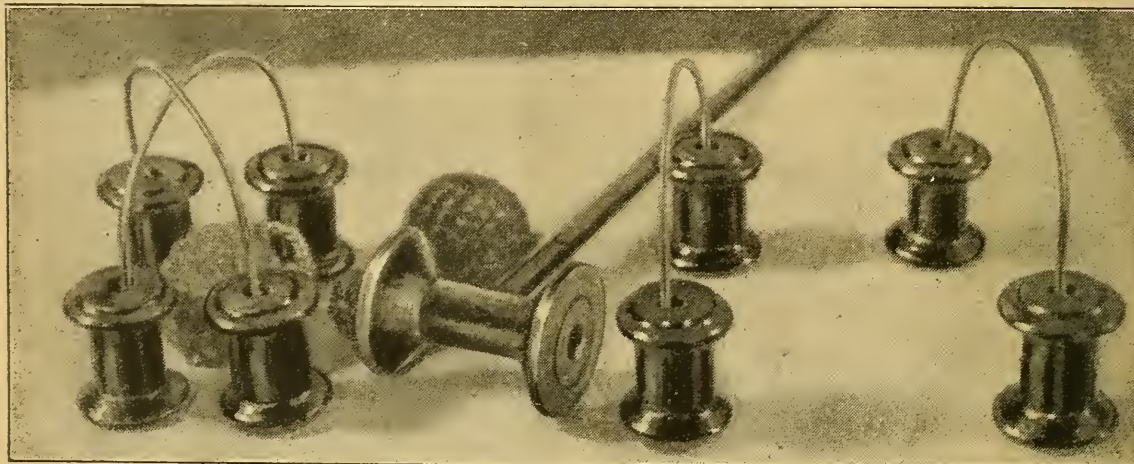
Ein hübsches Gesellschaftsspiel zum Selbermachen

Aus leeren Garnrollen kann man sich ein Krocket-Spiel für den Tisch bauen. Man verbindet immer zwei Garnrollen durch einen Drahtbügel, so daß ein Tor von etwa 8 cm Höhe entsteht. Im ganzen braucht man zehn solcher Torbügel. Am Anfang und Ende des Spielfeldes steht ein Pfahl, den man durch Uebereinanderleimen von zwei oder drei Garnrollen bekommt. Nun braucht man noch einen Schläger und so viel Kugeln, wie nachher Mitspieler da sind. Der Schläger sieht aus wie ein Hammer und besteht aus einer Garnrolle, die im mittelfsten Teil angebohrt wird. In das Bohrloch leimt man einen 30 cm langen Stiel. Als Kugeln kann man Murmeln oder Wollknäuel nehmen. Die Spieler teilen sich in zwei Gruppen. An jedem Stabe beginnt eine Partei mit ihrem Spiel. Jeder Spieler muß seine Kugel mit

dem Schläger vom oberen Pfahl auf einem S-förmigen Wege bis zum andren Pfahl treiben. Von da muß die Kugel wieder zurück zum ersten Pfahl. Mit jedem Schlag muß die Kugel durch mindestens einen Bügel getrieben werden. Wird ein Bügel berührt oder versehrt, so kommt der nächste Mitspieler an die Reihe. Gewonnen hat der, der am ersten wieder am Ausgangspfahl ankommt.



Das Spiel beginnt an beiden Pfählen. Der Ball wird immer in Pfeilrichtung durch die Tore geschlagen.



Wie man sich aus leeren Garnrollen ein Krocket-Spiel für den Tisch bauen kann: Man verbindet immer zwei Garnrollen durch einen Rohr- oder Drahtbügel, so daß ein Tor entsteht. Als Kugel benutzt man ein kleines Wollknäuel.

Briefkasten



Wilhelm v. M., Köslin. Haifische werden meistens mit der Angel gefangen, und zwar vorwiegend an der Küste von Florida, Nordamerika und in den australischen Gewässern. In Australien macht man daraus ein Gewerbe, da die Nachfrage nach Haifishhaut usw. ständig wächst. Es werden im Jahre mehrere hunderttausend Haie gefangen.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an — ba — bar — be — cheln — da — dau — de — den — di — dog — e — eb — en — er — fer — ge — gei — go — hahn — i — in — lä — lin — ma — man — men — mit — mum — näh — ne — ne — ne — ni — nor — ra — re — ri — ros — sa — sa — sau — schi — si — tag — tät — teil — ten — trut — u — u — ur — ver — zie
sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (J gilt als ein Buchstabe.)
Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Dies zeigt ein frohes Angesicht;
2. Als Schiedspruch fällt's stets das Gericht;
3. So heißt ein warmer Wüstenwind;
4. Dies Federvieh liebt jedes Kind;
5. Als Flußbegrenzung man es kennt;
6. Ein Nähgerät man so benennt;
7. Es ist an deiner Hand ein Glied;
8. Von diesem Baum singt manches Lied;
9. In Asien ist's ein Wunderland;
10. Als Bibelname wohl bekannt;
11. Ein Kaiser war's mit rotem Bart;
12. Dies hemmt manch Schiff in seiner Fahrt;
13. Er war Husarengeneral;
14. Studenten gibt's dort allemal;
15. Die Sonne steht am höchsten dann;
16. Als Wachhund hält ihn mancher Mann;
17. Ein Mädchenname hübsch und fein;
18. Dies muß 'ne Himmelsrichtung sein;
19. Ein großer Vogel kühn und wild;
20. Als Süßfrucht unsern Durst sie stillt;
21. Als Hauptstadt der Türkei es gilt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17.

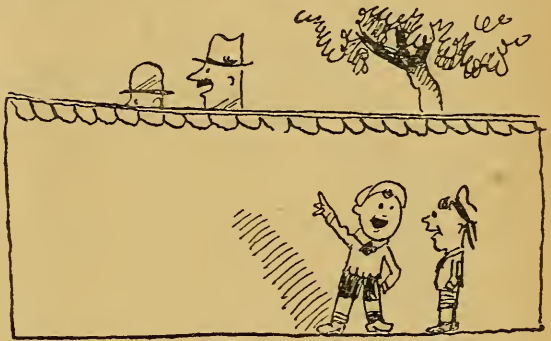
Silbenrätsel.

1. Dante, 2. Ebersche, 3. Nadieschen, 4. Kristall,
5. Auge, 6. Uster, 7. Fuhrmann, 8. Miami, 9. Anker,
10. Niederlande, 11. Nashorn, 12. Biber, 13. Oder,
14. Neapel, 15. Verdi, 16. Eden.

Der Kaufmann von Venedig, Shakespeare.

Besuchskarten-Rätsel: Kopenhagen.

Fridolins Lachkabine



„Mein Vater ist so groß, daß er über diese Parkmauer sehen kann.“

„Mein Vater auch, wenn er den Hut auf hat!“

*

Mutter: „Anton, was würdest du tun, wenn dich ein Junge Lügner nennen würde?“

Anton (fünf Jahre alt): „Wie groß wäre der Junge ungefähr?“

*

Auf die Frage, wo das Herz sitzt, weiß der kleine Franz keine Antwort.

„Lege mal deine Hand auf die linke Seite deiner Brust. Fühlst du nicht die Schläge?“

„Nein, Schläge fühle ich immer hinten und etwas tiefer!“

*

Lotte sagt zu ihrem Onkel voller Stolz: „Ich kann schon wunderbar Klavier spielen, ich bin sogar immer drei Takte voraus.“

*

Ernst: „Na, Werner, freust du dich schon auf eure Sommerreise?“

Werner: „Nein, gar nicht! Mein Vater hat nämlich gesagt, er hätte schon die Reiseroute zurecht gelegt!“

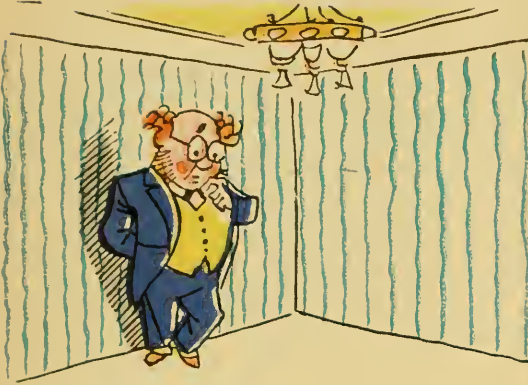
*



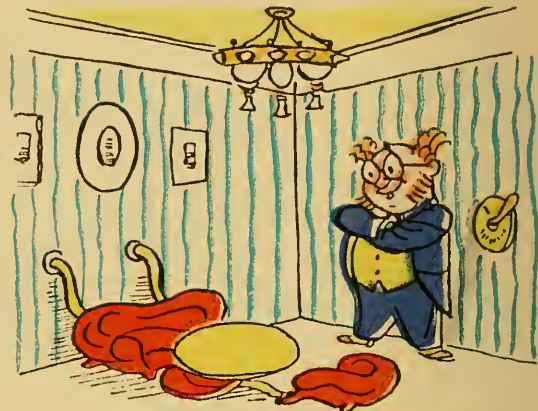
Onkel: „Kurt, weshalb weinst du denn?“

Kurt: „Ich habe so ein schönes Loch im Garten gegraben, und nun erlaubt Mutter nicht, daß ich es in die Stube bringe!“

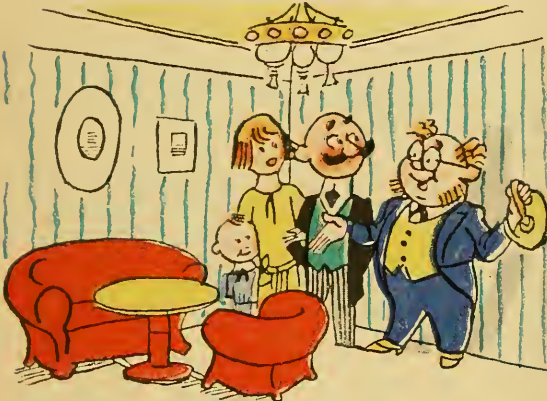
Professor Pechmanns Patentmöbel



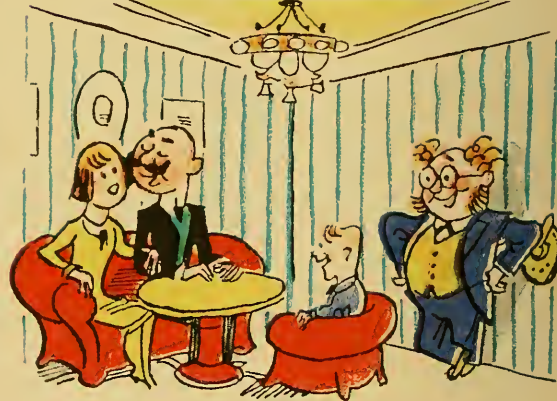
Pechmanns neues Haus ist klein,
Eng nur sind die Zimmerlein.
Und er sinnt voll Zwifelspein:
Wie kriegt man hier Möbel 'rein?



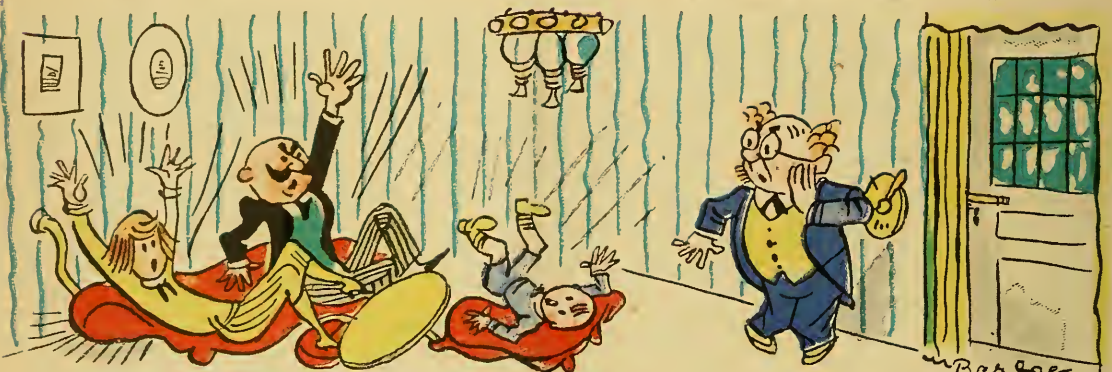
Doch erfinderisch wie immer,
Baut er für das kleine Zimmer
Gummimöbel, denn den Raum
Füll'n sie, wenn sie schlaff sind, kaum.



Braucht die Möbel man dagegen,
Sich zu setzen und zu legen —
Hebel-drehung! Was elastisch
War, wird plötzlich fest und plastisch.



„Nur ein kleiner Druck der Hände
Füllt mit Luft die Gummiwände,
Die noch eben weich und schlaff!“
Rühmt sich Pechmann. Man ist baff!



Durch versehentliche Drehung
Hemmt er jene Luftdurchwehung.
Unter Wehruf, Schrei und Fluch
Rutscht zu Boden der Besuch.

Denn des Luftstroms Unterbindung
Macht zunichte die Erfindung.
Pechmann taufst sich, frei von Stolz,
Andre Möbel — und aus Holz! . . .

Nr. 19. 7. Jahrgang. 1. Juniheft.
Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere



Fridolin

HALBMONATLICHES ZEITSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

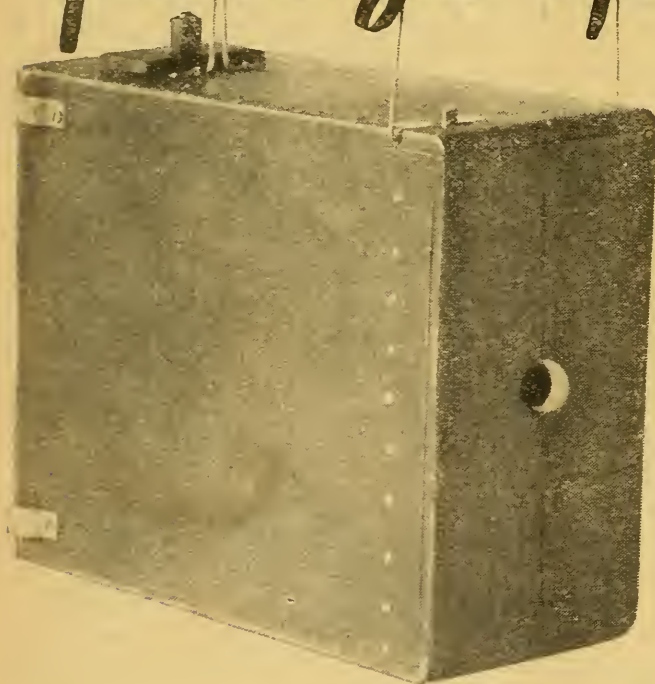


Der
Foto Apparat
zum Selberbauen
Eine neue große Basterei
beginnt
in dieser Nummer

Wer will fotografieren lernen? Eine neue schöne Basterei, ein Foto-Apparat zum Selberbauen, mit dem man die besten Aufnahmen machen kann.

Eine neue grosse Fridolin Bastelei:

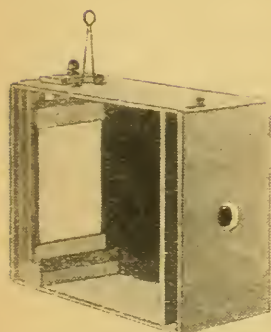
Will Fotografieren?



Freunde! Ich habe diesmal für euch eine besonders schöne Bastelei. Einen Foto-Apparat! Und zwar eine Lochkamera, die man später durch Einbau eines Objektivs mit Zeit- und Momentverschluß bedeutend verbessern kann. Wir richten die Kamera so ein, daß wir mehrere Aufnahmen hintereinander machen können. Als Plattenformat wählen wir 6×9 cm.

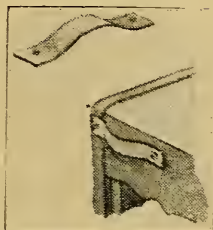
Zunächst stellen wir uns drei Plattenhüllen her. Aus dem Bodenholz einer Zigarettenkiste oder fester Pappe schneiden wir drei Brettchen, jedes $6,1 \times 10$ cm groß. Längs der einen Schmalseite leimen wir einen 3 mm breiten Pappstreifen von gut 1 mm Höhe auf, in 9 cm Abstand nach oben einen gleichen, so daß eine Fotoplatte, die genau 6×9 cm groß ist, gerade dazwischen liegen kann. Die Platte hat aber so noch keinen Halt; darum leimen wir noch 2 schmale Streifen (60×5 mm) aus festem, schwarzem Karton auf die Pappstreifen. Die überstehenden Ränder sind natürlich einander zugekehrt. Nun

kann die Platte nicht mehr herausfallen. Sind die Hüllen fertig, so streicht man sie mit schwarzer Tinte und legt sie vorläufig beiseite. Nun bauen wir das Gehäuse, am besten aus gutem Laubsägeholz. Die Innenmaße sind $6,2 \times 11,8$ cm, die Länge ist vorläufig gleichgültig. Wer aber in die Lochkamera nachher Objektiv und Verschluß einbauen will, muß jetzt schon daran denken. Man kann nachher mit etwa 11 cm Brennweite rechnen und gibt vorn für den Verschluß 13 mm, hinten für das Plattenmagazin und den Deckel 15 mm zu. Besser ist's aber, man läßt die Wände etwas länger als 14 cm. Wir schneiden also die entsprechenden Wände und nageln sie sauber zusammen, den Deckel jedoch nur ganz flüchtig, da wir ihn noch oft abnehmen müssen. Die Plattenhüllen stehen unten auf einem Holzlöschchen (15×15 mm, 62 mm lang). Es wird ganz

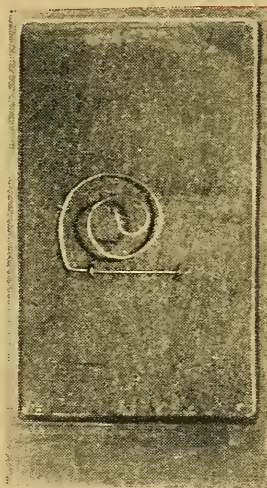


Der selbstgebaute Foto-Apparat. Oben: Der fertige Apparat. Links unten: Wie er im Innern aussieht. Hinten stehen die Platten in ihren Hüllen. Rechts: Eine fertige Plattenhülle mit den Ausschnitten für die Schieberzapfen.

hinten quer am Boden festgenagelt, außerdem nagelt man vorher einen schmalen Blechstreifen gegen die Vorderseite des Klöschens, der 1—2 mm über den Borderrand ragt. Dieser Blechrand ist der untere Halt der Hülßen. Der obere ist ein Schieber, der folgendermaßen arbeitet: In den Deckel der Kamera ist 22 mm vom Ende ein Schliß (20×3 mm), eingefügt, er liegt quer und genau in der Mitte. Aus dünnem Zigarrenkistenholz schneiden wir dann zwei Brettchen (je 34×17 Millimeter) und ein kleines Klöschchen (10×3 mm) aus deckelstarkem Holz. Dies Klöschchen muß sich gerade glatt in dem Schliß hin- und herschieben lassen, ohne zu wackeln. Nun werden die beiden Brettchen von oben und unten gegen das im Schliß befindliche Klöschchen genagelt. Wird der Schieber nach rechts oder links geschoben, so verhindern die Brettchen jegliches Eindringen von Licht. In der Mitte des oberen Brettchens befestigt man ein weiteres Holzklöschchen, um den Schieber bequem anfassen zu können. Auf das innere Brettchen leimt man dann rechts und links zwei Zapfen, zwei kleine Holzklöschchen, die am Rande sitzen, und gegen die sich die Plattenhülße mit dem oberen Rande legt. Man muß aufpassen, daß die Platte nachher genau senkrecht steht. Daraus ergibt sich die Lage der beiden Zapfen nach vorn oder hinten. Dann passen wir den Deckel wieder auf das Gehäuse und können nun die Plattenhülßen fertig machen. Der Schieber kommt ganz nach links, und wir legen eine Hülße so ins Gehäuse, daß die Platte in den Rasten schaut. Die Hülße stößt oben nur gegen die beiden Zapfen, und an die Stellen kommen jetzt viereckige Ausschnitte: die Hülße hat keinen Halt mehr und fällt nach vorn durch. Dann kommt der Schieber ganz nach rechts, die nächste Hülße dagegen und die Ausschnitte entsprechend. Die dritte Hülße hat die Ausschnitte genau wie die erste, links heraus. Dann bauen wir die Rückwand; sie besteht aus zwei Holzplatten, die eine ist so groß wie der Kasten innen, die andere hat die Außenmaße der Kastenrückwand. In der Mitte des kleineren Brettchens wird eine kurze Spiralfeder aus dünnem Draht befestigt. Beide Rückwandbrettchen werden sauber aufeinandergegenagelt. Der Deckel muß dicht schließen, damit kein Licht eindringen kann, muß aber

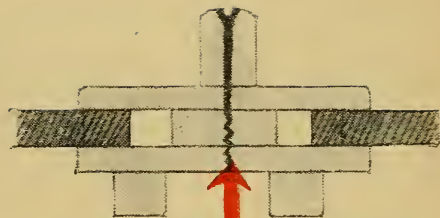


Wie die 4 drehbaren Blechbügel zum Festhalten der Rückwand aussehen und wie sie befestigt werden.



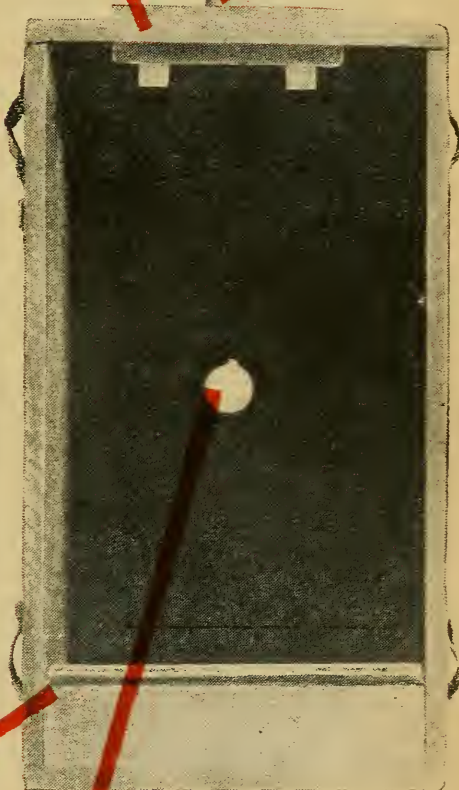
Die Rückwand mit der Spiralfeder, die die Plattenhülßen nach vorn drückt.

Der Blechstreifen, gegen den sich die Plattenhülßen unten legen.



Außen- und Innenbrettchen des Schiebers mit dem Klöschchen. Auf dem Innenbrettchen sind die beiden Zapfen, gegen die sich die Plattenhülße legt.

Der Schieber, der zum Wechseln der Platten dient, ist oben in allen Einzelheiten zu sehen.



Der fertige Apparat, von hinten gesehen. Der Pfeil zeigt die Öffnung, in die später das Objektiv eingebaut wird.

zum Einlegen und Herausnehmen der Platten abnehmbar sein. Zum Halten der Rückwand schneiden wir 4 Blechstreifen (6×20 mm), die zu Bügeln gebogen werden. 3 mm von jedem Ende werden Löcher in die Bügel gebohrt. Nun werden sie mit kleinen Schraubchen oben und unten beiderseits am Kasten so befestigt, daß das zweite Loch jedes Bügels gerade auf der Mitte der schmalen Rückwandseite liegt, wenn der Bügel horizontal steht: durch dieses Loch schlagen wir ein Nägelschen in die

Schmalseite und treiben den Kopf gerade über dem Bügel ab. Will man die Rückwand abnehmen, so biegt man die federnden Bügel etwas hoch und dreht sie zur Seite. Nun kann man ausprobieren, ob das Wechseln der Platten richtig arbeitet. Man legt die 3 Plattenhüllen in richtiger Reihenfolge ein und setzt die Rückwand auf. Bringt man nun den Schieber nach links, so fällt die erste Platte herab und die zweite wird von der Feder vorgedrückt. Kommt der Schieber nach rechts, so fällt die zweite Platte usw. Die Hüllen dürfen sich nicht aneinander reiben und müssen sofort vornüber fallen. Dann setzen wir die Vorderwand auf das Gehäuse, sie wird vorn auf den Kasten genagelt. In Höhe der Plattenmitte ist ein runder Ausschnitt von knapp 2 cm Durchmesser, der von hinten mit schwarzem Gesteckdeckel verklebt ist. Genau in die Mitte dieses Ausschnittes sticht man nun mit einer Nähnadel ein ganz feines Loch, und zwar von beiden Seiten, damit die Ränder des Loches ganz glatt werden. Die Nadel darf noch

nicht einmal ganz hindurchgehen. Dann fertigen wir noch einen runden Deckel an, der gerade in den Ausschnitt hineinpaßt und das Loch normalerweise verdeckt. Nun wird der ganze Kasten innen schwarz gestrichen (Tinte oder Ausziehtusche). Alle Kanten, in denen zwei Außenwände zusammenstoßen, werden von innen mit einem Streifen schwarzen Papiers verklebt. Licht darf keinesfalls irgendwo eindringen. — Den Bildausschnitt findet man mittels eines Rahmenzählers. Das ist ein Drahtbügel in Plattengröße, der am Deckel drehbar befestigt wird. Hinten, vor dem Schieber, liegt das zugehörige Visier, ein Drahtbügel, der genau in halber Bügelhöhe liegt. Es wird mit zwei krummen Nägeln befestigt. Marpt man Visier und Rahmen senkrecht hoch und bringt das Visier dicht vor das Auge, so begrenzt der Drahtrahmen den Bildausschnitt, der nachher auf die Platte kommt — und damit ist unser Apparat fertig.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Der jüngste Weltreisende

Wie Palle Huld, ein fünfzehnjähriger Junge, für eine Zeitung in 44 Tagen um die Welt reiste



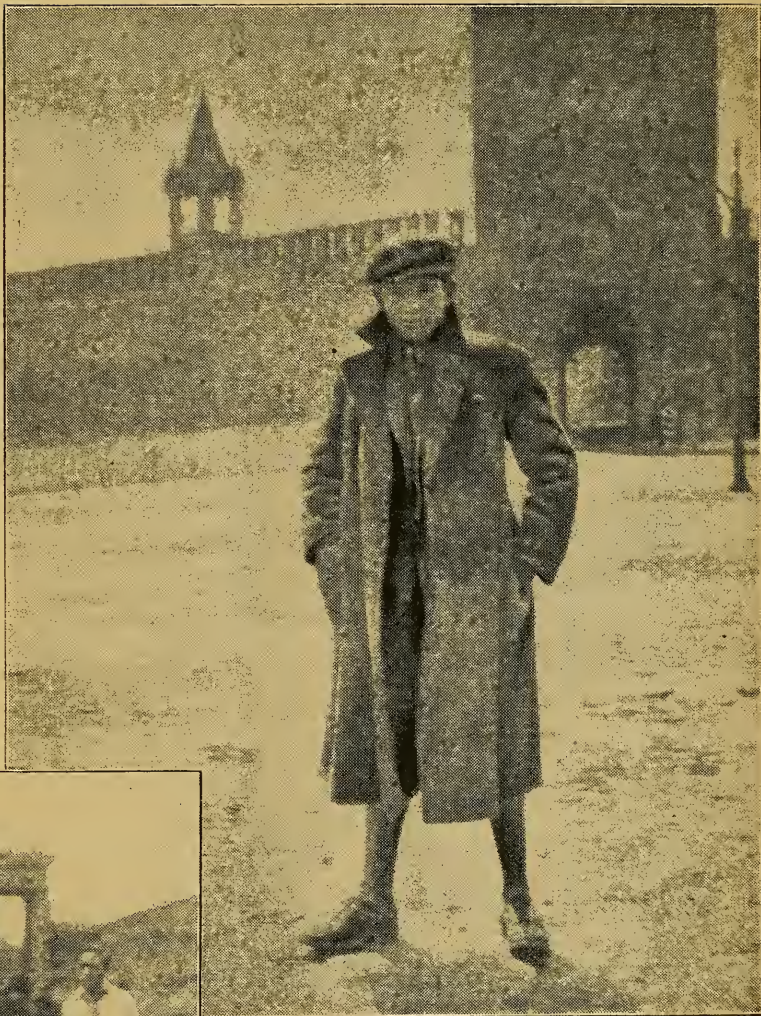
Abfahrt von Kopenhagen: Palle Huld wurde von all seinen Freunden zum Zug gebracht. Am liebsten wären sie aber alle mit ihm mitgefahren.

Welcher Junge zwischen vierzehn und achtzehn Jahren möchte nicht um die Welt reisen, ganz allein, und ganz umsonst? Jeder, ganz gleich, wo er wohnt, in Amerika oder in Europa, in Deutschland oder in — Dänemark. So ist es kein Wunder, daß sich Tausende meldeten, als von einer großen Kopenhagener Zeitung ein Junge zwischen vierzehn und achtzehn Jahren gesucht wurde. Dieser Junge sollte zur Feier des hundertsten Geburtstages von Jules Verne,



Nach der Rückkehr: Palle zeigt seinem kleinen Bruder auf einem Globus den Weg um die Welt, den er in 44 Tagen zurückgelegt hat.

der das schöne Buch „Eine Reise um die Welt in 80 Tagen“ geschrieben hat, ebenfalls die Welt umfahren, um festzustellen, wie lange eine solche Reise mit den modernen Verkehrsmitteln dauert. Am Morgen war die Anzeige erschienen, am Nachmittag um 2 Uhr sollten sich die Bewerber in der Zeitungsredaktion einfinden. Aber bereits lange vor dieser Zeit standen sie Kopf an Kopf auf den Gängen, auf den Treppen, im Hof und bis weit auf die Straße, wo die Polizisten nur mit Mühe Ordnung schaffen konnten. Und dann ging die Auswahl los; einer nach dem andern marschierten die Bewerber durch das Zimmer, wo die Auswahl getroffen werden sollte, wurden gesiebt und wieder gesiebt, bis schließlich nur noch zwei Jungen übrig blieben — Swante Jacobsen und Palle Huld, beide unter sechzehn Jahren, beide gleich gut geeignet für die



Palle Huld in Moskau: Nur ein paar Stunden konnte der junge Weltreisende in der russischen Hauptstadt bleiben; er hatte gerade Zeit genug, um sich den Kreml, den Regierungssitz, anzusehen.



Palle Huld vor dem Brandenburger Tor in Berlin: Das war der letzte Aufenthalt; acht Stunden, nachdem diese Aufnahme gemacht wurde, kam Palle Huld wieder in Kopenhagen an.

weite Reise. So mußte das Los entscheiden. In eine Schale wurden zwei gefaltete Zettel geworfen. Auf dem einen stand: „Reise“; der andere war leer. Palle Huld zog zuerst. Mit zitternder Hand entfaltete er seinen Zettel: Reise!!

Ein paar Tage später, an einem Märzorgen, stand Palle bereits auf dem Bahnhof in Kopenhagen. Sein ganzes Gepäck bestand aus einer kleinen Handtasche und aus seinem photographischen Apparat, den er an einem Riemen über die Schulter trug. Der Bahnsteig, auf dem der Zug nach London bereits wartete, war gedrängt voll. Immer wieder mußte Palle zum Abschied Händedrucke austeilen, und als der Zug sich dann in Bewegung setzte, winkte er noch lange mit seiner Mühe aus dem Wagenfenster heraus. Endlich war auch das vorüber, und Palle drückte die Mühe wieder auf seinen roten Haarschopf. Dann sah er

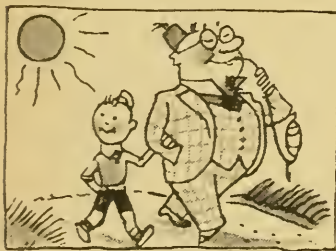
sich befriedigt in dem Abteil um, und über sein sommersprossiges Gesicht lief ein Lächeln der Befriedigung: das große Abenteuer hatte begonnen.

Am Nachmittag des zweiten März traf Palle in London ein. Er hatte nur noch Zeit, in ein Filmtheater zu gehen, ehe er wieder zum Bahnhof mußte, um nach Glasgow zu fahren, wo er gerade noch den großen Ozeandampfer erreichte, der ihn nach Kanada brachte. Am 11. März vormittags kam Palle in St. Johns an, und weil man ihm dort sagte, daß der Expreszug nach Vancouver, an der pazifischen Küste, erst um sieben Uhr nachmittags abgehe, glaubte Palle Zeit für einen kleinen Ausflug zu haben. Und so fuhr er zu einer dänischen Familie, mit der er sich auf dem Schiff angefreundet hatte und die in der Umgebung der Stadt wohnte. Es war sehr schön dort, und Palle wäre auch noch gern länger geblieben, aber sein Zug ging ja um sieben, und um ihn auf keinen Fall zu veräumen, fuhr er bereits um sechs los und stand punkt halb sieben auf dem Bahnhof. Da war der Zug bereits um fünf Uhr abgefahren. Entweder hatte man Palle eine falsche Auskunft gegeben, oder Palle hatte falsch verstanden, aber einerlei: der Expreszug fauste bereits ein paar hundert Kilometer westlich von St. Johns durch den Märzabend, und der junge Weltreisende mußte in einen Bummelzug kriechen, der ihn während der Nacht bis Montreal brachte. Es war eine schreckliche Fahrt, und jedesmal, wenn Palle davon erzählt, dann schüttelt er sich ein wenig, aber schließlich ging auch das vorüber, und in Montreal erreicht Palle einen Expreszug, der ihn in fünf Tagen nach Vancouver führte.

Diese Fahrt durch die unendlichen, schneebedeckten Steppen war einer der schönsten Teile der Reise. Es gab nichts anderes zu tun als zu essen, zu trinken, zu

schlafen und zu jehen. Unter all dem schönen Fremdartigen machten auf Palle die Indianer den größten Eindruck, die ihn in vollem Kriegsschmuck auf einer kleinen Station begrüßten. Die ganze Zeit lang hatte Palle sich darauf gefreut, und auf jeder Station hatte er gefragt, ob nun nicht bald die Indianer kämen. Nun waren sie da, und der große Häuptling Ostenoten hielt eine Rede, von der Palle zwar nichts verstand, die aber sehr schön war.

Dann tauchte Vancouver auf, und im Hafen lag mit qualmenden Schloten der Dampfer, der Palle nach Jokohama bringen sollte. Schnell, schnell! rief jemand, und Palle konnte es gerade noch schaffen. Dann kam die lange Dampferreise, mit Spielen an Deck, langen Nächten auf der Kommandobrücke und in der Funkkabine. Alles ging gut bis zum 28. März, als die Schraube des Dampfers brach, und das Schiff, dicht vor Jokohama, hilflos in dem Pazifik umhertrieb. Es waren nur ein paar Stunden, aber wieder veräumte Palle dadurch den Anschluß und konnte erst am 30. März Japan verlassen. Und nun begann eine wilde Jagd durch China und Sibirien über Moskau, Warschau und Berlin nach Kopenhagen. In Moskau konnte Palle nur zwei Stunden bleiben, grade lange genug, um sich den berühmten Kreml von außen anzusehen. In Berlin, wo er am Morgen des 14. April eintraf, nur eine Stunde, denn von hier mußte er sofort in einem für ihn bereitgestellten Automobil nach Warnemünde. Von hier ging es in einem Sonderdampfer über die Ostsee. In Dänemark erwartete den Reisenden schon wieder ein Automobil, und in wilder Hast ging es nach Kopenhagen. Um 10 Uhr 29 Minuten fuhr das Automobil vor dem Zeitungsgebäude vor. Eine ungeheure Menschenmenge erwartete hier den jungen Reisenden, der die Welt in 44 Tagen umkreist hatte.



1. Toldi geht mit raschem Schritt;
Und den Gusti hat er mit.
Rasen grünt. Es rauscht der Quell.
Doch die Sonne strahlt zu grell.

Die Zitronen- Limonade

Was Gusti
durch eine Sonnenbrille erlebte



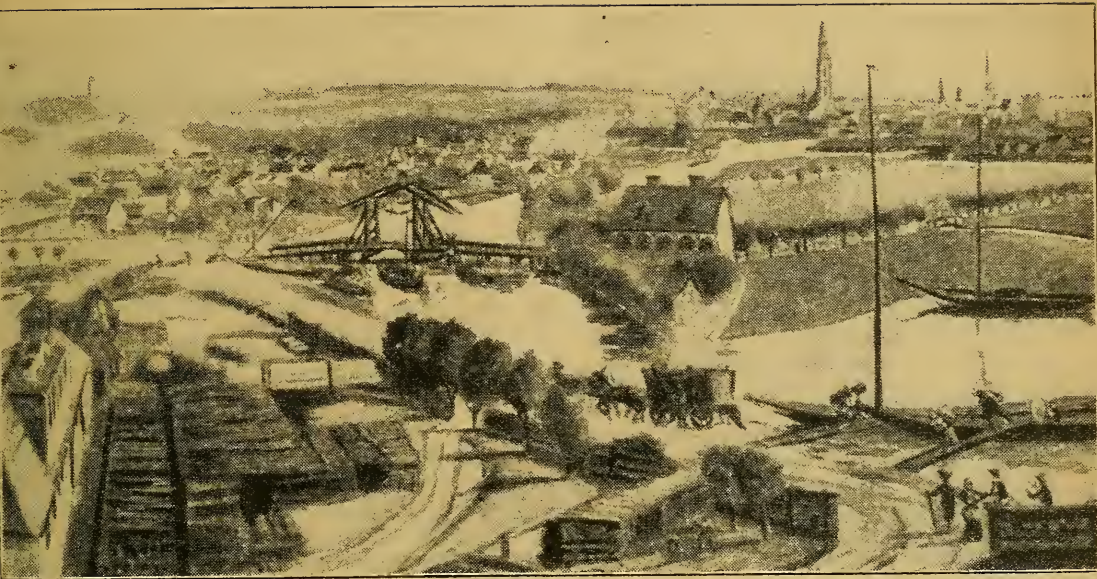
2. Toldi spricht: „Steh einmal stille.
Seh' dir diese Sonnenbrille
Auf die Nase. Sieh mal her,
Kind, die Sonne strahlt nicht mehr.“



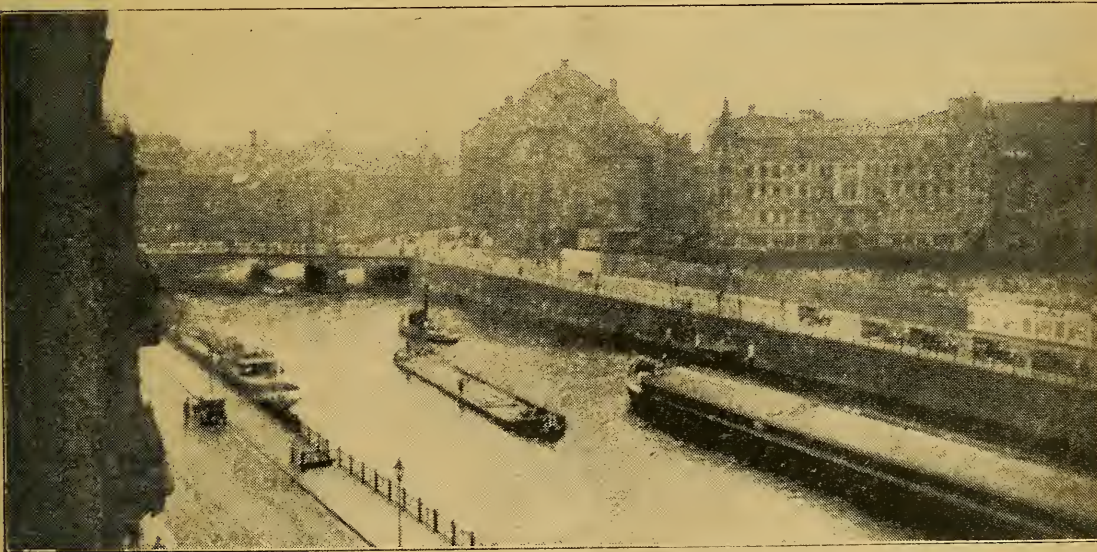
3. Gusti sieht durchs gelbe Glas
Alles gelb, selbst Tisch und Gras,
Auch die frische Limonade —
Aber darum schmeckt sie grade.



4. Onkel nimmt ihm von der Nase
Run die Brille — und im Glase
Sieht er Wasser, klar und rein,
So täuscht oft der Augenschein.



Berlin im Jahre 1650: Der Schiffsbaurdamm, der seinen Namen den vielen Schiffsbauern verdankt, die dort ihr Gewerbe ausübten. Dieser Damm lag außerhalb der Stadtmauer, die noch die kleine winklige, preußische Hauptstadt umzog. Damals war Berlin nicht die größte Stadt Deutschlands, sondern eine der kleinsten und bescheidensten.



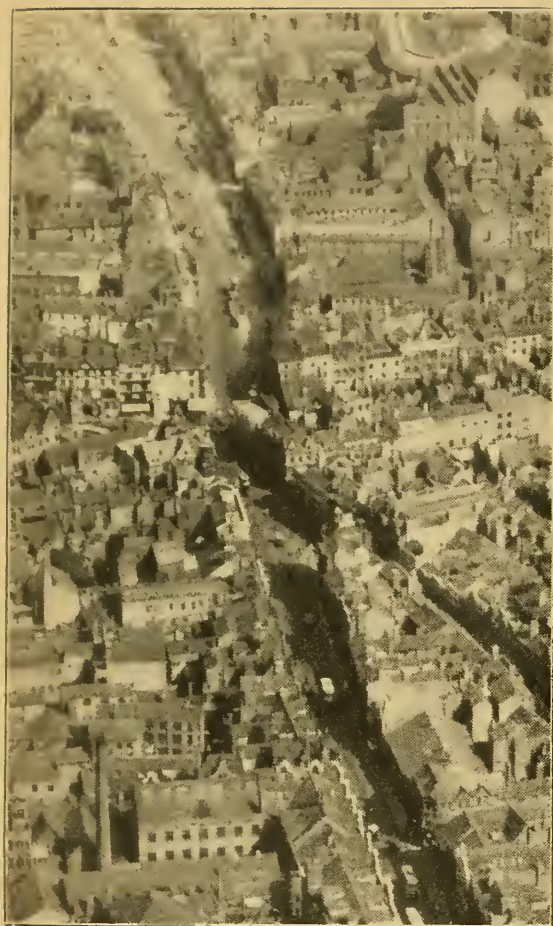
Der Schiffsbaurdamm im Jahre 1928: Die gleiche Gegend; aber außer dem Namen deutet nichts mehr auf die einstige Bestimmung des Damms, der heute im Mittelpunkt der größten Stadt des europäischen Festlandes liegt.

WIE STÄDTE ENTSTEHEN

Etwas über die Entwicklung unserer Großstädte

Einst war der Mensch ein Wanderer, der mit seinen Herden über die Steppen schweifte und, wo es ihm gefiel, seine Zelte aufschlug, bis er sie dann eines Tages nicht mehr abbrach, weil die Weide gut und reichlich war und Fluß und Wald ihm

Nahrung gaben. Aus dem Zelt wurde eine Hütte, zu der sich im Laufe der Zeit mehrere gesellten. Aus der Siedlung wurde dann in Jahrhunderten ein Dorf, aus dem Dorf ein Städtchen und aus dem Städtchen eine Stadt. Natürlich gibt es auch Aus-



Eine moderne Großstadt: Wenn man die seltsamen Windungen der Straßen und den Anblick in der Mitte sieht, so wundert man sich über diese willkürliche Anlage. Das kommt daher, daß . . .



dieselben Straßen vor dreihundert Jahren schon bestanden. Die Häuser wurden später abgerissen, aber immer wurden neue genau dafür gebaut. So übernahm die moderne Straße die Anlage der ehemaligen Dorfstraße.

nahmen, wo ein Herrscher oder ein Volk sagten: Laßt uns eine Stadt bauen! Das bekannteste Beispiel hierfür ist die ehemalige russische Hauptstadt St. Petersburg, das heutige Leningrad, das Peter der Große in kurzer Zeit mitten in einen Morast bauen ließ, weil die alte Hauptstadt Moskau seinen Ansprüchen nicht mehr genügte. Ein Beispiel aus unseren Tagen ist die australische Hauptstadt Canberra, die wie St. Petersburg ebenfalls in wenigen Jahren errichtet wurde. Sie wurde gebaut, weil die australischen Städte sich gegenseitig nicht die Ehre gönnten, Regierungssitz zu sein, und so verfiel man auf den Ausweg eine neue Hauptstadt zu bauen, und zwar mitten in den australischen Busch. Aber trotz vieler Reden ist Canberra seit der Einweihung vor einem Jahr nicht gewachsen, und es läßt sich voraussagen, daß es bald verkümmern wird, wie St. Petersburg verkümmert ist, und wie viele Städte in Indien, die nur der Augenblickslane eines Fürsten ihr Dasein verdanken. Aber auch im Laufe der natürlichen Entwicklung konnten selbstverständlich nicht aus

allen Dörfern Städte werden. Dazu bedurfte es auch günstiger Bedingungen. Besonders schnell entwickelten sich die Dörfer an den Mündungen unserer Flüsse, wo im Laufe weniger Jahrhunderte der steigende Handelsverkehr zur Gründung der Handelsstädte führte. Auch die Siedelungen im Binnenlande an den großen Handelsstraßen, die damals von Deutschland nach den Mittelmeerländern führten, entwickelten sich schnell zu Mittelpunkten für weite Landstriche. So war Nürnberg im Mittelalter die größte und einflußreichste Stadt Süddeutschlands. Bis in alle Winkel der damals bekannten Welt erstreckte sich der Einfluß der Nürnberger Kaufherren, die sogar in Amerika eigene Kolonien unterhielten. Zum Schutz gegen ihre zahlreichen Feinde umgaben sich alle Städte damals mit festen Mauern. Erst Mitte vorigen Jahrhunderts sprengte das ständige Wachstum den engen Festungsgürtel der meisten Städte. Fabriken entstanden außerhalb der Tore, und um die Fabriken herum siedelten sich die darin beschäftigten Menschen an.



Straßenschlucht einer Großstadt: Die schmalen Straßen, die man im alten Geschäftsviertel von London findet und über deren Enge man sich oft wundert, verdanken ihren Ursprung . . .



einem Kuhpfad, auf dem man einst die Kühe zur Tränke führte. Zu beiden Seiten des Pfades, der zur Themse führte, baute man Häuser, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder durch neue, schönere ergänzt wurden.

Die meisten unserer Großstädte tragen noch deutlich die Spuren alter Zeiten in ihren engen winkligen Gäßchen und deren Namen, die an längst vergangene Gewerbe erinnern. Besonders klar ist dies in der ältesten europäischen Hauptstadt, London, dessen Altstadt noch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen zeigt, die mit ihrer Willkürlichkeit und Enge deutlich an ferne Zeiten erinnern. Es heißt, daß diese Gäßchen den alten Pfaden folgen, auf denen einst die Bewohner Londons ihre Kühe zur Tränke an die Themse trieben. Auch andere Städte wie Berlin und selbst das verhältnismäßig junge New-York zeigen Reste der winkligen, mittelalterlichen Bauart. Auf der andern Seite steht unter den deutschen Städten an erster Stelle Mannheim mit seinen neuzeitlichen, breiten Straßen, die sich fast alle in rechtem Winkel schneiden. In Amerika gibt es viele solche Städte mit rechtwinkligen Häuserblocks, was aber nicht verwunderlich ist, denn die meisten dieser Städte sind kaum ein Menschenalter alt; sie haben keine Vergangenheit und wur-

den von Anfang an nach neuzeitlichen Grundsätzen angelegt. Unter den deutschen Städten sind die jüngsten die Industriestädte im Ruhrgebiet, die noch Anfang vorigen Jahrhunderts bescheidene Dörfer waren, bis die steigende Nachfrage nach Kohle immer mehr Menschen heranzog, und schließlich ein großer Teil der an der Ruhr gewonnenen Kohle auch gleich am Herstellungsort verarbeitet wurde. So entstanden dort mächtige Städte. Wer je durch das Industriegebiet hindurchgefahren ist, weiß, daß die meisten der Städte ineinanderlaufen, so daß nur der Kundige unterscheiden kann, wo die eine Stadt aufhört und die andere anfängt. In nicht zu ferner Zeit wird das ganze Industriegebiet eine einzige Großstadt sein — die größte Stadt Europas. Auch die andern Großstädte wachsen unaufhaltsam. Und eines Tages wird es ein großes Wunder sein, wenn man noch einen Baum auf der Straße sieht. Und wer hinaus will aus dem Häusermeer, wird lange suchen müssen, bis er ein Fleckchen findet, zu dem das Großstadt-Getöse nicht dringt.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied



Einmal blieb der Schrank auf, und Dr. Bürstenfeger sah so entsetzt hinein, als blicke er in eine Schreckenskammer.

(7. Fortsetzung.)

Eines Tages, als Carlos und Nicolas in den Urwald ausritten, begegneten sie einem kleinen Indianer. Er hielt eine große bunte Schlange, die er eben getötet hatte, auf einem Stöck. Carlos fragte, ob er sie verkaufen oder gegen irgend etwas vertauschen wollte. Da er nicht, sie aber kein Geld hatten, sprang er vom Pferd und gab ihm eine Satteldede dafür. Auf dem Heimritt beschloßen sie, eine Schlangensammlung zu machen. Sie verschafften sich Flaschen, denen sie die Köpfe abschlugen, und füllten sie mit Spiritus. Einen Teil ihrer Ruhestunden aber verbrachten sie damit, Schlangen aufzstöbern, die sie töteten, in die Flaschen taten und sorgfältig in ihrem Kleiderschrank verschlossen, weil sie wußten, welchen Abscheu Herr Dr. Bürstenfeger vor diesen Reptilien hatte. Aber das Unglück wollte es, daß einmal der Schrank aufblieb und Herr Dr. Bürstenfeger hineinsah mit einer Miene, als blicke er in eine Schreckenskammer. Er strafte sie aber nicht, er war nur sehr blaß und sagte: „Karl und Nikolaus, ihr habt mich unendlich betrußt!“ Carlos und Nicolas gelobten ihm unter Tränen, nie mehr eine Schlange zu fangen, flehten ihn aber an, diese behalten zu dürfen, da sie ja tot seien und dabei so wunderbar schöne Tiere. Diese letztere Bemerkung erregte in Herrn Dr. Bürstenfeger wieder ein Gefühl des Grauens. Mit großem Nachdruck erwiderte er: „Daß ihr nie mehr welche fangen

werdet, weiß ich — im übrigen habe ich euch nichts mehr zu sagen!“ Damit entfernte er sich. Seine Unterhaltung mit den Knaben beschränkte sich von nun an auf das Allernotwendigste; er hatte durch Zenobia in Erfahrung gebracht, daß die Schlangen noch immer im Schrank seien. In der Schule sagte er mit höchst betäubtem Tonfall: „Jetzt gehen wir zum Kopfrechnen über,“ oder „Karl, schlag deine Grammatik auf!“ Und das trieb er so lange, bis Carlos und Nicolas es nicht mehr ertragen konnten und die Schlangen vergruben. Herr Dr. Bürstenfeger zuckte mit keiner Miene, als er es erfuhr. Abends aber, als sie zu Bett gegangen waren, gab er ihnen mit ungleich mehr Herzlichkeit, als in den letzten Tagen, die Hand.

Abfahrt nach Deutschland.

Ein paar Jahre waren vergangen. In zehn Tagen sollten Carlos und Nicolas mit Herrn Dr. Bürstenfeger nach Europa reisen. Sie waren in ihrem Unterricht so weit, daß sie in die erste Klasse des Gymnasiums eintreten konnten, und es war dafür eine kleine Stadt irgendwo in Deutschland bestimmt worden. Nach Europa! jauchzten Carlos und Nicolas, das war endlich einmal eine weite Reise. Uebers Meer reiste man, wo die Wellen wie Berge waren. Man sah Walfische und Haifische. Man erlebte vielleicht auch Schiffbruch, man strandete auf einer einsamen Insel und näherte sich von Gräsern und Kräutern, bis die Vorräte des Brods ans Land geschafft waren. Dann kam ein Schiff vorbei, Carlos und Nicolas würden die Hemden ausziehen und damit winken, und dann würden sie endlich nach Europa kommen und eine herrliche Robinsongeschichte erlebt haben. In Europa aber versank man bis zum Hals in den Schnee, wenn man auf den Straßen ging. Das erschien ihnen lustig. Dann waren auch dort die großen Schlittensfahrten. Sechs Pferde waren vor die Schlitten gespannt, und im Galopp ging es über Berge und Täler und durch den Wald. Oft verfolgten sie Wölfe. In der Schule war es schön. Man ging mit einem Tornister auf dem Rücken dahin, und um zehn Uhr war Frühstück, das mußte man sich von Hause mitnehmen. Die Schule fand in einem großen Saale statt, darin wimmelte es von Schülern. Der Lehrer sprach mit lauter Stimme, alle lauschten, und jeder wollte der Beste sein. So war es in Europa! Carlos und Nicolas wußten es, obgleich Herr Dr. Bürstenfeger es nur zum Teil so dargestellt hatte. Die Tage bis zur Abfahrt krochen dahin, aber dann — endlich! standen Carlos und Nicolas im

Zimmer ihrer Mutter, um ihr Lebewohl zu sagen. Sie wollte nicht mit aufs Schiff, um nicht die Qual des Abschieds zu verlängern. Der Papa aber würde die Knaben bis nach Montevideo begleiten. Sie weinte, Carlos und Nicolas weinten. „Nicht wahr, du besuchst uns bald!“ Nicolas hielt die Mama umarmt. „In einem Jahr reise ich hinüber“, schluchzte sie. Plötzlich begann Carlos laut zu heulen: „Ich will nicht nach Europa, ich will bei dir bleiben!“ Draußen aber stand Herr Dr. Bürstfeger mit seiner Reisetasche, auf der Beilchen und Rosen gestickt waren, die Uhr in der Hand. Auf der Landungsbrücke wartete der Papa. Die Knaben fielen ihm um den Hals: „Nicht wahr, bis nach Montevideo begleitest du uns . . .?“ — „Ja, meine lieben Jungen“, sagte er und wischte sich eine Träne ab, die ihm über die Wange lief. Und dann standen sie, alle vier, an Bord der „Lombardia“, die sie nach Genua bringen sollte.

Rio de Janeiro.

Am fünften Tage frühmorgens fuhr die „Lombardia“ in die Bai von Rio de Janeiro ein. Der Himmel war heiter, die Luft schwül. Herr Dr. Bürstfeger stand mit Carlos und Nicolas auf Deck. Er rief begeistert aus: „Unjünglich lang habe ich mich auf diesen Anblick gefreut, Karl und Nikolaus. Herrlicheres bietet die Natur nicht oft! — Bai von Rio de Janeiro, seit Entdeckung Amerikas gepriesen von den hehrsten Reisenden aller Nationen, sei mir gegrüßt!“ Eine Weile verharrete er stumm in Betrachtung der Ufer; dann bemerkte er: „Schaut hin, Karl und Nikolaus, rechts von uns haben wir jetzt das Fort Santa Cruz und links den weltberühmten

Zuckerhut — Pao d'Azuka. Der Meerbusen — gerade fahren wir hinein — ist einer der inselreichsten der Welt und hat die erstaunliche Breite von mehr als zwanzig Kilometer! — Betrachtet diese Hügel, diese Berge! Noch sind wir ihnen freilich zu fern, als daß wir uns ein Bild machen könnten ihrer über alle Begriffe göttlichen Vegetation!“ „Seht“, rief er nach einer Weile, „nun die Stadt selbst!“ Eine Zeitlang genoß er schweigend ihren Anblick: „Wahrhaftig, man sollte glauben, nur glücklich sei dieses Rio zu preisen, um solchen Kranzes lodrender Schönheit willen; aber auf dieser Stadt ruht zugleich abgrundtief der Fluch des Schöpfers. Eine lautlose, gespenstische Schlacht wird hier zum großen Teil des Jahres geschlagen, ich meine das Wüten des fürchterlichen gelben Fiebers. Die günstige Jahreszeit, Karl und Nikolaus, bewahrt uns davor.“ Neben ihnen tauchte jetzt ein Herr auf, der von allen Mitreisenden der „Lengstliche“ genannt wurde. „Ich beschwöre Sie und jedermann im Interesse von uns allen“, wandte er sich an Herrn Dr. Bürstfeger, „gehen Sie nicht an Land, laden Sie sich nicht das schreckliche Fieber auf, hören Sie vielmehr auf meinen inständigen Rat: Nehmen Sie um Himmels willen Schwefel ein oder bestreuen Sie sich damit. Es ist das einzige halbwegs sichere Mittel gegen die Ansteckung. Was mich betrifft, ich schließe mich jetzt in meine Kabine ein, bis wir diesen verruchten Ort weit hinter uns haben!“ Nach diesen Worten machte er kehrt und verschwand. Kopfschüttelnd sah ihm Herr



Bei einem Ritt in den Urwald begegneten Carlos und Nicolas einem kleinen Indianer mit einer großen bunten Schlange, die die beiden Jungen gegen eine Satteldecke eintauschten.

Dr. Bürstenfeger nach. Dann meinte er: „Karl und Nikolaus, ich muß schlechterdings annehmen, daß dieser Herr sich mit seinem seltsamen Rat nur einen Scherz erlaubt hat, Schwefel als inneres Mittel wird freilich hie und da angewandt, aber schwerlich glaube ich,“ und nun lächelte Herr Dr. Bürstenfeger, „daß durch bloßes Bestreichen des Kopfes bei Fieberanlässen irgendwelche Wirkung erzielt wird, obwohl, ich wiederhole es, jezt gar keine Gefahr ist.“ Herr Dr. Bürstenfeger schüttelte den Kopf und lächelte noch lange. Plötzlich rief Carlos erfreut: „Nicht wahr, Herr Dr. Bürstenfeger, wenn Sie, ich, Nicolas und alle Passagiere uns mit Schwefel bestreuten, dann wären wir ja alle miteinander eine Schwefelbande?“ — „Karl,“ antwortete Herr Dr. Bürstenfeger, „ich bitte dich, laß mich wenigstens aus dem Spiel bei deinen recht törichten, wirklich übel angebrachten Witz!“ Eine Viertelstunde darauf warf die „Combarbia“ Anker. Barken und Boote fuhren heran, beladen mit Orangen, Bananen, Ananas, Kokosnüssen und Käfigen mit kreischenden bunten Vögeln. Auf einem Berg von Orangen stand eine Kiste, auf der zwei Affen hockten. Sofort hatten Carlos und Nicolas sie gesehen. Die beiden Affen waren ganz so wie die, welche sie in Paraguay gekauft hatten. Weil sie ihnen mit der Zeit lästig geworden waren, hatten sie die Kuaben in Buenos Aires einem Straßenjungen für einen Drachen vertauscht, aber seit einiger Zeit war wieder ihr größter Wunsch, zwei Affen zu besitzen. Die Eltern hatten die Erlaubnis gegeben, auf der Reise nach Europa ein Paar zu kaufen, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte. Beinahe gleichzeitig mit den Kuaben hatte auch Herr Dr. Bürstenfeger die beiden Affen bemerkt. Bestig erschrocken wollte er sich schnell mit Carlos und Nicolas nach der anderen Seite des Decks verfügen. Aber schon riefen sie: „Herr Dr. Bürstenfeger, sehen Sie nicht dort die zwei Affen, kaufen Sie sie uns, Papa und Mama haben es erlaubt!“ Einen Augenblick schwieg Herr Dr. Bürstenfeger, dann erwiderte er: „Es sei, ich weiß, es war dies der Wunsch eurer Eltern. Es wird mir aber schwer; ihr seid Zeugen, zu oft und über Gebühr haben mich die beiden unappetitlichen Vorgänger dieser Tiere geärgert.“ Carlos und Nicolas hatten jezt für Herrn Dr. Bürstenfegers Mißmut keinen Sinn, sondern waren hocherfreut, weil er zu kaufen gesonnen war. Wenige Minuten nachher stand die Kiste vor ihnen auf Deck, und sie waren nun ausschließlich mit den Affen beschäftigt, die Welt um sich her vergessend. Bald nachher spazierten sie in den Straßen von Rio im Menschengewühl umher. Carlos und Nicolas fiel es auf, wieviel Neger es in dieser Stadt gab. Die Hitze auf den Straßen war unerträglich. Herr Dr. Bürstenfeger hielt in der Linken ein deutsch-portugiesisches Lexikon und in der Rechten sein Taschentuch, womit er sich von Zeit zu Zeit feuchend den Schweiß von der Stirn wischte. Carlos und Nicolas hatten die Krempen ihrer Strohhüte herabgezogen. Ihre Gesichter glühten. Herr Dr. Bürstenfeger stöhnte: „Hier ist es schon ganz und gar nicht mehr zum Ertragen — fahren wir aus der Stadt.“ Sie gingen auf einem mit Maultieren bespannten Wagen zu, der

unter dem Schatten eines Baumes hielt, und stiegen ein. Bald waren sie aus dem Innern der Stadt heraus und fuhren am Meere entlang, an vielen schönen Gärten und bunt aufgeputzten Villen vorbei. Carlos und Nicolas wetteten, wer von ihnen die meisten Neger zählen könnte, bis zur nächsten Ecke. Carlos sah nach rechts, Nicolas nach links. „Zehn,“ rief Carlos aus. „Vierzehn,“ rief Nicolas, er hatte gewonnen; denn gerade in dem Augenblick kamen sechs Negerweiber um die Ecke. „Was zählt ihr da?“ fragte Herr Dr. Bürstenfeger. „Neger“, antworteten Carlos und Nicolas. Herr Dr. Bürstenfeger schüttelte den Kopf. „Ist das euer ganzes Interesse an dieser Stadt? Was seid ihr kindisch!“ Endlich kamen sie nach der Stadt zurück. Sie begaben sich in ein Restaurant und speisten. Darauf sagte Herr Dr. Bürstenfeger: „Jezt gehen wir zur Zahnradbahn und fahren auf den Corcovadoberg. Dort wird uns die Natur die Wunder ihrer Vegetation in nächster Nähe offenbaren!“ Als sie auf der Station anlangten, war die Bahn zur Abfahrt bereit. Es fuhren nur wenige Passagiere. Sie stiegen ein; mit starkem Mütteln fuhr die Zahnradbahn die Höhe hinauf. Bald hatten sie die Stadt unter sich, weit dehnte sich die Bai. „Die Luft wird immer leichter, welche Wohltat!“ rief Herr Dr. Bürstenfeger aus.

Sie blieben einige Zeit oben, dann fuhr die Bahn wieder zurück. Zu Fuß auf schattigen Wegen gingen sie nach dem schönen Hotel auf dem Berge Santa Teresa mit dem Ausblick auf die Bai. Hier verbrachten sie die Nacht. Am nächsten Morgen machten sie nach dem Frühstück noch einen Spaziergang. In vielen Krümmungen führte sie der Weg durch Sonne und Urwaldschatten bis zum Fuße eines Berges. Herr Dr. Bürstenfeger zog seine Uhr. Carlos und Nicolas sahen plötzlich einen großen blauen prächtigen Schmetterling. Sie liefen ihm nach, um ihn zu fangen. „Laufst nicht weg, es ist



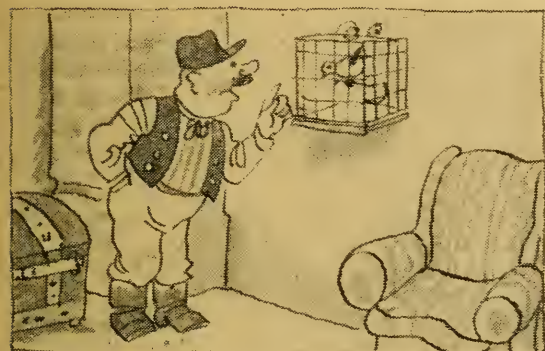
Beinahe hätte Carlos den Schmetterling erhascht, aber schon flog er wieder davon, und Carlos lief hinterher.

viel später, als ich dachte," rief ihnen Herr Dr. Birkensteiger nach, „wir versäumen noch das Schiff!" Nicolas blieb stehen, Carlos lief weiter. Der Schmetterling ließ sich auf einen blühenden Gardenienbusch nieder. Carlos wollte ihn fassen. Der

Schmetterling erhob sich, setzte sich auf eine Fächerpalme, bewegte die Flügel und glich einer lebenden, prächtigen Blume. Beinahe hätte Carlos ihn gehascht, aber schon war er wieder fort, er flog hinein in den Wald, Carlos hinterher. (Fortsetzung folgt.)

Wie wir finden unsere Wörter zu gleichen Namen kommen

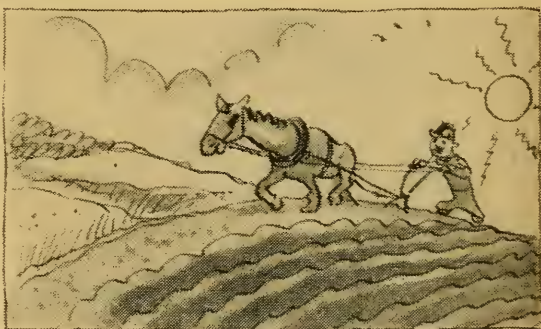
Etwas über seltsame Sprachgebräuche



Bauer — Bauer: Beide Wörter sind trotz ihrer verschiedenen Bedeutung auf das gleiche altdenische Wort „bār“ zurückzuführen.

Es gibt viele deutsche Wörter, die gleich lauten und gleich geschrieben werden und die doch eine ganz verschiedene Bedeutung haben. Bei manchen kann man leicht verstehen, wie sie zu dem gemeinsamen Namen gekommen sind. So ist z. B. das Wort „Schloß“ für das Gebäude und den Riegel auf das gemeinsame Zeitwort schließen zurückzuführen, das einfach von der Anschauung übernommen wurde. Bei anderen ist der Zusammenhang schon schwerer zu finden. „Morgen“ ist die Bezeichnung für die erste Hälfte des Tages, zugleich aber bedeutet es ein Feldmaß, nämlich so viel Land, wie ein Gespann an einem Morgen pflügt. „Bauer“ als Käfig und „Bauer“ als Bezeichnung für den Landmann gehen auf das altdenische Wort bār zurück, das bedeutet Haus, Kammer. Der Bauer war also ursprünglich der Mitbewohner; in dieser Bedeutung hat sich auch noch unser „Nachbar“ erhalten. Ebenso sind der Hut, die Hute, die Hütte und Hüten aus einem „Helm, Haube“ bedeutenden Wort hervorgegangen. Das bedeutet, daß der, der unter

einem Helm oder Hut geht, gut beschützt ist. Ebenso der, der in einer Hütte wohnt. Die „Heide“ und der „Heide“ haben auch einen gemeinsamen Ursprung. Heidekraut bedeutet soviel wie Wildkraut. Der Heide, Nichts, geht auf dasselbe Wort zurück, das die Grundbedeutung „wild“ hat. Dann aber gibt es andere Wörter, bei denen der Zusammenhang nur sehr schwer zu erkennen ist. Bei „Strauß“ in der Bedeutung von Streit und beim Blumen, „strauch“ geht es noch, das eine kommt von „sträuben“, das andere von dem dazugehörigen Hauptwort „Buschwerk“ oder „Straubwerk“; der Vogel Strauß aber ist ein Fremdling in der deutschen Sprache und verdankt sei-



Morgen — Morgen: Der „Morgen“ ist ein Feldmaß, nämlich so viel Land, wie ein Gespann an einem Morgen pflügt.

nen Namen nur einer Umbildung aus dem spätlateinischen Wort „struthio“. — Ähnlich ist es mit „Zoll“, dem Längenmaß, und „Zoll“, der Steuer, die aus dem lateinischen „tolonium“ kommt. Der „Rost“ zum Rosten hat nichts mit dem „Rost“ am Eisen zu tun; dieser stammt von einem germanischen Wort ab, das „rot“ bedeutete.



Strauß — Strauß — Strauß: Ein Wort mit drei verschiedenen Bedeutungen. Der Blumenstrauß und der „Strauß“, den die alten Ritter miteinander ausfochten, haben den gleichen Ursprung. Der Vogel Strauß aber verdankt seinen Namen der lateinischen Sprache.

Zauberei mit Blumen

Wie man Blumen färben kann



Wenn man eine
Margarete in blau
gefärbtes Wasser
stellt, so bekommt sie
nach kurzer Zeit eine
blaue Farbe.

Es gibt Blumen, die so wundervolle Farben haben, daß kein Künstler fähig ist, diese Farbenpracht nachzuschaffen; und wir sagen von diesen Blüten, daß sie lebendige Farben haben. Der Ausdruck stimmt genau, denn die Farben der Blumen entstehen, wachsen und ändern sich, bis sie allmählich vergehen. An der Victoria Regia, einer Seerose, die aus dem Amazonenstrom stammt, können wir diese Veränderung am deutlichsten sehen. Am Morgen ist sie weiß, mittags rosa, nachmittags rot. Das ist eine Umfärbung, wie wir sie ähn-

lich bei unserem Obst kennen. Unsere Pflaumen sind erst grün, dann werden sie rot und endlich blau. Wenn sie noch rot sind, schmecken sie sauer. Sind sie blau, schmecken sie süß. Die Farbe hat sich also mit dem Verschwinden der Säure geändert.

Wie diese Umfärbung zustande kommt, können wir leicht selbst beobachten. Wenn man die blaue Kornblume in Essig taucht, so verwandelt sie sich nach ganz kurzer Zeit in eine rote. Ähnlich kann man auch Rosen färben. Wenn man eine rote Rose in Sal-



Wenn man eine blaue
Kornblume in Essig
taucht, so wird sie rot.

miaklösung taucht, bekommt sie eine blaue Farbe. Diese Experimente soll man allerdings nicht wiederholen, denn die Blumen leiden darunter. Es gibt aber ein Mittel, Blumen auf unschädliche Art zu färben. Wir wissen, daß wir die Schnittblumen in Wasser stellen müssen, damit sie nicht welken. Wenn wir nun statt klarem Wassers mit roter Tinte gefärbtes nehmen, so steigt diese bis in die Spitzen der Blume empor und färbt weiße Blüten rot. Die weißen Marga-



Wenn man eine rote
Rose in Salmi-
lösung taucht, wird
sie blau.

reten, auch Narzissen und Tulpen kann man auf diese Art färben. Man mache einmal diesen Versuch, um das Aufsteigen des gefärbten Wassers zu beobachten. Natürlich soll man das nicht bei allen Blumen tun, weil man sich dadurch selbst um das Schönste an der Blume, ihren Glanz, und ihre lebendige Farbe, bringt, die man ja durch eine tote, künstliche Farbe ersetzt.

Der falsche Bettler

Eine Geschichte aus Arabien

In dem Beduinenvolk Negedeh gab es ein wunderbares Pferd von unerreichter Schnelligkeit und Schönheit. Daber, ein Beduine eines anderen Stammes, wünschte dieses Pferd zu besitzen. Da er vergebens Kamele und alles Gold, was er besaß, dafür angeboten hatte, griff er schließlich zu folgender List: Er schwärzte sein Angesicht, kleidete sich in Lumpen, hinkte, und spielte die Rolle eines lahmen Bettlers.

So wartete er auf Nasir, den Besitzer des Pferdes, an einem Wege, den dieser passieren mußte. Als er sich ihm auf dem edlen Pferde näherte, rief Daber mit schwacher Stimme: „Ich bin ein armer Fremdling. Drei Tage lang konnte ich mich nicht von dieser Stelle rühren, um mir Essen zu verschaffen. Hilf mir, und der Himmel wird dich belohnen.“

Nasir stieg mitleidig ab, führte sein Pferd zu der Stelle und hob mit großer Mühe den Bettler auf dessen Rücken hinauf. Sobald aber Daber sich im Sattel fühlte, galoppierte er fort, und rief: „Das war ich, Daber!“

Nasir rief ihm nach, daß er anhalten und ihn anhören sollte. Da der andere sicher war, daß er nicht mehr gefangen werden konnte, wandte er um und hielt in kurzem Abstand vor Nasir an.

„Du hast mir mein Pferd genommen,“ sagte Nasir, „und da der Himmel dies zuließ, mag es so sein; aber ich bitte dich dringend, erzähle niemals einem Menschen, wie du zu ihm gekommen bist. Sonst könnte es geschehen, daß niemand mehr in Zukunft Wohltaten erweisen will aus Furcht, so hintergangen zu werden, wie ich!“

Daber wurde durch diese Rede tief betroffen. Er sprang mit einem Satz vom Pferde und gab es seinem Herrn zurück, ohne ein Wort zu sagen.

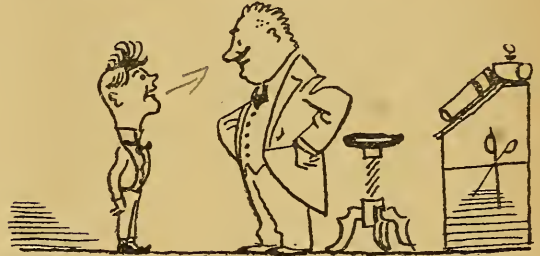
Ragen ohne Schwänze

Auf der englischen Insel Man gibt es wirklich schwanzlose Ragen. Wie sie allerdings dorthin gekommen sind, ist noch heute ein ungelöstes Geheimnis. Eine wunderhübsche Sage erzählt folgendes: Bei der großen Sintflut war die Rake das letzte Tier, das sich in Noahs Arche rettete. Und weil sie spät kam, schlug Noah schnell die Tür hinter ihr zu, dabei wurde ihr der Schwanz abgetrennt. — Die Ragen, die nun auf der Insel Man herumlaufen, müssen noch heute die Unpünktlichkeit ihrer Vorfahrin mit ihrer Schwanzlosigkeit büßen.

Briefkasten



Fridolins Lachkabin



Chef zum Lehrling, der aus Angst vor ihm immer stottert: „Hast du eigentlich schon mal eine Stotter-schule besucht?“

Lehrling: „N . . . e . . . i . . . n, das habe ich g . . a . . n . . z allein gelernt!“

*

Lehrer: „Weißt du nicht, was Schulden sind? Wenn ich mir nun z. B. beim Schneider ein Paar Hosen machen lasse und sie nicht bezahlen kann, was habe ich dann?“

Kurt: „Pumphosen, Herr Lehrer!“

*

Franz: „Du, Mutter, die Feuerwehr ist wohl sehr ängstlich?“

Mutter: „Warum denn, mein Junge?“

Franz: „In der Zeitung steht doch, bei dem großen Brand wäre sie mit allen Löschzügen a u s g e r ü c k t.“

*

Vater: „Günter, weshalb willst du durchaus mehr Pudding haben als Peter?“

Günter: „Weil Peter zwei Jahre älter ist als ich und also schon zwei Jahre länger Pudding gefressen hat als ich!“

*



Der Arzt ist damit beschäftigt, eine Binde um den Aermel des Kleinen Jungen zu legen, der eben geimpft worden ist.

„Machen Sie die Binde um den andern Arm, Herr Doktor!“

„Aber nein!“ bemerkte der Arzt. „Ich muß die Binde um den wunden Arm machen, damit die andern Jungen dich nicht stoßen!“

„Machen Sie sie um den andern Arm, Herr Doktor,“ wiederholte der Junge, „Sie kennen die Kerle in unserer Schule nicht!“

Hina R., Rothenburg. Das Raumschiff, das von der Erde zum Monde fahren soll, ist vorläufig nur ein Traum, und wird es auch bis auf weiteres bleiben. Bielange, kann man allerdings nicht wissen, denn wie vor dreißig Jahren Zeppelin, der damals am Bau eines Luftschiffs arbeitete, noch als Narr galt, während heute das Luftschiff als eine Selbstverständlichkeit angesehen wird, so kann es sein, daß die Ingenieure, die heute wegen ihrer Pläne für ein Raumschiff verlacht werden, in nicht zu ferner Zeit der Menschheit zeigen werden, daß nicht sie, sondern die andern die Narren waren.

Hans B., Oppeln: Du irrst dich sehr! Ein einfacher Kraftwagen erfordert schon für Wagengefäß und Ueberbau 12 000 einzelne große und kleine Teile, also viel mehr, als du angenommen hast. Bei der letzten Automobilausstellung in London wurde jeder dieser Teile, einzeln bis zur einfachsten Schraube, sorgfältig mit Aufschrift versehen, vorgeführt.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

au — ba — blu — chen — don — e — fund —
gust — hum — i — land — lon — mar — me
— mer — mor — na — ne — ne — neu — re —
re — sel

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, die Namen von drei deutschen Städten ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort (es gibt als e i n Buchstabe):

1. Als Südsfrucht ist du's mit Behagen;
2. Dem Müller muß er Säcke tragen;
3. Es legt die Gartenwege rein;
4. Das muß wohl Englands Hauptstadt sein;
5. Als Mädchenname wohlbekannt;
6. So heißt vor Kanada ein Land;
7. Der Name eines Scherentiers;
8. Als Sommermonat kennen wir's;
9. Manch Denkmal ist aus diesem Stein;
10. Es wächst an jedem Wiesenrain.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 18.

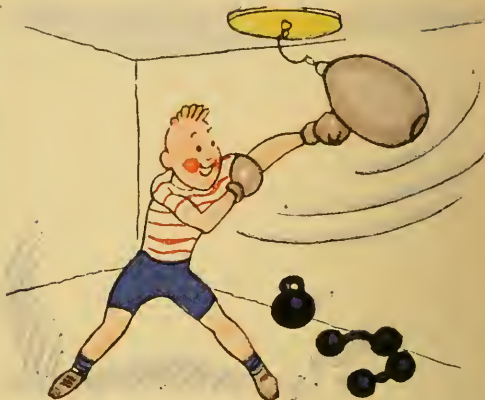
1. Zäpfeln, 2. Urteil, 3. Samum, 4. Truthahn,
5. Ufer, 6. Nähmaschine, 7. Daumen, 8. Linde,
9. Indien, 10. Esau, 11. Barabarroff, 12. Ebbe,
13. Zieten, 14. Universität, 15. Mittag, 16. Dogge,
17. Irene, 18. Norden, 19. Geier, 20. Mandarine,
21. Angora.

Luft und Liebe zum Ding,
macht Much und Arbeit gering.

Der verkaante Punching-Ball



Geburtstag hat der Kurt. Hurrah!
Es schenkt Papa ihm und Mama
Heut' einen Punching-Ball am Gurt.
Grad einen solchen wünscht sich Kurt.



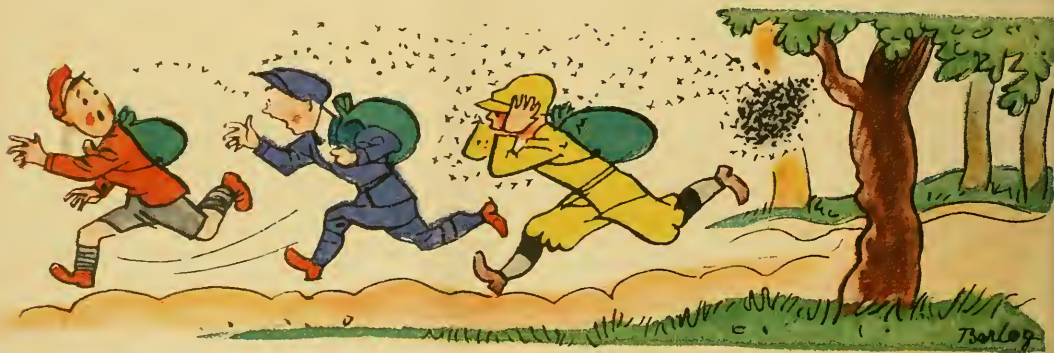
Den Punching-Ball, der ihm geschenkt,
Hat Kurt am Gurt schon aufgehängt.
Nun haut er an die Haut von Leder.
So wird zum Boxer heut' ein jeder.



Mit Freunden durch das Wäldchen gehend
Und viele grüne Bäume sehend,
Gewahrt er etwas rund und prall
Am Ast. „Hurrah! Ein Punching-Ball!“



Kurt sieht voll Stolz. Er spricht und lacht:
„Jetzt zeig' ich euch, wie man es macht!“
Denn seine Meinung ist schon groß.
Und Kurt holt aus zu einem Stoß.



Doch ach! was ihm als Ball erschienen,
Belebt sich plötzlich wild mit Bienen.
Der Punching-Ball, daß Gott erbarm,
Erweist sich als ein Bienenschwarm.

Und Kurt erkennt: Nicht überall
Trifft man auf einen Punching-Ball.
Wie arg zerstoßen er nach Haus zieht!
Manch Ding ist nicht, wonach es aussieht!

Nr. 20. 7. Jahrgang. 2. Juniheft.
Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere



Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Erlebnisse aus Abessinien: Niemand durfte dem heiligen Widder mit den drei Hörnern etwas tun. Er kam sogar auf den Marktplatz und warf den Frauen die Ware aus den Körben. (Zu der Geschichte auf Seite 2: Der Richter und sein Widder.)

Der Richter und sein Widder

Eine wahre Geschichte aus Abessinien

Von Kurt Lubinski

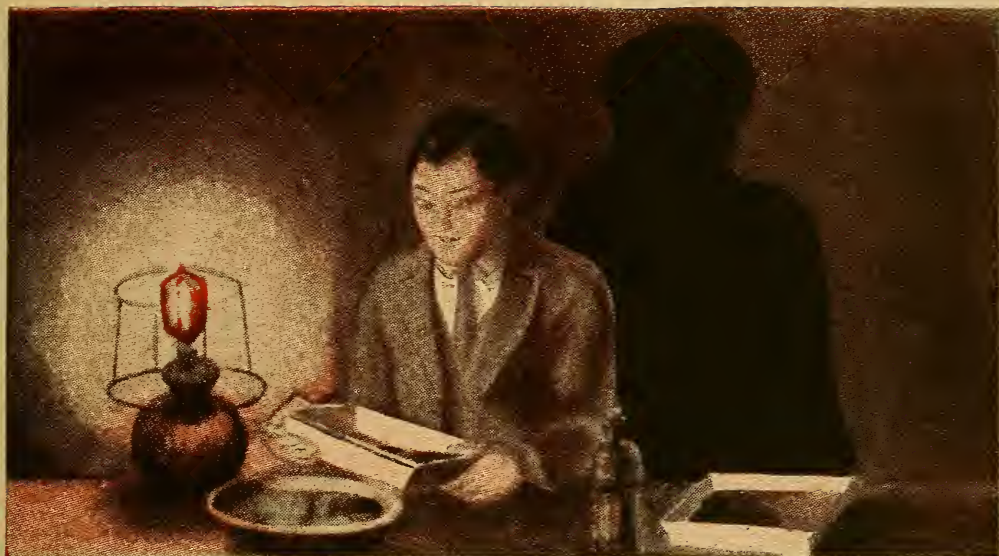
Die Gewürzkrämer, die Silberhändler und die Waffenschmiede hielten auf dem Marktplatz der Hauptstadt von Abessinien, Adis Abeba, wie alltäglich ihre Waren feil. Zwischen ihnen aber rannte ein großer Widder hin und her, der die Stützen ihrer Marktstände niederstieß, ohne daß irgend jemand ihn einzufangen wagte. Denn der Widder gehörte einem hohen Beamten der Stadt, dem Richter Sahale Debabu. Morgens ging er mit seinem Herrn auf den Markt und fraß den frischen Inhalt aus den Körben. Nicht einmal sein Herr, der Richter, wagte es, das Tier dafür zu bestrafen. Denn es war ein ganz besonderer Widder. Er hatte statt der üblichen zwei Hörner drei, und der Volksmund in Abessinien behauptet, daß kaum etwas auf der Welt seinen Besitzer glücklicher machen könnte als so ein Geschöpf. Aber das Glück wollte bei dem Richter Sahale Debabu doch nicht einkehren. Es schien sogar, als ob vielmehr das Gegenteil der Fall wäre. Denn der Widder mit den drei Hörnern war der Satan in Person. Er machte seinem Herrn alle Tage neue Scherereien und verleitete den Richter zu den ärgsten Ungerechtigkeiten. Es gilt nämlich in Abessinien noch heute ein Gesetz, das lautet: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“ Und bei jedem Streitfall ist es in Adis Abeba der Weisheit des Richters überlassen, danach seinen Spruch zu fällen. Aber Sahale Debabu, der Richter, lehrte sich um kein Gesetz, sobald man seinen Widder anklagte.

Das Volk murrte gegen ihn, bis es schließlich dem Sahale selbst zu Ohren kam, und er beschloß, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um das, was sein Widder an seinem Ruf als Richter verdorben hatte, möglichst schnell wieder gut zu machen. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Ein Abessinier, der sich in den Zweigen eines Baumes zu schaffen gemacht hatte, war heruntergefallen. Unten hatte aber ein andere Abessinier gesehen. Und nun war der Mann so unselig aus den Zweigen herabgestürzt, daß er dem andern, der unten saß, das Genick brach. Die Verwandten

des Toten zogen vor die Hütte des Richters Sahale und forderten das Leben des Mannes, der durch den unseligen Sturz zum unfreiwilligen Mörder geworden war. Sahale Debabu zögerte nicht lange, ihnen Recht zu geben und den Angeklagten zum Tode zu verurteilen. Der Spruch des Gesetzes war klar: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“. Und hier war endlich für ihn die Gelegenheit gekommen, seiner Rechtsgelehrsamkeit, deren Ruf sein Widder so arg geschädigt hatte, wieder zu Ehren zu verhelfen. „Der Angeklagte ist dem Tode verfallen“, sagte er, „ihr dürft ihn auf der Stelle hängen!“ Ein Strich war zur Stelle, und im nächsten Augenblick wäre der arme Unschuldige nicht mehr am Leben gewesen. Aber da kam schon wieder der Widder mit den drei Hörnern dazwischen. Diesmal war das Tier nicht allein. Ein hünenhafter Mann schleifte es an den Hörnern herbei. Dieser Mann war der Oberrichter des Landes. Er war zufällig des Weges geritten, und der Widder hatte sein Maultier mit den Hörnern angegriffen. So geriet der Oberrichter mitten in die Gerichtsverhandlung des Sahale Debabu hinein, und so kam es auch, daß sich der alte abessinische Aberglaube an den glückbringenden Widder diesmal an dem armen Mann, der unschuldig gehängt werden sollte, erfüllte. Die Weisheit des Oberrichters war im ganzen Land berühmt. Er ließ sich den Fall vortragen. Sein Urteil lautete: „Der Mann ist unschuldig; aber dem Gesetz „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“ müssen wir gehorchen. Darum sage ich: der Angeklagte soll sich unter denselben Baum stellen, unter dem das Unglück geschah, und einer von denen, die sein Leben als Sühne fordern, klettere in die Zweige des Baumes und lasse sich hinunterfallen. Gott wird zusehen, wer von beiden dann das Genick bricht!“ Natürlich verzichteten die Kläger auf ihr Recht. Der unschuldige Angeklagte erhielt seine Freiheit. Der Widder mit den drei Hörnern läuft noch heute auf dem Marktplatz von Adis Abeba umher. Denn ich habe ihn selbst dort gesehen.



Abenteurer aus Abessinien: Der Abessinier machte einen Fehltritt und stürzte vom Baum.



Beim Entwickeln der Platten: Die Dunkelkammer darf nur mit rubinrotem Licht beleuchtet werden. Man muß darauf achten, daß nichts vom Fixierbad in den Entwickler kommt.

Eine neue grosse Fridolin Bastelei? Du willst Fotografiren?

(1. Fortsetzung.)

Das Bild des Objectivs oder unserer winzigen Oeffnung bei der Lochkamera fällt auf die lichtempfindliche Schicht der Platte. Diese Schicht, „Emulsion“ genannt, besteht aus winzig kleinen und ganz gleichförmig verteilten Körnchen von Bromsilber, die in Gelatine gebettet sind. Wenn man solche Platte belichtet und in eine bestimmte Lösung legt, so werden alle Stellen der Schicht, die Licht bekommen haben, geschwärzt. Und zwar um so mehr, je heller der betreffende Gegenstand war. Blau und violett sind für die Schicht außerordentlich hell, und ein schön leuchtendes Orange oder Rot wirkt fast wie Schwarz, nämlich gar nicht. So dunkelt also die Platte beim Entwickeln nicht gleichmäßig, sondern helle Gegenstände werden tiefschwarz, während dunkle hell bleiben. Die Lichtwerte der Wirklichkeit sind also beim Entwickeln umgekehrt worden, und man spricht von dem entstandenen „Negativ“. Das muß noch lichtfest gemacht werden, und zwar tut das ein Bad, bei dem Fixiernatron in Wasser gelöst ist. Dies Fixierbad löst aus der Schicht alle Silberfälsche heraus, die kein Licht bekommen haben. Diese Stellen werden also glasklar, während alles andere der Entwicklung entsprechend geschwärzt bleibt. Die Platte ist dann gut auszuwaschen, man muß sie eine Stunde in fließendem Wasser spülen, und wenn sie schließlich noch getrocknet ist, ist sie fertig zum Drucken — d. h.

man macht Bilder von dem Negativ. Man legt Platte und Papier Schicht auf Schicht und setzt die Platte in einem Holzrahmen dem Tageslicht aus. Dabei entsteht auf dem Papier wieder die richtige Reihenfolge der Lichtwerte. Damit ist dann das Bild, nachdem es nochmals fixiert wurde, fertig. Um es so weit zu bringen, muß man aber jede Einzelheit beachten. Zuerst brauchen wir eine Dunkelkammer, d. h. einen Raum, der tatsächlich ganz dunkel zu machen ist. Nachts ist ja jeder Raum dazu brauchbar — wenn man die Fenster noch richtig zuhängt. Sehen muß man aber etwas in der Dunkelkammer — aber man nimmt rubinrotes Licht: das wirkt nicht auf die Platte. Dann brauchen wir Fotoplatten 6 mal 9 cm. Am vorteilhaftesten kauft man die Duzendpackung und wählt eine angesehene Marke. Wir verlangen eine gewöhnliche Extra-Rapid-Platte. Außerdem brauchen wir Entwickler. Eine Flasche reicht monatelang. Auch Fixierfals ist sehr billig. Man muß aber stets aufpassen, daß keine noch so geringen Spuren in den Entwickler oder an frische Platten kommen. Sonst ist beides bestimmt verdorben. Ein sauberes Gefäß mit Wasser zum Plattenaspülen darf nie fehlen. Zum Entwickeln sind am besten viereckige Schalen von Plattengröße. Man kann auch Untertassen nehmen. Nun müssen wir Platten einlegen. Wir öffnen in der Dunkelkammer das Plattenpaket und nehmen eine Platte in die



Ein Negativ: Was in Wirklichkeit hell ist, ist hier dunkel geworden und umgekehrt.



Ein Positiv: So sieht die fertige Fotografie auf dem richtigen Abzug aus.

Hand (nur am Rande anfassen!). Die matte Seite ist die Schicht, und nun muß man darauf achten, daß die Platte so in die Hülse geschoben wird, daß die Schicht nach vorn liegt. Dann werden die Plattenhüllen in der richtigen Reihenfolge in die Kamera gelegt und diese geschlossen. Man muß darauf achten, daß vorn der Deckel auf dem Loch ist. Dann können wir aus der Dunkelkammer herausgehen. Bei der Aufnahme muß die Sonne hinter oder seitlich von uns stehen. Mit der Lochkamera kann man nur lange Zeitaufnahmen machen — also fallen alle bewegten Gegenstände vorläufig weg, und wir versuchen uns an Häusern oder Landschaften. Die Kamera wird auf eine feste Unterlage gestellt, mit dem Sucher auf den betreffenden Gegenstand gerichtet, dann nimmt man, ohne zu wackeln, den Deckel vorn von der Öffnung ab. Bei hellem Wetter muß man im Sommer etwa 20—30 Sekunden belichten. Sofort nach der Aufnahme muß man die Platten wechseln! Für den Anfang ist es gut, jede Aufnahme einzeln zu entwickeln — man lernt daraus für die nächste. Wir gehen also wieder in die Dunkelkammer und setzen die Röder an. Die Vorschrift für den Entwickler steht auf der Flasche. Für das Fixierbad löst man etwa 10—20 Gr. Fixiernatron in 100 Gr. Wasser auf. So genau kommt es hierbei nicht darauf an. Nun wird die rote Lampe angezündet, die Schale mit dem Entwickler steht links, in der Mitte ein Gefäß mit Wasser, rechts, weit, weit weg vom Entwickler, das Fixierbad. Dann nehmen wir die Platte aus der Hülse und lassen sie schnell in die (reichlich bemessene) Entwicklerlösung gleiten. Die Flüssigkeit muß die Platte sofort überspülen — sonst gibt's

Ränder und Luftblasen, und die gehen nie wieder weg! Die Schicht liegt auch im Bad wieder nach oben, und nun beginnt ein interessanter Prozeß: Man sieht plötzlich, nach Verlauf von etwa einer Minute, wie dunkle Stellen auf der gelbweißen Schicht entstehen, sich vermehren, dunkler werden, Gestalt annehmen und immer mehr Einzelheiten hervortreten, bis man eben die Platte als „Negativ“ vor sich hat. Die Entwicklung ist im allgemeinen beendet, wenn helle Gegenstände von der Rückseite der Platte her durchscheinen. Dann wird die Platte kurz gewässert und kommt ins Fixierbad. Darin bleibt sie, bis alle gelben Stellen restlos verschwunden sind. Nach dem Fixieren geht man an das sehr wichtige Wässern, um alles Fixiernatron aus der aufgeweichten Schicht herauszuwaschen. Die Platte bleibt mindestens eine Stunde im Wasser liegen, das man etwa alle zehn Minuten erneuert. Dann wird die Platte nochmals gründlich abgespült und kann dann zum Trocknen an einen staubfreien Ort gestellt werden. Der Platz muß so sein, daß die Platten schnell — also etwa über Nacht — trocknen, aber wir gehen weit, weit weg vom warmen Ofen, sonst schmilzt uns die ganze Schicht von der Platte herunter. Damit ist die Platte fertig, und wir können Abzüge davon machen. Für die Abzüge nehmen wir einfaches Tageslichtpapier und versuchen, „selbsttonendes Papier“ zu bekommen. Das hat den Vorteil, daß wir kein besonderes Bad mehr brauchen, um den Abzug zu fixieren. Die Art und Weise der Behandlung ergibt sich aus der Gebrauchsanweisung, die in jeder Packung von Fotopapier enthalten ist.

(Schluß folgt in nächster Nummer.)

Brillantradel verloren!

Eine aufregende Feriengeschichte

Unter allen Jungen des Badeorts herrschte große Aufregung. Denn mittags waren plötzlich an fast allen Häusern und Anschlagssäulen mächtige Plakate erschienen, auf denen stand:

Alle Jungen, Achtung!

Mir ist, als ich gestern an meiner Strandburg baute, eine wertvolle Brillantradel, ein altes Erbstück, verlorengegangen. Da ihr Jungen scharfe Augen habt, wende ich mich an euch. Kommt, wenn ihr Lust habt, zu meiner Burg und schaufelt dort den Sand um. Wer meine Radel wiederfindet, bekommt zur Belohnung ein richtiges kleines Automobil aus meiner Fabrik.

Mijnheer van Farier,
Holland,
Automobilfabrikant.

Natürlich gab es keinen Jungen, der nicht brennend gern ein Automobil besessen hätte. Ein eigenes Automobil! Und so zogen denn Scharen von Jungen mit ihren Spaten und Schaufeln vor die Burg von Mijnheer van Farier. Der stand klein und ängstlich neben seinem Diener in seiner Burg und staunte diese Unmenge von Jungen an. Aber die Jungen fragten nicht lange, die meisten begannen sofort tüchtig loszuschaukeln. Nur ein paar ganz Schlaue gingen erst vorsichtig um die Burg herum! Man



Wie die Jungen nach der Brillantradel suchten: Mijnheer van Farier stand auf der Düne und rang verzweifelt die Hände. Wo vorher die Burg gestanden hatte, gähnte jetzt ein großes Loch; und noch immer schaukelten die Jungen aus Leibeskräften.

konnte doch nicht wissen! Vielleicht lag die Nadel ganz oben, und man brauchte sie bloß aufzuheben. Aber so eifrig sie sich auch umschauten, da war nichts zu sehen, und so schaukelten auch sie fieberhaft wie ihre Freunde darauf los. Als alles schon in bestem Gang war, erschien Peter Klars. Peter, den sie alle das „Kinder-mädchen“ nannten, weil er immer mit seinem kleinen Brüderchen zusammen war. Wie die andern, fing auch er gleich an, zu graben, aber das kleine Brüderchen setzte sich mitten unter die arbeitenden und schwitzenden Jungen und war nicht von der Stelle zu bewegen. „Nimm den Kleinen weg!“ schrien die Großen, „kleine Kinder können wir hier nicht gebrauchen!“ Aber das kleine Brüderchen blieb, wo es war; trotz den Jungen zwischen den Beinen herum und wühlte mit beiden Händen im Sand. „Nimm den Kleinen weg! oder du mußt aufhören, mitzumachen!“ schrien die Jungen erbozt. Aber Peter stellte sich schützend vor das Brüderchen und sagte kein Wort. Da wurden die andern wütend. Sie stießen Peter mit den Ellenbogen zur Seite, und er konnte keinen einzigen Spatenstich mehr tun.

Längst war Mijnheer van Farier geflüchtet, denn von der Burg war nicht mehr das geringste zu sehen. Er stand abseits auf einer Düne und rang die Hände über die Verwüstung, die die fleißigen Jungen angerichtet hatten. Da, wo die Burg gestanden hatte, gähnte jetzt ein großes, tiefes Loch. Daneben waren viele andere Löcher, und die Jungen schaukelten noch immer, als gälte es ihr Leben. Schließlich wurde es so dunkel, daß man nichts mehr sehen konnte, und noch immer war die Nadel nicht gefunden. Es erschien auch aus- geschlossen, daß sie plötzlich aus dieser Wüste noch auftauchen könnte. „Aufhören!“ sagte Mijnheer van Farier, „es hat keinen Zweck mehr! Morgen vor- mittag um 10 Uhr reise ich ab, wenn einer von euch vielleicht morgen früh etwas findet, kann er zu mir ins Hotel kommen.“ Und dann gab er jedem Jungen

eine Tafel Schokolade, die sein Diener inzwischen ge- holt hatte. In Scharen, wie sie gekommen waren, zogen die Jungen wieder ab. Nur Peter blieb traurig allein mit seinem Brüderchen. „Schade! Schade!“ dachte er immer wieder, „daß ich die Nadel nicht gefunden habe; denn ein eigenes Automobil!“ Und dann malte er sich in den leuchtendsten Farben aus, was für herrliche Fahrten er mit seinem Auto gemacht hätte.

„Kalt!“ sagte mit einem Male eine piepiend Stimme neben ihm, „Mantel zustecken!“ „Ja, Will- chen,“ sagte Peter, „wenn ich jetzt das Automobil hätte, brauchtest du nicht zu frie . . .“ Aber das Wort blieb ihm im Munde stecken. Was war das Goldene, das da vorn im Mantel des Brüderchens steckte! Peter traute seinen Augen nicht, das konnte nur die sehnüchligst gesuchte Nadel des Mijnheer van Farier sein. „Wo hast du das her?“ brüllte Peter. „Im Sand ganz allein gefunden“, sagte der Kleine. Aber Peter hörte gar nicht mehr richtig zu. Wie ein Wilder lief er, mit dem Brüderchen an der Hand, in das große Hotel, in dem der Holländer wohnte. „Wo ist Mijnheer van Farier?“ schrie er dem Portier entgegen. „Im Speisesaal, der ist gerade!“ Wie der Wind lief Peter in den Speise- saal, ohne sich um die vielen fremden, erstaunten Gesichter zu kümmern.

„Hier! Hier ist die Nadel!“ schrie er, „mein kleiner Bruder hat sie gefunden!“ Und dann erzählte er Mijnheer van Farier die ganze Geschichte. „Dann gehört das Auto also deinem Brüderchen,“ sagte Mijnheer van Farier, „und weil es noch so klein ist,“ fügte er lächelnd hinzu, „wirft du wohl in den nächsten Jahren für ihn den Schofför und Stellvertreter spielen müssen!“ Und er versprach Peter, das Auto schon in der nächsten Woche zu schicken, und übergab ihm als Sicherheit einen Gut- schein über „ein kleines Auto in modernster Aus- führung!“

Gustis und die Schreibmaschine

Eine feine Erfindung von Professor Pechmann



Wie Gusti mit seiner neuen Schreibmaschine schrieb . . .

zu lassen, und wirklich schon nach ein paar Tagen bekam Gusti seine „Schreibmaschine“. Es war ein ganz neues, wunderschönes System und Gusti strahlte. Jeder einzelne Buchstabe sitzt an einem besonde- ren Ring und muß auf ein Stempelfläßchen gedrückt

Gustis allergrößter Wunsch war eine Schreibmaschine. Dar- um ging er eines Ta- ges zu Professor Pech- mann und sagte: „Pech- mann, du mußt für mich eine billige Schreibmaschine erfin- den!“ Pechmann ver- sprach, sich die Sache durch den Kopf gehen

werden. Natürlich braucht man Übung, um schön zu schreiben, aber Gusti sagt, er wird es schon heraus- tragen. Er schreibt auch schon ganz schnell. Für den untenstehenden Brief an Onkel Toldi hat er bloß anderthalb Stunden gebraucht.

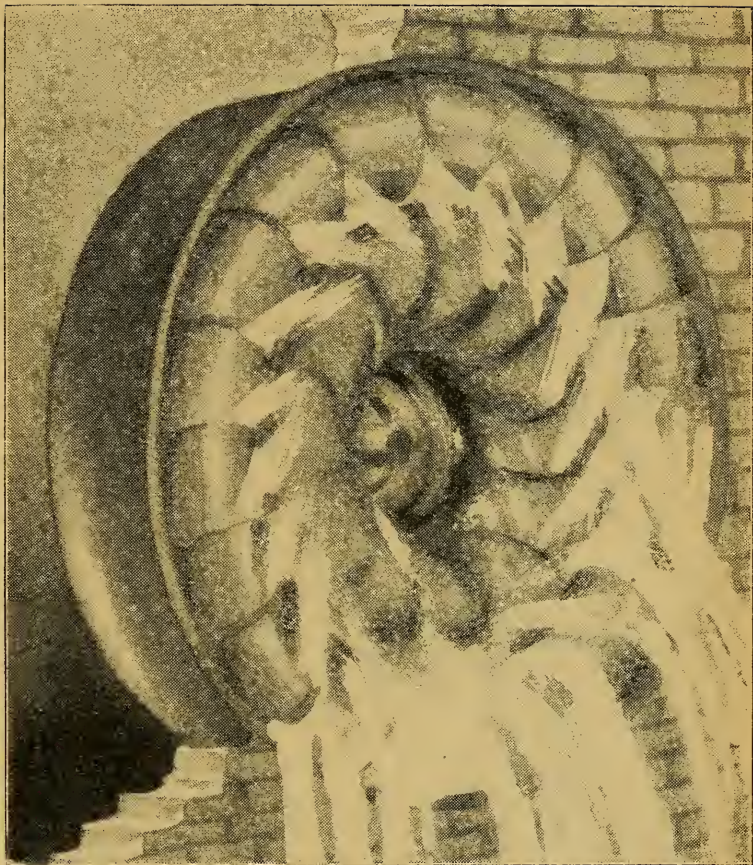
l i e b e r O n k e l
t o l d i ! !
I s t m e i n e n e u e s c h r e i b m a s c h i n e
n e n i c h t h e r r l i c h ? !
D e i n G u s t i
. . . und wie der fertiggeschriebene Brief an Onkel Toldi aus sah.

Die weiße Kohle

Wie man die Kraft des Wassers durch Staudämme und Turbinen in elektrische Energie verwandelt

Zu den Dingen, ohne die unser heutiges Leben kaum denkbar erscheint, gehört vor allem die Kohle. Was würde aus uns werden ohne Steinkohle, Braunkohle und Torf? Zwar hätten wir noch Holz und Petroleum, aber das bißchen Holz würde nicht weit reichen, und der Petroleumvorrat der Welt wird auch eines Tages erschöpft sein, ebenso wie unsere Kohlenlager, und trotzdem werden unsere Fabriken weiter arbeiten und unsere Wohnungen weiter beleuchtet und geheizt werden, lange nachdem das letzte Stück Steinkohle einen Platz in den Museen gefunden hat. Die schwarze und die braune Kohle werden ersetzt werden durch die weiße Kohle: die Wasserkraft unserer Flüsse, Seen und Meere.

Unser Wissen um die im Wasser schlummernden Kräfte ist alt, viel älter als die Entdeckung der Kohle als Brennmaterial. Man kannte sie lange vor Beginn unserer Zeitrechnung, und bis in das Zeitalter der Kohle hinein gab es überall kleine Wasserwerke. Aber bei allen diesen Werken konnte die Wasserkraft nur für einen bestimmten Zweck dienstbar gemacht werden; immer diente ein großes durch Wasser getriebenes Schaufelrad als direkter Antrieb für irgendeine Maschine. Wurde die Maschine nicht gebraucht, dann verströmte das Wasser ungenutzt, und war einmal nicht genug Wasser vorhanden, dann mußte wieder die Maschine ungenutzt stehen. Das alles aber wurde mit einem Schlag anders durch die Erfindung und Verbesserung der Dynamos. Dadurch wurde es möglich, mit der Wasserkraft an Ort und Stelle elektrische Kraft zu erzeugen, und diese



Die weiße Kohle:

Eine der vielen Turbinen in einer Staumauer: Aus dem Stausee strömt das Wasser durch den Damm hindurch der Turbine zu. Dort drückt es gegen die gekrümmten Schaufeln und versetzt das Lauftrad in Umdrehung.

dahin zu leiten, wo sie gebraucht wurde — in die Fabriken und in die Wohnungen. Und gleich darauf ging man auch einen Schritt weiter und baute Staudämme, um den Wasserzufluß zu regeln und ein stetiges Arbeiten der Turbinen und der von ihnen getriebenen Dynamos zu bewerkstelligen.

Damit begann als erste die an Kohlen arme und an Wasserkraft reiche Schweiz. Dann kamen die Vereinigten Staaten, die zuerst die ungeheuren Kräfte der Niagarafälle für die Erzeugung von Elektrizität bändigten, und in den letzten zehn Jahren entstanden auch bei uns mehrere große Wasserkraftwerke, darunter das Walchenseewerk, das größte Wasserkraftwerk Europas. Die meisten dieser Werke sind Talsperrwerke, d. h. ein von einem Fluß durchlaufenes Tal wird durch eine hohe Betonmauer gesperrt, und das dann in seinem Oberlauf angestaute Wasser wird durch Turbinen geleitet. Diese Turbinen ähneln im großen und ganzen noch den alten Schaufelrädern, sind aber fester und dauerhafter als jene, und ganz aus Stahl; denn auf ihnen lastet der ganze ungeheure Druck des Stausees, der sie in einer Minute bis zu fünfshundertmal herumwirbelt. Sie sind ent-

weder in den Staudamm selbst eingebaut, oder in lange Höhlen, wo das hereinströmende Wasser noch einmal zusammengepreßt wird und dementsprechend einen noch größeren Druck entwickelt. Die Kraft der Turbinen wird direkt auf die Dynamos übertragen, von wo die elektrische Kraft über ein Schaltwerk und durch die Ueberlanddrähte in Dorf und Stadt geleitet wird.

Je tiefer die Turbinen unter dem Wasserspiegel des Stausees liegen, desto größer ist der Druck. Wenn aber die Turbinen einmal nicht das ganze abfließende Wasser des Sees aufnehmen können, dann strömt der Ueberschuß durch die dicht unter der Mauerkrone angebrachten Notöffnungen ab.

Im Verhältnis zu der durch Stein-

und Braunkohle erzeugten Elektrizität ist die durch die weiße Kohle gewonnene elektrische Kraft heute noch gering. Aber sie wächst von Jahr zu Jahr und dabei sind noch längst nicht alle für diesen Zweck geeigneten Täler nutzbar gemacht worden. In vielen Fällen scheut man noch davor zurück, um nicht kostbaren Waldbestand und seltene Naturschönheiten zu zerstören. Aber eines Tages werden auch diese Bedenken von der harten Notwendigkeit hinweggeschwemmt werden und man wird, wo es nur irgendwie möglich ist, jedes kleine Fließchen zur Krafterzeugung heranziehen, und zwar nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in allen Teilen der Welt, wo noch ungeheure Wasserkräfte gänzlich ungenutzt ver-



Die weiße Kohle:

Eine Talsperre mit Wasserkraftwerk: Durch eine mächtige Eisenbetonmauer wird das Wasser des Gebirges aufgestaut. Dann strömt es in tiefem Fall in die Turbinen, die sich im unteren Teil der Staudammer befinden. Dort dreht es die mit den Dynamomaschinen gekuppelten Turbinenräder und strömt dann durch die Öffnungen der Mauer dem Unterwasser zu. Die Dynamos erzeugen elektrischen Strom, der durch die Hochspannungsleitungen über das Land verteilt wird.



strömen. Und schließlich wird auch die Ebbe und Flut irgendwie in den Dienst der Kräfteerzeugung gezwungen werden, und es werden Kraftwerke entstehen, neben denen selbst das Walchenseewerk ein Kinderspiel ist. Und dann wird auch die so gewonnene Kraft nicht mehr über Drähte, sondern durch die Luft übertragen werden. Die Versuche zur Lösung dieser allerwichtigsten Aufgabe sind bereits im Gange, und gerade vor einigen Tagen wurde aus England

gemeldet, daß der berühmte Forscher Marconi mit der Uebertragung drahtloser Kraft schon Erfolge erzielt habe.

Sicherlich werden diese Versuche früher oder später ebenso zum Erfolg führen, wie die ersten drahtlosen Uebermittlungsversuche von Morsezeichen und etwas später von der menschlichen Stimme zum Erfolg geführt haben. Zu dem Zeitpunkt, in dem die letzten Kohlenlager erschöpft sein werden, wird auch die Welt in das „drahtlose Zeitalter“ vorgerückt sein. Dann wird jedes Haus und jede Wohnung verschiedene Antennen haben, eine für den Rundfunk, eine andere für das drahtlose Telephon und eine dritte für die durch die weiße Kohle erzeugte Elektrizität.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied



Der Bootsmann legte sich in die Ruder, und bald hatten sie den Dampfer erreicht.

(8. Fortsetzung.)

Tief drinnen in einer Wildnis baumhoher Farne verschwand der Schmetterling, tauchte wieder auf, ließ sich wieder auf einen Busch nieder, stieg hoch in die Luft und verlor sich im blauen Himmel. Carlos hörte in der Ferne Herrn Dr. Birstenfeger's Stimme, der ihn laut und zornig rief. Erschreckt lief er zurück, über Baumwurzeln stolpernd und sich in Lianen verwickelnd, vor Hize und Wut heulend. Am Waldbrand stand Herr Dr. Birstenfeger. „Ungehorsamer Junge,“ schrie er, „warum kamst du nicht, als ich dich rief!“ Carlos heulte: „Der schöne Schmetterling ist fort!“ Herr Dr. Birstenfeger schüttelte ihn am Arm: „Um deinetwillen werden wir noch das Schiff veräumen!“ Carlos heulte immer lauter. „Kommt schnell zum Wagen,“ rief Herr Dr. Birstenfeger, „wenn wir uns beeilen, erreichen wir vielleicht noch die Barkasse!“ Rasch gingen sie die Allee hinunter und stiegen draußen in den Wagen. „Zum Hafen, schnell!“ rief Herr Dr. Birstenfeger dem Kutscher zu. Der Kutscher trieb die Pferde zur Eile an; in einer halben Stunde waren sie am Hafen. Aus dem Schornstein der Lombardia stieg schwarzer Rauch auf, sie gab langgezogene Signale. Herr Dr. Birstenfeger erkundigte sich aufgeregt nach der Barkasse. „Dampfer weg, Dampfer weg!“ schrieten fröhlich einige schwarze Bootsmänner. „Siebzigttausend, sechzigtausend, fünfzigtausend Reis nach dem Bord Lombardial!“ riefen sie durcheinander. „Vierzigtausend,“ rief einer und sprang in sein

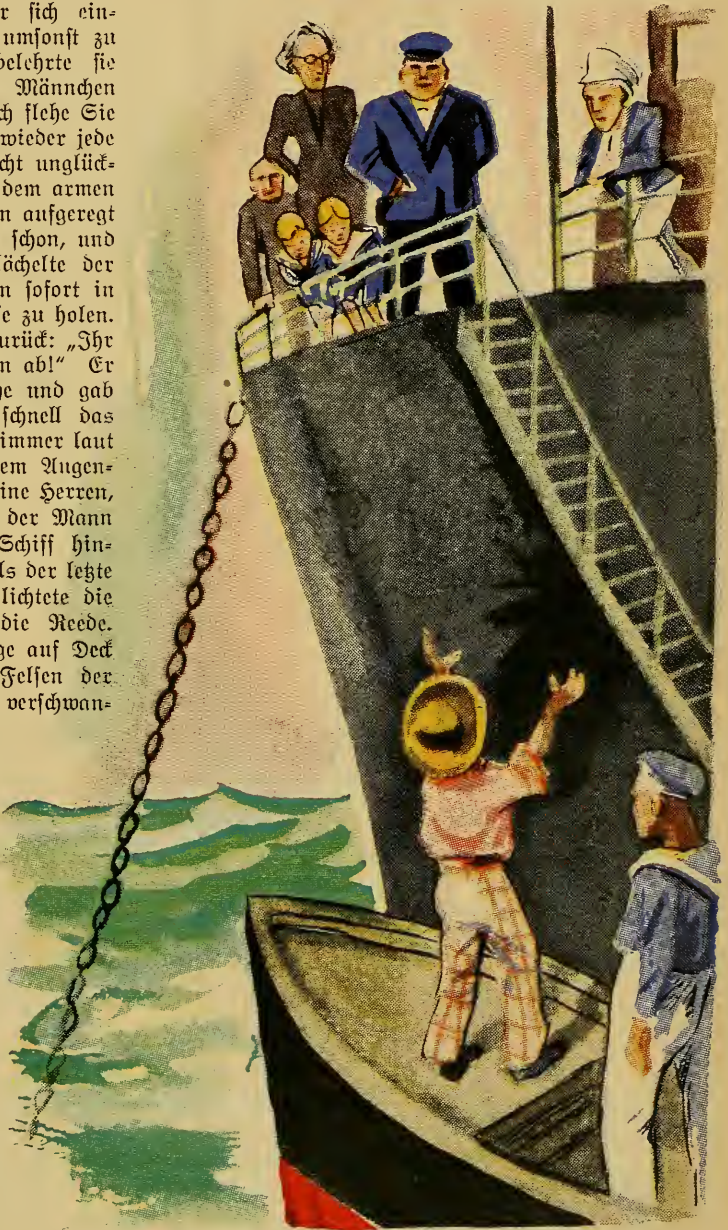
Boot, erfaßte die Ruder und winkte Herrn Dr. Birstenfeger und Carlos und Nicolas zu. „Biel zu viel!“ schrie Herr Dr. Birstenfeger empört. „Senhor, zwanzigttausend Reis!“ rief ein anderer und zupfte Herrn Dr. Birstenfeger am Rock. Unverschämt teuer, aber jetzt ist nichts zu machen. Das haben wir nur dir zu verdanken, Karl!“ Sie stiegen ein, gleich stieß der Bootsmann ab. Der Bootsmann legte sich mit doppelter Kraft in die Ruder; bald hatten sie den Dampfer erreicht. Carlos und Nicolas blickten zurück.

Mehr als eine Woche war vergangen. Man war aus dem Bereich der Tropen. Am zehnten Tage, gegen Mittag, kündeten vereinzelt Möwen die Nähe der Küste an, gegen Abend umkreisten sie in Scharen das Schiff. Am Horizont tauchten Dampfer und Segler auf. Bei Dunkelwerden fuhr die Lombardia ganz nahe an einem Feuerschiff vorbei. Carlos und Nicolas schwenkten jubelnd die Mützen. Am frühen Morgen erschien in der Ferne die schneebedeckte Spitze des Biks von Teneriffa; um Mittag aber sah man schon Palmen und schimmernde Häuser. „Land, Land!“ riefen Carlos und Nicolas beglückt aus. . . . Bald stieg der Lotse an Bord. Langsam führte er das Schiff in die Reede des felsenumstandenen Santa Cruz. . . . Die Lombardia sollte Kohlen laden. Sämtliche Passagiere begaben sich an Land. Man stieg zu Wagen und ließ sich im Städtchen umherfahren. Oberhalb der Stadt auf der Anhöhe speiste man im Hotel auf der Veranda mit dem Blick auf Felsen und Meer. Die Gesellschaft war in der heitersten Stimmung, denn endlich war man wieder an Land nach langer Seereise. Dann spozierte man auf den Berghängen umher, und als das erste Signal des Dampfers ertönte, kehrte man an Bord zurück. . . . Alle Welt war an Deck; man wollte den Anblick der schönen Insel genießen, solange es noch hell war. — Der vorletzte Leichter hatte seine Arbeit beendet und sollte gerade abstoßen, als ein kleines schwächtiges Männchen in einem geklärten Zwillingszug das Fallreep herunterstieg. Er war barhäuptig und trug ein kleines Bündel in der Hand; ein Matrose ging hinter ihm. Auf der letzten Stufe blieb er stehen und sah den Matrosen unklüffig an. Aber dieser legte ihm die Hand auf die Schulter und zwang ihn in den Leichter zu steigen. Sein Bündel krampfhaft gefaßt, blickte der kleine Mann verzweifelt zum Deck der Lombardia hinauf. Als der Leichter im Begriff war, sich in Bewegung zu setzen, streckte er die Arme in die Höhe und brach in lautes Weinen aus: „Herr Kapi-

tän, ich beschwöre Sie um Himmels willen, lassen Sie mich nicht auf dieser Insel zurück, nehmen Sie mich nach Barcelona mit, ich muß ja zu den Meinen!" Der Kapitän, ein Mann mit einem biden, gutmütigen Gesicht, stand reglos an der Reeling, mitten im Haufen der Passagiere, die neugierig herunterschauten. „Ein blinder Passagier, der sich in Rio eingeschmuggelt hat und hier an Land gesetzt wird“, erklärte der Kapitän einigen Umstehenden, die ihn mit Fragen bestürmten. „Warum darf der arme Mann nicht mitfahren?!" fragten Carlos und Nicolas voller Mitleid einen Herrn aus Coruna, der karierte Hosen trug. „Weil er sich eingeschmuggelt hat, wie ein Dieb, um umsonst zu fahren, versteht ihr, Jungens?!" belehrte sie dieser. „Herr Kapitän," schrie das Männchen hinauf und weinte herzzerbrechend, „ich flehe Sie an, nehmen Sie mich mit; ich will ja wieder jede Arbeit tun; machen Sie mich doch nicht unglücklich!" „Herr Kapitän, ist es erlaubt, dem armen Mann etwas Geld zu geben?!" fragten aufgeregt Carlos und Nicolas. „Erlaubt ist es schon, und brauchen wird er es wohl auch!" lächelte der Kapitän. Carlos und Nicolas wollten sofort in die Kabine laufen, um ihre Sparbüchse zu holen. Aber Herr Dr. Bürstenfeger hielt sie zurück: „Ihr habt keine Zeit, der Leichter fährt schon ab!" Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und gab einem Matrosen ein Goldstück, der schnell das Fallreep herunterließ und es dem noch immer laut weinenden Mann hinreichte. In diesem Augenblick fuhr der Leichter weg. „Danke, meine Herren, vielen, vielen Dank!" rief schluchzend der Mann und winkte mit dem Bündel zum Schiff hinauf. . . . Es war schon lange dunkel, als der letzte Kohlenleichter abstieß. Kurz darauf lichtete die Lombardia die Anker und verließ die Reede. Carlos und Nicolas standen noch lange auf Deck und sahen stumm nach den steilen Felsen der Insel, die allmählich in der Dunkelheit verschwanden. Es war ihnen traurig zumute. Nicolas sagte: „Was wird wohl jetzt der arme Mann anfangen?" — Sechs Stunden vor der Lombardia hatte ein spanischer Dampfer, gleichfalls mit Bestimmung nach Barcelona, Teneriffa verlassen. „Den werden wir morgen vormittag schon eingeholt haben!" sagte der Kapitän. Am Morgen spähten Carlos und Nicolas nach dem spanischen Dampfer aus, aber er war noch nicht sichtbar. Als Carlos und Nicolas kurz darauf nach Zwischendeck gingen, waren sie aufs höchste überrascht: dort stand der blinde Passagier von gestern und putzte eifrig Blechteller. Er sah die Knaben, und sein Gesicht hellte sich auf. Rasch kam er auf sie zu, erfaßte ihre Hände und drückte sie lange und herzlich: „Tausend Dank, meine kleinen Herren, Sie haben mir einen großen Dienst er-

wiesen." Tränen standen in seinen Augen. „Von einem Matrosen habe ich erfahren, daß Sie es waren, die mir das Geld schenkten." „Ja, aber wie sind Sie wieder aufs Schiff gekommen?!" riefen Carlos und Nicolas. „So . . . mit einem Boot!" antwortete er und zwinkerte schlaue mit den Augen.

Jubelnd liefen Carlos und Nicolas zu Herrn Dr. Bürstenfeger: „Der arme Mann ist wieder da!" Gleichfalls überrascht hörte Herr Dr. Bürstenfeger



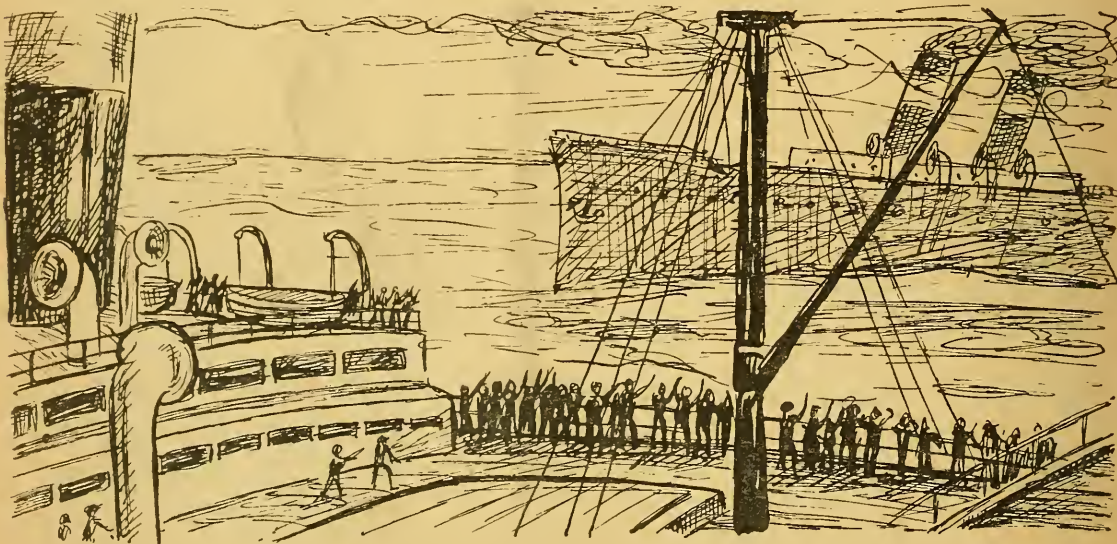
Der blinde Passagier: „Herr Kapitän," schrie das Männchen jämmerlich, „ich flehe Sie an, lassen Sie mich mitfahren!"

die Nachricht. Schließlich meinte er nicht ohne Bedenklichkeit: „Er wird sich doch nicht wieder eingeschmuggelt haben?“ Gleich begab er sich zum Zahlmeister, um Näheres zu erfahren. Der lachte: „Das haben Sie auf dem Gewissen, mit Ihrem Geld hat er einen Bootsmann bestochen und sich als Kohlenträger in der Dunkelheit wieder eingeschlichen.“ „Herr Zahlmeister, dann wäre ich ja das indirekte Werkzeug dieser Tat!“ meinte Herr Dr. Birstenfeiger in peinlichster Verwirrung. „Beruhigen Sie sich nur, in diesem Falle war es eine gute Tat; der arme Teufel wollte zu seiner schwerkranken Frau nach Barcelona und hatte kein Reisegeld, aber wir haben strenge Order, blinde Passagiere an Land zu setzen.“ Er lachte wieder. „Da er nun aber wieder da ist, muß er mit nach Barcelona, ins Wasser kann man ihn nicht werfen.“ Beruhigt und erfreut antwortete Herr Dr. Birstenfeiger: „Dann freilich war das die beste Wendung!“ . . . Als Carlos und Nicolas am nächsten Morgen an Deck erschienen, stand dort alle Welt, die Ferngläser und Operngucker nach dem spanischen Dampfer gerichtet, der einige Seemeilen vor ihnen herdampfte. Er entsandte eine dicke Rauchsäule; man konnte schon die Farben des Schornsteins erkennen. Der Herr mit der Reisemilge lachte: „Er will nicht schmächtig überholt werden und arbeitet mit Volldampf!“ Carlos und Nicolas liefen zu ihrem Lehrer, der auf der anderen Seite des Decks stand: „Herr Dr. Birstenfeiger, kommen Sie, wir überholen den Spanier, wir gewinnen!“ — „Ich habe keinen Sinn für diese alberne Wettfahrt,“ antwortete Herr Dr. Birstenfeiger, „ich betrachte jetzt das Meer; so schön und so licht war es auf der ganzen Reise noch nicht, schaut doch: geradezu ins Unendliche scheint der Horizont gerückt!“ Aber Carlos und Nicolas waren bereits auf und davon und wieder zurück nach der anderen Deckseite. Am Nachmittag war die „Lombardia“ nur noch wenige Schiffs-

längen von dem spanischen Dampfer entfernt. Zwei Stunden später überholte sie ihn. Alle Passagiere standen an der Reeling. Carlos und Nicolas waren auf das Bootsdeck geklettert und schwenkten brüllend ihre nicht allzu sauberen Taschentücher. Hier entdeckte sie Dr. Birstenfeiger. Er hatte sie überall gesucht, und auf seinem erhitzten Gesicht war höchste Mißbilligung zu lesen. „Karl und Nikolaus,“ sagte er streng, „ihr wißt, daß ich diese Wettfahrt nicht billige. Begebt euch sofort in eure Kabine.“ Betrübt schlichen sie die Treppe hinunter. Aber als sie dann einschliefen, murmelte Carlos zu seinem Bruder: „Und ich freue mich doch, daß wir den Spanier überholt haben!“

Europa.

Ein paar Tage waren vergangen. Morgen in der Frühe würden Carlos und Nicolas zum ersten Male die Küste Europas erblicken. Vor freudiger Aufregung konnten sie die halbe Nacht nicht schlafen. Kurz nach Sonnenaufgang waren sie schon wach. Sie schauten durch die Luke, sahen aber nichts als Himmel und Wasser. Schnell zogen sie sich an und eilten auf Deck; nirgends sah man noch Land. Vor acht Uhr würde noch nichts zu sehen sein, erklärte ein Matrose. Von Ungeduld erfüllt, gingen Carlos und Nicolas bis zur Spitze des Schiffes; dort waren sie der Küste näher. Carlos sagte: „Man sieht nur Schiffe.“ Ein kalter Wind wehte; sie froren und kehrten aufs Promenadendeck zurück. Dort standen einige Passagiere und schauten mit Ferngläsern nach dem Horizont. „Sieht man was?“ fragte Carlos gespannt. — „Nein, noch nichts!“ — Herr Dr. Birstenfeiger erschien. „Karl und Nikolaus,“ sagte er, „ihr seid heute frühzeitig auf!“ — „Ja,“ antwortete Nicolas, „wir sind ja bald in Europa.“ — „Na, das wird noch eine kleine Weile dauern“, antwortete Herr Dr. Birstenfeiger lächelnd. Bald ertönte die



Auf der Reise nach Europa: Alle Passagiere liefen auf Deck, um die Wettfahrt mit dem spanischen Dampfer zu beobachten.

Frühstücksglocke. Carlos und Nicolas gingen widerwillig hinunter und ärgerten sich, weil Herr Dr. Bürstenfeger so gemächlich kaute. Als sie wieder oben waren, sagte ein Offizier, man würde jetzt

schon Land sehen, wenn die Luft klarer wäre. Eine Stunde verging; es wurde immer dunstiger. Noch immer sah man kein Land.

(Schluß folgt.)

Die Schmitzeljagd auf dem Rad

Ein aufregendes Spiel für
die Ferien, das man auf
dem Rad, auf dem
Roller und zu Fuß
spielen kann

Eine Jagd auf Räubern ist immer eine aufregende Sache; besonders aber eine Schmitzeljagd. Die Regeln dieses Spiels sind folgende: Der Führer, oder „Fuchs“ genannt, fährt auf seinem Rad als erster davon. Er hat eine Unmenge kleiner Papierschnitzel bei sich, die er während seiner Fahrt auf den Weg streut. Nach drei Minuten macht sich die übrige Truppe auf den Weg, um den Führer zu suchen. Natürlich hat der Fuchs ihnen die Sache nicht so leicht gemacht. Er hat auf seinem Rad Haken geschlagen, um die Verfolger zu verwirren. Wenn man den Fuchs nach einer vorher vereinbarten Zeit nicht gefunden hat, beginnt das Spiel von neuem, und der alte Fuchs behält sein Amt. Wenn man ihn aber findet, so wird derjenige, der ihn zuerst gesehen hat, Führer. — Man kann dieses Spiel natürlich auch auf Rollern oder zu Fuß spielen.

Ein Spiel im Freien: Der Führer fährt voraus und streut Papierschnitzel auf seinen Weg; seine Truppe muß versuchen, ihn in möglichst kurzer Zeit wiederzufinden.

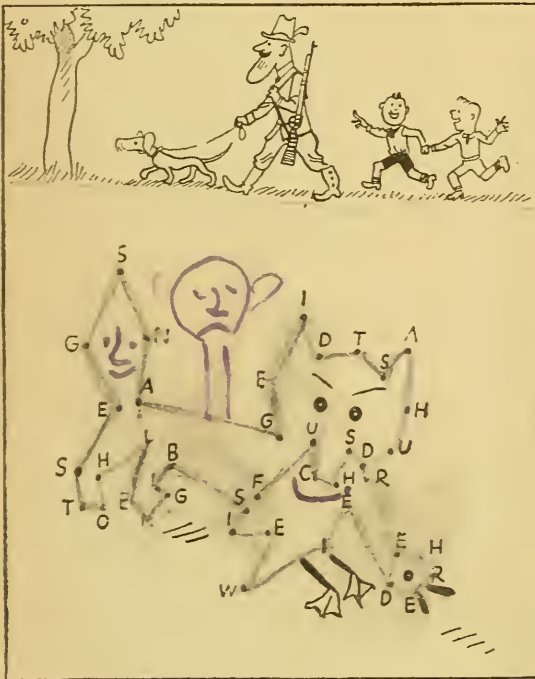
Der Prahler

Eine lustige Geschichte

Ein Amerikaner, der zum ersten Mal eine deutsche Stadt besuchte, ließ sich von einem Führer alle Ehrens würdigkeiten darin erklären. Als sie an den Dom kamen, fragte der Amerikaner: „Wie lange habt ihr denn daran gebaut?“ — „20 Jahre!“ sagte der Führer. — „So lange? Das hätten wir in 10 Jahren geschafft!“ erwiderte der Amerikaner. Dann kamen sie am Rathaus vorüber, und der Amerikaner fragte wieder, wie lange sie daran gebaut hätten. „5 Jahre!“ sagte der Führer, obgleich es in Wirklichkeit 10 Jahre waren. — „Oh,“ sagte der Amerikaner, „das hätten wir in einem Jahr gebaut!“ — Der Führer ärgerte sich sehr über die Prahlerei des andern und beschloß, ihn tüchtig hineinzulegen. Als sie am Schloß vorüber kamen, staunte der Amerikaner über den großen Bau. „Wie lange habt ihr denn daran gebaut?“ fragte er. — „Das . . . das Haus stand gestern, als ich vorüber ging, noch gar nicht hier!“ log der Führer, „das scheint erst gestern gebaut worden zu sein!“

Das Buchstabenspiel

Eine lustige Zeichen- und Denkaufgabe



Die Buchstaben auf diesem Bild ergeben den Anfang eines bekannten Liedes. Man muß nun versuchen, den richtigen Anfangsbuchstaben zu finden, und von ihm aus die nächstfolgenden der Reihe nach mit einem Strich zu verbinden. An jedem Buchstaben ist ein Punkt, zu dem man den Strich führen muß. Wenn man es richtig gemacht hat, ergibt sich ein zu dem Text passendes Bild.

Was ist Windstärke 12?



Windstärke 4: Das Meer ist nur leicht bewegt; in einem kleinen Boot könnte man vielleicht schon bei diesem Wellengang jeckrant werden, aber auf dem großen Ozeandampfer merkt man kaum etwas von der Bewegung des Wassers.



Windstärke 8: Die Wellen sind lebhafter und gehen schon über den Bug eines mittelgroßen Dampfers. Sogar ein Ozeandampfer würde bei diesem Wellengang schaukeln.



Windstärke 12: Die Wellen sind haushoch, und schlagen über Deck, oft auch über die Kommandobrücke. Der Bug oder das Heck liegen abwechselnd völlig im Wasser.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Ein Österreicher, der zum ersten Mal den Rhein sieht, fragt einen Vorübergehenden: „Können Sie mir sagen, was das für ein Wasser ist?“

„Das ist der Rhein!“ antwortete der Gefragte.

„Schau, schau!“ sagte der Österreicher. „Bei uns nennt man das die Donau!“

*

Neulich hängte ein Freund von mir, der ein großes Lebensmittelgeschäft hat, eine Tafel aus, auf der stand: Ich suche für mein Geschäft einen flinken, aufgeweckten Laufjungen. Am Nachmittag kam ein kleines Kerlchen zu ihm mit der Tafel unter dem Arm. „Nanu, was ist denn los?“ fragte mein Freund. „Warum hast du denn die Tafel abgenommen?“ — „Weil ich der Junge bin, den Sie brauchen! Da hat es doch keinen Zweck, wenn die Tafel noch länger draußen hängt!“ erwiderte der Junge koch.

*

Neulich kam mein kleiner Nefse zu mir zu Besuch. Um ihm etwas Schönes anzubieten, hatte ich extra Griechflammeri machen lassen, der bei jeder lebhaften Bewegung lachte wackelte. „Na,“ fragte ich meinen kleinen Nefsen, „wilst du was von dem Flammeri haben?“ — „Ach, danke schön, Onkel Toldi,“ sagte er, „lieber nicht, der ist ja noch nicht ganz tot!“

Briefkasten



Ludwig B., Mannheim: Der Name Ludwig stammt von dem altdeutschen Klodowig, das heißt „ruhmvoller Krieger“. Der Name Ida kommt von Idaberga und bedeutet „jugendkräftige Schirmerin“. Emil stammt von dem lateinischen Nemilius, das bedeutet: der Macheiferer, der Eifrige.

Ilse F., Weimar: Es gibt mehrere Arten von Geheimtinten. Die einfachste und billigste ist Milch. Sobald die Milch eingetrocknet ist, werden die Schriftzeichen unsichtbar. Wenn man den Bogen aber auf einer heißen Herd- oder Ofenplatte erwärmt, tauchen die Buchstaben wieder auf.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — af — bie — da — de — di — di — die
— en — fe — fe — fen — graf — hed — in —
le — lei — ne — ne — ne — ne — pel — rei
— rhe — san — trich — un — wig —

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. So werden Mädchen oft genannt;
2. Als Oper ist es wohl bekannt;
3. An keinem Auto darf es fehlen;
4. Dort kann man viele Schiffe zählen;
5. Im Urwald lebt's als Säugtier;
6. Dies sticht manchmal, das merke dir;
7. Als Schmuck an manchem Kleid zu seh'n;
8. Kein Hund mag dran spazierengeh'n;
9. Ein Schlüssel, öffnet jede Tür;
10. Als Fußbekleidung dient es dir;
11. In Asien ist's ein großes Land;
12. Als Stadt Italiens sehr bekannt.

Besuchskartenrätsel.

Inge Riege

Pilsen.

Was ist die Dame?

Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Berufes ergeben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 19:

1. Banane, 2. Efel, 3. Rechen, 4. London, 5. Irene,
6. Neufundland, 7. Hummer, 8. August, 9. Marmor,
10. Blume.

Berlin — Hamburg — München.

Fridolins Lachkabine



„Was machst du da oben auf dem Baum, Bengel?“

„Es war ein Apfel runtergefallen, und da wollte ich ihn wieder aufsetzen!“

✱

Lehrer: „Wer kann mir sagen, was Kolumbus entdeckt hat?“

Schüler: „Die Eier, Herr Lehrer!“

✱

Besucher: „Ist deine Mutter zu Hause?“

Ernst: „Nein, sie ist ausgegangen.“

Besucher: „Wann wird sie wiederkommen?“

Ernst (in die Küche rufend): „Mutter, wann kommst du wieder?“

✱

„Nun, Gerda, hast du mir das Buch aufgeschnitten, wie ich dir gesagt habe?“

„Ja, Mutter! Aber nun sag' mir auch, wie die Leute es gemacht haben, da hinein zu drucken?“

✱

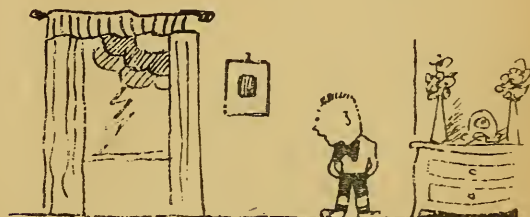
„Gehst du gern in die Schule, Otto?“

„Ja, Onkel. Ich gehe sehr gern hin und gehe auch sehr gern zurück. Nur, wenn ich dort bin, ist es langweilig!“

✱

Mutter: „Franz, heute nachmittag kommt Onkel Otto, er hat etwas krumme Beine, daß du mir nicht darüber lachst.“ Als am Nachmittag der Onkel erscheint, geht Franz im Kreise um ihn herum und sagt: „Und wenn einer gar keine Beine hat, ich lache nicht.“

✱



Kurts Großvater ist gestorben. Ein paar Tage später steht Kurt am Fenster, als es gewittert. Ein- und sagt er: „Heute donnert Großvater zum ersten- mal mit!“

Wie sich Laatsch und Bommel die Sachen zu Pfingsten plätten ließen



Laatsch spricht: „Die Sachen, die wir tragen,
Seh'n einfach wüst aus, muß ich sagen.
Ja, wenn wir etwas Geld nur hätten,
Gleich brächten wir das Zeug zum Plätten.“



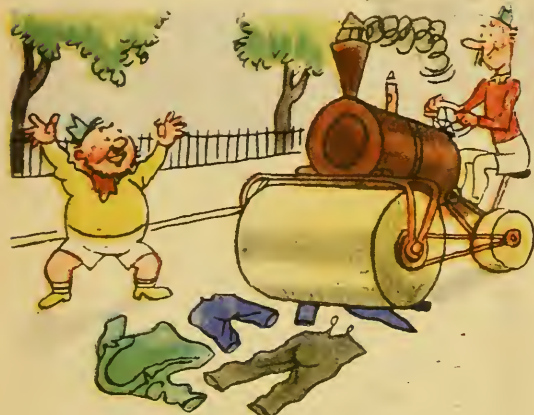
Sie können kaum die Freude zügel'n.
Laatsch spricht: „Die Sachen wird uns bügeln
Dort der Dampfstraßenpflasterroller!“
Entzückt schreit Bommel: „Ja, das soll er!“



Die beiden schreiten zur Attade:
Sie breiten Hosen, Weste, Jacke,
Und was man sonst am Leibe hat,
Nun auf dem Damm aus, schön und alatt.



Die Kanne, hergestellt zum Gießen,
Läßt Laatsch behutsam überfließen.
Und das ist gut, denn Laatsch bedent',
Daß man das Bügelstück erst sprengt.



Der Bommel zittert vor Erregung:
Die Walze setzt sich in Bewegung;
Sie kann nicht nur das Pflaster glätten:
Sie weiß auch Hosen aufzuplätten.



Und Laatsch und Bommel gehen hier,
Ein jeder wie ein Kavalierr.
Sieht jetzt ein Mensch die beiden heute,
So denkt er sicher: Feine Leute!

Barlog

ir. 21. 7. Jahrgang. 1. Festschrift.

Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere

Freud

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL

ER



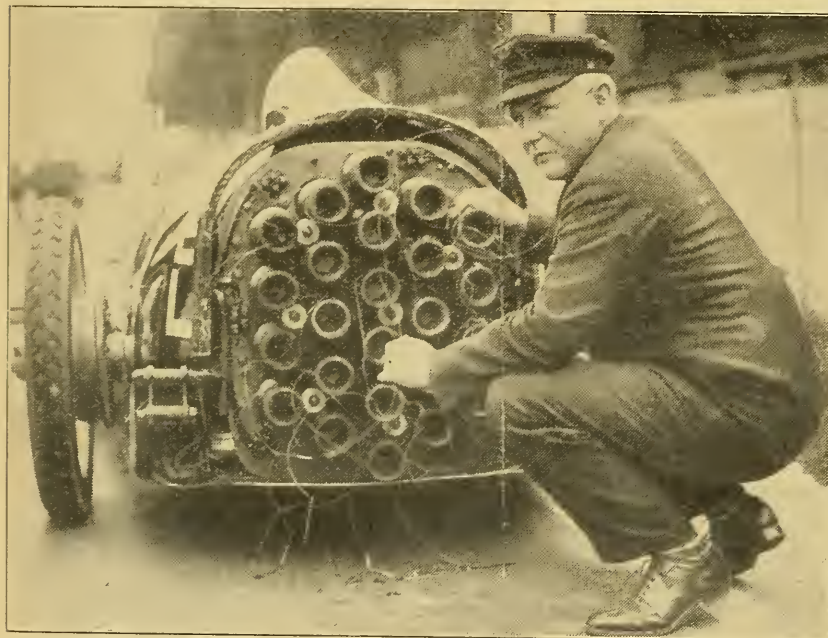
Das Raketenflugzeug der Zukunft: Bei dem Raketenflugzeug ist alles umgekehrt wie bei den Propellerflugzeugen: die Steuerflächen befinden sich vorn, die Tragflächen und der Raketenantrieb liegen hinten. (Zu dem Artikel S. 2-3.)

Das Raketenauto

Das Raketen-
flugzeug und
Raketenauto, die Ver-
kehrsmittel der Zukunft.

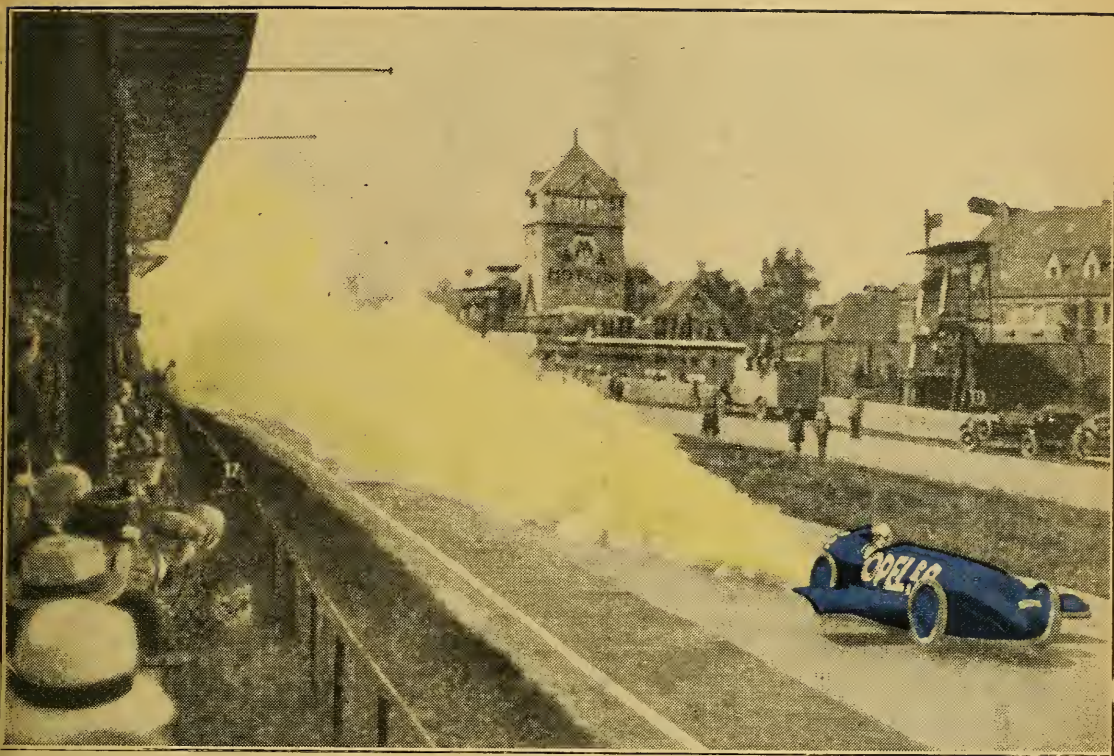
Zum erstenmal ist in Berlin ein Raketenauto gefahren. Das ist ein Auto, das statt des Motors einen Raketenantrieb hat. Dieser Raketenantrieb hat seine Brauchbarkeit bewiesen, und der Start eines Raketenflugzeugs wird nicht lange auf sich warten lassen. Vor allem aber stellt uns der Raketenantrieb für diese Fahrzeuge ganz andere Leistungen in Aussicht, als wir sie heute mit den üblichen Explosionsmotoren erreichen können. Die Rakete selbst kennt man ja schon sehr lange; aber die einzige nützbringende Anwendung fand sie in dem Raketenapparat, mit dem man Leinen auf gestrandete Schiffe hinüberschoß, um die Menschen dadurch zu retten. Auf den Gedanken, Raketen als Antrieb im Automobil zu verwenden, kam man jedoch erst in den letzten Jahren. — Sehr hinderlich war zunächst die sehr geringe Wirkung der Schiffsrettungsrakete. Monatelang mußten gefährliche Versuche angestellt werden, ehe es gelang, Raketen mit einer brauchbaren Nutzleistung herzustellen. Die Schwierigkeit lag in der Herstellung eines geeigneten Pulvergemisches, das abbrennen muß, um durch seinen Rück-

stoß den Wagen vorwärts zu treiben. Erfolgt das Abbrennen explosionsartig und zu kräftig, so fährt der Wagen nicht nach vorn, sondern wird auseinandergerissen. Bei zu schwacher Wirkung wieder rührt sich der Wagen nicht von der Stelle. Das nächste Abbrennen einer Rakete muß auch gerade dann erfolgen, wenn die wirksame Kraft der vorhergehenden eben aufgebraucht ist. So gab es eine Menge zu bedenken, aber schließlich war man so weit, daß nach den Plänen von Max Valier das erste Raketenauto bei der Firma Opel gebaut werden konnte. Schon bei der zweiten Fahrt erreichte das Auto 70 Km. Stundengeschwindigkeit! Kühler und Motor sucht man bei diesem Fahrzeug vergebens; aber statt des Benzinmotors sind hier hinter dem Führersitz eine größere Anzahl Raketen eingebaut. Durch eine elektrische Zündmaschine werden sie nacheinander zur Explosion und damit zum Abbrennen gebracht. Die dabei entstehenden Pulvergase werden durch Stahldüsen nach hinten in die Luft gestoßen, und von der dabei erreichten Ausströmungsgeschwindigkeit hängt es ab, wie schnell das Raketenauto zu fahren vermag.



Jede Rakete enthält etwa $4\frac{1}{2}$ kg Pulver — und man muß den Mut der Fahrer dieses Pulvermagazins bewundern. Denn wenn nur einige solcher Raketen sich vorzeitig entzünden, so kann das größte Unglück entstehen. Die Versuchsfahrten zeigten, daß man in wenigen Sekunden ein Hundertkilometertempo erreichen kann, und durch das Mehreinschalten von weiteren Raketen läßt sich die Fahrgeschwindigkeit spielend leicht fast beliebig steigern. Als Verkehrsmittel wird das Raketenauto in der jetzigen Form wohl nicht brauchbar sein; dazu ist der Lärm und die Rauchentwicklung zu groß. Aber man könnte z. B. am Auto kleine

Das Raketenauto vor der Abfahrt: Die 24 Raketen, durch die das Auto angetrieben wird. Man sieht außerdem die Zünddrähte, die die Raketen zur Entzündung bringen.



Das Raketenauto in voller Fahrt: Während der Fahrt brennen die 24 Raketen nacheinander ab, und man kann schon in wenigen Sekunden ein Hundertkilometer tempo und mehr erreichen.

Flächenstummel anbringen, um es vielleicht im 300-Km.-Tempo von der Erde abheben zu können und es als Flugzeug weitersausen zu lassen: Damit wäre der nächste Schritt getan — wir hätten das Flugzeug mit dem Raketenantrieb! Das wird aber wesentlich anders als die heute üblichen Flugzeuge aussehen müssen. Denn der Feuerstrahl der abbrennenden Rakete darf natürlich nichts vom Flugzeug selbst treffen können. Darum werden die Raketenflugzeuge wohl sicherlich sehr dem sogenannten „Ententyp“ ähneln, d. h. die Steuerflächen des Flugzeugs sind nach vorn verlegt worden, und der Motor — also hier der Raketenantrieb — liegt hinten, wo auch die Tragflächen angebracht sind. Ob es zweckmäßiger ist, die Raketen im Rumpfsende anzuordnen oder rechts und links zwischen den Tragflächen, das müssen erst die Versuche ergeben. Mit diesem Raketenflugzeug will man zunächst einmal die sogenannte Stratosphäre erforschen — jene Luftschicht, die in etwa 12 bis 15 Km. Höhe über der Erde beginnt und bis etwa 30 Km. Höhe reicht. Hier nimmt der Stickstoffgehalt der Atmosphäre dauernd zu, und wegen des mangelnden Sauerstoffs können unsere Benzinmotoren dort nicht mehr einwandfrei arbeiten. Aber alle weitsehenden Pläne für den zukünftigen Weltluftverkehr rechnen mit Flughöhen von vielleicht 15 Km. Denn in dieser Stratosphäre könnte die Fluggeschwindigkeit, weil der Luftwiderstand viel geringer ist, bedeutend größer sein als dicht über der Erde. Auch schon deshalb, weil es dort oben kein Wetter

mit Regen, Nebel und Sturmböen gibt. Aber über die Lebensbedingungen in diesen Höhen fehlte bisher jede Kenntnis, und die soll uns das Raketenflugzeug bringen. Zunächst das unbemannte, das nur Registrierinstrumente, also Barometer, Thermometer und Feuchtigkeitsmesser mitnehmen wird und vielleicht Luftproben mitbringen kann. Dann aber wird man wahrscheinlich dazu kommen, die Höhen- und Geschwindigkeitsrekorde durch Raketenflugzeuge anzugreifen, und sie werden sicher bald überboten werden. Denn man hofft, in der Stratosphäre Geschwindigkeiten von vielleicht 1000 Km. in der Stunde erreichen zu können. Dann wird man von Europa nach Amerika gut vier Stunden unterwegs sein, und schlechtes Wetter bei Neufundland wird keinem Flieger etwas ausmachen. Aber noch sind wir nicht ganz so weit. Schon jetzt hat man festgestellt, daß Pulver nicht gerade das beste Antriebsmittel für solche Fahrzeuge mit Rückstoßantrieb ist. Es ist möglich, daß man eines Tages flüssige Luft dazu benutzt. Denn bekanntlich entwickelt diese beim Ausströmen in den freien Raum ebenso explosionsartige Kräfte wie z. B. Dynamit. Darum ist flüssige Luft ein gern benutztes Sprengmittel, wenn man andere Mittel wegen der Explosionsgefahr nicht verwenden darf. Und so fliegt man vielleicht eines Tages mit einem neuen Flugzeug in heute noch unerreichten Höhen, und kein Mensch wird sich mehr darüber wundern, daß der Motor statt Benzin — nur Luft braucht.

Die Lieblings-Speisen

In Berlin wird auf einer Ausstellung, „Die Ernährung“, eine Karte von Deutschland gezeigt mit allen Lieblings-speisen jeder größeren Stadt. Denn jedes Volk hat seine Lieblingspeisen. In Schweden ist es das Smörgräsbrot, das Vorgericht mit vielen kleinen belegten Brötchen; in Frankreich die „Pommes frites“, kleine geschnittene Kartoffel-stückchen, die in Fett gebraten werden. Der Engländer ißt sein Steak, und aus der Schweiz kommt die gute Schokolade. Die Desterreicher sind bekannt dafür, daß sie die besten Mehlspeisen machen, und in Italien bekommt man Makkaroni und Polenta, ein Maisgericht. Der Mexikaneer schwärmt für Frijoles und Tortillas, Bohnen und Maistuchun, der Chineser für Reis. Auch wir in Deutschland haben Gerichte, die wir anderen vorziehen, haben Speisen, die Spezialitäten sind, und die man an anderen Stellen und Orten nicht kennt oder nicht gern ißt. Daß die Leute an der „Waterkant“ Fische bevorzugen, ist leicht verständlich. Fische sind am Meer, wo sie gefangen werden, billig, frisch und gut. Und daß die Schiffer und Fischer Pünfsche, Grog, Schnäpfe und andere alkoholische Getränke mehr lieben als die Binnenländer, ist dadurch erklärlich, daß es in Deutschlands Norden kälter und rauher ist als in Mittel- und Süddeutschland. Dort haben die Leute ganz andere Lieblingspeisen und Getränke. In München geht man früh ins Bräu, ißt seine Weißwürste, und trinkt ein, zwei, drei Schoppen Bier dazu. Was dem Münchener die Weißwürste, sind dem Nürn-



in Deutschland



der Karte von
t Henselmann
der Berliner
ellung „Die
enährung“.

Die Lieblingsspeisen Deutschlands: Jede größere Stadt in Deutschland hat ihre bestimmten Lieblingsgerichte. Auf dieser Karte sind die wichtigsten deutschen Städte mit ihren bekanntesten Speisen aufgezeichnet.

berger die Bratwürste. Kleine, graue, starkgebratene Würste von Fingergröße, die man dugendweise verzehren kann . . . selbstverständlich auch mit Bier. Und den „Rubi“, den Rettich, zum Bier nicht zu vergessen. Die Nürnberger haben noch eine andere Lieblingsspeise, die auch in ganz Deutschland bekannt ist: Lebkuchen, die zur Weihnachtszeit in Massen auch ins Ausland geschickt werden. Weiter im Süden, bei Immenstadt und Oberstdorf . . . in Sachsen und Schlesien gibt es Knödel und Klöße. Zwet-

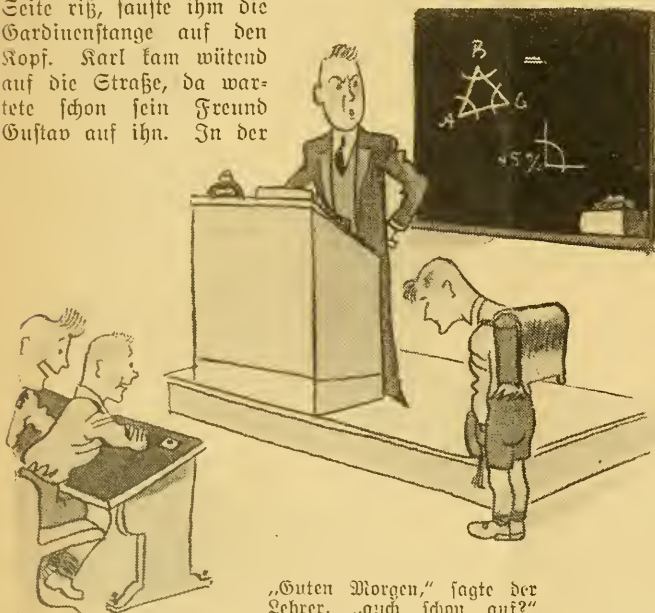
schknödel und Kartoffelklöße, Brotklöße und Leberknödel. Diese Mehlspeisen kommen wahrscheinlich aus Oesterreich zu uns, haben sich in den sächsischen, bayrischen und schlesischen Grenzgebieten eingebürgert und sind Lieblings Speisen geworden. Am Bodensee, am Rhein, am Main und an der Mosel sind die Weintrinker und Weinkenner zu Hause. In Würzburg gibt es Bockbeutel, beutelartige Flaschen, in die eine ganz besonders gute Weinforte gefüllt wird. Außerdem kennt man die Stettiner Flinger, den Tilsiter Käse, Königsberger Klopse, Königsberger Gled und die Thorer Pfefferkuchen, „Kathreinchen“ genannt. Die sind genau so bekannt wie die Ratzengungen aus Sachsen, die Berliner Pfannkuchen, die Wiener Krapfen und der Mübenezucker, der aus der Magdeburger Gegend kommt. In Berlin ist die Berliner Weiße zu Hause, der Kartoffelpuffer und die „Stullen“. Die Ostpreußen, als Nachbarn Rußlands, schwärmen für Roggenbrot, das so schwarz ist, wie das jenseits der Grenze, selbstverständlich auch für Gänsebraten, während die Schlesier das „Schlesische Himmelreich“, Backobst mit Klößen, erfunden haben. In Westfalen ist der rohe Schinken Lieblings Speise. Aus Straßburg kommt die Gänseleberpastete. Und dann die vielen Würstchenspezialitäten, die in den verschiedenen Städten Deutschlands gemacht werden. Es gibt bald ein halbes Duzend verschiedene Sorten, kurze und lange, dicke und dünne, Halberstädter, Frankfurter, Regensburger und Breslauer. Und da bekanntlich der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, gilt auch ein Würstchen nichts in seiner Vaterstadt. Darum nennen die Frankfurter in Frankfurt ihre Spezialwürstchen „Wiener“, in Breslau gibt es „Regensburger“, in Regensburg „Halberstädter“. Denn wenn sie von so weit herkommen, sind sie sicher besser als die einheimischen. So sieht ein Teil des Magens Deutschlands aus. In Wirklichkeit gibt es noch viel, viel mehr Spezialitäten und verschiedene Zubereitungen von Speisen und Getränken. In fast jeder Stadt haben die Leute ihre Lieblings Speisen, die es wo anders nicht gibt. Die Geschmäcker Deutschlands sind verschieden . . . das Beste ist, man probiert alle Lieblings Speisen einmal durch. Guten Appetit!

Es gibt keinen Pechvogel!



„So ein Pech!“ dachte Karl, „da bin ich mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen!“

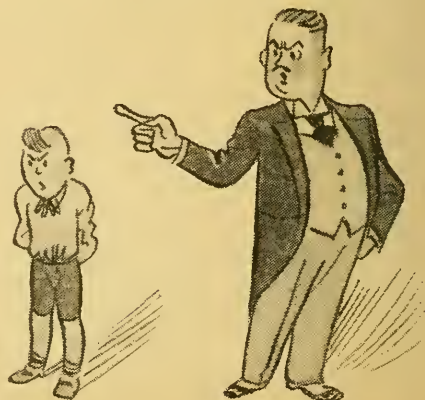
Heute war ein Unglückstag! Karl war mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden. „So ein Pech!“ dachte er. Sicher ging heute alles schief. Richtig! Als er in seinem Zerberger den Fenstervorhang zur Seite riß, saufte ihm die Gardinenstange auf den Kopf. Karl kam wütend auf die Straße, da wartete schon sein Freund Gustav auf ihn. In der



„Guten Morgen,“ sagte der Lehrer, „auch schon auf?“

Eile rannte Karl so ungeschickt auf ihn zu, daß Gustavs Brille auf das Pflaster fiel. Natürlich in hundert Scherben! Es dauerte eine Weile, bis Gustav sich darüber beruhigt hatte, und schon schlug es auf der Kirche acht Uhr. Also zu spät zur Schule kam man auch. So ein Pech! — „Guten Morgen!“ sagte Herr Pechold, der Lehrer. „Auch schon auf? Ich schlage vor, daß wir zwei uns nach der Schule noch ein Stündchen über die Pünktlichkeit unterhalten.“ Also nachsagen! — „Zur Strafe bleibst du heute nachmittags in deinem Zimmer!“ sagte der Vater. Das war zuviel. Karl heulte los. „Und

alles nur, weil ich heute mit dem linken Fuß —“ Und nun erzählte er alles, was ihm passiert war. „So, so,“ sagte Vater, „das ist ja eine herrliche Weisheit. Aus Uebermut reißt man eine Gardine herunter, bekommt dafür eine Beule, stößt deswegen in der Eile seinem Freund die Brille von der Nase, kommt insfolgedessen zu spät zur Schule, muß natürlich zur Strafe nachsagen, darf dafür nicht ausgehen, und das Ganze nennt man Pech. Hast du dir denn gar nicht klargemacht, daß du selbst an diesem „Pech“ schuld hast? Statt die erste Unachtsamkeit gleich wieder gutzumachen, hast du dich einfach damit getröstet, daß das ja doch ein „Pechtag“ für dich sei, und hast ein Unglück nach dem andern heraufbeschworen. Und an all dem soll nun dein braver linker Fuß die Schuld haben!“ — Karl war ganz kleinlaut geworden. Der Vater sah ihn ein Weilchen an, dann nahm er Karls Mütze vom Nagel und stülpte sie ihm auf. „March!“ sagte er, „Onkel Paul hat telefoniert, du darfst mit ihm rudern, und heute abend fährt er dich im Auto wieder nach Hause. Dabei kannst du gehörig darüber nachdenken, daß kein Mensch ohne seine Schuld ein Pechvogel ist!“



„Das ist ja eine herrliche Weisheit!“ sagte Karls Vater, „zur Strafe bleibst du heute zu Hause.“

Auf Magellans Spuren

*Die Entdeckung und Eroberung von Feuerland,
der Südspitze von Südamerika*

Eine alte Sage der fast ausgestorbenen Ureinwohner Feuerlands erzählt, daß es jeden, der einmal dieses seltsame, wildzerklüftete, menschenarme Land gesehen habe, unwiderstehlich wieder dorthin ziehe. Sogar, wer sich nur in Gedanken mit dieser fernen Insel beschäftigt habe, werde von dieser Sehnsucht erfaßt.

So mag es auch Gunther Plüschow ergangen sein, als er auf seiner letzten Reise um das stürmische Kap Horn nur wenig von Feuerland kennenlernte. Trotz der Anstrengungen und des stürmischen Klimas war er so begeistert von der Wildheit der Landschaft, daß er sich schwor, noch einmal dorthin zurückzukehren.

Auf dem für ihn gebauten kleinen Büsumer Rutter, der von ihm „Feuerland“ getauft wurde, ist er nun schon seit Monaten unterwegs und hat nach der gefährlichen und mühsamen Ueberquerung des Ozeans mit seiner Rußschale das südamerikanische Festland erreicht, wo man ihn überall mit großer Begeisterung empfing.

In Punta Arenas, einem der südlichsten Häfen der Welt, auf dem patagonischen Ufer der Magellanstraße, wird ihn ein Flugzeug erwarten, das er mit einem Dampfer vorausgeschickt hat, um damit die weiten, zum Teil noch ganz unerforschten Gegenden Feuerlands bereisen zu können. Die Eingeborenen — es leben in dem großen Gebiet nur noch ungefähr tausend Menschen auf der niedrigsten Kulturstufe — werden sicher einen gewaltigen Schreck bekommen, wenn sie plötzlich einen so großen, fremden Vogel am Himmel sehen werden.

Den Weg, den Plüschow gefahren ist, hat Anfang des 16. Jahrhunderts Fernando de Magellan entdeckt. Magellan, ein geborener Portugiese, hatte sich schon in jungen Jahren auf Entdeckungsfahrten



Auf den Spuren Magellans: Eines Tages beschloß Gunther Plüschow, das fast unbekannte Feuerland zu erforschen, zu dem Fernando de Magellan Anfang des 16. Jahrhunderts den Weg, die später nach ihm benannte Magellan-Straße, entdeckte.

nach Afrika und Indien, besonders bei der Eroberung von Malakka, ausgezeichnet. Als er nach Portugal zurückkam, studierte er alle ihm erreichbaren Landkarten, die damals nur wenigen Auserwählten zugänglich waren. Damals sah er auch einen Globus, den der Nürnberger Geograph Ritter Martin Behaim, der selbst viel in der Welt herumgekommen war, hergestellt hatte. Auf diesem Globus war merkwürdigerweise eine Meerenge eingezeichnet, die zwar noch nie ein Mensch gesehen hatte, aber die, falls sie wirklich vorhanden war, den so lange vergeblich gesuchten westlichen Weg nach den Gewürzländern, den Molukken, und nach Indien zeigte.

Der ehrgeizige Magellan, der sich nach Ruhm und Reichtum durch neue Entdeckungen sehnte, überwarf sich mit dem König von Portugal und ging nach Spanien. Dort verstand er es, Kaiser Karl V. auseinanderzusetzen, welche Reichtümer durch die Fahrt nach den Gewürzländern zu holen seien. Man muß sich nämlich vorstellen, daß man damals einen ungeheuren Bedarf an Gewürzen wie Zimt, Pfeffer, Gewürznelken und Muskatnuß hatte, die man nur unter großen Schwierigkeiten aus dem fernen Indien sehr teuer einkaufen konnte.

In dieser Zeit aber begannen die Portugiesen, die den Seeweg nach Indien um Afrika herum gefunden hatten, diesen Handel an sich zu reißen.



Wie einst Magellan nach Feuerland fuhr: Nach mühseliger Reise fand Magellan endlich die langgesuchte Meerenge, die den Atlantischen vom Stillen Ozean trennt. An den Ufern der Meeresstraße sah Magellan geheimnisvolle Feuer brennen, deshalb nannte er das Land „Feuerland“.

Kaiser Karl begriff, welchen Schaden er Portugal zufügen könnte, wenn eine spanische Flotte auf dem von Magellan angegebenen neuen Wege nach Westen zu den Gewürzländern gelangen könnte. Er gab Befehl, eine Flotte von fünf Schiffen mit allem, was für eine Reise in ferne Länder gebraucht würde, auszurüsten.

Nach vielen Umständen machten sich die fünf Schiffe unter dem Kommando des zum Generalkapitän ernannten Magellan am 20. September 1519 auf den Weg. Seine fünf Segelschiffe waren nicht etwa besonders groß. Heute würde sich kaum ein Mensch auf solchen Rüstschalen auf den Ozean, und noch dazu in völlig unbekannte Gegenden, wagen. Es gab damals weder genaue Seekarten noch zuverlässige astronomische Instrumente, auf die man sich verlassen konnte. Um so wunderbarer ist es, was diese tapferen Männer unter den furchtbarsten Entbehrungen, Hunger, Durst, Krankheiten und

Kälte durch ihre Ausdauer erreichten. Nach mehr als einem Jahre entdeckte Magellan die so lange gesuchte Meerenge, die den Atlantischen vom Stillen Ozean trennt. An den südlichen Ufern der Meeresstraße sah Magellan nachts geheimnisvolle Feuer aufleuchten und nannte das unbekannte Gebiet deshalb Feuerland. Wie sich später herausstellte, ließen die Eingeborenen niemals ihre Feuer ausgehen, weil es ihnen bei dem feuchten Klima des Landes nur sehr schwer möglich war, immer wieder neues Feuer anzufachen.

Vier Wochen dauerte die Fahrt durch das 600 km lange Gewirr von Fjorden, steilen Berg- und Gletscherwänden der Magellanstraße, wie sie zu Ehren ihres Entdeckers seitdem genannt wird. Nachdem schon vorher Meutereien ausgebrochen waren und der Generalkapitän Magellan nur unter schweren Drohungen seine Leute zur Weiterfahrt gezwungen hatte, desertierte ein Schiff, das er zum Aufkund-



Und wie jetzt Gunther Plüschow dieselbe Reise unternahm: Auf seinem kleinen Büsumer Rutter „Feuerland“ überquerte Gunther Plüschow den Ozean, fuhr dann durch die Magellanstraße bis nach Punta Arenas, wo ihn sein Flugzeug erwartete, mit dem er die unerforschten Gebiete Feuerlands bereisen will.

schaften vorausgeschickt hatte, und fuhr nach Spanien zurück. Ein anderes scheiterte an der patagonischen Küste. Mit den drei übrigen Schiffen erreichte er endlich die Ausfahrt und erblickte vor sich einen Ozean, den er den Stillen nannte. Drei weitere Monate dauerte dessen Überquerung. Unter furchtbaren Strapazen, alle Lebensmittel waren inzwischen ausgegangen, so daß sie sich zeitweise von Leder ernähren mußten, entdeckte er in der Südsee die Mariannen und später die Philippinen.

Dort ließ er sich in einen leichtsinnigen Kampf mit einer Uebermacht von wilden Insulanern ein und wurde im Kampf getötet. Auch von der Schiffsbesatzung, die schon sehr durch Krankheit und Hunger gelichtet war, wurde ein großer Teil durch eine List ans Land gelockt und überwältigt. Zwei Schiffe erreichten endlich im November 1521 das Ziel der Reise, die Molukken. Aber nur ein einziges kehrte, reich beladen mit den ersehnten Gewürzen, es waren

35 000 Kilogramm, unter dem Kommando Sebastian del Canos mit 18 Mann Besatzung nach Spanien zurück.

Am 6. September 1522 lief es mit zerrissenen Segeln im Heimathafen wieder ein, wo die Ueberlebenden, die längst als verschollen galten, mit großen Ehren empfangen wurden.

Der Erlös aus der Gewürzladung dieses einzigen Schiffes war so groß, daß die Kosten der gesamten Expedition mit allen Belohnungen und Pensionen für die Zurückgekommenen aus ihr gedeckt werden konnten und noch ein großer Ueberschuß blieb, den der Kaiser erhielt.

Durch diese erste Weltumseglung, die gewaltigen Einfluß auf die weiteren Entdeckungsreisen und auf die politischen Verhältnisse, besonders Spaniens und Portugals ausübte, und die von Spanien westwärts um den Erdball herum wieder nach Spanien führte, wurde zum erstenmal die Kugelgestalt der Erde bewiesen.

CARLOS und NICOLAS

Eine lustige Geschichte von zwei argentinischen Jungen

Von Rudolf Johannes Schmied

(9. Fortsetzung und Schluß.)

Gärgert und gelangweilt gingen Carlos und Nicolas in den Salon und spielten Mühle. Manchmal blickten sie zum Fenster hinaus; ein Dampfer und zwei Segler fuhren an ihnen vorbei.

Als die Knaben auf Deck zurückkehrten, erfuhren sie, daß man bereits am Eingang der Meerenge sei.

Aber Land sah man nicht.

„Wie schade, nicht einmal Afrika,“ sagte Carlos.

„Wir bekommen Nebel,“ sagte der Herr mit der Reisemütze, „das wird eine schöne Durchfahrt!“

Einige Seemeilen von ihnen fuhr ein Schiff, in leichte Dunstschleier gehüllt.

Etwas später saß man beim Mittag. Der Kapitän war nicht zu Tisch erschienen.

Raum waren die Passagiere mit dem Essen fertig, als über ihren Köpfen ein langgezogenes dumpfes Signal ertönte.

Der ängstliche Herr rief aus: „Die Sirene, da haben wir die Bescherung!“

Alles ging schnell auf Deck. Es war bereits starker Nebel, man sah kaum zweihundert Meter weit.

Wieder ertönte laut und dumpf die Sirene.

„Unverantwortlich vom Kapitän, sich bei solchem Nebel in die Meerenge zu wagen; ich mache mich auf alles gefaßt!“ rief der ängstliche Herr aus.

„Wir fahren jetzt nur mit halber Kraft,“ bemerkte der Herr mit der Reisemütze.

Der ängstliche Herr meinte: „Damit uns ein fixer Engländer um so leichter in den Grund reunt!“

Herr Dr. Bürstenfeger sah ihn an und dachte: Eine peinliche Erscheinung!

Irgendwo hörte man ein Nebelhorn, ganz in der Ferne eine Sirene.

Der Nebel wurde dichter; immer häufiger gab die „Lombardia“ ihre Signale.

„Brrr, diese Feuchtigkeit dringt in die Knochen,“ bemerkte Herr Dr. Bürstenfeger. „Karl und Nikolaus, geht hinunter und holt eure Mäntel!“

Carlos und Nicolas gingen in ihre Kabine. Gleich erschienen sie wieder in ihren Pelerinmänteln, die Kapuzen über die Köpfe gezogen.

„Man kann nicht mal mehr bis zur Spitze des Schiffes sehen,“ sagte Nicolas.

Und wirklich, es wurde dunkler.

„Es wird immer schlimmer,“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger zwischen den Zähnen.

Wieder hörte man ein Nebelhorn.

Graufiges Getöse! dachte Herr Dr. Bürstenfeger.

„Karl und Nikolaus, marschieren wir etwas schneller, es ist sehr kalt!“

Kurz darauf ging er mit ihnen ins Rauchzimmer. Vier Herren spielten Karten, der Schiffsarzt stand dabei und rauchte eine Toskanazigarre.

Herr Dr. Bürstenfeger wandte sich leise an ihn: „Wird dieser schreckliche Nebel noch lange anhalten?“

Der Schiffsarzt zuckte die Achseln: „Das ist sehr schwer voranzusehen!“

„Ist wohl ernstliche Gefahr vorhanden?“ fragte Herr Dr. Bürstenfeger noch leiser.

„O nein, kaum; unser Kapitän ist sehr vorsichtig.“

Herr Dr. Bürstenfeger nahm ein Buch zur Hand und setzte sich.

„Lassen Sie uns bitte wieder hinaus, Herr Dr. Bürstenfeger,“ baten Carlos und Nicolas, „es ist schrecklich langweilig hier.“

„Gut, aber ich komme mit euch,“ antwortete der Lehrer.

Sie traten hinaus. —

Nicht weit von ihnen ertönte eine Sirene; die Lombardia gab Antwort.

Der Nebel war noch dichter geworden.

An der Reling lehnte der Herr aus Montevideo.

„Ich glaube, unser Dampfer steht still,“ sagte er.

Der Herr mit der Reisemütze tauchte auf.

„Ein Dampfer kommt uns entgegen,“ raunte er Herrn Dr. Bürstenfeger zu, „gehen wir nach vorn und stellen wir uns hinter die Kommando-Brücke!“

„Herr Dr. Bürstenfeger, gehen wir!“ drängten die Knaben.

„Aber ihr müßt euch dort ganz still verhalten, um die Offiziere nicht zu stören,“ sagte der Herr mit der Reisemütze.

Sie gingen nach Zwischendeck, stiegen dort eine schmale Treppe hinauf und standen hinter der Kommando-Brücke neben dem Schornstein.

Vorn, unter ihnen saßen und kauerten die Emigranten, fröstelnd in ihre Mäntel und Decken gehüllt.



„Ein Dampfer kommt uns entgegen“, raunte der Herr mit der Reisemütze Herrn Dr. Bürstenfeger zu.

Wie Chirurgen bei einer schweren Operation standen schweigend die Offiziere hinter ihren Instrumenten.

Ihre Gegenwart erfüllte Herrn Dr. Bürstenfeger mit Beruhigung.

Plötzlich machte er, von eisigem Schrecken erfaßt, einen Satz.

Auch der Herr mit der Reisemütze und die Knaben fuhren zusammen. Denn gerade über ihnen ertönte der markerschütternde Schrei der Sirene.

„Um Gottes willen!“ rief Herr Dr. Bürstenfeger und preßte die Hände an die Ohren.

Sofort kam die Antwort des Dampfers vor ihnen, und wieder heulte die Sirene der „Lombardia“.

„Wenn wir nur endlich aus diesem schrecklichen Nebel heraus wären!“ Die Hände fest an die Ohren gepreßt, starrte Herr Dr. Bürstenfeger in den dichten Nebel, er fühlte eine Beklemmung auf der Brust, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Jetzt stieg ein Offizier schnell die Treppe von der Kommandobrücke hinab.

Carlos und Nicolas sahen, wie er energisch auf den ängstlichen Herrn zuschritt und in der Richtung der ersten Klasse zeigte.

Der ängstliche Herr duckte sich und verschwand.

Nochmals heulte die Sirene über ihnen; ganz nahe erfolgte die Antwort.

„Karl und Nikolaus, gehen wir nach dem Promenadendeck,“ sagte Herr Dr. Bürstenfeger.

Sie kehrten zurück.

An der Reling lehnte ernst der Herr aus Montevideo.

Beinahe alle Passagiere waren auf Deck.

Bewegungslos stand die „Lombardia“, die Sirene heulte. Aus nächster Nähe erfolgte jetzt die Antwort des fremden Dampfers.

Herrn Dr. Bürstenfegers Herz krampfte sich zusammen.

Einige Sekunden vergingen; Lichter glitten im Nebel vorüber.



Carlos und Nicolas standen mit Dr. Bürstenfeger hinter der Kommandobrücke in dem undurchdringlichen Nebel.

„Gott sei Dank . . . er ist an uns vorbei!“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger.

Bald setzte die „Lombardia“ wieder zu lang-samer Fahrt an.

Herr Dr. Bürstenfeger ging mit Carlos und Nicolas ins Rauchzimmer, er war jetzt etwas beruhigter als vorher; die vier Herren war noch immer in ihr Kartenspiel vertieft.

In einer Ecke saß stumm und finster der ängstliche Herr und brütete vor sich hin . . . Nicolas zeigte heimlich auf ihn und sagte zu Carlos: „Er ist noch wütend über den Tadel, den er vom Offizier bekommen hat. . .“

Plötzlich ertönten nahe vor dem Schiffe Schreie, zugleich laut ein Nebelhorn. Einige Barken huschten wie Schatten dicht an der „Lombardia“ vorbei.

Die Maschine des Dampfers arbeitete nach rückwärts. Das Schiff stand. Sämtliche Passagiere waren aufs Deck gestürzt. „Wir sind in eine Fischersflossille geraten,“ rief ein Steward.

„Um Himmels willen, man hat doch keine Barke überfahren!“ rief Herr Dr. Bürtensfeger ängstlich. „Es ist nichts passiert,“ lachte der Steward . . .

Die Schreie und Rufe verklangen in der Ferne. Lange rührte sich die „Lombardia“ nicht von der Stelle, unaufhörlich ertönten ihre Signale.

Dann fuhr sie wieder langsam weiter . . .

Nach dem Nachtessen saß Herr Dr. Bürtensfeger mit Carlos und Nicolas im Rauchzimmer. Lange saß man schweigend. Plötzlich rief Carlos aus: „Es tutet ja schon lange nicht mehr!“ In dem Augenblick

kam der Herr aus Coruna hereingelaufen und rief laut und freudig: „Meine Herrschaften, der Nebel zerteilt sich!“ Alles eilte auf Deck. Man sah weit hinaus ins Meer. Hell erleuchtete Schiffe fuhren vorüber. Gibraltar erstrahlte in tausend Lichtern.

Herr Dr. Bürtensfeger, sehen Sie, Europa!“ riefen Carlos und Nicolas. Bald leuchteten sämtliche Sterne am Himmel. Ein großer Dampfer fuhr mit Musik nahe an der „Lombardia“ vorbei. Zwei Tage später war man in Barcelona.

Und wieder zwei Tage später in der Frühe fuhr die „Lombardia“ in den Hafen von Genua ein.

Beinahe alle Passagiere waren auf Deck.

Am Reling standen Herr Dr. Bürtensfeger und Carlos und Nicolas, neben ihnen das Handgepäck und die Kiste mit den Affen. Die Knaben dachten: Wie schön, bald sind wir in Mufflingen! Herr Dr. Bürtensfeger murmelte: „Genua, Königin des Meeres, letzte große Station vor meiner Heimat!“ Dann wandte er sich, sagte die Knaben an der Hand und sprach feierlich: „Wohlan, Karl und Nikolaus, laßt uns das alte Europa betreten!“

— E n d e . —

Schluß des großen Bastelartikels *Du sollst fotografieren?*

(Siehe die früheren Artikel in Nr. 19 und 20 des Fridolin)

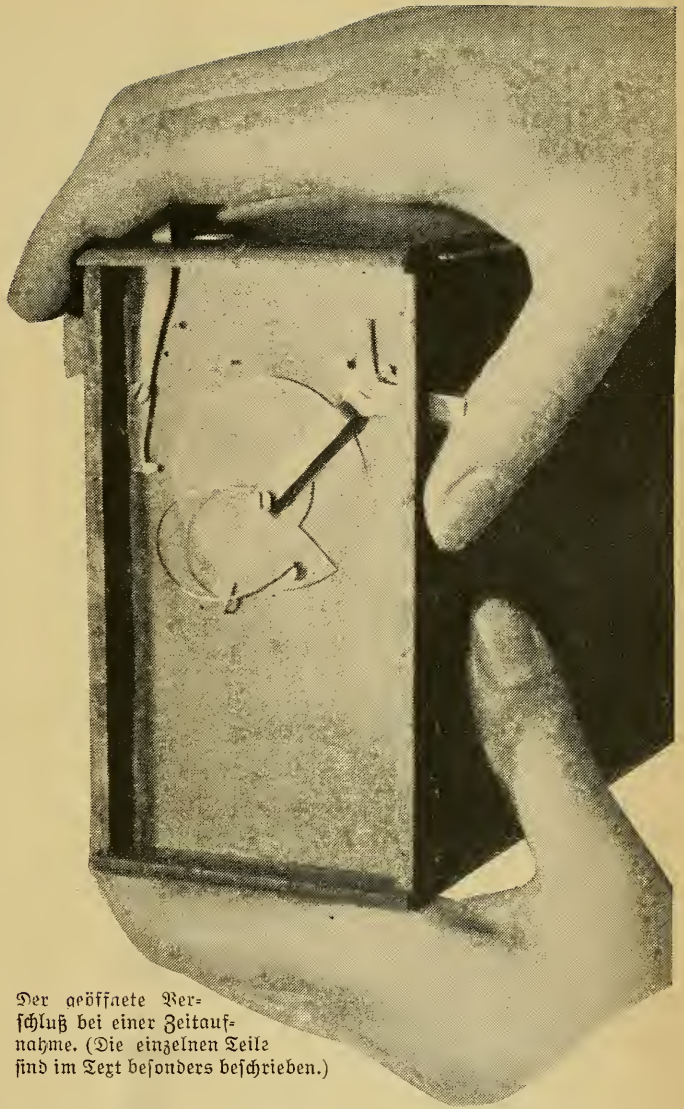
Wir wollen nun in die Kamera ein Objektiv und einen Verschuß einsetzen. An sich könnten wir jede Sammellinse verwenden, die eine für uns brauchbare Brennweite hat. Die Brennweite ist sehr schnell festzustellen: Man nähert die Linse immer mehr dem Rachenlofen oder Papierschirm, bis das Bild eines sehr weit entfernten Gegenstandes am scharfsten erscheint. Dann hat man nur den Abstand Linse—Papierschirm in Zentimetern zu messen und hat so die Brennweite bestimmt. Für unsere Kamera ist eine Brennweite zwischen 10 und 12 cm am angenehmsten. Es liefert jedoch nicht jede Linse gleich gute Bilder. Darum blendet man das betreffende Objektiv stark ab, d. h. man läßt das Licht nur durch den mittelsten Teil der Linse einfallen, und damit erreicht man zweierlei: Einmal wird das Bild, je weiter man abblendet, um so schärfer. Zugleich aber wird es immer dunkler, und gerade, wenn das Bild bis zum Plattenrande recht schön scharf ist, ist es so dunkel geworden, daß eine Momentaufnahme nur in der grellsten Sonne Aussicht auf Erfolg hat. Die Helligkeit des Bildes bestimmt, wie weit man abblenden darf.

Wir haben also irgendeine passende Linse und können nun an den Einbau gehen. Zunächst wird die Vorderwand abgenommen; dann schneiden wir ein Brettchen, das genau die Innenmaße des Kastens hat. 63 mm von unten wird nun auf der Mittellinie ein kreisrundes Loch mit dem gewählten Blendendurchmesser hineingeschnitten. Auf der Seite, die nachher den Platten zugekehrt ist, wird das Objektiv eingesetzt. Dazu legt man die Linse über die Blenden-

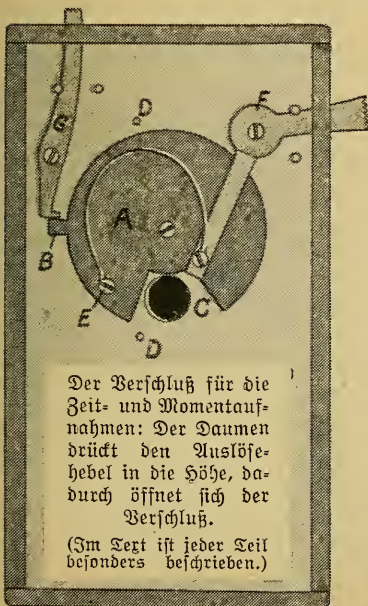
öffnung. Gehalten wird die Linse durch Ringe aus Pappe oder dünnem Holz, die um die Linse herumgeleimt oder genagelt werden. Der letzte, oberste Ring greift mit dem Innenrand über die Linse und verhindert ein Herausfallen oder Bewegen. Natürlich muß die Linse sauber gepuht sein.

Auf die andere Seite des Objektivbrettchens kommt der Verschuß. 14 mm über der Blendenmitte wird mit einem Schraubchen eine leichte drehbare Blechscheibe A (siehe Abb. auf Seite 13) befestigt. Ihr Durchmesser beträgt 42 mm, der Anschlag B ist 5 mm lang, 4 mm breit. Der Ausschnitt C ist so groß, daß er die Blendenöffnung gerade freigibt. Die beiden Nägelchen D sind die Grenzen für die Drehbarkeit der Scheibe; gegen sie legt sich der Anschlag B, wenn der Verschuß zu ist. E ist ein Schraubchen, das durch Löten oder einfaches Vernieten an der Scheibe befestigt wird. Vom Scheibenmittelpunkt ist es 17 mm, von der Mitte des Anschlags B 14 mm entfernt. Der Auslösehebel F (aus Laubsägeholz) hilft uns nun, die Scheibe zur Drehung zu bringen. Seine Form zeigt die Skizze. Der Drehpunkt liegt 28 mm von der Scheibenmitte, 39 mm von der Blendenmitte. Gleich einige Millimeter hinter dem Drehpunkt nehmen wir von der Unterseite des inneren Hebelarms etwas Holz mit dem Messer fort, damit beim Bewegen der Hebel nicht die Verschußscheibe berühren kann. 29 mm vom Drehpunkt trägt der Innenhebel wieder ein Schraubchen, und dieses und das gleiche auf der Verschußscheibe werden nun durch ein Stückchen Stahldraht verbunden und damit gleichzeitig der Verschuß gespannt. Dieser Draht hat 0,3—0,4 mm Stärke.

etwa 70—80 mm Länge und bekommt an jedem Ende eine enge Dese, die um je eines der beiden Schraubchen herumgelegt wird. Dazu muß der Stahl Draht hufeisenartig zusammengebogen werden; er hat nun dauernd das Bestreben, sich zu strecken, und drückt dabei den Anschlag B gegen das obere Nägelchen D. Nun bewegen wir den Auslösehebel: der Innenhebel schwingt über die Mitte der Verschlussscheibe nach oben, dabei krümmt sich der Draht stark zusammen. In einem bestimmten Punkt bekommt der Draht plötzlich Luft: den Auslösehebel halten wir fest — also muß das andere Ende nachgeben, d. h. der Draht reißt unsere Scheibe herum — bis der Anschlag am unteren Nagel D liegt. Dabei ist für einen kurzen Augenblick der Ausschnitt C über die Blendenöffnung geglitten — wir haben eine Momentaufnahme gemacht. Bewegen wir nun den Auslösehebel zurück, so wiederholt sich das gleiche Spiel nach der anderen Seite — es gibt wieder eine Momentaufnahme. Dann schaffen wir noch eine Vorrichtung, um Zeitaufnahmen zu machen. Das tut der Sperrhebel G: Dreht man ihn so, daß der kleine Vorsprung unten dem Anschlag B im Wege ist, so kann sich die Scheibe nicht ganz herumdrehen, sondern bleibt stehen, wenn der Ausschnitt C gerade die Blendenöffnung freigibt. Beim Zurückbewegen des Auslösehebels springt die Verschlussscheibe wieder in die Endstellung. Den Sperrhebel schneidet man ebenfalls aus Holz. Es ist jederzeit möglich, eine Zeit- oder Momentaufnahme zu machen — je



Der geöffnete Verschluss bei einer Zeitaufnahme. (Die einzelnen Teile sind im Text besonders beschrieben.)



Der Verschluss für die Zeit- und Momentaufnahmen: Der Daumen drückt den Auslösehebel in die Höhe, dadurch öffnet sich der Verschluss.

(Im Text ist jeder Teil besonders beschrieben.)

nach der Stellung des Sperrhebels. Der Verschluss muß spielend und ganz zurerlässig arbeiten. Die Dauer einer Momentaufnahme beträgt etwa $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{25}$ Sekunde. Ist der Verschluss in Ordnung, so nehmen wir die beweglichen Teile noch einmal ab und stellen das Objektivbrett richtig in die Kamera. Dazu bauen wir uns noch eine Plattenhülse, schneiden aber innen so viel heraus, daß außen nur ein 5 mm breiter Rand übrigbleibt. Auf diesen Rahmen schieben wir eine 6×9 Mattscheibe. Drücken wir nun vorn das Objektivbrett in die Kamera, so sehen wir hinten auf der Mattscheibe, die genau so steht wie nachher die Photoplatte, das Bild der Gegenstände vor der Linse. Wir schieben das ganze Objektivbrett so lange hin und her, bis wir ein völlig scharfes Bild eines entfernten Gegenstandes sehen. Die richtige Stellung des Objektivbrettes zeichnen wir uns an und schneiden dann noch für den Sperrhebel G und den Auslösehebel F entsprechende Schlitze in Deckel und linke Seitenwand des Kastens. Nun können wir endgültig zusammenbauen — das Objektivbrett wird in der richtigen Stellung festgenagelt und der Verschluss wieder aufgeschraubt. Dann wird der Vorderdeckel wieder aufgesetzt und alle Ranten innen mit schwarzem Papier verklebt. Die entsprechenden Stellungen des Sperrhebels im Deckel werden mit den

Buchstaben „M“ (Moment) und „Z“ (Zeit) bezeichnet, um Irrtümer zu vermeiden. — Damit ist die Arbeit getan, und nun kommt das Vergnügen! Bei hellem Sonnenschein können wir Momentaufnahmen machen; aber bei bedecktem Himmel oder frühmorgens und abends sind kurze Zeitaufnahmen nötig. Dazu muß unsere Kamera stets feststehen und darf nie wackeln. Das Belichten ist eigentlich die ganze Kunst beim Fotografieren — und dazu hilft am besten Erfahrung. Die kann man aber aus Büchern nicht lernen, deshalb müssen wir schon selbst an die Arbeit gehen.

Der Bücherwurm

Eine Frage für Leute, die nicht richtig die Augen aufmachen

Ein zweibändiges Bücherwerk steht nebeneinander auf dem Bücherbrett. Jeder Band ist nach Blätterinhalt 6 Zentimeter stark. Außerdem beträgt die Dicke der Einbände je $\frac{1}{2}$ Zentimeter. Im Innern der Bücher haust ein Bücherwurm, der sich von der ersten Seite des ersten Bandes bis zur letzten Seite des zweiten Bandes geradlinig hindurchfrisst. Wie lang ist der Weg, den der Wurm bei dieser Arbeit durchmisst?

Die meisten werden darauf antworten: 13 Zentimeter. Aber der Bücherwurm hat es sich viel einfacher gemacht. Seine Reise dauert nur einen Zentimeter lang.

Wenn nämlich das zweibändige Werk richtig aufgestellt wird, so liegt die erste Seite des ersten Bandes direkt an der letzten Seite des zweiten Bandes, von ihr nur durch die Einbandtafeln getrennt. Stellt einmal euren Bekannten diese Frage, dann werdet ihr merken, wie wenig Menschen darauf achten.

Wie Onkel Toldi auf der Völkerschau flunkerte

Gestern nachmittag war Onkel Toldi mit seinem Neffen Gusti bei den Negern im Zoologischen Garten. Onkel Toldi nahm Gusti bei der Hand, um ihm die Gebräuche und Sprache der Afrikaner zu erklären. Vor seinem Zelt stand ein riesiger Somali-Neger. „Wie spricht denn so ein Neger?“ fragte Gusti. „Wie er spricht?“ . . . Onkel Toldi ging auf den Neger zu, „das sollst du gleich hören . . . Außerdem paß einmal auf, wie perfekt ich Somali sprechen kann.“ Er stellte sich vor den Neger, öffnete den Mund und brachte einen quietschenden Laut hervor. Der Neger schaute ihn einen Augenblick verständnislos an, öffnete dann seinen Mund und sagte: „Prussibiti.“ Gusti staunte. „Was hat er denn gesagt?“ Onkel Toldi setzte seine wichtigste Miene auf. „Er hat gesagt . . . daß er aus dem Innersten Afrika stammt. Sein Vater hatte eine Bäckerei, und seine Mutter war Spezialistin in Nilpferdoteletts. Eines Tages packte ihn die Wanderlust, er setzte sich aufs Schiff, fuhr zu Hagenbeck und ließ sich in einer Völkerschau ausstellen.“ „Das hat er alles mit dem einen Wort gesagt?“ staunte Gusti. „Das ist eine lustige Sprache. Aber weißt du, Onkel Toldi, ich möchte gern einmal etwas mehr auf Somali hören . . . einen längeren Satz . . . Sage ihm das doch, du kannst ja so ausgezeichnet seine Sprache.“ Wieder stellte sich Onkel Toldi in Positur und quietschte. Wieder öffnete der Neger seinen großen Mund, so daß man seine ganzen Zähne sehen konnte, und brüllte mit entsetzlicher Stimme: „Pissaki Umoz rrautsa uhuetwg hgdheu Kkolphil ooooh menelele Uelö ihikitipiti rrataplan la gurrihurri weteranen tisimisis.“ „Was hat er denn jetzt gesagt.“ „Jetzt“, antwortete Onkel Toldi, „jetzt hat er ‚ja‘ gesagt.“

Welche Berufe haben diese Männer?



Drei Männer und ihre Berufe: Jedem dieser Männer steht sein Beruf auf dem Gesicht geschrieben, und es ist ganz einfach, ihn zu erraten. Man braucht nur die einzelnen Buchstaben in ihre richtige Reihenfolge zu setzen, dann hat man die Namen ihrer Berufe.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Briefkasten



Gustav K., Berlin. Die Stadt Mannheim ist vor über 150-Jahren nach amerikanischem Vorbild angelegt worden. Da die Stadt in ganz gleichmäßige Quadrate eingeteilt ist, konnte man diese Häuserblöcke mit Buchstaben und Nummern bezeichnen und brauchte keine Straßennamen. Die Briefträger in Mannheim wissen ebensogut, wohin sie einen Brief bringen müssen, wenn er A 7, 2 adressiert ist, wie unsere, wenn auf einem Brief Friedrichstraße 123 steht.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — be — big — burg — dau — den
di — din — e — e — el — eu — ga — gel —
gur — hum — ke — le — lie — mel — men
— mo — nar — ne — nie — pa — ra — ro —
schiff — se — se — sen — te — to — un — zis
sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben,
von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von
unten nach oben gelesen, den Namen eines Märchens
und seines Verfassers ergeben. Jede Verszeile be-
schreibt ein Wort:

1. In Wald und Feld kann dies Insekt nur leben;
 2. Als milde Gabe sollst du's Armen geben;
 3. Von Schottland wird die Hauptstadt so genannt;
 4. Uns ist's als Frühlingsblume wohlbekannt;
 5. Dies Fahrzeug trug Entdecker übers Meer;
 6. Ein Erdteil ist's, sein Name ist nicht schwer;
 7. Er war ein Chemiker von hohem Rang;
 8. An dieser Oper freut uns stets ihr Klang;
 9. Ein Los, betrübt ist, wer es zieht;
 10. Dies ist an deiner Hand ein Glied;
 11. Besonders gut schmeckt's als Salat;
 12. Ein Vogel, krächzt von früh bis spät;
 13. Das Paradies wird so genannt;
 14. Als römisches Gewand bekannt;
 15. Der Schneider braucht's als Längenmaß;
- Nun wünsch ich euch zum Raten Spaß!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 20.

Silbenrätsel.

1. Hedwig, 2. Undine, 3. Reifen, 4. Reede, 5. Affe,
6. Biene, 7. Agraffe, 8. Leine, 9. Dietrich, 10. Sandale,
11. Indien, 12. Neapel.

Hurra, bald sind die Ferien da!

Besuchskartenrätsel: Geigenspielerin.

Fridolins Lachkabinett



Peter: „Mutter, was macht denn der Vogel da?“
Mutter: „Er füttert seine Jungen.“
Peter: „Und die Mädchen bekommen nichts?“

*

Alfred: „Vater!“

Vater: „Was denn?“

Alfred: „Sag' mal, wenn in Grönland sechs
Monate lang Nacht ist, wann schlafen dann die
Nachtwächter?“

*

Vater: „Wenn du artig bist, Kurt, schenke ich dir
zum Geburtstag einen Kuchen mit fünf Lichtern.
Für jedes Jahr ein Licht.“

Kurt: „Kann ich nicht lieber ein Licht mit fünf
Kuchen bekommen?“

*

Lehrer: „Karl, wieviel ist die Hälfte von sechs-
einhalb?“

Karl: „Genau weiß ich es nicht; aber viel wird es
wohl nicht sein.“

*

Albert: „Edmund, wie alt ist denn dein Groß-
vater?“

Edmund: „Das weiß ich nicht; aber wir haben
ihn schon sehr lange.“

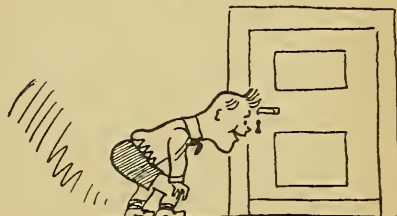
*

Karl: „Mutti, ich bin so froh, daß ich kein Eskimo
bin!“

Mutter: „Warum denn?“

Karl: „Weil ich dann jeden Tag Lebertran trin-
ken müßte.“

*



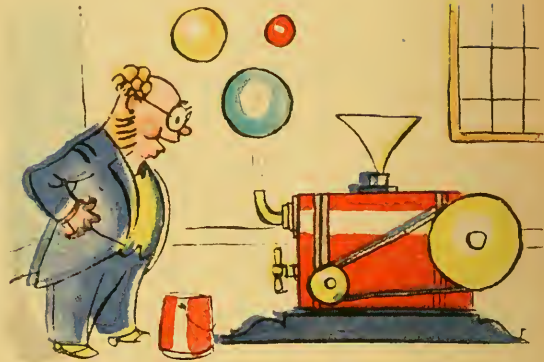
Lehrer: „Wer kann mir einen durchsichtigen
Gegenstand nennen?“

Schüler: „Das Schlüsselloch.“

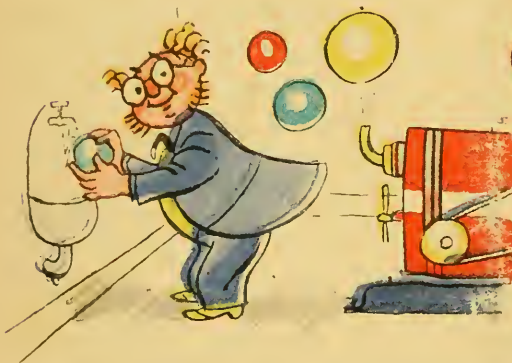
Die haltbaren Seifenblasen



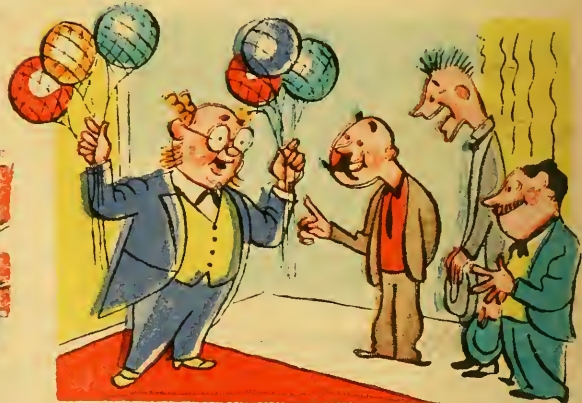
Seifenblasen macht der Feig.
Der Professor Fechmann fiedt's,
Und es faßt ihn leise Trauer,
Daß die Kugeln nicht von Dauer.



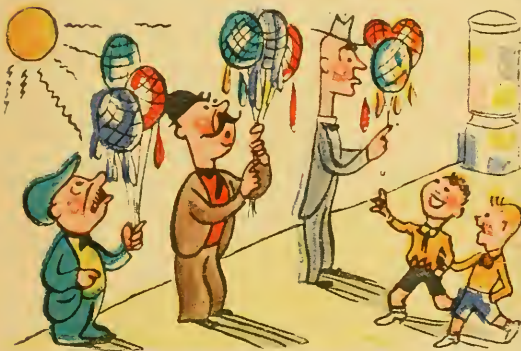
Fechmann hat nach ein paar Stunden
Einen Apparat erfunden,
Welcher Seifenblasen preßt
Schön und dauerhaft und fest.



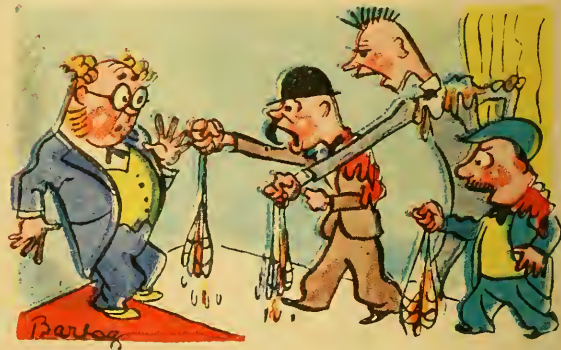
Diese Seifenblasen kann
Jeder untern Wasserhahn
(Auch zum Händewaschen!) bringen,
Ohne daß sie dort zerpringen.



Und bereits nach ein paar Wochen
Hat es sich herumgesprochen:
Händler kommen nun in Haufen,
Seifen-Luftballons zu kaufen.



Sonne brennt herab. Da steh'n sie.
Zornig und erschrocken sehn sie,
Daß die dünne Seifenhaut
In den warmen Strahlen taut.



Buttgeschrei. Es drohen Fäuste.
Denn blamiert ist auch der neueste
Apparat des guten Fechmann.
Und er hört wie stets: „Nun bleib man!“

Nr. 22. 7. Jahrgang. 2. Juliheft.
Berlin.

Ladenpreis 35 Groschen.

Der heitere



Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



eltfame Bewohner des Meeres! Oft wurden die Matrosen durch das feltfame Geräusch der Trommelfische erschreckt, die das Schiff meilenweit begleiteten.

Seltsame Bewohner der Meere

Von „Löffel-“, „Laternen-“ und anderen seltsamen Fischen

Bei keinem anderen Lebewesen hat die Natur ihrer schöpferischen Phantasie wohl so viel Spielraum gelassen wie bei den Fischen, der niedersten Klasse der Wirbeltiere. Was nur an Formen und Farben zu erdenken ist, findet sich hier vereint, und es ist begreiflich, daß sich schon früh Mythen und Sagen mit diesen Gestalten beschäftigt haben. Da ist z. B. der Löffelfisch, eine im Mississippi heimische Störart; der trägt vorn so etwas wie eine kolbig abgeplattete Nase, ein „Rostrum“, wie die Wissenschaft diesen an einen Löffel erinnernden Fortsatz bezeichnet. Die Bedeutung dieses „Löffels“ ist noch rätselhaft. Gaßt ein Drittel der ganzen Körperlänge (etwa 2 m) nimmt dieser Löffel ein, der vielleicht ein Tastorgan darstellt, da der Fisch ihn bei langsamem Schwimmen bald nach rechts, bald nach links wendet. Dieser riesige Löffelfisch ernährt sich von winzigsten Krebschen, Insektenlarven und Algenzellen, die ihm in das geöffnete Maul geraten und in dem Reusenetz seiner Kiemen haften bleiben. In dieser Art der Ernährung ähnelt er also auffällig einem andern Riesen des Wassers: dem Bartenwal, dem vom Gaumen ein Reusenetz von Hornplatten („Fischbein“) herabhängt, der aber bekanntlich kein Fisch, sondern ein Säugetier ist. Gewiß ebenso sonderbar sind die Laternenfische, von denen es namentlich in großen Meerestiefen die verschiedensten Formen gibt. Diese Laternen, Leuchtorgane, deren Zweck uns auch durchaus noch nicht klar ist, sitzen entweder an den Seiten oder am Bauch der Fische, sie blitzen am Kopfe auf oder sie pendeln an einem langen Stiele vom Kopfe herab vor dem Fische her. Auch auf den Flossen und dem Schwanz können diese Leuchtorgane

sitzen. Diese Laternen leuchten bei einigen Laternenfischen dauernd, bei anderen kann sie der Fisch nach Belieben zum Leuchten bringen. Das Licht schimmert in den verschiedensten Farben. Es ist bald grün, bald blau, gelb, rot, violett — kurz, es zeigt alle Regenbogenfarben. Diese Laternenfische haben wir eigentlich erst durch die sogenannten Tiefsee-Expeditionen kennengelernt. Vorher konnte sich die Wissenschaft überhaupt ein Leben in Meerestiefen von über 500 m gar nicht vorstellen; da unten herrscht ja ewige Nacht, und das Wasser sollte zu Eis erstarrt, der Druck der Wassersäule so ungeheuer sein, daß man nicht annahm, es könne dort irgendein lebendiges Wesen existieren. Seit den großen Tiefsee-Expeditionen (Lightning 1868, Challenger 1872, Valdivia 1898) wissen wir das freilich besser. Aber welchen Zweck das Leuchten der Laternenfische hat, ist auch heute noch ein ungelöstes Rätsel. Es erscheint wenig

glaublich, daß diese Fische ihr Leuchtvermögen zum Suchen der Nahrung brauchen. Die ewig hungrigen Tiefseefische fressen wahllos alles, was ihr meist sehr großes Maul erschnappen kann; Prof. Chun erzählt, daß sie noch im Netze, aus der Riesentiefe ans Licht heraufgebracht, einander zu verschlingen versucht hätten. Das Licht der Laternenfische ist verschieden stark. Ein Beobachter hat angegeben, daß er beim Schein der Leuchtorgane von zwei Laternenfischarten noch auf 6 m Entfernung kleine Schrift deutlich habe lesen können. Es gibt auch Laternenfische, die an der Meeresoberfläche leben; sie haben ein unmittelbar unter jedem Auge gelegenes, großes Leuchtorgan. Diese Fische finden sich in der Südsee, und die Malaien sollen sich der Leuchtorgane zum Angeln bedienen.



Ein Bewohner des Mississippi: Der Löffelfisch, der am Kopf einen Fortsatz hat, der wie ein Löffel geformt ist.

nen, indem sie die kleine Laterne oberhalb des eigentlichen Körders an der Angel befestigen. Noch eine andere absonderliche Fischart ist der Trommelfisch. Der Gestalt nach hat dieser Trommler allerdings nichts Auffälliges; er zeigt sich als Verwandter des Barsches. Nur vermag er aber zu „trommeln“ oder, wie einige Beobachter angeben, er erzeugt Geräusche, die wie voller, kräftiger Orgelklang tönen. Als man noch nichts Genaueres über ihn wußte, wurden viele See-



Seltfame Bewohner des Meeres:
Zu den sonderbarsten Fischen gehört der „Laternenfisch“, dessen Laterne in blauer, grüner, gelber und roter Farbe leuchtet.



Der großmäuligste Fisch:

Der Tiefsee-Mal besteht fast nur aus einem großen Maul und lebt in einer Tiefe von 3500 Meter.

leute durch ihn erschreckt. Denn plötzlich hörte die Mannschaft eines Schiffs ein starkes Geräusch, so daß sie annahm, daß irgendwo ein Leck entstanden sei. Der ziemlich große Fisch hat nämlich eine besonders ausgebildete Schwimmblase, oder richtiger mehrere um eine Hauptkammer liegende Blasen. Die Schwimmblase ist bekanntlich bei allen Fischen mit Luft gefüllt; sie dient den Fischen zur Regelung des Auf- und Absteigens im Wasser. Der Trommelfisch treibt nun durch schnelleres oder langsames Zusammensziehen seiner Muskeln die Luft der Schwimmblase nach Belieben durch alle Luftgänge und erzeugt so das erwähnte Geräusch. — Wer alles verschlingen will, muß ein großes Maul haben. Der großmäuligste aller dieser Tiefseefische ist nun der sogenannte Tiefsee-Mal, der fast nur aus Maul besteht und in einer Tiefe von 3500 m angetroffen worden ist. Er lockt mit seinem Schwanz die andern Fische herbei, und wenn sie in der Nähe sind, verschlingt er sie.

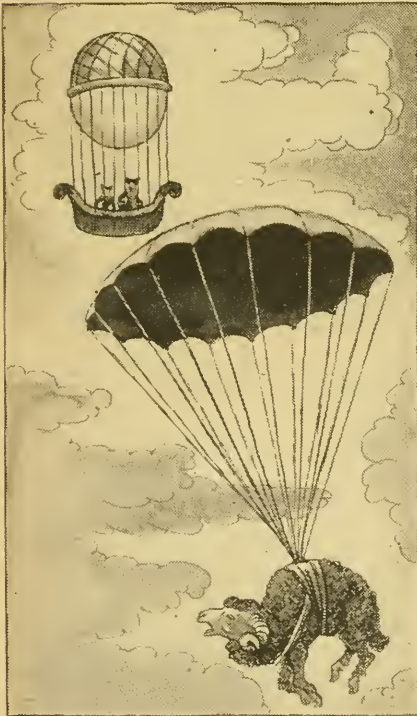
Wo liegt Timbuktu?

Zwölf geographische Fragen

Wer weiß in Erdkunde gut Bescheid? Hier sind einige Fragen, deren Antwort gleich daneben steht. Man muß nur aus den vielen falschen Antworten, die zur Auswahl stehen, die richtigen herausfinden. Wer das Richtige gefunden hat, muß es unterstreichen.

Timbuktu ist eine indische — australische — afrikanische — serbische Stadt.
 Der Amazonas ist ein indischer — chinesischer — südamerikanischer Fluß.
 Kobe ist eine chinesische — malaiische — indische — japanische Stadt.
 Der Ganges ist ein indischer — schwedischer — serbischer — amerikanischer Fluß.
 Lissabon ist eine spanische — französische — portugiesische — polnische Stadt.
 Die Newa ist ein russischer — tschechoslowakischer — belgischer — italienischer Fluß.
 Saloniki ist eine italienische — persische — griechische — arabische Stadt.
 Der Kongo ist ein afrikanischer — ägyptischer — indischer — mexikanischer Fluß.
 Oslo ist eine sibirische — holländische — norwegische — englische Stadt.
 Der Missouri ist ein griechischer — amerikanischer — russischer Fluß.
 Addis Abeba ist eine spanische — abessinische — arabische — rumänische Stadt.
 Der Tigris ist ein bulgarischer — mesopotamischer — ungarischer Fluß.

?



DIE GESCHICHTE DES Fallschirms

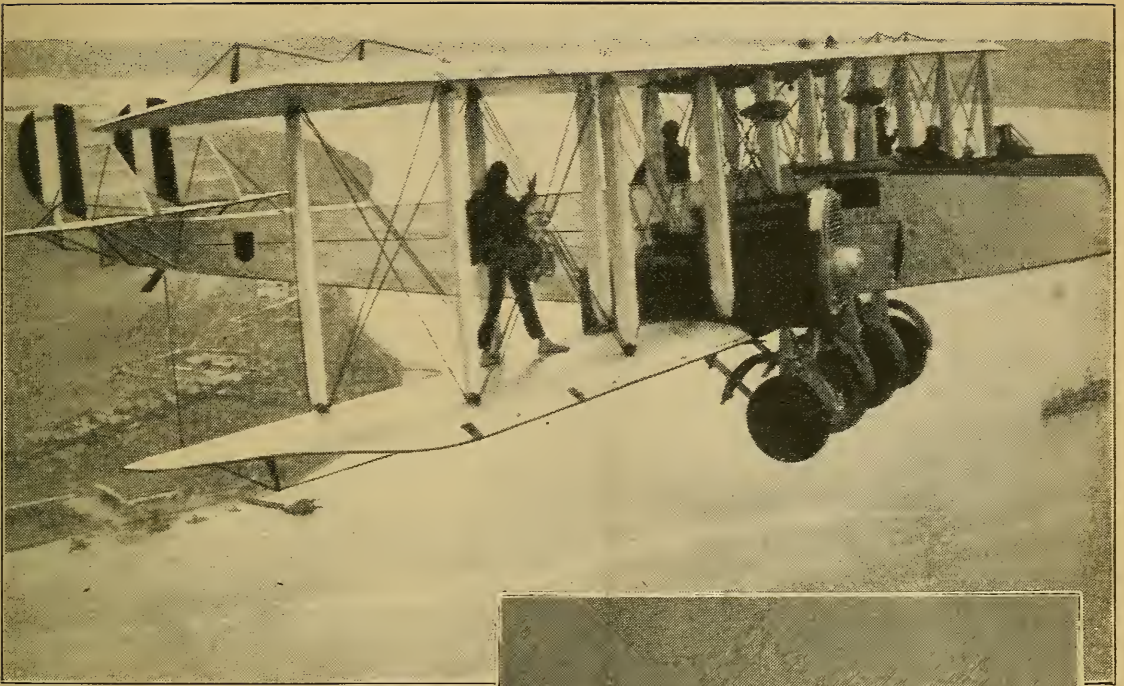
Von seiner Entstehung und seiner Bedeutung

nungen befindet sich auch die eines Fallschirms. Er ist in Form einer Pyramide gebaut; an vier Seilen hängt darunter ein Mensch und schwebt damit zur Erde herab. Ueber hundert Jahre später schrieb dann ein Mann, namens Verantius, ein Buch über neue Maschinen, und darin befindet sich wiederum ein Fallschirm, der aus einem einfachen Segeltuch besteht, das über ein viereckiges Lattengerüst gespannt ist.

Aber von diesen beiden alten Fallschirmen scheint kein Mensch mehr etwas gewußt zu haben, als im Jahre 1783 zum ersten Male der Pariser Apotheker Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes eine Fahrt mit einem Heißluftballon unternahmen. Denn in den Jahren vorher gab es eine Menge Leute, die Vorschläge machten, wie man ohne Gefahr aus großen Höhen herabspringen könne. So wurde 1777 ein Anzug angepriesen, der den Träger bei einem Sturz in die Tiefe heil auf die Erde bringen sollte. — Den ersten brauchbaren Fallschirm benutzte nach der Erfindung des Luftballons der Pariser Physiker Le Normand: er versteifte zwei Regenschirme und ließ sich mit dieser einfachen Vorrichtung im Dezember des Jahres 1783 von einem Baum herab. Inzwischen aber hatten die wenigen Luftschiffer der damaligen Zeit begonnen, in allen großen Städten ihre Ballonaufstiege vorzuführen. Auf einer dieser Fahrten, die der berühmte Blanchard in Hamburg ausführte, wurde zum ersten Male ein lebendes Wesen, ein Hammel, vom Ballon mit einem Fallschirm zur Erde ge-

Der erste Fallschirmabsprung:
 Ein Hammel wurde als erster mit einem Fallschirm zur Erde geschickt.

Und 300 Jahre, bevor sich der erste Mensch mit einem Ballon in die Luft erhob, war schon der Fallschirm erfunden worden. Denn um das Jahr 1500 herum beschäftigte sich auch Leonardo da Vinci, der nicht nur einer der größten Maler, sondern auch einer der größten Ingenieure aller Zeiten war, mit flugtechnischen Arbeiten und Versuchen. Unter seinen vielen Zeich-



Vor dem Absprung: Der Pilot stellt sich auf die Tragflächen des Flugzeugs. Den Fallschirm trägt er in einem Tornister auf seinem Rücken.

schickt. Das war am 23. August 1786. Aber obwohl der Hammel wohlbehalten unten ankam, hat es doch noch 11 Jahre gedauert, bis der erste Mensch — der Franzose Garnerin — bei einer Ballonfahrt in Paris den Sprung in die Tiefe wagte. Er sprang aus einer Höhe von etwa 680 m ab — und damit war die Brauchbarkeit des Fallschirms bewiesen. — Allmählich aber verlor der Fallschirm an Bedeutung, bis er im Krieg wieder neu entdeckt wurde. Denn für die Beobachter in den Fesselballons, wie für die Flieger, mußte man eine Rettungsmöglichkeit schaffen, falls das Flugzeug oder der Ballon durch einen Angriff beschädigt und vielleicht zum Absturz gebracht wurde. So hatte denn bald jeder Flieger seinen Fallschirm als Sitzkissen im Flugzeug. Und sicherlich hat der Fallschirm Hunderten von Fliegern das Leben gerettet. Heute sieht man im Fallschirmsprung nichts Außergewöhnliches mehr, und bald wird ein Fallschirm für jeden Luftreisenden zur selbstverständlichen Ausrüstung eines Flugzeuges gehören.

Das Fallschirmspringen erfordert aber vorläufig noch ganz bestimmte Vorbereitungen, um ein Gelingen des Sprunges möglichst sicherzustellen. In Deutschland trägt der Fallschirmpilot seinen Schirm auf dem



Der Flug mit dem Fallschirm: Beim Absturz öffnet sich der Fallschirm, und der Flieger gleitet unverletzt zur Erde. Zur größeren Sicherheit rüstet man die Flieger häufig mit zwei Fallschirmen aus.

Rücken in einem Tornister. Alle Leinen, die vom Rande des sehr sorgfältig genähten Schirmes herablaufen, werden unten in einem kräftigen Ring zusammengefaßt, der am Geschirr befestigt ist. Dies Geschirr besteht aus breiten Gurten, die um Brust, Leib und Schultern des Piloten herumgelegt sind. In Deutschland verwendet man ganz allgemein den Heinecke-Fallschirm, der sich selbsttätig durch den Absprung öffnet. Der Fallschirm selbst ist nämlich durch eine dünne Schnur mit dem Flugzeug verbunden. Zum Absprung klettert nun der Fallschirmpilot mit offenem Tornister auf die untere Tragfläche des Flugzeugs. Läßt er sich dann in die Tiefe fallen, so wird der Fallschirm, der ja noch am Flugzeug hängt, aus dem Tornister herausgezogen. Erst dann reißt die Schnur oben ab — und in den lang auseinandergezogenen Schirm strömt von unten her Luft hinein: im nächsten Augenblick ist der Schirm weit geöffnet, und sicher tritt er seine Reise zur Erde an. Die kurze Zeit bis zum völligen Öffnen des Fallschirms ist für den Piloten die schlimmste. Denn bei dem fast ungehemmten Fall erreicht der Körper nach den Fallgesetzen ganz gewaltige Geschwindigkeiten. In der ersten Sekunde legt er 5 Meter zurück, in der zweiten schon 20 Meter, und in der dritten Sekunde fällt er bereits 45 Meter! Also in nur drei Sekunden würde der Pilot 70 Meter herabstürzen, aber inzwischen hat sich der Fallschirm geöffnet. Man rechnet heute mit einer Fallstrecke von 20—30 Metern bis zum ruhigen Schweben. Dann ist die Fallgeschwindigkeit natürlich durch den Widerstand der großen Schirmfläche sehr gemildert; sie beträgt etwa

4—5 Meter in der Sekunde. Das ist eine Geschwindigkeit, als wenn man von einem 80 cm hohen Tisch herabspringt. — Es sind im Laufe der Jahre die seltsamsten Fallschirmkonstruktionen bekannt geworden. So hat man z. B. den Fallschirmpiloten nicht nur an einen, sondern gleich an zwei Fallschirme gehängt — dann hatte man die doppelte Gewähr, daß sich wenigstens ein Schirm richtig öffnete. Dabei hat man nun entweder beide Schirme nebeneinander angebracht oder auch stochwertartig übereinander. Ebenso zahlreich waren Erfindungen, um die nicht selbsttätigen Schirme, die im Ausland bekannt sind, zu öffnen. Man hat da z. B. einen kleinen Fallschirm über dem eigentlichen Tragschirm angebracht, um diesen erst einmal aus dem Tornister herauszuziehen. Es gibt jedenfalls eine Menge derartiger Vorrichtungen. Die müssen nun natürlich alle erst einmal ausprobiert werden. Früher ließ man dazu den Fallschirm von hohen Brücken herab. Heute füllt man einen Fliegeranzug, eine sogenannte Kombination, mit etwa 80 Kilogramm Sand und befestigt diesen „Sandmann“ an dem neuen Fallschirm. Der wird dann von einem Flugzeug mitgenommen und in etwa 200—300 m Höhe abgeworfen. Dann zeigt sich ja, ob der Fallschirm brauchbar ist. Jedemfalls geht man äußerst vorsichtig bei der Einführung von irgendwelchen Neuerungen vor — denn der Fallschirm soll doch eines Tages das für den Flieger werden, was der Rettungsring oder der Korbgürtel für den ins Wasser Gefallenen ist. Und dazu gehört eben die unbedingte Zuverlässigkeit und Sicherheit bei der Benutzung.



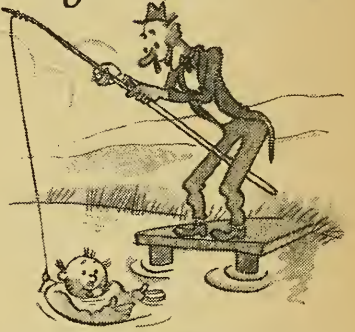
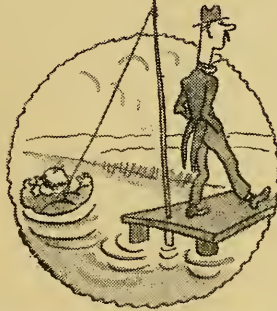
Die glückliche Landung: Der Flieger ist in sanftem Bogen auf der Erde gelandet. Er zieht den geöffneten Fallschirm hinter sich her.

Ein Bommel seinen Lauf durch

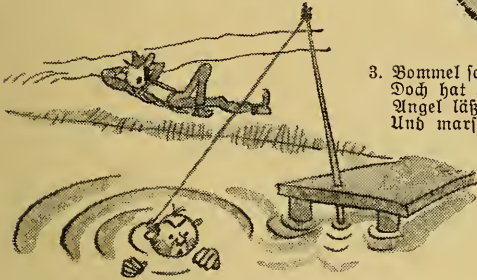
Ein Badeabenteuer



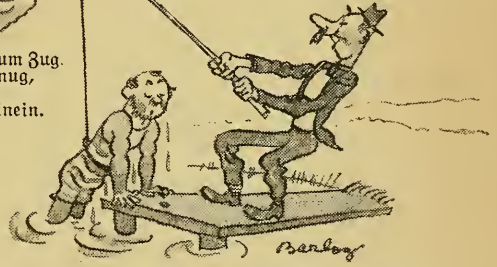
1. Bommel spricht: Ich lern' jetzt schwimmen.
Laatsch beeilt sich zuzustimmen.
Denn an Wasser ist kein Mangel,
Und da steht auch eine Angel.



2. Bommel hängt schon an der Leine,
Kräftig rührt er Arm' und Beine;
Dabei stöhnt er freilich sehr —
Aller Anfang ist halt schwer!



3. Bommel schwimmt hier, Zug um Zug.
Doch hat Laatsch bereits genug,
Angel läßt er Angel sein
Und marschirt ins Feld hinein.



4. Unser Bommel fährt dagegen
Fort, die Gliederchen zu regen.
Er schwimmt tausend Runden lang,
Stundenlang, ja stundenlang.

5. Endlich aber kehrt zum Glück
Laatsch zu Bommelnchen zurück,
Der nun schwach ans Ufer kraucht,
Keuchend, wüthend und — entbaucht!

KENNST DU DIE Verkehrszeichen?

Die wichtigsten Verkehrs- zeichen und ihre Bedeutung

Heute jagen in einer einzigen Stunde Tausende von Fahrzeugen aller Art über Plätze und Straßen unserer Großstädte. Dadurch ist die Regelung des Verkehrs unbedingt notwendig geworden — so notwendig, daß man schon in den Schulen Verkehrsunterricht über Verkehrsfragen gibt, damit der Fußgänger dem Verkehr nicht hilflos gegenübersteht. Nun hat sich jedes fahrende Auto nach ganz bestimmten Verkehrszeichen und Sperrschildern zu richten, und wenn der Fußgänger die ebenfalls kennt, dann ist die Gefahr von Unfällen erheblich vermindert. Die gefährlichen Ecken sind nicht die, an denen ein Verkehrsschulmann steht und durch Lichtsignale oder Winken jedes Fahrzeug richtig leitet. Aber draußen

auf den großen Landstraßen, wo jedes Auto glaubt, weithin freie Bahn zu haben — da kann jede Biegung oder die nächste Waldecke Gefahr bringen. Darum stehen heute überall an den Straßen Warnungszeichen, um irgendein Hindernis oder unübersichtliches Gelände anzuzeigen. Die Warnungsschilder müssen natürlich auffallen und solche Farben haben, daß sie auch bei Nebel oder Regenwetter und im Licht der Scheinwerfer nicht zu übersehen sind. Die Bedeutung der Zeichen muß auch mit einem einzigen Blick zu erkennen sein, denn im 80-Km.-Tempo ist im allgemeinen für einen zweiten Blick keine Zeit mehr. So stehen die rotgerahmten dreieckigen Schilder schon Hunderte von Metern vor dem kommenden



Eine Fahrt durch die Verkehrszeichen: Auf jeder Landstraße findet man heute eine Menge Verkehrsschilder

Hindernis. Welcher Art dies ist, wird durch schwarze Zeichnung angegeben. Z. B. bedeutet ein Z eine doppelte Kurve — erst eine Links-, dann eine Rechtskurve, und zwar muß man sich den Wagen von unten kommend denken. Ein liegendes Kreuz zeigt die nächste Straßenkreuzung an, und eine Straßenbahn wird durch zwei übereinanderliegende schwarze Balken — ein Stück Gleis — angemeldet. Bahnübergänge sind besonders gefährlich. Denn nicht jeder kann bewacht sein; darum muß der Autoführer hier doppelt aufpassen. Ein Gatter im rotgerahmten

Dreieck jagt, daß der Bahnübergang durch eine Schranke geschlossen wird. Ist der Übergang ganz unbewacht, so wird das durch eine Lokomotive angezeigt.

Eine schwarze Wellenlinie deutet auf schlechte Straßen oder plötzliche Senkungen hin. Von der guten Beschaffenheit einer Straße hängt auch das zulässige Höchstgewicht der Fahrzeuge ab. Das Zeichen dafür ist ein nach unten zeigender Pfeil (Absteigen!) und ein Kreis zeigt mit der Zahl der schwarzen Punkte an, für welche Fahrzeuge die Straße gesperrt ist. Ein

Die Schatzinsel

Eine Südseegeschichte

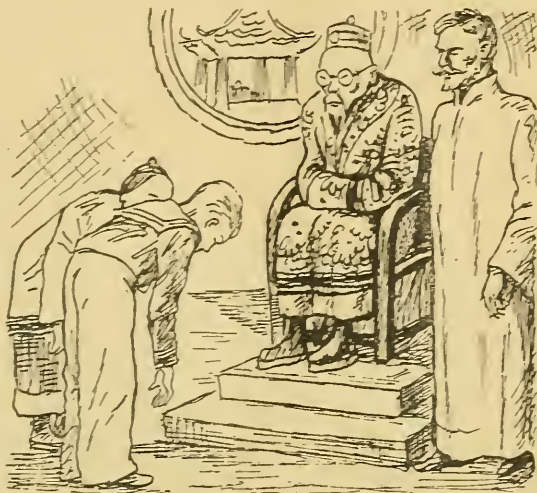
Nachdem Dr. Benson endlich gegangen war, setzte sich Klaus Thielemann an das Fenster und starrte hinaus in den Hospitalgarten. Wie das groß! Raum konnte man durch den Wasserfächer hindurch die Häuser Port Darwins erkennen. Klaus hatte das alles so oft gesehen, die ganze lange Regenzeit hindurch. Ueber zwei Monate waren vergangen seit jenem Vormittag, als er auf dem Deck der „Lilienfels“ ausrutschte und kopfüber in die große Luke fiel. Es war ein schwerer Fall gewesen, aber doch ein glücklicher, wie Dr. Benson ihm später versichert hatte. Eine Gehirnerschütterung, eine Kopfwunde und ein paar Quetschungen. Aber immerhin hatte die „Lilienfels“ mit einem Schiffsjungen weniger weiterfahren müssen. Vierzehn Tage lang hatte er betäubungslos gelegen, bis es dann bergauf ging. Und jetzt war er wieder geheilt, und morgen würde er nicht mehr hier sitzen dürfen. Eben hatte Dr. Benson ihm das erklärt. Und er konnte es immer noch nicht richtig begreifen, daß er nun hinaus mußte, ganz allein, ganz auf sich selbst angewiesen.

Klaus sah sich um nach dem schmalen Bett, in dem er so lange geschlafen hatte. Dabei mußte er an den jungen Chinesen Rao Ling denken, der ein paar Wochen lang in dem zweiten Bett daneben gelegen hatte. Er wurde eingeliefert, bald nachdem Klaus wieder aufstehen durfte, und mußte noch in der gleichen Nacht operiert werden. Klaus hatte für den Kranken hundert kleine Handreichungen getan, bis der Chineser dann eines Tages plötzlich abgeholt wurde, und zwar in einem Automobil, was auf Klaus, der der Abfahrt von der Veranda aus zusah, einen großen Eindruck machte. Ja, der hatte es gut gehabt, der hatte gewußt, wo er hingehen konnte, aber er . . . Ach ja, einen Ort hatte ja auch er, wo er vielleicht Unterschlupf finden konnte, aber erst mußte man dorthin kommen. Unten in seiner Seekiste lag ein Zettel mit der Ortsangabe einer Insel, die sich etwa fünfhundert Seemeilen von Port Darwin befinden mußte. Der Vater hatte nach seiner letzten Reise behauptet, daß die Insel unbewohnt sei und daß dort ungeheure Schätze ruhten. Woher er das wußte, hatte er nicht ver-

raten, aber er hatte sofort wieder hinausfahren wollen, und nur der Krieg war dazwischengekommen, und noch später dann der Tod. Weder Klaus noch seine Mutter hatten je ernstlich an das Vorhandensein der Insel, die auf keiner Karte eingezeichnet war, geglaubt. Trotzdem hatte Klaus, als er dann selber zur See ging, den Zettel mitgenommen, und jetzt fühlte er, daß er die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen sollte. Vielleicht fand sich, wenn er morgen an den Hafen ging, ein Weg, dorthin zu gelangen.

Der Regen hatte aufgehört, als Klaus am nächsten Morgen das Krankenhaus verließ. Die Seekiste hatte Klaus zurückgelassen, aber trotzdem mußte er sich bald im Schatten eines Gummibaums niederlegen, denn er war noch immer etwas unsicher auf den Füßen. In der Ferne tauchte ein Automobil auf, und während es sich schnell näherte, überlegte Klaus, wie schön es doch wäre, wenn das Auto jetzt hielte und ihn in die Stadt mitnähme. Da glitt es auch schon an ihm vorüber. War das nicht dasselbe, mit dem damals der Chineser abgeholt worden war? Er blickte ihm nach, sah es halten, wenden, langsam wieder ansfahren . . . bis es dicht neben ihm stehen blieb. Ja, das war derselbe Wagen, und der Schofför, der jetzt heraufkletterte und den Schlag öffnete, war auch wieder ein Chineser, der sich tief verneigte und ein paar Worte sprach, die Klaus nicht verstand. Desto besser verstand er die einladende Handbewegung und folgte ihr ohne Besinnen. Wahrscheinlich, dachte er, ist das alles eine Verwechslung, aber das mochte der Schofför mit seinem Herrn ausmachen.

Der Chineser schlug sofort eine schnellere Gangart an, und die Gummibäume entlang der Straße huschten nur so an ihnen vorüber. Erst in der Stadt mäbigte der Wagen die Geschwindigkeit etwas, bis er in eine enge Straße einbog, deren Häuser und Läden chinesische Schriftzeichen trugen. Das Chinesenviertel! dachte Klaus und wurde im gleichen Augenblick von zwei lauten Supentönen aufgeschreckt. Der Bogen verließ plötzlich die Straße und fuhr geradezu auf ein großes, grünes Tor. Klaus rieb sich verwundert die



Auf einem erhöhten Stuhl saß ein alter Chineser, vor dem sich Klaus tief verbeugte.



Wie Klaus den Schatz der Insel entdeckte: Tag um Tag öffnete Klaus nun Austern und in jeder fand er eine große, kostbare Perle.

Augen . . . träumte er? Eben war er noch durch eine enge, schmutzige Straße gefahren, und nun rollte der Wagen über einen mit Marmorplatten belegten Weg, zwischen grünen Rasenflächen, in deren Mitte Springbrunnen in die Höhe stiegen. Noch märchenhafter aber als der Garten war das langgestreckte weiße Haus, das ihn an drei Seiten einsperrte. An dem Hause entlang lief eine breite, von Marmorsäulen getragene Veranda. Es war wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, und in Klaus' Staunen mischte sich wachsendes Bedauern, daß es sich ja um einen Irrtum handelte und daß sich in der nächsten Minute alles aufklären und er dieses Paradies wieder verlassen müsse. Da hielt auch der Wagen schon, dicht vor der Verandatreppe, und Klaus kletterte schwerfällig und ein wenig benommen hinaus.

Er hatte noch nicht den ersten Schritt getan, als oben auf der Verandatreppe ein zweiter Chinese erschien und schnell die Stufen herunterkam. Wie vor zwanzig Minuten der Schofför auf der Landstraße, so verbeugte auch er sich vor dem verwunderten Klaus und wies dann auf die Treppe. Zugleich sprach er

ein Wort, ein einziges englisches Wort, das Klaus kannte — Welcome! willkommen! und stieg wieder hinauf, worauf Klaus ihm zögernd folgte. Jetzt mußten sie doch bald merken, daß sie sich geirrt hatten, dachte er. Sie kamen durch Gänge und Zimmer, deren Teppiche ihre Schritte aufsaugten. Der Führer blieb stehen und wartete, bis der sich ständig umschauende Klaus herangekommen war. Dann öffnete er die vor ihnen liegende Tür, und sie traten in ein neues Zimmer, einen Saal fast. Ihre Wanderung war zu Ende, denn hier waren, endlich, Menschen, ein uralter Chinese, der auf einem erhöhten Stuhl dicht neben dem Fenster saß und, neben ihm stehend und ebenfalls in chinesischer Kleidung, ein Europäer mit spitzem, grauem Bart und gebräuntem Gesicht. Klaus hatte sich mit seinem Begleiter tief verneigt. Er konnte nicht anders, denn dieses uralte Gesicht, mit den gütigen Augen darin, zwang förmlich dazu. Da hob der Alte die Hand, und im gleichen Augenblick fing der Europäer zu reden an, und zwar sprach er deutsch. Aber Klaus wunderte sich über gar nichts mehr, auch nicht über das, was

er da hörte. Das eine wußte er nun: es war keine Verwechslung; man hatte hier auf ihn gewartet, und zwar darum, weil der uralte Chinese der Großvater Kao Lings war, der, wie der Graubärtige sagte, das, was Klaus für Kao Ling im Krankenhause getan hatte, zu einem kleinen Teil wieder gutmachen wollte. Und dann hörte er, daß der Alte Tschu Su hieß und ihm seine Heimat wiedergeben wollte. Tschu Su's Jacht, die im Hafen bereits unter Dampf läge, würde noch heute ausfahren und ihn an Bord eines deutschen Dampfers bringen, der morgen früh zweihundert Seemeilen nördlich von Port Darwin vorüberfahren würde. Und ob ihm das recht sei; für die Reise nach Hamburg und alles Nötige würde Sorge getragen werden, und im übrigen bedauere Tschu Su, daß sein Enkel in der Zwischenzeit Australien verlassen habe und nach China gefahren sei. Während dieser Rede war Tschu Su in seinen Sessel zurückgeglitten und hatte die Augen geschlossen. Jetzt öffnete er sie wieder, und Klaus schien es, als blide er durch ihn hindurch. Dann sprach er ein paar Worte in die Stille hinein, und der andere übersehte „Tschu Lun möchte wissen, welchen Wunsch du noch hast, er möchte ihn erfüllen.“ Aber das war doch . . . Klaus faßte sich; wie konnte Tschu Su wissen, daß er eben an jene Insel gedacht und daran, daß er sie nun nicht aufsuchen könnte? Da streifte sein Blick den des Graubärtigen, der ihm aufmunternd zunickte. Also dann . . . eins, zwei, drei Mal nahm Klaus einen Anlauf, aber erst beim vierten Mal konnte er seinen Wunsch deutlich machen. Der Dolmetscher übersehte, und Tschu Su ließ fragen, ob Klaus die Ortsangabe jener Insel habe. Nein, aber er kenne sie auswendig. Wieder hielten die beiden Zwiesprache, dann erklärte der Dolmetscher: „Es wird sein, wie du wünschst. Die Jacht wird dich zu jener Insel bringen, dich dort absetzen, mit allem nötigen Proviant und Wasser, und dich dann zum nächsten vorüberfahrenden deutschen Dampfer bringen.“ Dann winkte Tschu Su Klaus heran und legte ihm beide Hände auf die Stirn, worauf er, unterstützt von zwei chinesischen Dienern, das Zimmer verließ.

Noch am gleichen Abend saß Klaus unter dem mit einer rot-weißen Markise bespannten Achterdeck der Jacht „Rose of Canton“, deren Kapitän der Graubärtige war. Der hieß Petersen, stammte aus Schleswig-Holstein und war, wie er Klaus erzählte, schon seit Jahrzehnten im Dienste Tschu Su's, des größten Reeders Japas und Nordaustralians, dessen Wort auf vielen Schiffen Gesetz war. Und noch etwas hatte Kapitän Petersen Klaus erzählt: daß er selbst schon auf jener Insel gewesen sei, denn auch er hätte vor Jahren das Gerücht von dort vergrabenen Schätzen gehört. Er hätte aber nichts gefunden und glaube auch nicht daran. Wenn Klaus es aber versuchen wolle . . . nun, er sei jung und habe nichts zu versäumen; zum mindesten werde er sich dort gut erholen. — Sechsendreißig Stunden später ließ Kapitän Petersen Klaus auf die Kommandobrücke rufen, drückte ihm ein Glas in die Hand und wies voraus nach Backbord. Klaus' Herz stockte — das also war sie, die Insel — ein schmaler

Sandstreifen, darauf ein Hügel mit ein paar Palmen, sonst nichts. Und ringsherum war nur blaues Meer. Einen Augenblick lang dachte Klaus, daß es vielleicht besser wäre umzukehren, aber nur einen Augenblick; war er so weit gekommen, wollte er bis zu Ende durchhalten. — In dieser Nacht lag Klaus ganz allein vor dem Zelt, das man ihm aufgebaut hatte, lag im warmen Sande, und über sich die Sterne, unter denen das Kreuz des Südens am klarsten funkelte. Lange suchte er nach einem einzelnen Stern, einem Glied des Großen Bären, das in den südlichen Himmel hineinragte. Und als er den gefunden hatte, schlief er ruhig ein. Bald nun würde er auch den Großen Bären wiedersehen.

Gleich am nächsten Morgen fing Klaus an zu graben. Er hatte geplant, die ganze Insel durchzuwühlen, aber schon gegen Mittag sah er, daß er das nie fertigbringen würde. Und von da an grub er unentwegt mal hier, mal dort, Tag um Tag, bis er auch das aufgab und die Zeit am Strande liegend verbrachte. Proviant hatte er genug und auch Wasser, und wenn man alles bedachte, so war es besser als im Krankenhause. So vergingen zehn Tage, bis er in einer Nacht durch einen heftigen Sturm aus dem Schlaf geschreckt wurde. Der Himmel war bedeckt, und nur weiße Schaumkronen leuchteten durch die Finsternis. Das sonst so sanfte Meer war wild geworden und zischte weit auf den Strand, so daß sich Klaus nur unter Hinterlassung des Zeltes und des Proviantes in Sicherheit bringen konnte. Frierend und hungrig wartete er auf dem kleinen Hügel auf den Einbruch der Morgendämmerung, und als er sich dann endlich wieder zum Strand hinab wagen konnte, fand er alle Nahrungsmittel durch Meerwasser verdorben. Nur sein Wasservorrat war unversehrt; „aber was“, dachte Klaus, „als er sich trübselig umsah, „Ist es nun anfangen?“ Inzwischen war die Sonne aufgegangen, so, als wäre nichts geschehen, und auch das Meer hatte sich wieder geglättet. Halt, hatte er nicht bei seinen Wanderungen um die Insel an der andern Seite Aulstern gesehen? Er hatte zwar noch nie welche gegessen, aber vielleicht konnte man davon leben, bis die „Rose of Canton“ wiederkam. So lief er mit ein wenig zitterigen Knien hinüber, wo die Aulstern waren, öffnete mit seinem Taschenmesser eine und . . . ach! er schrie laut auf vor Ueberraschung. Was war das?! . . . Ein-, zweimal sah Klaus auf das kleine weiße Kügelchen in seiner Hand. Kein Zweifel, das war eine Perle, eine große, kostbare Perle. Hier war der Schatz! Nun verstand Klaus, was sein Vater gemeint hatte, als er von der „Schaginzel“ sprach. — Den Tag und den folgenden öffnete Klaus unablässig Aulstern, und als am dritten Tage die Jacht vor der Insel erschien, stieg er mit einer ganzen Tasche voll Perlen in das Beiboot, das ihn abholte, und am selben Abend noch kletterte er mit seinen Perlen an Bord des Dampfers „Hohenstein“, der gleich wieder mit voller Kraft seine Reise nach Hamburg fortsetzte, während die „Rose of Canton“ im Abenddunst zurückblieb. Als sie ganz verschwunden war, drehte sich Klaus um und ging durch die ihn neugierig bestaunenden Passagiere in die Kajüte, die Tschu Su für ihn belegt hatte.



Der Sternenhimmel im Regenschirm

Jedem sein eigenes Planetarium! — Ein Planetarium ist eine äußerst kostspielige und verwickelte Erfindung. Es hat viele tausend Lampen, die die Sternbilder auf den Kuppelhorizont werfen und durch Drehung den genauen Lauf der Gestirne zeigen, so daß es möglich ist, z. B. bei einem bestimmten Stern den Lauf, den er in der Natur in einem Jahre nimmt, im Planetarium in fünf Minuten zu

zeigen. Das ist natürlich eine teure Sache, und nicht jede Stadt kann sich solch ein Planetarium bauen, viel weniger jeder Mensch, oder gar ein Schuljunge. Aber es gibt wenigstens einen einfachen Ersatz, den jeder Junge sich selber machen kann, wenn die Mutter keinen Einspruch erhebt.

Wenn man einen alten, unbrauchbaren Regenschirm zu Hause hat, läßt man sich ihn schenken. Dann

holt man sich einen Schultatlas und schlägt ganz hinten auf, wo die Sternkarte des nördlichen Sternhimmels ist. Man nimmt nun ein großes Stück weißes Papier und schneidet einen Kreis daraus, so groß, daß sein Durchmesser ebenso lang ist wie die Entfernung von einer Ecke des Schirmes zur gegenüberliegenden. Auf diesen Kreis zeichnet man die Sternbilder aus dem Atlas im großen auf, aber natürlich nur die wichtigsten, und schneidet sie in Sternform aus. Wenn man den Schirm aufspannt, so ist die Zahl der Dreiecke, die durch die Stäbe begrenzt werden, ganz verschieden. Man muß sie also zählen und dann den Papierkreis in ebenso viele Teile schneiden. Nun legt man die einzelnen Papierdreiecke nacheinander auf die des Schirms, zeichnet die ausgeschnittenen Sterne mit Kreide auf das schwarze Tuch. Dann schneidet man mit einer spitzen Schere die Sterne in den Schirm — immer in den entsprechenden verschiedenen Größen. Auch den Polarkreis kann man einzeichnen, und die Bahn der Sonne, die Elliptik, die durch die zwölf Tierkreise geht. Nun haltet euer Werk schräg gegen das Licht, am besten mit der Spitze nach Norden, und dreht am Griff. Jeden hat nun seinen Himmel im Hause und kann an ihm genau erkennen, wie sich durch das ganze Jahr der Lauf der Gestirne vollzieht.

Der Grundjäger

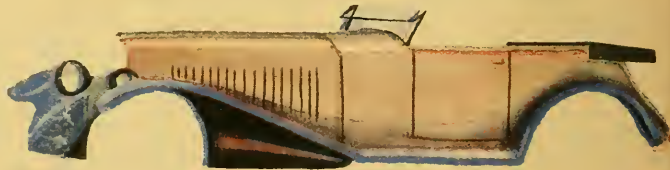
Eine Anekdote

Kaiser Otto I. hatte einen geschickten Leibjäger Rammel, der so gründlich war, daß er keinen Vorfall hinnahm, ohne seine Ursache klarzustellen, wobei er zu sagen pflegte: „Es wird schon seinen guten Grund haben.“ Er hieß deshalb Grundjäger. Eines Tages geschah es, daß der Leibjäger, der gerade neben dem Kaiser ritt, um ihm seinen entfallenen Steigbügel zuzureichen, mit seinem Pferde eine so jähe Wendung machte, daß sie beide von dem Zusammenprall aus dem Sattel geworfen wurden. Der Kaiser raffte sich mit einer argen Quetschung vom Boden auf und rief seinem Grundjäger wütend zu, er sei entlassen, „und das ist der Grund,“ fügte er ironisch hinzu und zeigte seinen zerschundenen Ellenbogen. Die Kavalkade sprengte vorbei, und der entlassene Grundjäger saß minutenlang, wie er hingefallen war, auf dem Boden. Während er ratlos mit den Händen auf dem Boden herumfuhr, blinkte da etwas hell, und wie er nachsah, war es eine metallene aufglänzende Gesteinstelle. Der ausrutschende Schimmel mußte mit den Hufen die obere Gesteinslage abgeschlagen und dadurch die Unter-

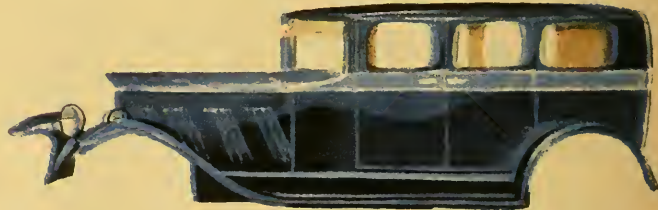
schicht bloßgelegt haben. Der Jäger zog seinen Hirschfänger und fing an, wie toll an dem Gestein zu klopfen. Als der Kaiser nach Stunden zurückkehrte, fand er den Grundjäger noch am gleichen Plage grabend und tragend. Der Kniende sprang auf, zeigte auf einen bloßgelegten, metallisch funkeln den Erzstreifen und rief siegesstolz: „Es hat seinen guten Grund gehabt!“ Der Kaiser sprang staunend ab, und ein kundiger Mann aus dem Gefolge bestätigte die Entdeckung des Erzlagers, und als die Gesellschaft nach einer Stunde heimwärtsritt, befand sich der Grundjäger wieder wie zuvor an der Seite seines Herrn. Ein Bergwerk wurde angelegt, und der Berg, auf dem der Jäger Rammel seinen guten Grund für das Ausrutschen der Gänge gefunden hatte, wurde von da an der Rammelsberg genannt.



Der Unterbau des Autos mit dem Motor.



Die Karosserie eines offenen Tourenwagens.



Die Karosserie einer Limusine.



Die Karosserie eines Roadster Kabrioletts.

Drei verschiedene Autotypen

Ein Legenspiel

Man muß die einzelnen Teile sorgfältig ausschneiden. Legt man die Karosserie dann genau auf den Unterbau des Autos, so hat man den fertigen Wagen. Auf diese Art und Weise kann man sich die einzelnen Autotypen am besten klarmachen.

Briefkasten



Peter F. Binz a. Rügen: Alchimisten nennt man die Leute, die im Mittelalter versuchten, den Stein der Weisen zu finden. Dieser Stein sollte Metalle in Gold verwandeln. Durch diese Versuche hat man zwar Stein nicht in Gold verwandelt, aber andere wertvolle Erfindungen gemacht. So erfand der Apotheker Böttcher auf dem Königstein das Porzellan und Kunkel auf der Pfaueninsel das Rubin-glas.

Werner P., Dresden: Der Name „Dresden“ stammt von dem altslawischen Wort „drezgajan“, das heißt „Waldleute“. An der Stelle der heutigen Stadt stand ursprünglich eine slawische Dorfniederlassung. Erst im Jahre 1206 wurde Dresden zum erstenmal urkundlich erwähnt, da hieß es „Drežda“.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — bar — ber — ber — di — dog — dol —
e — el — en — er — er — fie — ga — ge —
ger — hie — in — ke — lan — lar — le — mus —
na — ni — ny — ohr — ra — rha — ring —
ro — sel — ste — win — ze —

sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen einer Oper und ihres Verfassers ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Amerikanische Münzart, 2. Schneidermaß, 3. Gemüsesart, 4. Krankheitserrscheinung, 5. Waffe, 6. asiatisches Reich, 7. Haustier, 8. Getreideart, 9. männlichen Vornamen, 10. Wasserfall in Amerika, 11. Sunda-Insle, 12. weiblichen Vornamen, 13. alt-deutschen Männernamen, 14. Schmuckstück.

Besuchskarten-Rätsel.

Ernst Bigur

Woher kommt dieser Herr?

Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Besuchskarte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen des Ortes ergeben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 21.

1. Summel, 2. Almosen, 3. Edinburg, 4. Narzisse, 5. Segelschiff, 6. Europa, 7. Liebig, 8. Undine, 9. Niete, 10. Daumen, 11. Gurke, 12. Rabe, 13. Eden, 14. Toga, 15. Elle.

Haensel und Gretel, Gebrüder Grimm.

Auflösung der drei Fragen: „Welche Berufe haben diese Männer?“ Maler, Friseur, Maurer.

Fridolins Lachkabinett



Zwei Freunde schießen Hasen und ahnen nicht, daß sie von einem Förster, der sich verborgen hält, dabei beobachtet werden. Plötzlich steht er vor ihnen und ruft: „Zeigen Sie mir sofort Ihre Jagdscheine!“

Raum hat er das gesagt, als der eine, so schnell er kann, davonrennt. Der Förster läuft hinterher und holt ihn schließlich auch ein. Zu seiner größten Ueberraschung legt ihm der Mann ohne weiteres seinen Jagdschein vor.

„Aber weshalb sind Sie denn nicht stehengeblieben, wenn Sie einen Jagdschein haben?“ ruft der Förster ärgerlich.

„Weil mein Freund keinen Jagdschein hatte!“

*

Vor der Straßenbahn fährt ein Radfahrer. Der Straßenbahnführer tritt ärgerlich auf die Signallampe und ruft: „Können Sie denn nicht gefälligst von den Schienen herunterfahren?“

Da dreht sich der Radfahrer um und ruft: „Ich schon — aber Sie nicht!“

*

Bruno: „Mutti, der Emma hast du ein Klavier gekauft — ich möchte nun gern ein Fahrrad.“

Mutter: „Wozu brauchst du ein Fahrrad?“

Bruno: „Damit ich fortfahren kann, wenn Emma spielt!“

*

Ernst: „Ach, Herr Doktor, kommen Sie doch gleich zu uns. Meine kleine Schwester hat Fieber.“

Arzt: „Wie hoch ist es denn?“

Ernst: „Nur eine Treppe!“

*

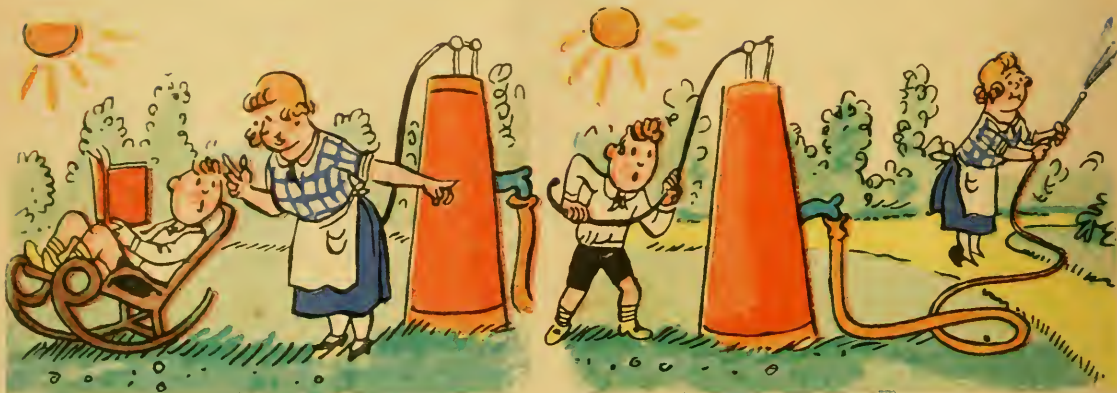


Erna ist mit ihrer Tante im Zoo. Besonders begeistert ist sie von den Straußen. „Tante, schenke mir doch so einen Strauß!“ bittet sie.

„Aber Mädel, was denkst du denn? So ein Strauß kostet doch schrecklich viel Geld, und außerdem muß er täglich gefüttert werden.“

„Aber Tante, es steht doch extra angeschrieben: „Nicht füttern!““

Wie Paul den Garten sprengte

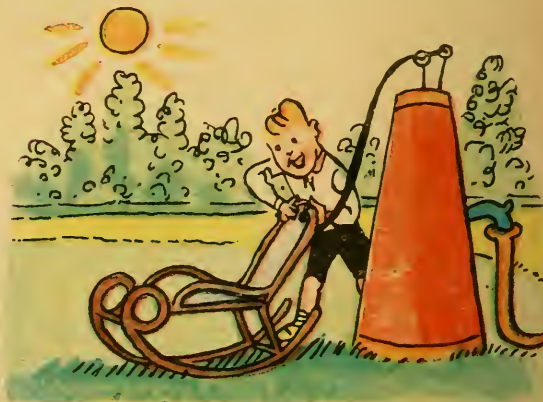


Die Mutter äußert: „Lieber Paul,
Run sei mal, bitte, nicht so faul,
Und bleib nicht hier im Stuhle sitzen:
Wir müssen doch den Garten spritzen!“

Die Mutter lenkt den Gartenschlauch;
Doch Paul betätigt sich jetzt auch:
Er pumpt das Wasser in die Spritze
Und kommt allmählich sehr in Hitze.



Ja, immer stärker schwingt der Bengel
Beim Kampfe mit dem Pumpenschwengel —
Doch in der prallen Sonnenglut
Kommt ihm ein Einfall! der ist gut.



Seht nun, was Paul so klug erfindet
Was Spaß und Tätigkeit verbindet:
Er zieht den Schaukelstuhl herbei.
Jetzt wird die Arbeit Spielerei.



Hier schaukelt Paul vergnügt und liebt,
Der Schwengel fliegt, das Wasser fliehet.

So sparte Paul durch den Verstand
Biel schwere Arbeit für die Hand.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Die Stadt unter dem Straßenpflaster: Unter den asphaltierten Straßen der Großstadt befindet sich eine seltsame Stadt von Röhren, Kanälen und Flüssen. (Zu dem Artikel auf Seite 7—10.)

WELTGESCHICHTE IN Briefmarken

Von wichtigen Briefmarken und ihrer Bedeutung

Die Briefmarke hat einen ganz eigenen Reiz. Wenn man es sich recht überlegt, ist sie nur ein kleiner, dummer Papierschnitzel. Aber was weiß sie alles zu erzählen: von Gewohnheiten und Sitten der Völker, von fremden Ländern, Städten, ja sie fordert uns richtig auf, mit ihr in die Welt hinaus zu reisen, um alles kennen zu lernen. Klebt man nun die verschiedenen schönen, bunten Briefmarken in ein Album ein, so wird dieses Album ein kleines Nachschlagewerk der großen Weltgeschichte, die uns auf interessante und spannende, heitere und ernste Weise vorgetragen werden.

So hat die Briefmarke, besonders in den letzten zwanzig Jahren, eine Bedeutung gewonnen, die man bei ihrer Einführung nicht voraussehen konnte. Mit der Zeit wurde man sich klar, daß man mit ihr Ehre einlegen müsse, daß man sie in ein kleines Kunstwerk umwandeln könne. In allen Ländern beauftragte man namhafte Künstler, Entwürfe für schöne Briefmarken vorzulegen. Unsere neue Serie, die die Köpfe berühmter deutscher Männer trägt, ist wohl auch vom Standpunkt der Schönheit aus wohl gelungen.

Besonders schön und von den Sammlern begehrt sind die Briefmarken, die Bilder geschichtlicher Ereignisse zeigen. Schon längst hat der Staat oder sein Vertreter, in diesem Falle die Post, eingesehen, wie richtig es ist, der Mitwelt auf dem kleinen Stückchen Papier der Briefmarke wirkungsvoll eine historische Begebenheit vor Augen zu führen oder der Nachwelt ein bleibendes Erinnerungszeichen zu schaffen. Die Briefmarke dient also nicht nur zur Bezahlung einer Postsendung, sondern sie erzählt Weltgeschichte in Bildern.

Wie alt ist eigentlich die Briefmarke? Sie ist erstaunlich jung: Sie hat ungefähr erst ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert. Aber wie sehr hat die Briefmarke sich in dieser Zeitspanne gewandelt. Erst trug sie nur ihren Wert vor, ob sie z. B. fünf oder zehn oder zwanzig Pfennige kostete; dann brachte sie Köpfe von Regenten, später erschienen Landschaftsbilder auf der Briefmarke, Volkstypen, historische Begebenheiten. Briefmarken, die einzelne geschichtliche Ereignisse schildern, haben wir hier zusammengestellt. Jeder Staat legt nun besonders Wert darauf, die Geschichte, die für seine Gründung oder seinen Ruhm von einschneidender Bedeutung waren, bildlich auf der Briefmarke festzuhalten. Griechenland führt die olympischen Spiele vor, Brasilien die Einführung des Kaffees. Alles

wird durch die Briefmarke gefeiert. Sehen wir uns nur einmal die nebenstehende Seite an.

Amerika wartet mit der Geschichte seiner Entdeckung auf. Als man im Jahre 1892 die 400jährige Wiederkehr der Entdeckungsfahrt von Christoph Columbus feierte, benutzten die Vereinigten Staaten diesen Anlaß, um eine ganze Reihe besonderer Marken in Umlauf zu bringen. Auf dem einen Bild sehen wir Columbus an Bord seines kleinen Segelschiffes, wie gerade Land vor ihm auftaucht; rechts und links sind Indianer abgebildet. Die zweite Marke schildert seine Landung, und die dritte Marke zeigt seine Flotte.

Der Friede nach dem Weltkriege wird durch eine Briefmarke der Schweiz versinnbildlicht: Zwei Streiter reichen sich versöhnend die Hände. Auch die Nordpolexpedition des Norwegers Amundsen wurde von seinem Heimatland durch die Briefmarke gefeiert; die große Revolution in Rußland 1917 wurde auf einer Briefmarke dargestellt. Selbst werbetätig ist die Briefmarke hervorgetreten: Eine besondere Ausgabe wurde zur Linderung der Not für die Uberschwemmungszonen am Rhein in Liechtenstein angefertigt.

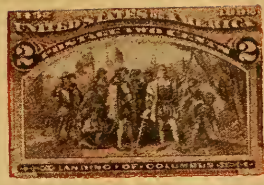
Die Angliederung Bessarabiens an Rumänien wurde gleichfalls bei der zehnjährigen Wiederkehr dieses ereignisreichen Tages durch eine Reihe von Briefmarken gefeiert. Auch das für alle Staaten gleich wichtige Ereignis des 50jährigen Bestehens des Weltpostvereins wurde durch die Schweiz mit einer besonders schönen Marke gewürdigt. Sie zeigt das erste Haus, in dem die Abgesandten der verschiedenen Länder tagten, um den Weltpostverein ins Leben zu rufen.

Die Gatte, die Erzählungskunst der Briefmarke für den Staat nutzbar zu machen, hat sich jetzt in allen Ländern eingebürgert. Barbados zeigt auf seiner Briefmarke die wichtige Schlacht von Trafalgar und wählt als Sinnbild das Denkmal des berühmten englischen Admirals Nelson aus. Portugal gedenkt seiner berühmten Vergangenheit und verewigt die beiden Entdecker Vasco da Gama und Heinrich den Seefahrer auf seinen Postwertzeichen.

Auch aus neuester Zeit haben wir eine Briefmarke, die das Andenken einer großen Tat würdigt: Lindbergh, der den ersten kühnen Flug über den Ozean in westöstlicher Richtung vollbrachte. Und wie Lindbergh es tat, zieht jetzt die Briefmarke in die weite Welt, um allen Menschen von dieser großen, schönen Leistung Kunde zu geben.



Die Entdeckung von Amerika auf der Briefmarke.
Kolumbus erblickt den neuen
Erdbteil.



Kolumbus steigt ans Land.



Die Flotte von Kolumbus.



Eine russische Marke:
Revolutionszene aus dem Jahre
1917.



Schweiz 1924:
Das Ständehaus in
Bern, in dem der
erste Weltpostkon-
gref tagte.



Rumänische Marke 1928:
Die Angliederung von Bessarabien
an Rumänien.



Schweizer Marke 1919:
Einbild des geschlossenen
Friedens.



Liechtenstein 1928:
Überflutungsmarken zur
Linderung der Not.



Eine Gedenkmarke
aus Portugal: Vasco
da Gama kommt auf sei-
ner Fahrt in Calcutta an.



Vereinigte Staaten 1927:
Lindbergh-Marke zu Ehren der ersten
Ozeanüberquerung im Flugzeug.



Norwegen
1925: Werbe-
marke für den
Nordpolflug
von Amundsen.



Brasilien 1928:
Gedächtnismarke zur Ein-
führung des Kaffees vor
300 Jahren.



Gedenkmarke der eng-
lischen Kolonie Bar-
bados: Nelsondenk-
mal zur Jahressieg des Sieges von
Trafalgar.



Portugal 1894: Ge-
denkmarke für Heinrich
den Seefahrer.



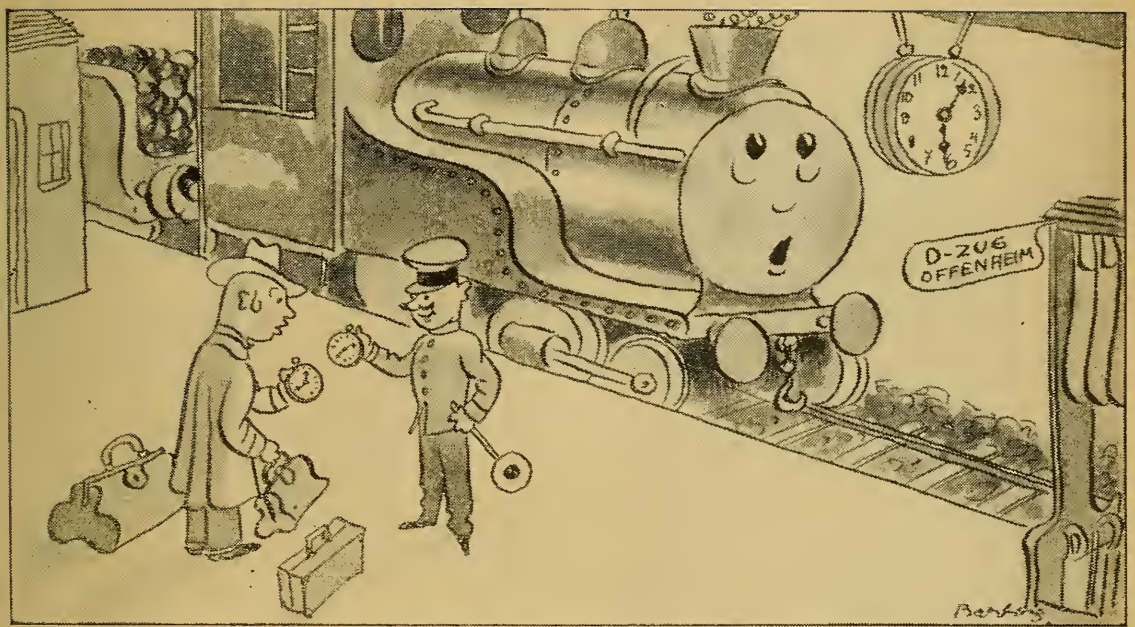
*Eine billige und praktische Art,
die Welt kennenzulernen.*

Es ist ein Kursbuch! Im Kursbuch zu lesen ist nur dem schwer, der zum erstenmal in seinem Leben hineinseht.

Es ist ein Vergnügen. Man sieht im Zuge, fährt von einer Stadt zur anderen und dabei die Welt kennen. Aber dazu braucht man Zeit und Geld. Viele haben nicht und wollen doch reisen. Da gibt es ein Buch, ein seltsames Ding, in dem die Namen der Städte mit Zahlen bedeckt sind. Das ist das Kursbuch, die „Eisenbahn in der Tasche“, mit der man reisen kann, ohne im Zuge zu stehen. Das Kursbuch ist ein interessantes Buch mit vielen schönen Stunden und man damit verbringen kann. Man braucht Geographie und eine einfache, praktische Art, sich zu orientieren. Man findet in dem Kursbuch das amtliche Reichskursbuch, das zuverlässigste und wird darum auch am meisten gebraucht. Es ist gar nicht schwer, nach dem Kursbuch zu reisen, wenn man das Kursbuch einmal erklärt bekommt. Bei einer Seite aus einem Kursbuch: Kleinbahnanschlüsse in Ostpreußen. Die Zahlen hinter den fettgedruckten Stationen geben die Seiten an, auf denen man die Hauptanschlüsse finden kann.

gen. Es
gilt viele
Arten von Kurs-
büchern: solche, in
denen nur Teilschlüsse
von irgendeiner großen
Stadt aus verzeichnet sind,
solche, in denen die großen inter-
nationalen Verbindungen stehen. Im
Reichsreisebuch aber, dem Kursbuch, das
das Deutsche Reich herausgibt, sind sämtliche
Eisenbahnlinien Deutschlands verzeichnet, ja sogar
die Anschlüsse nach den angrenzenden Ländern kann

Eine Seite aus einem Kursbuch: Kleinbahnanschlüsse in Ostpreußen. Die Zahlen hinter den fettgedruckten Stationen geben die Seiten an, auf denen man die Hauptanschlüsse finden kann.



Barthel

Wann geht der Zug ab? Alle Bahnhofsuhren werden von der Sternwarte geregelt und stimmen genau überein. Das ist ein Glück, denn sonst würde kein Zug mehr pünktlich abfahren, weil alle Uhren verschiedene Zeiten hätten.

Sonders leicht ist es bei den D-Zügen, den direkten Durchgangszügen, die die großen Städte untereinander verbinden. In jedem Kursbuch befindet sich vorn auf den ersten Seiten ein Ortsregister, in dem sämtliche Städte- und Stationsnamen verzeichnet sind, die im Kursbuch enthalten sind. Wenn man zum Beispiel die Fahrzeiten des D-Zuges Berlin—München nachsehen will, sucht man im Ortsregister den Namen „München“. Hier steht: München: Seite 195a. Auf dieser Seite erfahren wir, daß es eine ganze Anzahl von Zügen von Berlin nach München gibt; der beste ist wohl der Nachtschnellzug, ab Berlin um 20 Uhr 25 Minuten, der bringt uns über Leipzig, Saalfeld in einer Nacht nach München, wo er um 8 Uhr 20 Minuten morgens ankommt.

Schwieriger als eine einfache D-Zugverbindung ist es, die Anschlüsse von Kleinbahnen herauszufinden. Angenommen, man will von Berlin nach Burg auf der Insel Fehmarn reisen, die in der Nähe von Lübeck liegt. Nach Lübeck gibt es einen D-Zug, Seite 50. Ab Berlin 8 Uhr 50, in Lübeck an 12 Uhr 55 Minuten. Daß man dort in die Kleinbahn umsteigen muß, erfährt man aus der kleingedruckten Zahl 10a, die hinter dem Stationsnamen Lübeck steht. Auf Seite 10a geht es ab Lübeck um 13 Uhr 10 Minuten nach Neustadt in Holstein. Weiter Seite 10b, ab Neustadt in Holstein um 15 Uhr 50, bis nach Lütjenbrode hat man nur ein paar Minuten Zeit zum Umsteigen nach Burg. Eine Kleinbahn fährt das Fährschiff auf die Insel Fehmarn. Ab Lütjenbrode geht es 17 Uhr 19 Minuten, und eine knappe Stunde später ist man am Bestimmungsort in Burg.

Und noch etwas ist wichtig beim Reisen: Die Uhr muß richtig gehen. Alle Bahnhofsuhren in Deutschland stimmen genau überein. Sie werden jeden Mit-

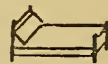
tag nach der Sternwarte kontrolliert und elektrisch gestellt.

Und wie wird so ein Fahrplan gemacht? An Hand von Zeitberechnungstabellen, mit Karten und Plänen, an Hand von alten Fahrzeiten, Aufenthaltsminuten und Erfahrungen. Das alles wird aufgeschrieben und gebucht, Anschlußzüge werden berechnet und dazugeschrieben, und so entsteht der Fahrplan.

Wer einmal im Kursbuch nachgeschlagen hat, wie er am schnellsten quer durch ganz Deutschland kommt, der vergißt das in seinem Leben nicht mehr. So lernt man die Welt kennen . . . mit der Eisenbahn in der Tasche!

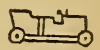
Die verschiedenen Zeichen in einem Kursbuch:

1. Mit Schlafwagen



1

2. Autoanschluß



2

3. Speisewagen



3

4. Mit Schiffsverbindung



4

5. Zugfunt



5

6. D-Zug



6

7. Der Zug fährt ohne anzuhalten bis...



7

8. Schlafwagen erster und zweiter Klasse



8

Ein Zauberkunststück aus Indien

Ein Erlebnis in Indien



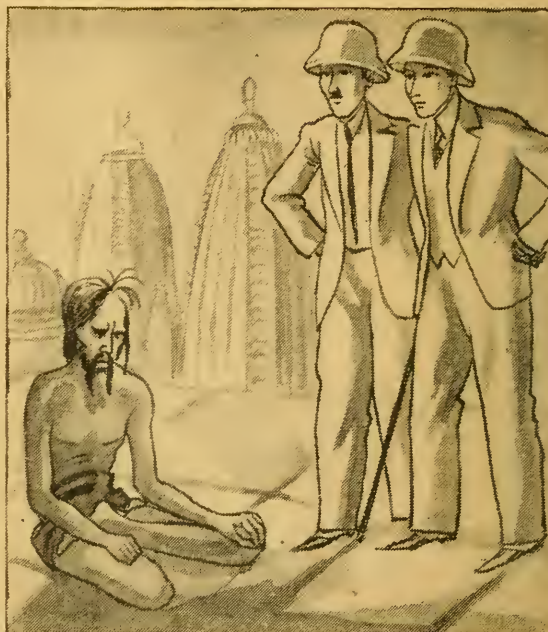
Am Abend kam der Photograph und brachte die entwickelte Platte: Auf dem Boden saß der Fakir, die beiden Freunde standen um ihn herum. Von dem Mandelbaum war nichts auf dem Bilde zu sehen. Betroffen sah Lord Robert auf die Photographie. „Siehst du, mein Freund,“ sagte Lord Douglas, „was die Einbildungskraft vermag. Wir alle sahen den Mandelbaum, so beschwörend wirkte der Fakir auf uns ein. Es sind große Zauberer, diese Fakire, sie vermögen alles durch ihren eigenen Willen, — aber die zehn englischen Pfund . . .“

Und Lord Robert zahlte schweigend seine Wette.

Die Zauberei des Fakirs: Der Photograph stand mit seinem Apparat in der Nähe und knipste in dem Augenblick, als der Fakir einen blühenden Mandelbaum hervorzuberte.

„Du glaubst mir nicht, Douglas, daß ich heute früh in der Nähe des Basars einen Fakir gesehen habe, der aus einem Spazierstock Wasser sprudeln ließ?“ fragte Lord Robert seinen älteren Freund Lord Douglas, „komm morgen mit mir, ich wette mit dir, daß dieser indische Bettelmönch noch ganz andere Wunder vollbringen kann!“ — „Die Wette nehme ich an,“ sagte Lord Douglas lächelnd, „es geht um zehn englische Pfund!“

Am nächsten Morgen schritten drei Menschen durch die Straßen von Bombay: unsere Freunde Lord Douglas und Lord Robert, der dritte, ein kleiner, aufgeregter Herr, trug einen photographischen Apparat. An einer Straßenecke saß der Fakir. Der Fakir sah auf das Pflaster und murmelte leise vor sich hin. Er hob beschwörend die Hände, er rieb sich über die Augen. Und langsam wuchs ein Baum aus dem Boden, ein blühender Mandelbaum. „Photographieren Sie rasch!“ rief Lord Robert, „ich habe meine Wette gewonnen, der Fakir hat einen Baum emporkommen lassen!“

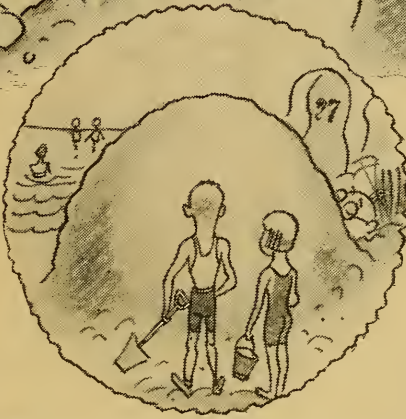


Die Aufnahme: Von dem blühenden Mandelbaum war auf dem Bilde nichts zu sehen.

Das Erdbeben am Ostseestrand



1. Die Sonne sticht. Es rauscht die Flut.
Der Soldi liegt am Strand und ruht.
Doch auf der Jagd nach Geldentzeten
Raht ihm der Gusti mit dem Spaten.



2. Mit Eifer schichtet er ihn Sand
Auf Bauch und Bein und Rutte und
Sand.
„Halt still!“ ruft er, und jener tut es.
Er denkt: „Es hat auch schon sein
Gutes.“



3. Er liegt so kühl hier und versteckt,
Und schlummert, ganz von Sand bedeckt.
So merkt er nicht die Unglücksraben,
Die sich dem Berg genähert haben.



4. Sie sputen sich, ihn zu besteigen,
Um sich von hier das Meer zu zeigen.
„Ei sieh mal, Trude, keine Aussicht!“
Ja, so was gibt's bei uns zu Haus nicht!“

5. Siehst du das Schiff dort, wie es schwebt?
Ich glaube — — unuh, die Erde bebt!“
Sie purzeln von dem Berg herunter,
Denn Soldi ward inzwischen munter!

*Die Stadt unter dem Abflußfloßtur **

Von den großen Abflußanlagen unter der Erde.

Tief unter der Großstadt, unter ihren Häusern und Palästen, unter belebten Straßen, in denen Autos rasen, Bahnen himmeln, unter Telephonleitungen und Untergrundbahnlinien, unter asphaltierten Wegen, auf denen wir gehen, liegt eine Unterwelt. Ein Netz von Röhren und Kanälen, Flüssen und Wegen, das an den Hades, Plutos Reich, erinnert.

Jeder kennt die Gullys, die Abflußstellen, die auf den Bürgersteigen, auf dem Fahrdamm, an den Häusern angebracht sind. Täglich geht man darüber

hinweg, achtet nicht auf sie, schaut vielleicht einmal auf, wenn ein loser Deckel beim Betreten klappert. Vielleicht hat man sogar schon einmal gesehen, wie ein Mann mit Lederjacke und Stulpenstiefeln einen Gullydeckel von der Straße aufhob und den Abstieg in die Unterwelt begann, und hat sich so seine Gedanken gemacht, was der Mann wohl unter der Straße zu tun hat.

Unter dem Straßenpflaster befindet sich nämlich eine ebenso große, aber noch seltsamere Stadt.



Von den großen Gullydeckeln, die in den Straßen-
damm eingelassen sind, führt eine bequeme Treppe
in die Tiefe. Jedes Fleckchen ist dort ausgenüht. Aus
den Häusern, von den Straßen mündenden Röhren und
Leitungen, alle Abflüsse Berlins, das Regen- und
Schneewasser, Abfälle und Fabrikationsreste fließen
in die großen unterirdischen Flüsse, die sich unter der
Stadt befinden. Kreuz und quer, scheinbar
sinnlos, sind hohe gemauerte Kanäle gezogen, an
den Seiten befinden sich erhöhte Gehsteige, elektrische
Birnen verbreiten ein magisches Licht, warme, feuchte
Luft schlägt einem entgegen.

Arbeiter huschen wie Gespenster, eintönig rauscht
das Wasser in dem breiten Flußbett. Der ge-
mauerte große Kanal, etwa drei Meter breit, führt
zum Pumpwerk, große Apparate, die wie ein Schild
aussehen, drücken das Wasser weiter auf seinem
Wege, sorgen für Abfluß. Ein leichtes Gefälle des
Flußbettes verhindert das Uberschweben der
Gehsteige.

Sonnabends ist in der Unterwelt Hochwasser.



Der Querschnitt durch eine Stadt: In einer modernen Großstadt liegen viele Reiche übereinander. Hoch ob
Asphalt liegt noch eine andere geheimnisvolle Stadt mit Untergrundbahnen, Rohrpost, Telegraphen.

Wenn die Wohnungen reingemacht werden, wenn viele Tausende von Menschen baden, sind die Kanäle voll mit Wasser bis zu den erhöhten Steigen. An den anderen Wochentagen kommt das meiste Wasser morgens, wenn die Leute sich waschen, der niedrigste Stand ist des Nachts.

Über 4000 Kilometer sind die Kanalaröhren lang, die unter Berlin liegen. Eine riesige Strecke, so groß wie die Eisenbahnlinie von New York nach San Francisco. In allen Röhren und Abflußkanälen kann man nicht gehen, nur in den großen gemauerten Zentralklässen, in die die kleineren Bäche münden. Aber auch die Hauptkanäle sind lang genug, um sich verirren zu können. Dort zweigt ein Kanal ab, hier mündet ein breiter Abfluß von einer Fabrik. Plötzlich hört der Gehsteig auf dieser Seite auf und drüber, jenseits des Wassers, geht er weiter. Ein falscher Weg . . . dann muß man zurück zur letzten Kanaleinmündung. Unheimlich eintönig rauscht das Wasser.

An manchen Stellen hört man das dumpfe, ferne



elektrische Hochbahn, darunter liegen die Straßen mit ihren Autos, Autobussen und Straßenbahnen. Aber tief unter dem In, Wasserleitungen und den riesigen Abflußkanälen, die das Schmutzwasser aus der Stadt hinausführen.

Rollen der Untergrundbahn, die über dem Tunnel fährt. Hier war es besonders schwierig, den Kanal zu bauen. Man mauerte einen riesigen Tunnel, 15 Meter unter der Erde, der aussieht wie der Torbogen eines mittelalterlichen Schlosses.

Zwei Arten von Kanälen gibt es unter der Erde. Die gemischten Kanäle, in denen Regenwasser und Schmutzwasser zusammenfließt. Die getrennten Kanäle, in denen, wie ja schon der Name sagt, diese Wasser getrennt fließen.

Von den Häusern, von der Straße fließt und tropft es, hier, da und dort, kleine Bächlein münden in Bäche, werden Flüsse und Ströme und vereinigen

sich zum Schluß im großen Hauptkanal. Der Hauptkanal fließt in die Pumpstationen, dort wird das Wasser, der Abfall und Unrat durch riesige Pumpen auf die Abflusfelder vor der Stadt befördert.

Das Regenwasser, in den gesonderten Kanälen fließt direkt in einen Fluß oder Kanal.

Das ist der Bauch der Stadt, der alles Ueberflüssige und Schmutzige verschlingt. Mit Millionenkosten wurde z. B. die unterirdische Kanalisation Berlins gebaut. Sie ist ein Meisterwerk der Ingenieure, die weitaus beste und modernste Kanalisation Europas. Und darum ist Berlin auch bekannt als die sauberste Stadt.



Auf kleinem Detektiv

Die Geschichte eines sonderbaren Diebstahls

Wolfgang Heider war ein seltsamer Junge. Schon als kleines Kind hatte er durch seine merkwürdige Fähigkeit, verlorene Gegenstände wiederzufinden, Auskünfte zu erteilen über Dinge, die die anderen nicht wußten oder vergessen hatten, und plötzlich da aufzutreten, wo man ihn gar nicht vermutete, alle Leute in Erstaunen versetzt. Je älter er wurde, desto mehr interessierte er sich für alle geheimnisvollen Dinge und sein größter Wunsch war natürlich, später einmal Detektiv zu werden. Er redete nicht viel, aber wenn er sich mal einer Sache annahm, so führte er sie auch durch.

Eines Tages waren Frau Heider verschiedene Dinge aus dem Silberkasten abhanden gekommen. Einen Tag später fehlte ein wertvoller Brillantring, und Frau Heider wußte sich gar nicht mehr zu helfen, weil sie sich in ihrer eigenen Wohnung nicht mehr sicher fühlte. Als ihr am nächsten Tag auch noch eine Schmucknadel fehlte, beschloß sie, Wolfgang, dem sie bisher alles verschwiegen hatte, zu Rate zu ziehen. „Es muß heimlich ein Dieb in die Wohnung kommen, Wolfgang,“ sagte sie, „anders kann ich mir das gar nicht vorstellen.“ Wolfgang hörte sich alles ruhig an. „Wo lag denn die Nadel, als du sie zum letzten Mal sahst, Mutter?“ — „Auf der Kredenz beim Fenster!“ — „Und die anderen Sachen, die fortgekommen sind?“ — Da fiel es der Mutter auf, daß die sämtlichen Gegenstände entweder auf der Kredenz oder

auf dem Fensterbrett, einmal auch in ihrem offenen Nähkorb gelegen hatten, der ebenfalls am Fenster stand. — „Du hast doch noch die alten neusilbernen Löffel? Mutter. Lege doch mal zwei davon auf die Kredenz und dann laß, wie gewöhnlich, das Fenster offen!“ — „Aber, mein Junge, wir wohnen doch im dritten Stockwerk, selbst ein Fassadenkletterer kommt da nicht herauf!“ — Wolfgang zuckte die Achseln: „Ich weiß ja auch nicht, Mutter, aber laß mich doch mal machen!“ — Er bekam also drei Neusilberlöffel und legte die auf die Kredenz, die etwa ein Meter vom Fenster entfernt stand.

„Nun willst du wohl den Dieb hier aufslauern?“ lächelte Frau Heider. — Der Junge schüttelte den Kopf: „Das wär' mir zu langweilig! Wir gehen auch heute nachmittag ins Aquarium, Paul Matern und ich. . . . Nein, versprich mir bloß, Mutter, daß du auch keinen anderen hier hereinkommen läßt!“ — „Den ganzen Nachmittag lang?“ — „Ja, solange, bis Vater aus dem Geschäft kommt!“ — Und so geschah es.

Um punkt halb sechs Uhr war der Junge zu Hause und betrat als erster das Wohnzimmer; ging eilig ans Fenster und sah, was er erwartet hatte: Das von ihm mit feinem Sand bestreute Fensterbrett trug eine Reihe von Spuren, die kleinen Händen glichen. Die Löffel waren fort.

Als er seine Mutter hereinholte, war Wolfgang

gar nicht selbstbewußt oder anmaßend, er meinte nur: „Siehst du, Mutter, ich hatte ganz recht! Bloß darauf wäre ich auch nicht gekommen: es ist ein Affe, der die Sachen gestohlen hat!“ — „Woher weißt du das?“ — Er zeigte auf den Sand: „Nur die Affen haben solche Hände . . .“

Und die Polizei, die benachrichtigt wurde, fand tatsächlich in der Nachbarschaft einen Italiener, der drei Affen besaß, die er zum Leierkasten tanzen ließ, die er aber außerdem zum Stehlen abgerichtet hatte und die schon seit geraumer Zeit recht erfolgreiche Diebereien für ihren Herrn ausführten.

Wolgangs Ruf als Detektiv stieg, ganz groß wurde er aber erst einige Wochen später.

Einem jungen Mädchen aus der Nachbarschaft war ein kleines Hündchen gestohlen worden. Das Mädchen war am Morgen mit dem Hund spazieren gegangen und hatte ihn nur, während sie in einen Laden ging, einige Augenblicke unbewacht, aber angebunden, vor der Tür stehen lassen. Als sie wiederkam, war nur noch die Leine da, von dem Hündchen war weit und breit keine Spur zu finden. Das junge Mädchen war untröstlich. Den ganzen Vormittag über hatte sie nach dem Hund gesucht, und als Wolfgang mittags aus der Schule kam, lief sie gleich zu ihm. „Sie werden ihn sicher finden, Herr Wolfgang,“ sagte sie weinend, „Sie haben doch schon soviel Sachen rausgekratzt.“

Das war einmal eine Aufgabe für Wolfgang. Anders als alle vorher. Er ging gleich zu seinem Freund Paul Matern und erzählte dem gründlich den Fall. Paul war nicht sehr begeistert. „Ich verstehe gar nicht,“ sagte er zögernd, „wie du unter all den vielen Hunden dieses Hündchen herausfinden



willst.“ — „Ich habe mir folgendes gedacht,“ sagte Wolfgang. „Vermutlich hat doch der kleine Hund sehr gebellt, als er mit einem fremden Menschen mitgehen sollte. Da wird sich der oder die Betreffende sicherlich ein Auto genommen haben, um kein allzu großes Aufsehen zu erregen. Zwei Häuser von uns entfernt ist eine Autohaltestelle. Da ist es doch am besten, wenn man die Schofföre mal fragt, ob nicht einer von ihnen jemand mit einem kleinen Hund um diese Zeit gefahren hat.“

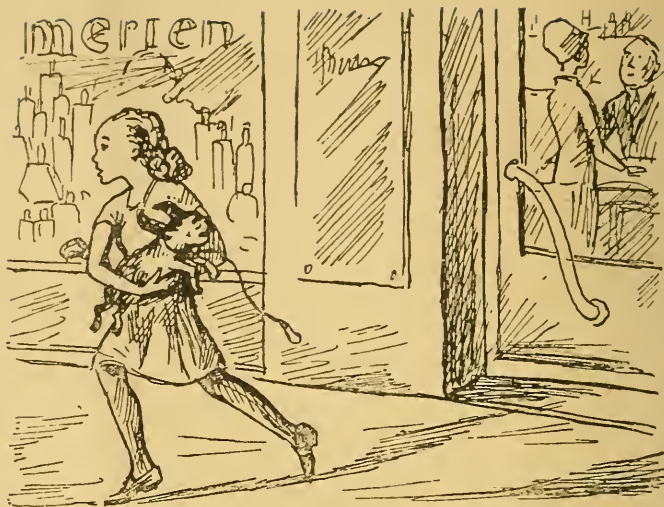
Zehn Minuten später wußten die beiden Freunde schon eine ganze Menge. „Heute früh kam so ein junges Mädel her,“ erzählte ein Schofför, „die hatte einen kleinen heulenden Hund im Arm. Sie versuchte immer das Tier zu beruhigen, aber es bellte und heulte unentwegt. Na, dann fuhr ich sie in die Talstraße, und als wir endlich da waren, konnte sie nicht bezahlen, weil sie kein Geld hatte. Ich machte natürlich einen mächtigen Krach, denn Autofahren und nicht bezahlen können, das ist das Richtige. Da fing sie an zu heulen und bat mich, einen Augenblick zu warten, sie würde das Geld gleich bringen. Ich wartete, und gleich darauf kam sie ohne den Hund mit einer Sparbüchse wieder. Na, ganz gereicht hat ja das Geld nicht, aber sie tat mir leid, und ich ließ sie laufen.“ — „Wissen Sie noch die Hausnummer?“ fragte Wolfgang aufgeregt. — „Nummer 26,“ sagte der Schofför, und im nächsten Augenblick fausten die beiden Freunde im Auto ab. Nach kurzer Zeit standen sie vor dem Haus. „Lieber Herr Schofför, noch eine Frage,“ bat Wolfgang, „hat das Mädel Ihnen vielleicht auch gesagt, in welchem Stock sie wohnt?“ Der Schofför überlegte einen Augenblick. „Ich glaube im zweiten,“ sagte er dann zögernd.

Die beiden Freunde stiegen die Treppe hinauf. Im zweiten Stock lauschten sie an den Türen, aber nichts war zu hören. Da plötzlich erscholl laut und deutlich ein Hundegebell, und gleich darauf sang



Der sonderbare Dieb: Der Affe kletterte hoch und nahm die Löffel vom Fensterbrett, während der Leierkastenmann ruhig weiterspielte.

jemand. „Hier ist es!“ schrie Wolfgang und klingelte an der Tür. Der Gesang verstummte, aber das Hundegebell wurde lauter. Wolfgang trommelte mit beiden Fäusten gegen die Tür. „Aufmachen!“ schrie er. „Aufmachen!“ Man hörte, wie sich zögernd jemand der Tür näherte, und gleich darauf wurde sie geöffnet. In der Tür stand ein schmales Mädchen von etwa zwölf Jahren mit großen ängstlichen Augen. Wolfgang sah sie ernst an. „Ist hier im Haus ein kleiner Hund?“ fragte er. Das Mädchen wurde dunkelrot. „Ja,“ sagte sie leise. Wolfgang ging, ohne ein Wort zu sagen, an dem Mädchen vorbei in die Wohnung hinein, und sein Freund folgte ihm. Als sie in der Wohnstube standen, faßte Wolfgang das Mädchen an den Händen und sagte langsam, aber sehr bestimmt: „Du hast das Hündchen gestohlen!“ Das Mädchen wurde ganz blaß, dann gab sie unter Tränen alles zu: „Ich habe mir immer so sehr ein kleines Hündchen gewünscht, und als ich den kleinen Hund angebunden vor der Tür stehen sah, habe ich ihn mitgenommen. Es paßte gerade heute so gut, weil meine Eltern den ganzen Tag fortgefahren sind und erst abends zurückkommen. Ich wollte das Hündchen ja am Abend wieder zurückbringen zu seiner Besitzerin. Ich habe mir wirklich, wirklich nichts Schlimmes dabei gedacht. Die Dame hat es doch alle Tage, und ich wollte doch bloß mal einen Tag lang damit spielen, weil es so süß ist.“ Wolfgang war noch ernster geworden als vorher. „Hast du denn gar



Vorsichtig näherte sich das Mädchen der Ladentür, knüpfte die Schnur los, nahm das Hündchen auf den Arm und lief so schnell wie möglich mit ihm fort.

nicht überlegt, daß man auf keinen Fall einen fremden Besitz entwenden darf?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf und schluchzte. Da tat sie Wolfgang plötzlich leid. „Na, laß nur gut sein,“ sagte er ganz väterlich, „es ist ja zum Glück noch alles gut gegangen, aber so etwas darfst du nie, nie wieder tun!“

Dann nahm er das Hündchen auf den Arm und trug es behutsam die Treppe hinunter. Und kurze Zeit darauf brachte er den kleinen Hund seiner glücklichen Herrin unverfehrt zurück. „Mein, sowas!“ sagte die strahlend. „Herr Wolfgang, Sie sind doch der größte Detektiv, den wir in Deutschland haben!“

Der hölzerne Hut

Eine Anekdote

In Kolmar starb vor ungefähr 50 Jahren ein Mann namens Mühle, der sein Millionenvermögen einer ganz eigentümlichen Begebenheit verdankte. Er kam im Jahre 1826 als wandernder Drechslergefelle in den freundlichen Ort, barfuß, abgerissen, ein armer Handwerksbursche. Bei einer Maschinenfabrik bat er um Arbeit. Der Werkmeister bat ihn näher, sah ihn aufmerksam an und sagte: „Was habt Ihr denn für einen sonderbaren Hut auf?“ — „Ja,“ lachte der Bursche, „das ist ein hölzerner Hut!“ — „Nun, den möchte ich mir näher ansehen. Es gibt wohl Hüte von Stroh und Filz, von Stoff und Wachstuch — aber hölzerne? Wo habt Ihr denn den aufgetrieben? Wahrhaftig, er paßt Euch wie angegossen!“ — „Glaub's wohl, Meister. Ich habe ihn auch nach meinem Kopf gedrechselt.“ — „Immer besser! Gedrechselt? Wie ist das möglich?“ — „Nun, auf der Drehbank. Ich konnte mir keinen kaufen, da half ich mir so!“ — „Guter Freund,“ rief der Meister, „wie kann auf der Drehbank diese Form ent-

stehen? Der Hut ist ja oval, nicht rund!“ — „Ja, wißt Ihr,“ erwiderte der andere, „ich habe mir eine Drehscheibe gemacht, bei der der Mittelpunkt verstellbar ist. Das war gar nicht so schwer, nur etwas Probieren hat es gekostet. Dann habe ich schließlich einen Hut gemacht, dauerhafter als aus Leder.“ — „Bleibt!“ sagte der Werkmeister, „hier gibt es Arbeit für Euch!“ — Man umringte den Gesellen, fragte ihn über sein ganzes Leben aus, und der seltsame Holzhut ging von Hand zu Hand. Der arme Handwerksbursche hatte das exzentrische Drehverfahren erfunden, das von größter Bedeutung in der neueren Mechanik geworden ist. Der Werkmeister rief den Fabrikherrn, und der behielt den jungen Gesellen im Hause. Er war ein geschickter Arbeiter, der rasch weiterkam. Bald war er Teilhaber an der Maschinenfabrik, die schnell emporblühte. Er übernahm sie später ganz und kam zu bedeutendem Reichtum. Seinen hölzernen Hut aber hielt er Zeit seines Lebens hoch in Ehren.



Griechisch-römischer Stempel
in Kreuzform.



Griechisch-römischer Stempel
in Fußform.



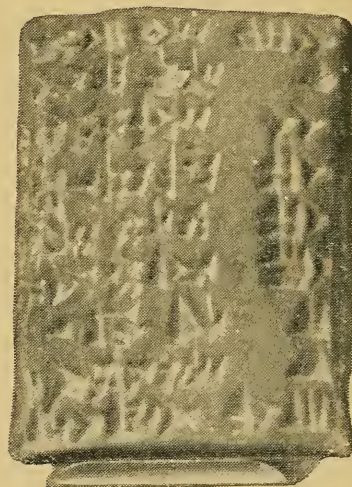
Griechisch-römischer Stempel
in Halbmondform.



Griechisch-römisches
Typentrad.

Sämtliche Abbildungen aus dem Schriftmuseum
Rudolf Blankertz, Berlin.

Was ein Stempel früher bedeutete



Eine Wirtschaftsurkunde in babylonischer Keilschrift.



Babylonischer Siegelzylinder, der einen Gott mit
Strahlenkranz darstellt.

Früher war das Brieffschreiben eine schwierige Sache. Da man zum Beispiel im alten Babylon Papier noch nicht kannte, rißte man Keilschriftzeichen in weichen Ton. Diese Tontafeln, die sehr umfangreich und schwer waren, wurden dann gebrannt. Um das Schreiben zu vereinfachen und Worte, die oft wiederkehrten, wie etwa den Namen eines hohen Beamten oder des Königs, nicht immer von neuem in Ton schneiden zu müssen, ersand man Stempel aus Metall oder aus Stein, in die die Schriftzeichen eingeritzt waren. Oft wurden auch kleine Siegelzylinder verwendet, die man einfach auf dem weichen Ton abrollte.

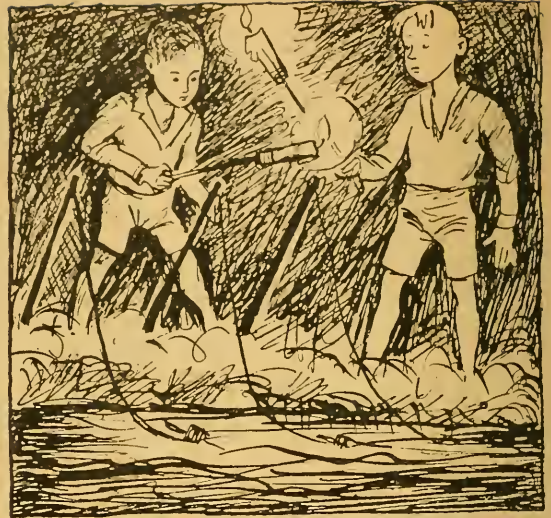
Ueberhaupt konnten alle Stempel in früherer Zeit nur auf einer weichen Masse abgedrückt werden.

Aus Rom sind uns Siegel in Form einer Schuhsohle bekannt, mit denen ein römischer Schuhmacher wohl seinen Firmenstempel in die Sohlen der von ihm angefertigten Sandalen einbrannte. Auch Sklaven und Tieren pflegte man mit solchen Metallstempeln, die es in Form von Kreuzen und Halbmonden gab, die Zeichen oder Wappen ihrer Besitzer einzubrennen. Man hatte sogar damals schon verstellbare Stempel, auf denen genau Tag, Monat und Jahreszahl eingezeichnet war.

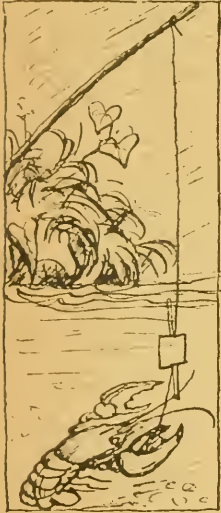
Als man später anfang, mehr und mehr auf Pergament und dann auf Papier zu schreiben, pflegte man, um Fälschungen zu vermeiden, auf Wachs mit

einem Stempel das Siegel abzdrukken. Die hierzu verwandten Stempel, namentlich die der Päpste und Fürsten, waren Kunstwerke, auf denen in feinsten Ziselierung Wappen und Namenszug des Briefschreibers dargestellt waren. Später verdrängte der haltbarere Siegellack das Wachs.

Erst durch die Erfindung des Gummis in der allernuesten Zeit ist es möglich geworden, einen Stempel mit Hilfe von unverwuschbarer Farbe direkt auf das Papier zu drucken, was natürlich viel einfacher ist.



Mit dem angezündeten Licht beleuchtet man die Angeln.



So sieht die fertige Krebsange! aus.

Wie man Krebse angelt

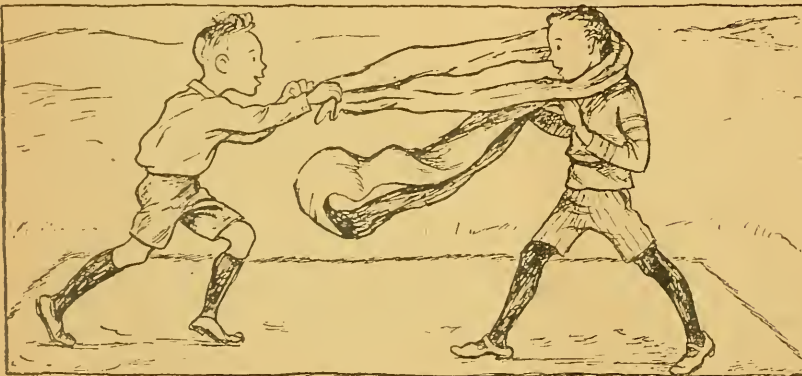
Zum Krebseangeln braucht man zehn bis fünfzehn Angeln, die man sich selbst herstellen kann. Dazu nimmt man Stöcke von etwa 70 cm Länge, für jede Angel einen mittleren Korken, eine Federpose und einen festen, dünnen Bindfaden, dessen Länge danach berechnet wird, wie hoch die Uferböschung des Wassers ist. Die Federpose wird durch den Korken getrieben, so daß sie fest sitzt und einen Schwimmer abgibt. An dem unteren Ende der Pose befestigt man ein kleines Stückchen Bindfaden, an dem etwas rohes Fleisch

hängt. Am oberen Ende befestigt man das längere Stück Bindfaden, und nun wird alles am Stod festgemacht. Außerdem braucht man noch einen Stod, an dessen Spitze senkrecht ein Licht befestigt ist. Man geht abends an das Wasser, steckt die Angeln in Abständen von etwa 20 cm in die Böschung, so, daß der Schwimmer auf dem Wasser aufliegt, und geht die Angelreihe entlang, indem man mit dem angezündeten Licht über den Angeln hin und her fährt, damit der Lichtschein ins Wasser fällt. Bald wird einer der Schwimmer untertauchen. Ein Krebs hat sich an den Köder geklemmt. Nun muß man mit der Hand unter den Schwimmer fahren und die Beute bergen.

Das Lassospiel

Das Lassospiel kann man im Freien und im Zimmer spielen. Es wird zwischen zwei Personen unter Aufsicht eines Schiedsrichters ausgefchten. Wenn man es im Freien spielt, so zieht man sich im Sand ein Viereck; außerhalb von diesem befinden sich die beiden Standlinien. Als Waffe

hat jeder Spieler einen weichen Wollschal, wie man ihn im Winter um den Hals trägt. Man kann auch ein weiches starkes Band dazu nehmen. Beide Spieler stellen sich auf der Standlinie auf, und der Schiedsrichter kommandiert: „Los!“ Bei diesem Kommando rennen beide Spieler in das Spielfeld, jeder



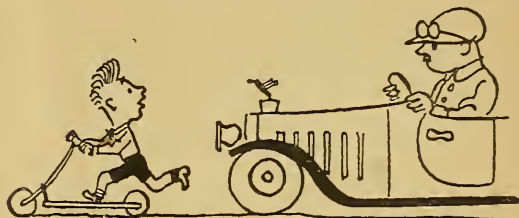
Das Lassospiel: Man muß versuchen, seinem Gegner den Schal um den Kopf zu werfen.

hält seinen Schal an den äußersten Enden in den Händen und versucht, ihn dem Gegner über den Kopf zu werfen. Sobald es einem der Spieler bei dem aufregenden Kampf gelingt, seinem Gegner den Schal über den Kopf zu werfen, ist der erste Gang beendet. Wer beim Spiel aus dem Spielraum austritt oder seine Waffe losläßt, hat einen Gang verloren. Wer zuerst sechs Gänge gewonnen hat, ist Sieger.

Briefkasten



Fridolins Lachkabinett



Abdy M., Kassel: Die erste Schreibmaschine, die allerdings ganz anders ausah als unsere heutige, wurde im 17. Jahrhundert gebaut. Damals verband ein Lehrer in Köln zwei Federkiele durch ein Querholz und schrieb so zum erstenmal einen Brief gleichzeitig zweimal.

Friz G., Grunewald: Insekten sind „wechselwarme“ Tiere, d. h. ihre Körpertemperatur gleicht sich stets der umgebenden Luft an. Wenn aber Insekten sehr schnell fliegen, so leisten sie eine bedeutende Arbeit, und dabei steigt oftmals die Körpertemperatur erheblich. Bei Windenschwärmern fand man z. B. eine Temperaturerhöhung des Körpers bis zu 10 Grad C.

Ruije W., Marienburg: Die große Brücke in London wurde im Jahre 1014 gebaut. Damals war sie aus Holz. Seit jener Zeit aber ist sie schon wiederholt neu gebaut worden.

Automobilist (zu einem Jungen, der auf einem Roller fährt): „Hör' mal, geht dieser Weg nach Potsdam?“

Junge: „Ja! Fahren Sie nur ruhig hinter mir her, ich fahre auch gerade nach Potsdam!“

*

Vater: „Du weißt nicht mehr, was ihr heute in der Schule gehabt habt? Dein Freund Erich weiß es immer!“

Bruno: „Der hat auch keinen so weiten Schulweg wie ich!“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — at — ber — dan' — de — del — di — di — er — gel — grau — gus — i — las — mant — mum — na — ne — ne — nus — rü — sa — schau — sil — stel — ster — tau — te — ten — war

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Liedes ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Ein Dichter, der uns wohlbekannt;
2. Ein Schulbuch wird stets so genannt;
3. Im Orient ein heißer Wind;
4. Die Stadt kennt wohl ein jedes Kind;
5. Gehört zum Radio, wie ihr wißt;
6. Der Schneider hat's, der fleißig ist;
7. Der Esel frißt es gar zu gern;
8. Im großen Weltall ist's ein Stern;
9. Ein Baum, in dem manch Vogel wohnt;
10. Wer weiß, wo dieser Herrscher thront?
11. Dies Tier hat Stacheln überall;
12. Die Farbe funkelt wie Metall;
13. Gebirge, unweit fließt der Main;
14. Aus Rohle ward der Edelstein.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 22.

1. Dollar, 2. Elle, 3. Rhabarber, 4. Fieber,
5. Lanze, 6. Indien, 7. Esel, 8. Gerste, 9. Erwin,
10. Niagara, 11. Dogge, 12. Erna, 13. Hieronymus,
14. Ohrring.

Der fliegende Holländer — Wagner.



Walter: „Jetzt weiß ich, warum die Negerjungen immer lachen.“

Mutter: „Warum?“

Walter: „Weil die Mutter nie sagen kann: du hast ja schmutzige Finger!“

*

Vater: „Nun, Herr Lehrer, wie sind Sie mit meinem Sohn zufrieden?“

Lehrer: „Ganz gut; nur im Geschichtsunterricht verwechselt er immer die Jahreszahlen mit den Telephonnummern.“



Erudchen schreit beim Mittagessen plötzlich laut auf.

Mutter: „Was hast du denn?“

Erudchen: „Ich habe mir mit den Zähnen auf die Zunge getreten!“

*

„Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, bei mir werden Sie immer freundlich aufgenommen.“

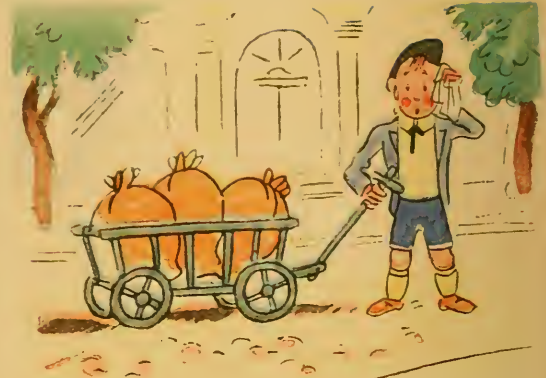
„Sind Sie denn Hotelwirt?“

„Nein, Photograph!“

Die Magnetkutsche



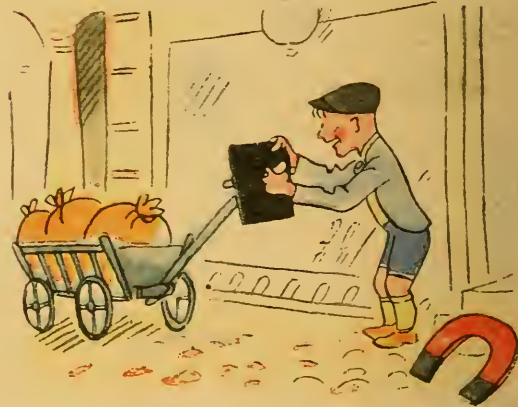
Den Wagen und die vollen Säcke
zieht Heinrich eine lange Strede.
Zuerst geht er vergnügt einher;
Doch ganz allmählich wird's ihm schwer.



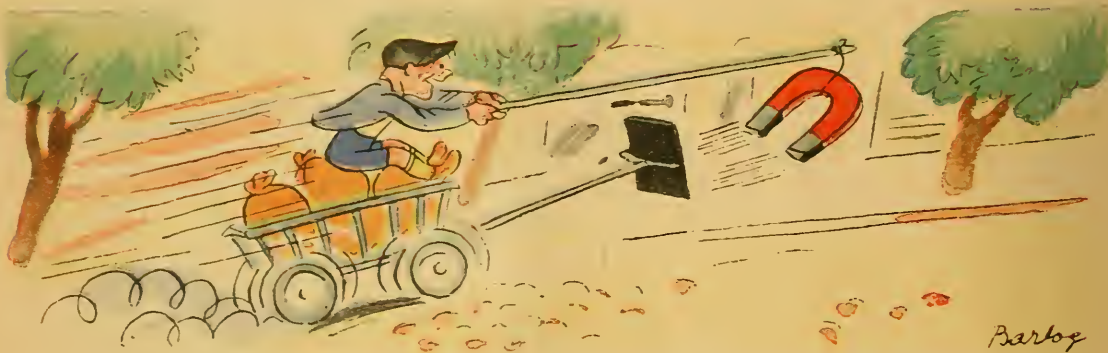
Er ist nun schon weit fort von Hause,
Und schwiegend macht er eine Pause.
Doch hat er leider wenig Zeit,
Der Tag ist heiß, der Weg ist weit.



Im Laden, vor dem Heinrich steht,
hängt rot und mächtig ein Magnet.
Und gleich fällt unserm Heinrich ein,
Mit dem muß was zu machen sein!



Hier macht er eine Eisenplatte,
Die er sich ausgeliehen hatte,
Ans Ende seiner Reichsteltange —
Ihm ist um den Erfolg nicht bange.



Am langen Stab hängt, wie ihr seht,
Gut festgebunden der Magnet.
Er zieht, wie Heinrich es gewollt,
Die Platte an. Der Kasten rollt.

So hat sich Heinrichs Kopf bewährt:
Denn er verstand es, sein Gefährt
Mit List magnetisch anzutreiben.
Doch wer's nicht glaubt — der läßt es bleiben.

Barboz

Nr. 24. 7. Jahrgang. 2. Augustheft.
Berlin.

Revit fischer

Preis 35 Groschen

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



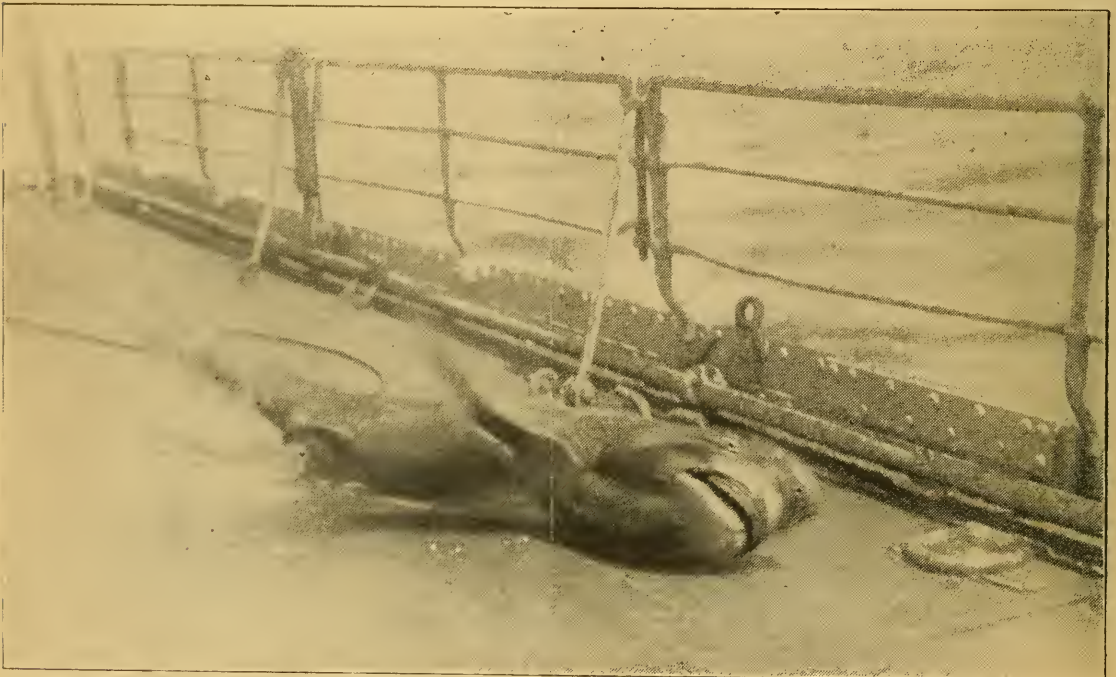
Ein Hai wird gefangen: Nach langen vergeblichen Versuchen hatte der Hai endlich angebissen und schlug nun mit aller Kraft um sich. (Zu dem Artikel auf Seite 2—3.)

Ein Hai wird gefangen

Ein Erlebnis in der Südsee

Eigentlich ist das ein recht gefährlicher Sport: solch Gausgewachsener, an Bord gehißter Hai bringt es fertig, selbst wenn ihm die Harpune im Leibe steckt, die Planen und die Rieling zu zerschlagen und zu zersplittern und, kommt man ihm zu nahe, mit einem Hieb der Schwanzflosse einen Menschen über Bord zu fegen. Aber — was soll man sonst auf einem Segler in der Südsee anfangen, wenn tagelang Kalme (Windstille) herrscht, die See träge wie Öl liegt und diese verwünschten Menschenfresser im Wasser nur auf den Augenblick zu lauern scheinen, daß einer im Halbschlaf, von der Hitze betäubt, über Bord fällt? Schon von Djalut, den Marschall-Inseln, an waren drei dieser großen, böartigen Raubtiere unserm „Neptun“ gefolgt, der mit dem Nordweststrom leise und mühelos durch das Wasser glitt. Von ihren Piloten, zebraartig gestreiften kleinen Fischen, umschwärmt, umkreisten sie andauernd das Schiff, waren bald am Bug, bald am Heck, bald in Luv, bald in Lee, tauchten unter ihm weg, schnellten sich aus dem Wasser, daß man das mit den zahllosen Raspelzähnen besetzte, quergestellte Maul schon förmlich schnappen sah, gingen wieder steil in die Tiefe und reizten mit der Beharrlichkeit, mit der sie beutegierig hinter

uns her waren, auch den Trägsten zur Empörung. Der Seemann ist ein geschworener Feind des Hais, führt stets den großen Haihaken an Bord, und so war es nicht schwer, vom Kapitän die Erlaubnis zu erhalten, die Angel nach den Räubern auszuwerfen. Der Hai ist so gefräßig, daß er einfach nach allem schnappt, was ihm in den Weg kommt. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn der oft über 10 m lange Riesenfisch sich auf die Seite oder den Rücken wirft, um die Beute fassen zu können. Wir hatten ein Faß verdorbenen Specks. Rasch wurde ein handlanges Stück an dem Haken befestigt und das Tau mit dem Köder ins Wasser gelassen. Mit Blickeseile schoß der größte der drei Haie auf den Speck los, legte sich auf die linke Seite und schnappte zu. Das geschah so schnell, daß der Speck abgerissen war, bevor der Haken faßte. Also noch einmal! Die Angel wurde hochgehißt, ein neuer Köder daran befestigt und langsam wieder am Heck ins Wasser gelassen. Der Räuber äugte sehr aufmerksam aus geringer Entfernung herüber. Aber er mußte wohl irgendwie der Sache nicht recht trauen; denn plötzlich ging er unter dem Schiff weg in die Tiefe. Das war das Signal für die beiden kleineren, deren hohe Rückenflosse sich bisher wohl hun-



Der Hai ist gefangen: Nach erbittertem Kampf wurde der große Feind des Meeres unschädlich gemacht.

dert Meter hinter uns gehalten hatten — Haie schwimmen meist an der Oberfläche und verraten sich dem Blick schon weithin durch ihre steil aus dem Wasser hervorragende, wie ein lateinisches Segel gestaltete Flosse —, auf den gewitterten Köder loszustürzen, und im Augenblick darauf hatte auch schon einer der gierigen Burschen den Speck mit dem Haken verschluckt. Alle Mann packten zu und zogen mit aller Kraft; denn der Hai tobte wie besessen, drehte sich unsagbar schnell im Kreise, peitschte mit dem Schwanz die Bordwandung, daß es wie Kanonenschläge dröhnte, und leistete heftigsten Widerstand. Das war wie ein sportliches Tauziehen hinüber und herüber. „Hurra“ — ein Ruck, nun ist er auf Deck! Jetzt mußte man besonders vorsichtig sein. Immer wieder schnellte sich der Hai von allen Seiten empor und schlug wie rasend mit dem Schwanz um sich. Einer hatte die Art erhoben und wartete auf den günstigen Augenblick, sie dem Tier in den Kopf zu schlagen. Endlich gelang es dem Steuermann, eine Schlinge um den Schwanz des allmählich ermattenden Räubers zu werfen und sie blitzschnell an einem Block festzumachen. Jetzt war das Ende des Hais gekommen: die Art trennte ihm den Kopf vom Rumpfe. Ein wahres Freudengeheul der Mann-



Ein Hai wird gefangen: Endlich schnellte der Hai auf den Köder los...

schaft! Der Feind des Seemanns, der gierige Räuber, die Geißel des Meeres ist tot! Den ganzen Tag lang dauert die Feier, dann macht man sich an das Zerlegen des Hais. Verwertbar ist für uns von dem Fisch nur wenig. Nur die Leber wird aus dem Leib geschnitten; sie gibt Tran zum Schmieren. Die Chinesen aber essen auch die Flossen und benutzen die stachelige Haut zum Schleifen und Polieren.

Wie der Hai gefangen wurde:

... biß sich fest, und schlug dann mit wilder Kraft um sich, um dem fesselnden Tau zu entgehen.

Was ist ein Autogramm?

Was manchmal
eine Unterschrift wert ist, auch
wenn man kein Geld hat

Leist du dir was, dann schreibe
Nicht zu Form, die zu sein
Sollst du auch andere
Nicht zu schreiben, die zu sein
J. W. Goethe

Minimale
1. 28 Aug
1829.

Ein eigenhändig geschriebenes
Gedicht von Goethe mit seiner
Unterschrift: ein Dokument,
das heute einen ungeheuren
Wert hat.

Wenn jemand durch eine besondere Leistung, eine Heldentat oder ein Kunstwerk berühmt geworden ist, schätzt man nicht nur sein Werk oder seine Kunst, sondern auch seine Autogramme. Das sind Dokumente, die er eigenhändig geschrieben hat und die ganz besonders wertvoll sind, wenn er sie mit seinem Namen unterzeichnet hat.

Auf großen Versteigerungen und Kunstauktionen gibt es immer Autogramme großer verstorbener Männer und Frauen, aber auch die Handschriften der Augenblicksberühmtheiten werden gesammelt.

Autogramme haben ihre Preise, genau wie Bücher und Gemälde, und je berühmter ein Dichter oder Maler ist, je älter seine Unterschrift ist, desto höher der Preis.

Besonders teuer sind natürlich längere Dokumente in der Handschrift eines großen Mannes, etwa ein Gedicht oder ein Brief.

Heute geben Tages-Berühmtheiten, wie Lindbergh, Roehl, Hünefeld und Figmaurice Unter-

schriften, so viel man haben will. Sie sind noch nicht wertvoll, sondern haben nur im Augenblick Interesse. Aber in hundert oder zweihundert Jahren wird man vielleicht sehr viel Geld für eine solche Unterschrift der ersten Ozeanbezwinger bezahlen.

Sehr wertvoll sind die Unterschriften unserer alten Dichtersfürsten: Schiller, Goethe, Heine und Lessing, und der andern Klassiker. Schon zu ihren Lebzeiten sammelte man Handschriften der Großen, damals jedoch nicht nur des Sammelns wegen, wie man es heute tut, sondern weil man etwas Persönliches von dem Mann, den man verehrte, in der Hand haben wollte.

Später begann ein regelrechter Handel mit Unterschriften. Riesige Preise wurden erzielt, manchmal schon zu Lebzeiten der Dichter, die nichts von dem Wert ihrer Autogramme wußten und denen man sie unter den lustigsten Umständen ablockte.

Kipling, der Verfasser des Dschungelbuchs, kaufte bei seinem Krämer die Bedürfnisse des täglichen Lebens, und der Einfachheit halber bezahlte er nicht sofort, sondern bat darum, monatlich abzurechnen. Der Krämer war damit einverstanden, und Kipling quittierte jedesmal den Empfang seiner Lebensmittel. Als ein Jahr vergangen war und sein Lieferant

noch immer keine Rechnung eingeschickt hatte, ging Kipling eines Tages zu ihm. „Ich bin Ihnen so viel Geld schuldig,“ sagte er. „Wollen Sie denn nichts von mir bezahlt haben?“

Der Krämer schüttelte den Kopf: „Das ist ja alles längst bezahlt! Ich habe doch Ihre Unterschriften, Herr Kipling, die Sie mir jede Woche geben. Die habe ich alle nach London an einen Sammler geschickt, der hat mir soviel Geld dafür bezahlt, daß Sie noch lange, lange Zeit Ihre Lebensmittel umsonst von mir bekommen werden.“



Wie sich Balzacs Unterschrift bezahlt machte: Der Kutscher gab dem Dichter nach einer Fahrt noch 125 Franken auf seine Namensunterschrift heraus.



Berühmte Männer und ihre Unterschrift: „Sie brauchen mir kein Geld für meine Ware zu geben,“ sagte der Kolonialwarenhändler zu dem Dichter Kipling, „ich verkaufe immer die Quittungen, die Sie mir mit Ihrer Unterschrift schicken.“

Auch die Unterschrift von Balzac hatte schon zu seinen Lebzeiten großen Wert. Als Balzac sich einmal einen Wagen mietete, um von Paris nach Versailles zu den Wasserspielen zu fahren, hatte er nicht genug Geld bei sich, um die Fahrt zu bezahlen. „Ich werde Ihnen einen Gutschein ausschreiben,“ sagte er zu dem Kutscher und schrieb eine Bestätigung über 75 Franken aus, unter die er seinen vollen Namen setzte. Als der Kutscher den Zettel durchlas und Balzacs Namen darunter fand, zog er seine Geldtasche und gab dem Dichter 125 Franken. „Was soll ich damit?“ fragte Balzac überrascht. „Die bekommen Sie noch für Ihr Autogramm heraus,“ sagte der Kutscher, fuhr davon und ließ den verblüfften Dichter stehen.

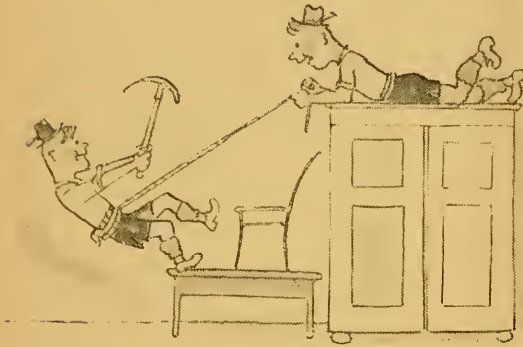
Auch Flauberts Autogramme nahm man gern in Zahlung. Bei einer Reise in der Provinz bot ihm der Wirt des Hotels das beste Zimmer an. „Das kann ich nicht bezahlen,“ meinte Flaubert und verlangte das billigste Zimmer.

„Nein,“ sagte der Wirt, „Sie brauchen nichts zu bezahlen; schreiben Sie mir jeden Tag Ihren Namen ins Fremdenbuch, und Sie werden ausgezeichnet bedient werden.“

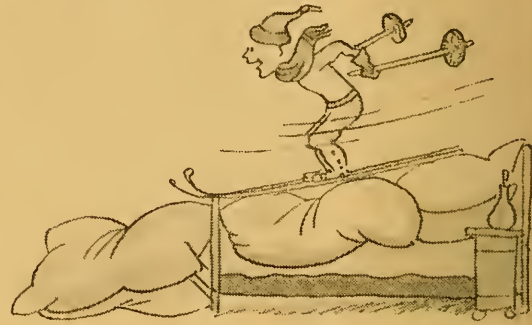
Und so geschah es. Damals war die Unterschrift von Flaubert nur eine Tagesrechnung im Hotel wert, heute aber ist sie viel, viel wertvoller geworden, und der kluge Wirt wußte schon, was er tat, als er den Dichter umsonst bei sich wohnen ließ. Die inter-

nationalen Kunstsammler und Historiker bestimmen die Preise für die Autogramme, die dann nur noch auf den Auktionen überboten werden, wenn irgend- ein Sammler einen hohen Preis bietet, nur um die Unterschrift seines besonderen Lieblings zu erhalten.

Wenn man SPORT zu Hause treibt



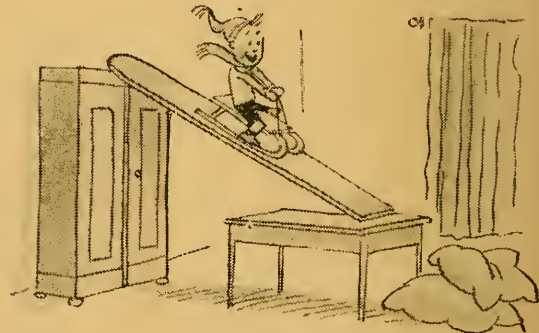
Verreisen? Schön! Um Sport zu treiben,
Genügt's jedoch, zu Haus zu bleiben.
Mit Kleiderspind und Zuckerschnur
Macht man die schönste Klettertour.



Man kann daheim auch schiern — wetten?
Wozu hat man denn Federbetten?
Zum Abhang werden sie geschüttelt,
Und talwärts wird der Lauf gerichtet.



Das Meer erzeugt der Wasserhahn,
Die Wäschetonne dient als Kahn.
Und wenn durchs Fenster bläst der Wind,
Schwimmt man von Tür zum Schrank geschwind.



zum Hodeln taugt das Plättbrett gut.
Man faßt den Schlitten teils — teils Mut
Und saust beraab lawinengleich,
Dort liegen Kissen. Die sind weich.



Zum Tennis braucht man bloß zu spamen:
Die Wäscheseife, Bratenpfannen
Sind Schläger; und mit Ei begeistert
Man Ohr und Nase sich befeuchtet.



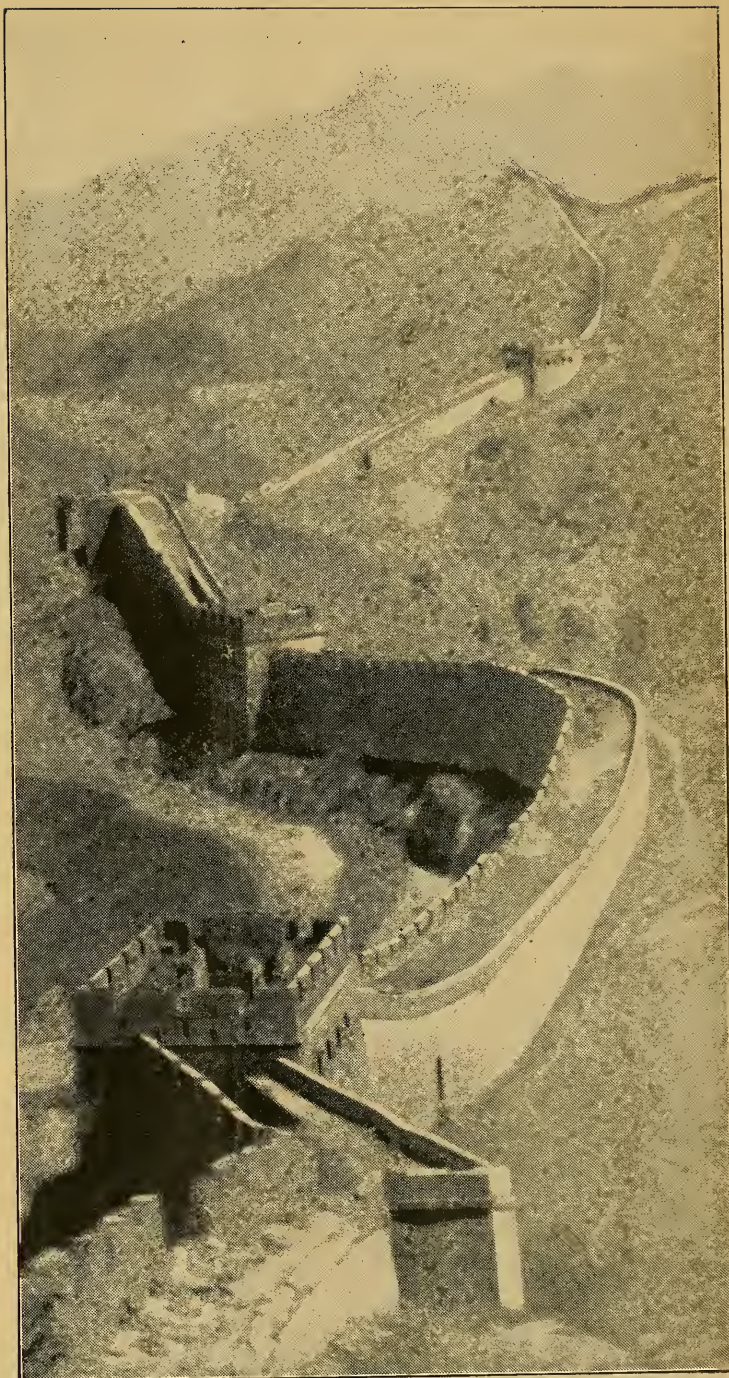
Jedoch wenn distungleich im Bogen
Die Teller an die Wand geflogen,
Wird's höchste Zeit, daß man entflieht.
Denn weh', wenn das die Mutter sieht! ...

Worum die chinesische Mauer gebaut wurde

Die Entstehung der
„Großen Mauer“, die zum
Schutze um ein ganzes
Reich gebaut wurde

Eines der merkwürdigsten und riesigsten Bauwerke, das jemals von Menschenhänden geschaffen wurde, ist bestimmt die große chinesische Mauer. „Ban-litſchangtschang“, d. h. „10 000 Li lange Festung“, so nennen die Chinesen sie. Sie erstreckt sich vom Gelben Meer bis an den Rand der Wüste Gobi und windet sich wie ein schwarzer Drache durch Ebenen, Steppen, Wüsten, Täler und über wildestes zerklüftetes Gebirge hinweg. Mit ihrer Länge von 2450 km, die einer Entfernung von Berlin bis Gibraltar entspricht, ist sie bis heute das größte Bauwerk der Welt und auch für moderne Begriffe eine gewaltige Leistung.

Die ersten Anfänge der Mauer gehen bis ins dritte vorchristliche Jahrhundert zurück. Ein kriegerischer Fürst hatte sich all die vielen kleinen Einzelstaaten unterworfen, sie zu einem einzigen großen Reich vereinigt und sich zum ersten chinesischen Kaiser gemacht. Da die ungeheuer langen Grenzen völlig ungeschützt waren und dauernd von wilden Steppenvölkern angegriffen wurden, so faßte er den phantastischen Plan, sein Reich durch eine Mauer



Die große Mauer: Die chinesische Mauer, die durchschnittlich 16½ Meter hoch und 8 Meter breit ist, zieht sich über 2000 Meter hohe, schroffe Gebirgskämme hin.

zu schützen. Er zwang zeitweise an 2 Millionen Menschen, daran mitzuarbeiten. Nach damaligen Ueberlieferungen war es ein Trauertag für jede Familie, wenn ein Sohn geboren wurde, weil fast alle



Warum die chinesische Mauer gebaut wurde: Der erste chinesische Kaiser faßte den ungeheuren Plan, den Rand der Wüste Gobi, das sind 2450 Km. Wie weit das ist, kann man sich klarmachen, wenn man das Deutsche Reich

Männer jahrelang zu dieser Arbeit gezwungen wurden. Denn durch die schweren Entbehrungen, die furchtbaren Anstrengungen und die Grausamkeiten der Aufseher kamen Tausende von ihnen um. In den Steppen, Wüsten und im Gebirge war es besonders schwer, die riesigen Granitquadern und die Ziegelsteine heranzuschaffen. Und wenn man bedenkt, daß die Mauer durchschnittlich $16\frac{1}{2}$ Meter hoch ist, unten am Fuß 8 Meter stark und sich nach

oben hin zu 5 Meter Breite verjüngt, daß sie mitunter über 2000 Meter hohe schroffe Gebirgskämme klettert, so kann man ermessen, welche unsäglichen Mühen sie gekostet hat. In unregelmäßigen Abständen, meistens auf Höhen, wurden schwere Wachttürme gebaut, von denen aus sich die Wachtposten durch Flammen und Rauchzeichen miteinander verständigten.

Das Ende der Mauer, das ins Meer verlief,



Wie eine Ligeüneterin aus einem Feind einen Freund machte

Eine historische
Erzählung

Nun wurde Veit Ramberg einer Dragoner-Schwadron zugeteilt und bekam sein eigenes Pferd.

Terum—tum—tum.. terum—tum—tum, so klang die Werbetrommel im Jahre 1637 durch das märkische Dörfchen.

Der Bauernsohn Veit Ramberg hörte mit großen Augen und offenen Ohren die schönen Reden an, mit denen der kaiserliche Feldwebel die Vorzüge des Soldatenlebens anpries. „Ihr habt einen guten Gaul unter euch, immer gutes Essen und Beute. Manch ein gemeiner Soldat hat es schon zum General gebracht, wie Johann von Werth, der einmal Kellner gewesen ist und jetzt Reichsgraf und General ist. Heran, wer die weite Welt kennenlernen und ein Herrenleben führen will!“

Ei, das gefiel Veit Ramberg gut. Er näherte sich dem Tisch, an dem die Werber saßen, die bunte Schärpen über ihren Lederkollern trugen und Bier aus großen Humpen tranken.

„Terum—tum—tum... terum—tum—tum—“ machte die Werbetrommel.

Veit Ramberg konnte reiten und kräftige Fäuste hatte er auch. Er sagte es schüchtern dem Feldwebel.

„Bravo“, sagte der. „Bist ein rechter Bursch und sollst bald ein wackerer Kriegermann werden. Hier ist Handgeld.“

Veit Ramberg nahm schmunzelnd die blanken Dukaten, schlug in die dargebotene Hand ein und trank aus einem Humpen.

Als seine Eltern händeringend herbeiliefen, be-

reute er seine Voreiligkeit. Aber nun war es schon zu spät.

„Wer Handgeld nimmt, ist Soldat“, donnerte der Feldwebel. „Willst du etwa ewig am Schürzenband der Mutter hängen?“

Nein, das wollte er nicht. Er schämte sich fast seiner weinenden Mutter und des scheltenden Vaters und war froh, als er mit dem Soldatentrupp aus dem Dorf marschierte.

Aber bald merkte er, daß es mit der Herrlichkeit des Soldatenlebens nicht so weit her war.

Er mußte im Fußvolk einherziehen, oft hungrig und frierend, und eines Tags bekam er einen Schuß ins rechte Bein, der ihn auf ein langes Krankenlager warf.

Doch bekam er jetzt ein Pferd, da sein lahm gebliebenes Bein ihn für die Fußtruppe untauglich gemacht hatte.

Die Dragoner-Schwadron, der er zugeteilt wurde, kommandierte Herr Fuchsheim, ein schwarzbärtiger, grimmiger, finsterner Mann. Aber er war ein wilder Reiter und machte viele Beutezüge.

Beim Lagerfeuer flüsterten die Reiter, er sei hieb- und stichfest und er habe überall in den Wäldern erbeutetes Gold in hohlen Bäumen versteckt.

Er betrog seine Leute oft um ihren Beuteanteil. Aber keiner wagte zu grollen. Nur Veit Ramberg tat es eines Tages.



Wie eine Zigeunerin aus einem Feind einen Freund machte: „Ihr habt die gleiche Lebenslinie wie dieser hier!“ sagte die Zigeunerin und wies auf Veit Ramberg.

Er stellte sich keck vor den Rittmeister und sagte: „Ihr habt mehr als die zugelegte Hälfte an euch genommen, Herr, das ist nicht recht. Wir teilen ja auch alle Gefahr und Beschwerde mit euch.“

Der Rittmeister wurde blaurot vor Zorn im Gesicht, beschimpfte Veit und wollte ihn an den Galgen bringen. Aber die drohende Haltung der Soldaten zwang ihn zum Nachgeben.

Von da an war Fuchsheim Beits Feind. Er schickte ihn auf die gefährlichsten Posten und ließ ihn nicht im Rang emporrücken, so tapfer er sich auch hielt.

Eines Tages karnpierten sie in einem Wald, wo sie einem feindlichen Proviantzug aufslauern wollten, der in einigen Stunden hier durchziehen mußte.

Plötzlich klang Hallo und Geschrei. Einige Dragoner trieben mit rauen Stößen ein braunes Zigeunerweib heran.

Veit Ramberg sprang auf und entriß sie ihren Quälern. „Schämt ihr euch nicht?“ schrie er. „Sechs Soldaten zeigen an einem wehrlosen Weib ihren Mut?“

Die Dragoner murrten, ließen aber von ihr ab. Das Zigeunerweib, eine runzlige Alte, warf Veit dankbare Blicke zu.

„Sie soll uns prophezeien!“ schrien alle. „Komm her, alte Hege, und sage uns wahr!“

Die Zigeunerin nickte einverstanden und nahm

zuerst Beits Hand in die ihre. Aufmerksam prüfte sie die Linien darin.

Die Dragoner schrien lachend: „Sie wird dir prophezeien, daß Fuchsheim dich an den Galgen bringt. Paß auf!“

In diesem Augenblick teilte der Rittmeister die Büsche. Er trat rasch auf die Gruppe zu und stieß Veit vor die Brust, daß er taumelte.

„Erst kommt der Herr, dann der Knecht!“ schrie er und sah Veit wütend an.

Die Zigeunerin prüfte beide neugierig und mochte wohl erkennen, daß der Rittmeister seinem Untergebenen grimmig feind war.

Sie nahm Fuchsheims Hand und sagte: „Ihr werdet viel Beute gewinnen und viel Ruhm davontragen, aber auch manche Wunde.“

„Das ist Soldatenlos“, wettete Fuchsheim und strich mit der Linken den schwarzen Knebelbart. „Wie aber wird mein Ende sein?“

Die Zigeunerin lächelte schlaun, als sie antwortete: „Es ist ein merkwürdiges Ding. Aber Ihr habt die gleiche Lebenslinie wie dieser hier“, und sie wies auf Veit Ramberg. Sie sann eine Weile nach und fuhr dann fort: „Seht sehe ich es deutlich. Ihr werdet genau drei Tage nach diesem hier sterben.“

Alle erwarteten einen greulichen Fluch des abergläubischen Rittmeisters. Aber Fuchsheim erblaßte,



Wie aus einem Feind ein Freund wurde:

Der Rittmeister holte aus dem Strohsack eine Kassette mit vielen Goldstücken hervor. — „Sie sollen dein sein!“ sagte er und reichte sie Veit Ramberg.

schwieg und warf der Zigeunerin ein Geldstück hin und ging fort.

Am Abend ließ er Veit Ramberg in sein Zelt rufen.

Veit dachte Schlimmes. Aber der Rittmeister trat ihm entgegen, umarmte ihn und sagte zu ihm: „Wir wollen Freunde sein, Ramberg. Ich habe dir viel Böses erwiesen, aber ich will es wieder gut machen. Sieh her!“

Er öffnete einen Strohsack und holte eine Kassette hervor. Als er sie öffnete, blinkten soviel Goldstücke darin, daß Veit, fast geblendet, zurücktrat.

„Dies soll dein sein,“ sagte Fuchsheim. „Unter einer Bedingung.“

„Welche ist das?“

„Du gibst noch heute das Soldatenleben auf. Deine Pflicht ist ohnehin längst abgelaufen, und keiner darf dich zwingen, wenn ich nicht will. Reite noch heute nacht nach deiner Heimat und baue deinen Hof wieder auf und lebe in friedlicher Arbeit fort-an!“

Anfangs begriff Veit gar nicht, warum der wilde Kriegermann ihm zu friedlicher Tätigkeit riet. Aber dann fiel ihm die geheimnisvolle Prophezeiung der Zigeunerin ein, und er verbiß mühsam das Lachen. Fuchsheim wollte ihn vor frühem Kriegstod bewahren, weil er fest daran glaubte, drei Tage nach ihm sterben zu müssen!

Wenige Stunden später ritt Veit Ramberg mit seinem Gold davon. Fuchsheim begleitete ihn bis zum Kreuzweg und drückte ihm zum Abschied die Hand.

Veit Ramberg wurde ein wohlhabender Bauer.

Noch oft klang die Werbetrommel: „Terum—tum—tum . . . Terum—tum—tum“ in der Mark.

Aber er kümmerte sich nicht mehr darum.

Plastiken aus Porzellan

Eine neue Spielerei

Man muß kein großer Bildhauer sein, um Plastiken aus Ton oder anderem Material zu formen. Wer Freude daran hat, Figuren nach der Phantasie zu gestalten, kann mit Seidenpapier die schönsten Sachen formen, die allmählich so fest und dauerhaft werden, als wären sie aus einer harten Masse entstanden. Wenn man z. B. einen Boxer modellieren will, so schafft man zuerst die genauen Umrisse seiner Gestalt aus einem Drahtgestell. Das ist ganz einfach. Ein Stück Draht wird oben zu einer Schlinge gebogen, das ist der Kopf, der gewundene Draht wird der Rumpf, die Beine und Arme werden ebenfalls aus Drahtstützen angebracht. Von

der Mitte des Rumpfes stützt man noch einmal die beiden Seitenflächen, die später die Schultern bilden.

Wenn das Drahtgestell fertig ist, umwickelt man es am besten mit einem Wollfaden, der am Anfang und Ende verknotet wird. Dann beginnt das eigentliche Modellieren. Man nimmt Streifen von Seidenpapier, die man vorher richtig naß gemacht hat, und wickelt und knetet sie nun ganz fest um die einzelnen Teile des Drahtgestelles. So legt man Schicht auf Schicht, bis der ganze Körper plastisch zum Ausdruck kommt. Bei den Stellen, die man besonders betonen will, beim Kopf, und z. B. beim Boxer die Fäuste, muß man natürlich diese Stellen

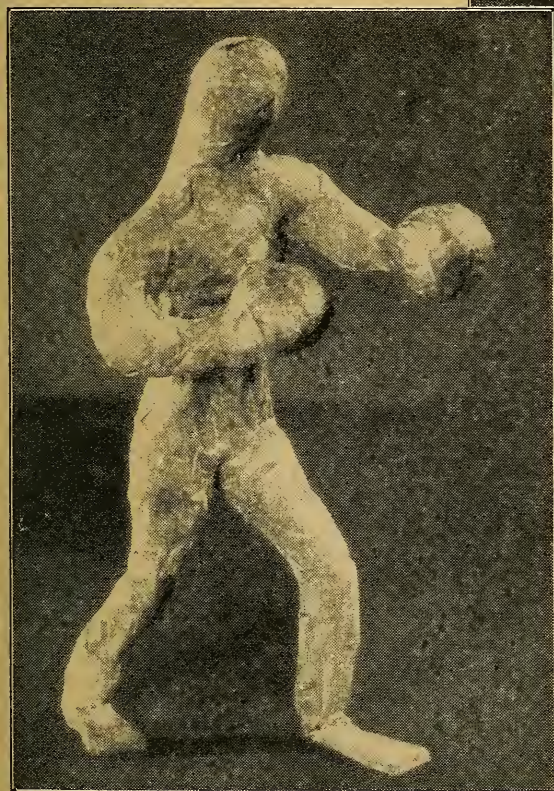


Das Gestell für einen Kraftathleten: Der Umriß des Körpers wird aus Draht gebogen und mit Wolle umwickelt.

besonders dick umwickeln. Da das Material, solange es naß ist, ganz weich und biegsam ist, kann man es nach Belieben kneten und formen. Man kann die Mus-

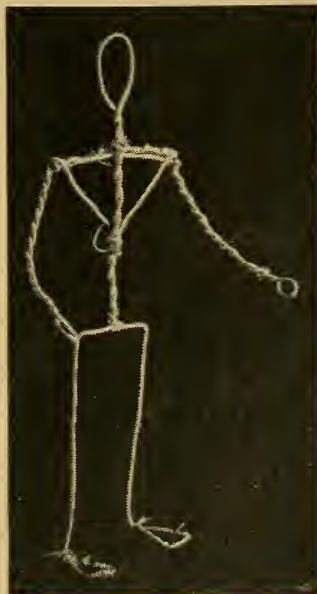


Der Kraftathlet: Die fertige Figur, die aus nassem Seidenpapier geformt ist.



Der fertige Bogner: Das Drahtgestell wird schichtweise mit nassem Seidenpapier umwickelt, bis der Körper ganz plastisch heraustritt.

keln des Bogers herausarbeiten, die Stirnfalten anschwellen lassen und eine große Wucht in die Beinsetzung legen. Natürlich gelingt das nicht gleich, sondern man braucht Übung dazu. Dem Kraftathleten gibt man schon bei dem Drahtgestell die Gewichtsstange in die Hände. Später werden dann nur die beiden Gewichte mit Seidenpapier umwickelt, die Stange bleibt, wie sie ist. Wenn die Figur fertig ist, läßt man sie stehen, das Seidenpapier trocknet und wird allmählich ganz fest.



Das fertige Drahtgestell, das nun mit nassem Seidenpapier umwickelt werden muß.

Die Hundstage

Warum man den heißen Tagen von Mitte Juli bis Mitte August diesen Namen gibt

Der Sirius, der Hundstern, hat bei den Ägyptern eine große Rolle gespielt. Von Mitte Juli bis Mitte August steht er am Tage am Himmel, und wenn er kurz vor der Sonne aufgeht, kann man ihn in der Morgendämmerung deutlich am Himmel sehen. Die Ägypter beobachteten diesen Frühaufgang des Hundsterns mit größtem Interesse, weil zu dieser Zeit der Nil zu steigen begann. Die jährlichen regelmäßigen Ueberschwemmungen des Nils sind für den Ackerbau und die Landwirtschaft Ägyptens von größter Bedeutung. Weil das Steigen des Nils mit dem Frühaufgang, dem Wiedererscheinen des Hundsterns in der Morgendämmerung zusammenfiel, hielten die alten Ägypter den Hundstern für einen Glückbringer. Sie nannten deshalb diese Zeit die Hundstage.

„Und dann . . . und dann“

Eine Reuter-Anekdote

Der Amtmann Weber von Stavenhagen, der alle Umfchweife haßte, ärgerte sich wiederholt, wenn die Anaben in ihren Erzählungen häufiger stockten und sich mit „und dann — und dann“ mühsam weiterzuhelfen suchten.

Er versprach daher demjenigen einen Schilling, der es zuwege brächte, eine Geschichte ohne Anwendung dieser Redensart vorzutragen. Sein Pate Fritz Reuter meldete sich dazu, erzählte ohne Anstoß und mit Vermeidung der verpönten Worte bis zu Ende und schloß dann triumphierend: „Und dann krieg' ich einen Schilling!“

„Und dann, mein Herzenskind, ist der Schilling weg,“ sagte der Amtshauptmann mit dröhnendem Lachen und steckte seinen Schilling wieder ein.

Aus

Onkel Toldis Witzkiste

Neulich kommt nach langer Zeit mein Neffe Gusti wieder mal zu mir zu Besuch. Na, wir unterhalten uns über alles mögliche, plötzlich sagt der Gusti: „Kannst du eigentlich deklinieren, Onkel Toldi?“ „Natürlich!“ sage ich nichtsahnend, „das habe ich doch auf der Schule gelernt.“ „Dann dekliniere mal gleichzeitig der Schmutz und der Eßig.“ „Also ich fange an: „Der Schmutz — der Eßig; des Schmutzes — des Eßigs; dem Schmutz — dem Eßig; den Schmutz — den Eßig!“ „Pfui!“ rief Gusti, „Schmutz ist du? Das hättest du nicht von dir gedacht!“

Was macht man bloß mit so einem frechen Jungen?!

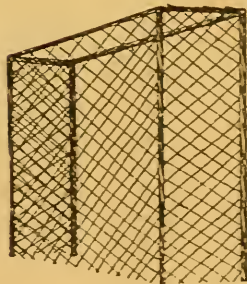
Augentäuschungen

Drei lustige Versuche

Man muß die hier abgebildeten Zeichnungen der Reihe nach so nahe wie möglich an die Nase halten. Wenn man dann auf die beiden Zeichnungen, also den Fisch und das Glas z. B., gleichzeitig schaut, sieht es aus, als ob der Fisch im Glase schwimmt. Genauso ist es, wenn man sich den Fußballspieler und das Tor und den Schmetterling und die Orchidee aus der richtigen Entfernung ansieht.



Man muß die Zeichnung ganz nah an die Nase halten, dann sieht es aus, als ob der Fisch im Glas schwimmt.



Wenn man die Zeichnung aus nächster Nähe ansieht, so hat es den Anschein, als wäre der Ball ins Tor geflogen.



Die Zeichnung nahe an die Augen nehmen, dann sieht man den Schmetterling auf der Blume.

Briefkasten



Martin L., Schreiberhau. Die Münzeinheiten sind in allen Ländern verschieden. Der amerikanische Dollar ist vier Mark und zwanzig Pfennig nach unserm Gelde wert, das englische Pfund zwanzig Mark, der französische Frank ist etwa 16 Pfennig wert und der italienische Lire etwa 21 Pfennig.

Peter F., Nürnberg. Der Weltrekord für Höchstgeschwindigkeit auf dem Motorrad wird noch immer von dem Engländer Temple gehalten, der auf der Monthery-Bahn bei Paris eine Geschwindigkeit von 199 Kilometer in der Stunde erreichte.

Fridolins Lachkabine



Kläger: „Der Angeklagte hat mich mit einer Feuerwaffe bedroht.“

Richter: „Pistole oder Flinte?“

Kläger: „Nein, Feuerhaken!“

*

Lehrer (ärgerlich): „Du solltest dir dein Schulgeld wiedergeben lassen!“

Schüler (erfreut): „Ja, geht denn das?“

*

„Sag' mal, Moritz, was ist wichtiger, die Sonne oder der Mond?“

„Die Sonne natürlich!“

„Gerade im Gegenteil: der Mond! Sieh mal, die Sonne scheint doch am Tage, und da ist es sowieso hell!“

*

„Na, Hans, wie ist der Lehrer mit dir zufrieden?“

„Sehr, Vater, er hat erst neulich gesagt: Wenn alle meine Schüler wären wie du, könnte ich heute noch die Schule zumachen!“

*

„Mutter, wenn wir Eisenbahn fahren, laß uns doch in den letzten Wagen einsteigen!“

„Nein, Ernst, der letzte Wagen rüttelt so sehr.“

„Na, warum lassen sie ihn dann nicht ganz weg?“



Lehrer: „Welches sind die vier Wörter, die ein Junge am meisten gebraucht?“

Schüler: „Ich weiß es nicht!“

Lehrer: „Sehr richtig!“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

baum — christ — de — e — en — er — fei — ge — na — niz — o — sel — si — rup — te — za
sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine vergnügte Zeitspanne angeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Ein Saft, der aus braunem Zucker gemacht;
2. Wird angezündet zur Heiligen Nacht;
3. Oh, wüßte ich Verse aus dem Gedicht;
4. So heißt manches Mädchen mit frohem Gesicht;
5. Eine Stadt in Frankreich, und zwar im Süden;
6. Das geduldige Grautier kann auch ermüden;
7. Eine Südfucht, die Lesermäulern behagt;
8. Ein Vogel, von dem man das gleiche sagt.

Karten-Rätsel.

Else Lainiv

Was ist dieses Mädchen am liebsten?

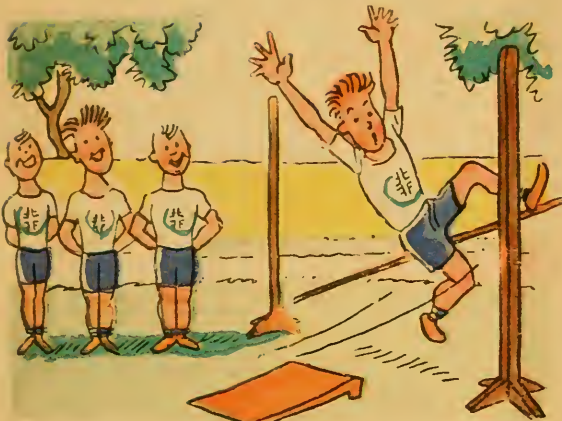
Die einzelnen Buchstaben der Wörter auf der Karte müssen so zusammengestellt werden, daß sie den Namen der Speise ergeben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 23.

1. Dante, 2. Atlas, 3. Samum, 4. Warschau, 5. Antenne, 6. Nadel, 7. Distel, 8. Erde, 9. Rißter, 10. Regus, 11. Igel, 12. Silbergrau, 13. Taunus, 14. Diamant.

Das Wandern ist des Muellers Lust.

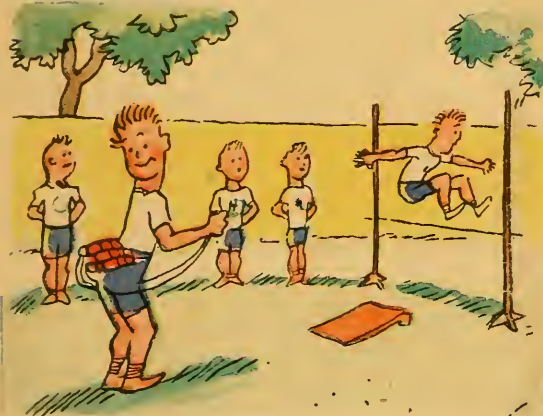
Der Raketenspringer



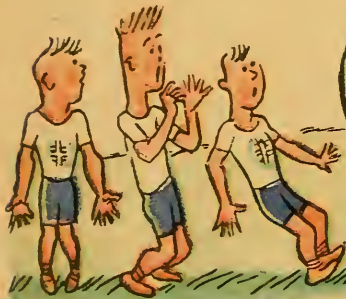
Willi springt hier, weil es Pflicht,
Doch sehr hoch springt Willi nicht.
Immer fliegt er mit der Stange,
Und das ärgert ihn schon lange.



Aus Raketenauto denkend
Und die raschen Schritte lenkend
In den Laden für Raketen,
Kommt er wieder mit Raketen.



Seht nur Willi an. Mir schwant was:
Willi grinst. Denn Willi plant was.
Erst blickt Willi hinterwärts —
Und dann faßt er sich ein Herz.



Anaß und Qualm und Krach. Nun springt er,
In die hohen Lüfte dringt er;
Staunend sehen alle Jungen:
Willi ist der Sprung gelungen!



Ja, mit Hilfe solcher Dinger
Wird ein Tölpel selbst zum Springer.
Doch bezahlt man die Methoden
Mit verjüngtem — Hosenboden! . . .

Barlog

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSC

ASS UND ABENTEUER



Der erste Tabakspfeifen-Raucher vor 350 Jahren: „Der Herr brennt! Der Herr brennt!“ schrie sein Diener bei dem ungewohnten Anblick und goß seinem Herrn einen Kübel Wasser über den Arm. (Zu der Erzähl. auf S. 2.)

„Der Herr brennt!“

Eine feuergefährliche Geschichte von Sir Walter Raleigh

Sir Walter Raleigh war ein berühmter englischer Seemann, der im Jahre 1552 geboren wurde. Während seines bunten und abenteuerlichen Lebens hat er viel Seltsames erlebt, weite und gefährliche Reisen gemacht und mehr von fremden Ländern und ihren Geheimnissen gewußt als die meisten seiner Zeitgenossen.

Das seltsamste und lustigste Erlebnis aber hatte er in Nordamerika, in der Kolonie Virginia, wo er zum allerersten Male in seinem Leben eine Pfeife rauchte.

Sir Walter Raleigh hatte einen treuen, braunen Diener, der ihn auf all seinen Reisen begleitete. Eines Tages nun bemerkte Jim, so hieß der Diener, einen seltsamen Rauch, der aus dem Zimmer seines Herrn kam. Erschreckt eilte er an die Tür, riß sie auf —

aber im ersten Augenblick konnte er den Herd des Feuers nicht entdecken.

Da plötzlich erblickte er seinen Herrn, der ruhig im Lehnstuhl saß und aus dessen Mund große Rauchschwaden aufstiegen. Jim war zu Tode erschrocken.

„Der Herr brennt! Der Herr brennt!“ schrie er, und lief, so schnell er konnte, davon. Nach wenigen Sekunden aber kehrte er mit einem Wasserkübel zurück, und bevor sich der verdutzte Walter Raleigh versah, goß er ihm das Wasser über den Arm.

Es dauerte lange, bis Sir Walter Raleigh vor Lachen ein Wort reden konnte. Aber noch länger dauerte es, bis es ihm gelang, dem erschrockenen Jim die Bedeutung einer Pfeife und des Tabakrauchs zu erklären.

Die Tiefsee-Schlafmütze

Eine Erzählung des ollen Hamburger Lügenkapitäns Kienappel

Von meinem letzten Abenteuer bei der Hebung der Barke „Timpeteh“ muß ich dir noch was vertellen, Onkel Toldi,“ begann Käpten Kienappel und umgab sich mit dicken Tabakwolken, damit man’s seinen Augen nicht so ansah, wenn er schwindelte, „also, wir hatten auf dem Hebungsdampfer, den ich kommandierte, einen Schiffsjungen — so was an Schlafmützigkeit war noch nicht dagewesen! Zu allen Zeiten und in allen Lagen schlief er. — Wenn er mal den Mast hinaufenterte, um ein Segel zu setzen, schlief er wie ein Faultier am Baum an einer Nahe hängend ein. Und dann konnte man ihn nicht einmal unsanft wecken, sonst fiel er vor Schreck vom Mast herunter und brach sich die Glieder. Im allgemeinen kriegte er nämlich eine schallende Ohrfeige oder einen Kübel Wasser über den Kopf — das weckte ihn schon auf.

Als unser Schiff an der Stelle angekommen war, wo die „Timpeteh“ auf dem Meeresgrund liegen mußte, sagte ich zu Hein, dem Schiffsjungen: „So, Hein, nun ziehst du dir den Taucher-Anzug über und tauchst auf den Grund. Sobald du die „Timpeteh“ entdeckt hast, gibst du uns ein Zeichen, damit wir dich hochziehen. Verstanden? Wir andern machen uns hier oben an die Luftpumpe und pumpen dir Luft zu.“

Hein legte also den Taucheranzug an, stülpte den Helm über und stieg vom Boot ins Wasser. Wir ließen das Tau, an dem er hing und den Luftschlauch

aus und pumpten. Zehn Minuten vergingen, eine halbe Stunde, eine Stunde — den Männern an der Pumpe rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Ich legte mit Hand an die Pumpe — Hein gab kein Zeichen.

„Ob er von einem Sägefisch zersägt worden ist?“ fragte einer. — „Oder von einem Schwertfisch erdolcht?“ meinte ein anderer. Wir kriegten es mit der Angst zu tun, und kurz entschlossen schlüpfte ich, so gut das bei meiner Figur ging, in einen Taucheranzug und stieg auf den Meeresgrund. Ich fand auch bald die „Timpeteh“, und gleich daneben — gemächlich auf einer Sandbank liegend — den Schiffsjungen Hein, der schnarchte und — —“

„Erlaube einmal,“ unterbrach Onkel Toldi an dieser Stelle den Käpten, „wie konntest du wissen, daß er schnarchte? Unter Wasser hört man das doch nicht.“

„Aber ich sah es an den dicken Luftblasen, die vom Taucherkhelm aufstiegen!“ rief der Käpten.

„Vielleicht hat er nur Seifenblasen unter Wasser geblasen“, meinte Onkel Toldis Leib- und Magen- nefe Gusti.

„Dummes Zeug,“ schrie der Käpten, „er schlief“. Wirklich: er schlief. Er hatte sich aus dem schönsten Seegras eine Matratze auf der Sandbank hergerichtet und schlief — die olle Tiefsee-Schlafmütze!

Erst wollte ich ihm einen Kübel Wasser über den



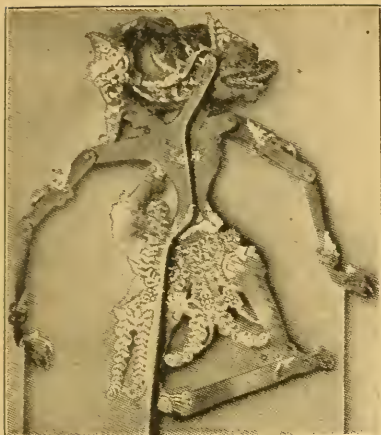
Kopf schütten — aber mach' du das mal unter Wasser! — Eine schallende Ohrfeige? — Durch den dicken Messinghelm hätte er doch nichts gespürt. — An den Fußsohlen kitzeln? — Da trug er Wasserstiefel und dicke Bleiplatten. Also gab ich den Leuten oben ein Zeichen, und Alas Rumbuddel, der Maat, pumpte mit der Luft eine Priese Schnupf-

tabak hinunter. — „Hapttschi“ machte Hein und war wach. — „Nicht einmal auf dem Meeresgrund kann man richtig ausschlafen!“ klagte er.

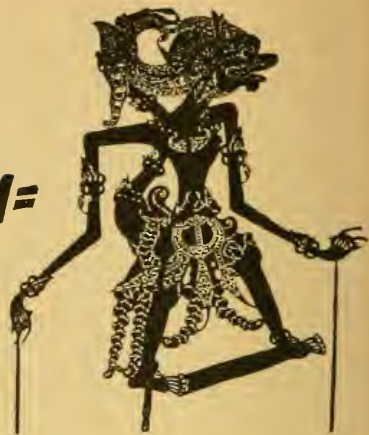
„Na, ist das nicht eine haarsträubende Geschichte?“ — Und wirklich standen Onkel Soldi über diese tolle Schwindelgeschichte noch die letzten Haare zu Berge.



Die Tiefseeschlafmüge: „Während wir oben aus Leibesträften Luft pumpten, lag der faule Bengel auf dem Meeresgrund und schlief,“ erzählte Räpken Rienappel.



Das Schatten- Theater



*Wie man in Java
Theater spielt*

Eine der seltsamen Spielfiguren: Wie sie in Wirklichkeit aussieht...

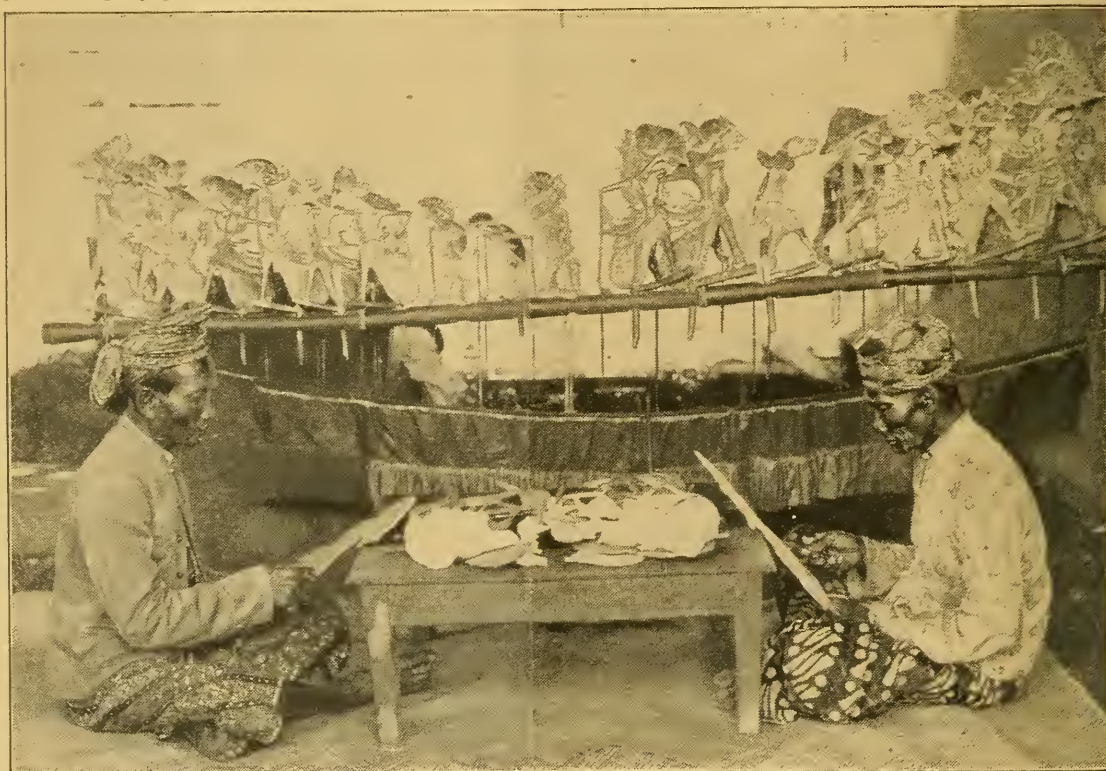
... und wie man sie als Schattenriß auf der Leinwand sieht.

Wenn der Javaner etwas Besonderes vorhat, eine Geburtsfeier, Hochzeit oder Totenfeier, wenn er Gäste empfängt, die er besonders schätzt, so lädt er seine Freunde und Verwandten zu einer Schattenspielaufführung, dem sogenannten Wajang, ein.

So eine Wajangvorstellung fängt abends, wenn es dunkel wird, an und dauert meistens die ganze Nacht hindurch, und alle sehen und hören andächtig zu. Bei ganz großen Festen wird so eine Vorstel-

lung oft jeden Abend eine ganze Woche lang fortgesetzt.

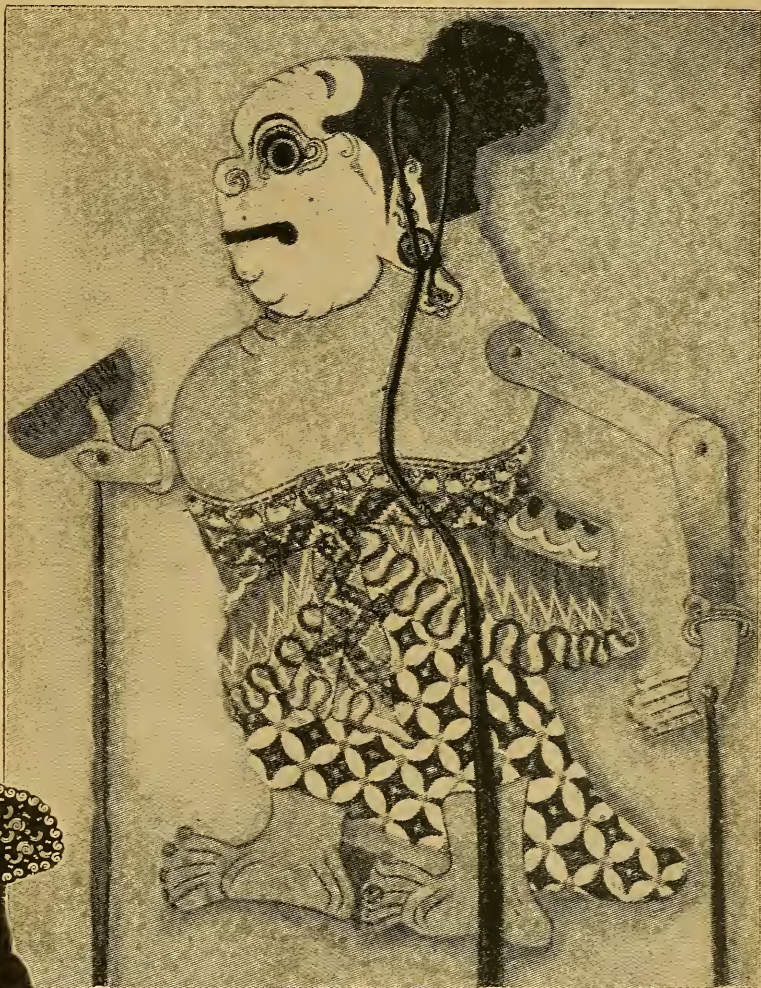
Das Wajangspiel ist im Grunde genommen etwas ganz Ähnliches wie unser Kino. Genau, wie sich der Film im Dunkeln abrollt und nur auf einer weißen Wand die Bilder zu sehen sind, so sieht man beim Wajang, wie die Schattenbilder sich auf einer weißen Fläche bewegen. Sie ist mit hellem Stoff bespannt, und dahinter sitzt der Puppenspieler, der Dalan, die Hauptperson des Ganzen. So ein



In der Werkstatt der javanischen Schattenfiguren: Die phantastischen und geheimnisvollen Spielfiguren werden aus getrockneter Büffelhaut geschnitten und mit bunten Farben und Gold schön bemalt.

Dalan muß ein sehr vielseitiger Mensch sein. Er muß zugleich die Fähigkeiten eines Dichters, Sängers, Komponisten, Kapellmeisters und Tanzmeisters besitzen. Und die Javaner lieben ihre Dalans mit fast religiöser Verehrung.

Die Figuren des Wajang sehen sehr merkwürdig aus. Sie haben vogelkopfartige Gesichter mit langen Nasen, dünnen Halsen und übertrieben langen Armen und Händen. Sie sind aus getrockneter Büffelhaut geschnitten und mit bunten Farben und Gold schön bemalt. Um sie zu halten, sind die Figuren in der Mitte an einem Hornstab festgemacht. Die Javaner unterscheiden etwa drei Arten von Figuren: den guten und edlen Helden, den Bösewicht und den lustigen Narren. Bei der Vorstellung dürfen, anders als bei unserem Theater, vor der weißen Fläche nur die Männer sitzen, die also weiter nichts als die Schattenbilder auf der Leinwand sehen. Hinter der Wand hockt der Puppenspieler, der Dalan, mit seinen etwa



Die Figuren des Wajang: „Der lustige Narr,“ wie er in der Hand des Puppenspielers aussieht . . .

200 Figuren. Auch die Lampe, die alles von hinten beleuchtet, steht da. Um den Dalan herum sitzt das 25 Mann starke Glockenorchester, das sogenannte Gamelan, das die Vorstellung mit leiser Musik begleitet. Und erst dahinter dürfen die Frauen zuschauen.

Mit dumpfen Gongschlägen eröffnet das Gamelan die Vorstellung. Mit jeder Hand spielt der Dalan eine andere Puppe, so geschickt, daß man gar nichts von ihm merkt, dirigiert das Orchester und singt und erzählt anschaulich von dem Leben, den Taten und den Abenteuern der alten javanischen Helden und Götter. Immer neue Puppen erscheinen auf der Leinwand und verschwinden wieder. Und das dauert ohne Unterbrechung die ganze Nacht bis zum Aufgang der Sonne, um am nächsten Abend von neuem zu beginnen.



. . . und wie er als Schattenriß zur Freude der Zuschauer auf der Leinwand erscheint.



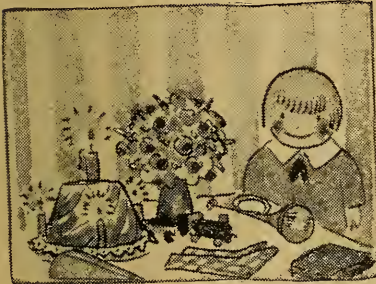
Vor etwa 80 Jahren erfand der englische Ingeniör Bessemer eine Birne, in der man Roheisen in 20 Minuten zu Stahl verwandeln kann.

Wie man aus flüssigem Eisen Stahl gewinnt

Heute kann man in wenigen Stunden viele tausend Kilogramm von Eisenerz verarbeiten. Aber das Erz muß sich viele Umwandlungen gefallen lassen, bis es endlich das ist, was wir täglich um uns sehen: das Eisen. In der Glut des Hochofens trennt man das Eisen von den beigemengten Steinen und Mineralien, die als Schlacke zurückbleiben. Aber das entstandene „Roheisen“ ist noch keineswegs brauchbar; denn noch sind mancherlei andere Stoffe, vor allem Kohlenstoff und Metalle, im Roheisen enthalten, die ein Weiterverarbeiten in diesem Zustand fast unmöglich machen. So hat man denn Jahrhunderte hindurch gearbeitet, um Verfahren zu finden, die vor allem ein Schmieden des Eisens ermöglichen sollten. Gewiß kannte man von früher her eine Art, schmiedbares Eisen herzustellen: nämlich das „Puddeln“. Dabei mußte der Hüttenarbeiter mit langen eisernen Stangen aus einem glühenden, dickflüssigen Brei von Schlacke die darin herumschwimmenden Klumpen von reinem Eisen zusammenfischen und unter den Dampfhammer bringen. Dies Verfahren brachte ein sehr gutes Eisen, aber es dauerte zu lange. — Um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts lebte in England ein Kaufmann und Ingeniör Henry Bessemer, der auf eine eigenartige Idee kam. Er baute einen großen birnenförmigen Behälter, in den er flüssiges Roheisen füllte. Unten hatte die Birne viele kleine Oeffnungen, durch die er atmosphärische Luft unter großem Druck einführte, und ohne Zusatz irgendeines Brennstoffes fand unter einem gewaltigen Feuerwerk von Funken in ganz kurzer Zeit eine Umwandlung des unbrauchbaren Roheisens in den besten bis dahin gekannten Stahl statt. Denn es stellte sich heraus, daß alle schädlichen Bestandteile des Roheisens, wie Silizium und Mangan, einfach verbrannt waren, und auch der unerwünschte Kohlenstoff war so restlos verschwunden, daß man ihn zur Erlangung der nötigen Stahlhärte wieder zuführen mußte. In 20 Minuten hatte sich der ganze Prozeß vollzogen, und damit hat Bessemer eine Erfindung gemacht, die erst den ganzen gewaltigen Aufschwung der Eisenindustrie ermöglichte. Dünnflüssig war das Metall in der Birne gewesen, und darum nannte man es: Flußeisen. Heute aber hat man Birnen von solcher Größe, daß darin 8000 Kilogramm Roheisen auf einmal verarbeitet werden können.

Das Geburtstagsgeschehen

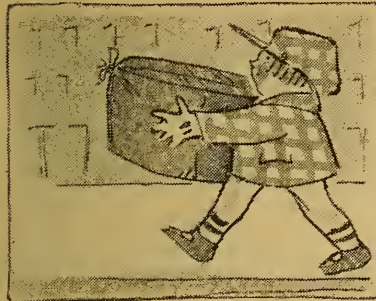


1. Der Peter hat Geburtstag. Denn,
Was ihm der Vater alles schenkt.
Trompete, Bücher, lauter Sachen,
Die man sich wünscht. Der Bub'
kann lachen.

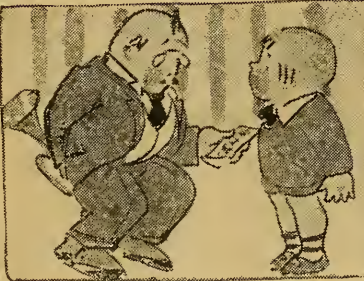
Eine lustige Geschichte
in Bildern



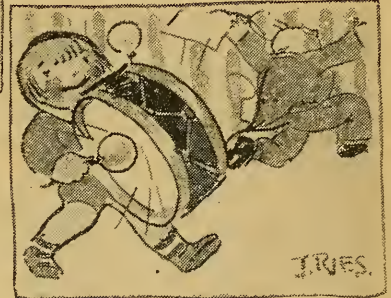
2. Trara! Trara! Taratata!
Der Peter bläst. Schon stöhnt
Papa.
Doch Peter ist ins Spiel versenkt,
Und was geschenkt ist, ist geschenkt.



4. Solch Kapital bringt dann nur
Gegen,
Versteht man's richtig anzulegen.
Hier schleppt der Peter, wie ihr seht,
Ein vielversprechendes Paket.



3. „Hör, Peterchen — du bläst
zu stark.
Ich gebe gern dir 'ein
paar Mark,
Dafür wird die Trompete
mein!“
Gleich geht der Peter dar-
auf ein.



5. „Bumm!“ Macht der kluge Peter.
„Bumm!“
Dem Vater scheint der Handel dumm.
Los wurd' er die Trompete schnell,
Dafür plagt jetzt sein T r o m m e l -
Fell.

✱

Der Gorilla kommt...

Eine Geschichte aus den Wäldern Westkongos

Als eines Morgens die Neger eines Dorfes am Kongo vor ihre Hütten traten, entdeckten sie, daß die Anpflanzung von Bananenstauden, die sie rund um das Dorf angelegt hatten, über Nacht verwüstet worden war. Sie sahen sich die geknickten und zerzausten Stauden an und wunderten sich: Merkwürdig, die Bananenbäume waren alle etwa in Mannshöhe abgebrochen worden!

„Ob das die Männer aus dem Nachbardorf gewesen sind, die unseren Bananenbestand schädigen wollten?“ fragte ein junger Neger. Und gleich waren alle bereit, sich mit Speeren und Schilden zu versehen, um gegen das Nachbardorf zu ziehen. — „Es können aber auch Tiere gewesen sein,“ meinte da ein

anderer. — „Rein,“ entgegnete der junge Neger, „welches Tier ist so groß, daß es in Mannshöhe armdicke Stauden knicken kann?“

Da trat ein alter Neger vor. „Du redest wie der junge Tropf, der du bist!“ rief er. „Ich kenne die Wälder zweimal so lange wie du. Und ich weiß, es gibt ein solches Tier. Der Gorilla ist es!“ Das letzte rief er mit lauter Stimme, indem er die Arme beschwörend hob.

„Ich kenne den Gorilla,“ fuhr er fort, „er ist so groß wie ein großer Mann, breit wie ein Stier und kräftig wie fünf Löwen. Es ist schon lange her, seit man ihn zum letztenmal gesehen hat; aber ich habe ihn mit einem weißen Mann gejagt, der eine Büchse

hatte. Hätte er sie nicht gehört, so wäre ich heute nicht hier, um euch das zu erzählen. Denn der gereizte Gorilla ist fürchterlich und nicht so harmlos wie sonst, wenn er in die Dörfer kommt, um sich am Mark der Bananenscheiden satt zu essen." — Die jungen Leute des Dorfes schrien alle durcheinander: „Gorilla! Gorilla!“ Und da einige von ihnen sich bereits mit Speeren und Bogen versehen hatten und einer die Fährte des abziehenden Gorillas gefunden hatte, zogen sie gleich los, um das Riesentier zu erlegen. Vergebens warnte der Alte, vergebens rief er ihnen nach, daß sie mit Pfeil und Bogen nichts gegen ihn ausrichten würden; die Jungen hörten schon gar nicht mehr hin. Als er das Dorf völlig leer sah und nur Frauen und Kinder neugierig vor ihren Hütten hockten, lief der Alte in entgegengesetzter Richtung davon, nach der nächsten Europäersiedlung, die weiter unten am Strom gelegen war.

Atemlos langte er an und traf einen Belgier, den er von früheren Jagdzügen her kannte. Keuchend erzählte er ihm vom Gorilla, und der Belgier holte gleich seine Flinte und zog dem Alten nach zum Dorf.

Sie langten nicht eine Minute zu früh an. Denn inzwischen hatten die jungen Leute des Dorfes den Gorilla im Dickicht aufgestöbert. Das Tier wohnte mit seinem Weibchen und seinem Kind in einem Nest aus Baumzweigen etwa sechs Meter über dem Erdboden. Erst brüllten ihn die Neger an, dann schoß einer mit dem Pfeil nach ihm und traf ihn in die linke Seite. Der Pfeil blieb aber im zottigen Pelz des



Der Gorilla kommt: Der Gorilla marschierte auf das Dorf zu und schwang im emporgerecten Arm einen gewaltigen Ast.



Die Flucht vor dem Gorilla:

Als die Neger den furchtbaren Gorilla kommen sahen, ergriffen sie schreiend die Flucht.

Tieres hängen, ohne es zu verlegen, und der Gorilla nahm das Geschoß und biß es durch. Ein zweiter Pfeil traf ihn, und nun erwachte die Wut in ihm. Rasch kletterte er vom Baum herunter und lief in langen Sägen den auseinander stiebenden Negern nach. Dabei schlug er sich mit den furchtbar langen Armen auf den Brustkorb, der wie eine große Trommel dröhnte. Er riß im Lauf einen gewaltigen Ast herunter und schwang ihn wie eine Keule.

Der Neger bemächtigte sich eine furchtbare Angst. Noch nie hatten sie ein ähnliches Tier gesehen. Wenn es die Arme in die Höhe reckte, war es doppelt so groß wie ein Mensch. Sie flohen ins Gebüsch, sie versteckten sich hinter Bäumen, und da der Gorilla

keinen erwischen konnte, rannte er schnurstracks nach dem Dorf und begann mit dem geschwungenen Ast die Strohköhlen der Neger zu zerstören. Die Frauen und Kinder flohen entsetzt, und das Dorf hätte bald wüst ausgesehen, hätte nicht schon hinter einem Baum der Belgier gefauert und das rasende Tier mit einem einzigen Schuß zu Boden gestreckt, gerade als es auf eine Gruppe spielender Kinder zuging.

Der erlegte Gorilla maß mit ausgestreckten Armen drei Meter zwanzig und hatte eine Schulterbreite von einem Meter. Der Belgier gab den Negern für den Pelz eine schöne Summe, damit sie sich vom Nachbardorf neue Bananenstauden für die geknickten kaufen konnten.



Wie der alte Jochka wieder zum Lachen kam

Eine lustige Erzählung

Der Jochka war Knecht bei einem Viehgroßhändler in Bukarest. Mürrisch und verdrossen tat er seine Arbeit. Nie hatte ihn jemand vergnügt gesehen oder gar lachen hören. Darum erklärte die muntere ungarische Köchin einmal: „Der Jochka hat das Lachen verloren und kann es nicht mehr wiederfinden.“

Darin gab ihr jeder im Hause recht.

Doch fand der alte Griesgram es ganz plötzlich wieder. Und das kam so:

Von dem großen Anwesen des Viehhändlers war durch einen niedrigen Bretterzaun eine Mietwohnung abgeteilt, die ein deutscher Kaufmann mit seiner Familie bewohnte. Dort saß an einem Augustnachmittag die Schwester der Hausfrau allein im Wohnzimmer. Alle andern waren fortgegangen. Sie war noch nicht lange in dem fremden Lande und fand die Gluthitze des rumänischen Sommers unerträglich. Um den Durst zu lindern, wollte sie sich eine Limonade bereiten. Darum ging sie zur Kammer, eine Flasche Fruchtsaft aus dem Vorratschrank zu holen. Als sie die schmale Tapetentür öffnete, prallte sie erschrocken zurück. Denn da stand, zwischen Schaukelpferd und Kinderwagen, ein größeres, schwarzes Büffeltalb. Das glogte sie mit seinen großen Augen recht blöde an. Das Fräulein wich einen Schritt zurück und rief dem Kalb zu: „Hinaus! Hinaus!“ Dabei wies sie nach rechts, zur anderen, offenen Türe hin, die zum Hofe führte und durch die das Kalb wohl auch hineinspaziert war.

Der Büffel verstand die Weisung ganz falsch. Er sprang nämlich nach links, über den Kinderwagen hinweg, an dem Fräulein vorbei, in das Wohnzimmer hinein. Da stand er nun und blickte sich erstaunt um. Die ganze Umgebung kam ihm höchst seltsam vor. Doch kurz entschlossen machte er einen Hopser und war auf dem Ledersofa. Mit seinem breiten Rücken stieß er aber das Paneel ab, daß sämtliche darauffstehenden Vasen und Photographie-

rahmen herabfielen und auf seinen Kopf purzelten. Das war ihm nicht geheuer. Er sprang wieder vom Sofa herab. Dabei kam er dem hohen Bücherregal zu nahe. Ein paar Lexikonbände nahmen die Berührung mit dem echten Rindvieh sehr übel. Mit weitgespreizten Blättern legten sie sich zu Boden. Das Büffeltalb ließ sich dadurch nicht stören. Es hatte ein anderes Hindernis zu überwinden. Der Röhricht hingte sich nämlich an seine Hinterbeine und hinderte es am Weiterkommen. Weil er aber der schwächere Teil war, wurde er einfach mitten ins Zimmer geschleudert. Dabei entledigten sich die Schubläden ihres gesamten Inhalts. In buntem Durcheinander rollten Knöpfe, Fingerhüte, Garnrollen und anderer Kleinkram über den Fußboden. Ein Stück rotes Seidenband wickelte sich wie ein elegantes Strumpfband um ein Hinterbein des Büffels. Ganz verängstigt durch all diesen Wirrwarr sah sich das Kalb nach einem befreienden Ausweg um. Als es diesen eben in den Türen des Speiseschranks entdecken wollte, sah sich das Fräulein genötigt, Abscheu und Furcht vor dem plumpen schwarzen Unhold zu überwinden und ihn hinauszutreiben. Sie ergriff einen Rohrstuhl, den sie als Waffe und Schild zugleich gebrauchen wollte. Als sie ihn jedoch hob, um nach dem Kalbe zu schlagen, sah dieses eine Herausforderung in der Bewegung. Sofort nahm es Kampfstellung ein. Ehe sich das Fräulein versah, rannte es mit solcher Wucht gegen den Stuhl, daß dessen Beine das Fräulein sehr unsanft vor Brust und Schultern stießen und sie zu Fall brachten. Das Kalb selbst aber stak mit seinem dicken Kopf so fest in der Rückenlehne des Stuhles, daß es ihn nicht, weder durch Schütteln noch durch Zerrn, herausbringen konnte und ihn deshalb wie einen riesigen Halschmuck tragen mußte. Das war dem Tier nicht angenehm. Es strebte sehr, aus diesem verhängnisvollen Raume hinauszukommen. Es machte einen ungelenken Sprung vorwärts, kam mit dem Stuhle den



Wie der alte Joschka sein Lachen wieder fand: Als der alte Joschka das Büffelkalb mit dem seltsamen Halsband im Kinderbettchen stehen sah, lachte er, daß ihm die Tränen über die Backen liefen.

Milchglascheiben der Türe zu nahe. Klirrend zersplitterten diese. Doch gab auch die nur angelehnte Türe dem Druck nach. So stand das Kalb beim nächsten Ruck in dem abgedunkelten Schlafzimmer. Das sah so gar nicht nach Hof und Stall aus, und die vielen Gegenstände darin machten das Tier ganz verwirrt. Doch halt, da in der Ecke schimmerte etwas Helles. Das war sicher der Weg ins Freie. Es machte einen kühnen hohen Sprung und stand — in dem schmalen weißen Kinderbettchen. Daß den Kissen und der spitzenbesetzten Decke die Berührung seiner Hufe gerade nicht gut war, bekümmerte es nicht weiter. Es fühlte sich anscheinend ganz wohl in dem engen Gelaß. Wäre der Stuhl nicht gewesen, der in dem kurzen Bettchen nicht mehr Platz fand, sondern drohend über das Kopfende desselben hinausragte, es hätte sich behaglich hingekauert. So aber stand es ganz ruhig da. Das Fräulein hatte sich von dem Stoß und Fall erholt und sah nun voll Schrecken dies neue Unheil. Mit viel Fleiß und Liebe hatte sie das Ruhelager ihres jüngsten Neffen so zierlich ausgestattet. Nun kam dies abscheuliche Vieh, um es zu beschmutzen und gar zu zerstören. Das konnte sie nicht dulden. Um keinen Preis der Welt aber hätte sie es über sich gebracht, das schwarze Untier mit eigener Hand anzufassen und aus dem Bettchen zu heben. Sie war zu schwach dazu. So rief sie denn laut um Hilfe.

Aber so laut sie auch rief, weit und breit war kein Mensch, der ihr zur Hilfe eilte. In ihrer Angst dachte sie an den alten Joschka, vor dem sie sonst immer, wie alle anderen Bewohner des Hauses, einen mächtigen Respekt hatte. Sie lief hinaus, suchte ihn überall — vergeblich! Sie rief immer lauter und aufgeregter und malte sich aus, wie schrecklich inzwischen das Kalb das hübsche Kinderbettchen ihres kleinen Neffen verwüsten würde. Da endlich klappte die Tauntür. Der alte Joschka erschien. Er suchte das fehlende Kalb.

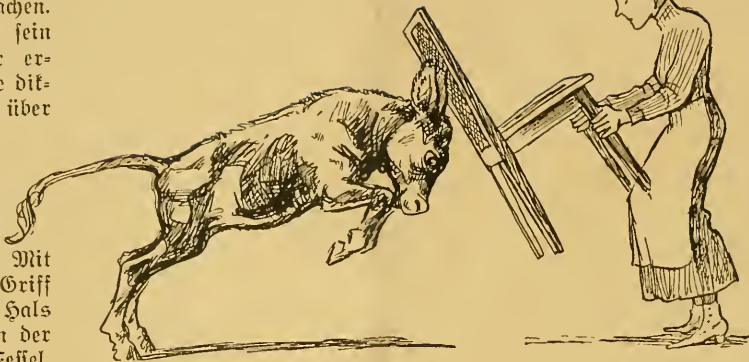
Es war nichts Seltenes, daß eins der Tiere, die oft stundenlang in dem großen Hof lagerten, ehe sie weiterbefördert wurden, sich in den kleinen Hof der Mietswohnung verirren und dort weggeholt werden mußten. Dabei ärgerte der Alte sich oft über die Furcht des Fräuleins vor den harmlosen, wenn auch nicht gerade niedlichen, jungen Büffeln. Jetzt gelte ihm ihr Hilfeschrei entgegen.

„Joschka! Joschka! Hol den Büffel heraus!“

Sie kam, zerrte ihn am Arme mit, ins Haus, ins Schlafzimmer. Der Anblick, der sich hier dem Griesgram bot, war so komisch, daß er in der Tür stehenblieb und lachte.

Aus manchem mehr oder weniger sauberen Stalle hatte Joschka im Laufe der Jahre die schwarzen Büffelkälber herausgeholt, aber noch nie eins aus einem spitzengeschmückten Kinderbettchen; dazu noch

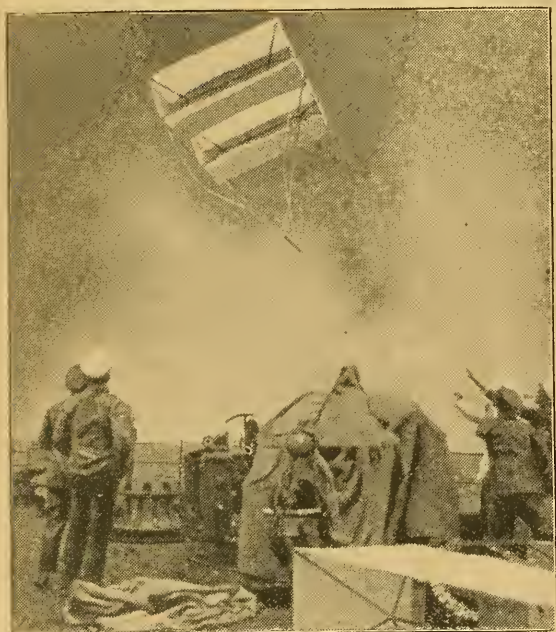
mit einem Rohr-
stuhl am Halse. Das
überwältigte ihn.
Er mußte lachen.
Lachen, daß sein
ganzer Körper er-
zitterte und die dicken
Tränen über
seine Backen
rollten. Er
schluchzte förm-
lich. Endlich trat
er, immer noch
lachend, näher. Mit
einem festen Griff
befreite er den Hals
des Tieres von der
seltsamen Fessel.
Dann hob er es an
Kopf und Schwanz



Das Fräulein versuchte, mit einem Stuhl den Gegner abzuwehren.

aus dem Bettchen.
Mit einem derben
Klaps auf die breiten
Hinterschenkel
trieb er es in den
großen Hof.

Seitdem verzieht
sich der Mund des
Alten zuweilen wie-
der zu einem stillen
Lächeln. Besonders
aber, wenn er in
der Mietswohnung
etwas zu bestellen
hat. Manchmal fragt
er dann das Fräulein
schalkhaft: „Soll
ich wieder einen
Büffel aus dem
Bett holen?“



Ein Kastendrachen, der zu Untersuchungen für den Wetterdienst von Bord eines Schiffes geschickt wird.

Die Zeit daß Drachen- flieg ist wieder da!

*Ein Kastendrachen
zum Selbermachen*

Sowie es Herbst wird, die Winde wieder stärker werden, die Felder kahl und gangbar sind, beginnt das Drachensteigen. Die verschiedenartigsten Drachen kann man da sehen, die oft die seltsamsten, phantastischsten Formen haben. Auch ihr Material ist ganz verschieden voneinander. Manche sind nur aus Papier, manche aus Pappe, andere aus Leinwand oder Aluminiumblech.

Kein Drachen aber steigt so hoch wie ein Kastendrachen, den man daher auch für wissenschaftliche Zwecke, zu Untersuchungen für den Wetterdienst, benutzt. Denn wo der einfache Drachen 100 Meter steigt, erreicht der Kastendrachen 1000 Meter. Der Grund dieser Steigfähigkeit gegenüber dem gewöhn-

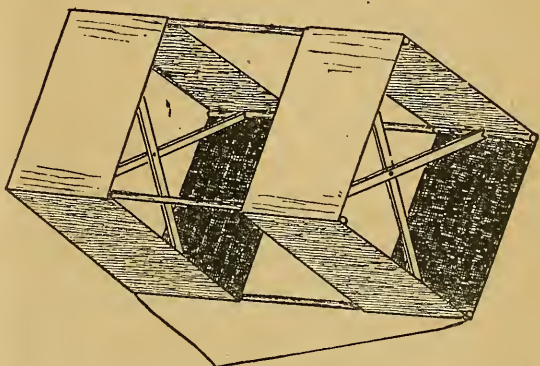
lichen Drachen liegt darin, daß beim Kastendrachen jede Fläche für sich durch den Wind aufgetrieben wird. Zum Bau eines Kastendrachens muß man sich zuerst vier weißgeschälte Weidenstäbe besorgen von knapp Fingerstärke, je 1 m lang, trocken und ganz gerade. Dann richtet man aus leichtem Stoff zwei Streifen zu, jeder 2,40 m lang und 0,30 m breit; in der Breite soll der Saum bereits enthalten sein. Jede Bahn wird zu einem Ring zusammengenäht und nun wird an vier Stellen, die genau gleich weit auseinander liegen müssen, durch eine 30 cm lange Naht eine Schlaufe abgenäht, in die gerade ein Weidenstab stramm hineinpassen muß. Man steckt nun die acht Enden der Weidenstäbe in die acht



Die Zeit des Drachenflugs ist wieder da! Beim Drachenbauen kann man der Phantasie freien Spielraum lassen. Die Drachen können aus dem verschiedenartigsten Material und in den seltsamsten Formen und Bemalungen hergestellt werden.

Schlaufen der Stoffbahnen, und zwar so, daß die Stäbe einander zugekehrt sind. Aus leichtem Kistenholz schneidet man sich vier Stäbe, 80 cm lang, 2 cm breit, deren Enden leicht mit Messer oder Feile eingekerbt werden. Je zwei der Spreizstäbe verbindet man nun in ihrer Mitte durch einen Nagel so, daß ein Kreuz entsteht, dessen beiden Balken beweglich sind. Dann muß man die Arme so drehen, daß sie einen rechten Winkel bilden und das Kreuz zwischen die Weidenstäbe führen, so daß die Stoffbahn sich strafft. Das Kreuz liegt vorteilhaft auf halber Höhe der Stoffbahn (15 cm vom Stabende entfernt). Es ist darauf zu achten, daß die Weidenstäbe gut in den Kerben der Spreizen liegen und die Stoffbahnen genau rechtwinklig zueinander stehen. Das zweite Spreizenkreuz wird genau so auf der anderen Seite eingeführt, um die zweite Stoffbahn zu straffen. Es ist überall gut auf rechte Winkel zu sehen! Damit ist der Kastendrache bereits fertig; an einem der Stäbe wird oben und unten eine feste Schnur von etwa 1,30 cm Länge befestigt, das „Gespann“. An diesem wird die Drachenschnur festgemacht, die genaue Stelle muß ausprobiert werden, sie wird dicht neben der Mitte liegen. Um den Drachen zum Steigen zu brin-

gen, legt man 50–60 m Schnur aus, läßt ihn von einem Freund an einer erhöhten Stelle hochwerfen und läuft selbst scharf gegen Wind, dabei langsam die Schnur abwickelnd. Zum Transport kann man den Drachen leicht auseinandernehmen.



Wie der fertige Kastendrache aus-
sieht: Man muß
stabe gut in den
nen rechtwinklig

tige Kastendrache aus-
darauf achten, daß die Weiden-
kerben liegen und die Stoffbah-
zueinander stehen.

Chinesische Hausärzte

In China steht der Arzt seinen Patienten ganz anders gegenüber als bei uns. Er hat nämlich nicht nur für die kranken Patienten zu sorgen, sondern schon vorbeugend, einzig und allein darauf zu achten, daß seine Kunden — also die Patienten — gar nicht erst krank werden. Deshalb wird der Arzt auch nicht für seine Bemühungen während der Krankenbehandlung bezahlt, sondern vielmehr für die Dauer der gesunden Zeit.

Viel weniger angenehm ist für den Arzt eine andere Sitte. Auf den Grabstein wird gleich neben den Namen des Verstorbenen der Name des Arztes gesetzt, der ihn behandelt hat. Also ist der Kirchhof eine Empfehlung für den Arzt: Je seltener sein Name dort zu finden ist, desto tüchtiger ist er.

Das große Einmaleins

Wie man schwierige Rechenaufgaben auf leichte Art lösen kann

Multiplizieren ist eine schwierige Sache. Die Zahlen von 1 bis 10 kann man schließlich bewältigen, aber die großen Multiplikationen der Zahlen von 11×11 bis 19×19 richtig und schnell im Kopf zu lösen, ist schon eine wesentlich schwerere Aufgabe.

Es gibt aber ein verblüffendes Mittel, durch das es ganz einfach wird. Wenn man zum Beispiel 14×19 multiplizieren soll, so hängt man im Geist je eine Null an, streicht eine 1, addiert, und hat dann nur noch die Einer malzunehmen und hinzuzuzählen. Also $140 + 90$ und $4 \times 9 = 266$. Das stimmt immer bei allen Zahlen zwischen 11×11 bis 19×19 , und ob ihr das Exempel mit der ersten oder zweiten Zeile beginnt, ist gleich.

Noch einige Beispiele zur Übung:

$$12 \times 11 = 120 + 10 \text{ (130)} \text{ und } 2 \times 1 \text{ (2)} = 132$$

$$18 \times 13 = 180 + 30 \text{ (210)} \text{ und } 8 \times 3 \text{ (24)} = 234$$

$$14 \times 14 = 140 + 40 \text{ (180)} \text{ und } 4 \times 4 \text{ (16)} = 196$$

$$19 \times 18 = 190 + 80 \text{ (270)} \text{ und } 9 \times 8 \text{ (72)} = 342$$

$$17 \times 15 = 170 + 50 \text{ (220)} \text{ und } 7 \times 5 \text{ (35)} = 255$$

So, nun probiert selbst einige Zahlen durch, und ihr werdet merken, wie einfach die Sache ist. Das Rechnen des großen Einmaleins wird direkt zum Vergnügen, und jeder wird staunen, wie schnell und leicht ihr die schwierigen Aufgaben lösen könnt.

Die Namen der Handwerker

Es gibt sehr viele verschiedene Arten des Handwerks. Ihre Vertreter aber, also die Schneider, Schuster, Weber, Glaser, Maurer, Maler usw. enden seltsamerweise alle, bis auf vier Ausnahmen, mit der Silbe „er“. Die vier Ausnahmen sind: Schmied, Zimmermann, Koch, Steinmeg.

Vielesser

Von dem guten Appetit berühmter Freßsäcke

Früher gehörte es zum guten Ton, möglichst viel zu essen, und möglichst schnell. Schon der Durchschnittsbürger aß viel mehr, als wir heute essen, das können wir aus den schriftlich überlieferten Speisefolgen ersehen, die uns durch ihre gewaltige Länge verblüffen. Die Speisen waren viel schwerer und kräftiger als unsere Kost, trotzdem bekam man erst den lobenden Titel eines „Vielesser“, wenn man, wie der Grieche Milon von Croton, einen ganzen gebratenen Ochsen allein verspeiste. Im Altertum war es überhaupt Sitte, bei einem Gastmahl für eine Person etwa den Rücken eines Stieres zu rechnen; und man kann sich vorstellen, was für ungeheure Mengen an Speisen deshalb aufgetragen wurden. Herodon von Megara verzehrte 20 Pfund Fleisch zu einer Mahlzeit. Der Römer Claudius Albanus aß auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsiche, 10 Melonen, 2 Pfund Weintrauben und 100 Schnepfen.

Einen riesigen Appetit hatte aber auch ein Landpfarrer, der vor etwa 60 Jahren lebte. Eines Tages war er bei einem wohlhabenden Freund zu Tisch geladen, und außer ihm waren noch sechs andere Personen anwesend. Als die Hausfrau eine mächtige mit Braten gefüllte Schüssel herumreichen ließ, und bei ihm damit anfang, nahm er sich die ganze Schüssel und aß sie hintereinander auf.

Ein rheinischer Graf versicherte einmal, daß er in seinem ganzen Leben nie richtig satt geworden sei. Nicht etwa aus Armut, weil er sich nicht satt essen konnte, sondern einfach, weil sein Magen nicht zu füllen war. Als sein Gutsnachbar, ein Fürst, davon hörte, lud er ihn zu sich ein und nahm sich vor, dem hungrigen Grafen so viel zu essen zu geben, daß er richtig satt davon würde. Er ließ ihm also bei Tisch alle Speisen in riesigen Mengen reichen, und als alles aufgegessen war, fragte er ihn, ob er nun satt wäre. Aber der Graf sagte, daß er noch großen Hunger habe. Darauf ließ der Fürst eine Gänseleberpastete für 24 Personen servieren, die der Graf im Handumdrehen aufaß. „Habt Ihr jetzt genug?“ fragte der Fürst. Als aber der Graf versicherte, daß er mit Leichtigkeit noch einmal genau dasselbe essen könnte, gab der Fürst seinen Versuch auf, diesen Rimmersatt fett zu machen.

Was das Berliner Rathaus an Schreibmaterial verbraucht

Vor ein paar Jahren machte der Berliner Magistrat eine Aufstellung von der Menge der verschiedenen Schreibgeräte, die das Rathaus in einem Jahr gebraucht hatte. Das Resultat ist erstaunlich: 3821 Liter schwarze Tinte, 190 Liter farbige Tinte, 4104 Gros Stahlfedern, 33 210 Stück Bleistifte, 11 510 Buntstifte, 92 384 Bogen Aktendeckelpapier, 1650 Bogen Schreibpapier großen Formats, 258 775 Bogen gewöhnliches Papier. Heute aber ist der Verbrauch noch wesentlich größer.

Briefkasten



Fridolins Lachkabin



Helmut betrachtet eifrig seine Mutter, die dabei ist, eine Gans zu rupfen. „Mutter!“ ruft er schließlich ganz aufgeregt, „jetzt kann man schon bald die Gans sehen.“

*

Gans und Trude spielen zusammen im Park. Plötzlich sagt der Junge: „Oh weh! wie spät ist es jetzt eigentlich?“

„Das weiß ich auch nicht!“ sagt Trude. „Aber rege dich nur nicht auf; meine Mutter hat gesagt, wenn es vier ist, bist du zu Hause — und ich bin doch auch noch hier!“

*

Der Lehrer erklärt in der Schule, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Da steht der kleine Erich auf und fragt: „Und um was dreht sich dann die Erde nachts, wenn die Sonne untergegangen ist?“

*

Ilse: „Sieh mal, Vater, ich habe unsere Lehrerin gezeichnet.“

Vater: „Aber ich sehe doch nur ein Spinnwebgewebe und nichts von der Lehrerin.“

Ilse: „Aber Vater, die Lehrerin ist doch gerade vor dem Spinnwebgewebe davongelaufen.“

*

Kurt kommt zum ersten Male aus der Schule und ist ganz begeistert. Er erzählt, wie eifrig alle Kinder arbeiten. „Na,“ sagt der Vater, „ist denn gar keiner dabei, der faulenz?“

„Doch, Vater,“ sagt Kurt darauf, „unser Lehrer!“



Der kleine Ernst sieht zum ersten Male eine Glunder auf dem Abendbrotstisch. Ganz verwundert fragt er: „Sage mal, Vater, bei dem ist wohl das Ventil entzweigegangen, die ganze Luft ist doch raus!“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

au — baum — beu — ein — ein — er — fch
— flie — frost — gan — ge — ges — gieß —
kan — ker — knak — le — lei — ne — nuß — o
— per — ran — ster — tags — te — to — ul — zen

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine sprichwörtliche Redensart ergeben. Jede Verszeile beschreibet ein Wort:

1. Es ist dies, wie man weiß, ein vielbenutz't Gefährt;
2. Dies Kleidungsstück hat stets bei Kälte sich bewährt;
3. Ein Winterleiden ist's, wird keinem Menschen frommen;
4. Den Schüler sieht man stets damit zur Schule morgens kommen;
5. Nur kurz kann dies Insekt sein Leben wohl genießen;
6. Der Gärtner braucht sie oft, die Blumen zu begießen;
7. Indianer fahr'n damit, wenn sie auf Reisen gehen;
8. Wer Nüsse knackt, wird ihn das Maul aufreißen sehen;
9. Nur Nadeln trägt der Baum zu allen Jahreszeiten;
10. Durch Sang und Klang kann sie viel Freude dir bereiten;
11. Sie stimmt der Sänger gut, greift dann in ihre Saiten;
12. In Indien fließt der Fluß, wer möchte das bestreiten?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 24.

Silbenrätsel.

1. Sirup. 2. Christbaum. 3. Ode. 4. Erna.
5. Rizza. 6. Esel. 7. Feige. 8. Ente.

Schoene Ferienzeit.

Karten-Rätsel: Vanilleeis.

Das wandernde Wüstenzelt



Heiß ist es in der Tropenwelt —
Tierfänger Smith verdient viel Geld,
Denn legt sich Smith jetzt in sein Zelt.
Er jagt die Bestien wie ein Held.



Er ruht im luft'gen grünen Haus;
Nur seine Füße sehn heraus.
Da naht sich eine der Giraffen
Und macht sich an dem Zelt zu schaffen.



Neugierig scheint das Vieh zu sein:
Es steckt den Kopf ins Zelt hinein
Und muß den Hals zur Zelttür biegen,
Vom Inhalt sich zu überzeugen.



„Ach, nichts Besonderes!“ denkt das Vieh,
„Der dicke Jäger fängt mich nie!“
Es hebt den Kopf nebst Zelt. Zum Schreien!
Denn unser Smith liegt nun im Freien.



Das Tier entweicht in raschem Schritt.
Was tut das Zelt? Das Zelt geht mit.
Grün deckt es den Giraffenhals,
Den Vorderkörper ebenfalls.



Der Löwe staunt. Der Elefant
Ruft: „Gnäd'ge Frau, wie elegant!“
Der Affe lacht sich fast zu Tode.
Voch Grün ward große Wüstenmode!

Der heitere Frei

HALBMONATSSCH

DER



Menschen, die auf Bäumen leben: Die Bewohner von Neuguinea bauen ihre Häuser in die Baumgipfel, um sich vor dem Ueberfall gefährlicher Nachbarn zu schützen. (Zu dem Artikel auf Seite 2—3.)

Freunde!

Es heißt Abschied nehmen! Zusammen mit Laatsch und Bommel, Professor Pechmann und Onkel Toldi, Pampe und Onkel Otto habe ich einen großen Entschluß gefaßt: wir gehen auf Reisen.

Wißt ihr noch, wie ich vor sieben Jahren zu euch kam? Das ist lange her, ihr seid inzwischen groß geworden, und viele von meinen alten Freunden sind beinah schon Erwachsene. Sieben Jahre sind eine lange Zeit, in der sich vieles verändert. Ich habe Lust, wieder einmal um die Welt zu bummeln und so viel Schönes wie möglich zu sehen. Ich will wieder mit meinem treuen Delphin die

Erde bereisen und neue Völker und neue Länder kennenlernen.

Am liebsten würde ich euch natürlich alle mitnehmen, aber leider geht das nicht. Seid aber nicht traurig, wenn nun meine bunten Hefte nicht mehr zu euch kommen. Ich bleibe auch weiter euer guter Freund!

Zu Weihnachten habe ich eine besondere Überraschung vor. Spart schon fleißig — da soll ein ganz dickes Extraheft von mir erscheinen, in dem ich euch von meinen Erlebnissen erzählen will.

Bis dahin also — lebt wohl!

Euer Fridolin.

Stumpfen, die auf Lämmern leben

Schutzwohnungen gegen wilde Tiere und gefährliche Nachbarn

Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sich der Mensch bemüht, sein Haus immer fester und zuverlässiger zu bauen. Er hat versucht, aus den kleinen, elenden Hütten, die früher einmal mühsam aus Reisern gefügt waren, immer stärkere und standhaftere Gebäude zu gestalten, die kein Unwetter und keine Gefahren mehr zu fürchten haben.

Allmählich entstanden große Steinhäuser mit mehreren Stockwerken, die aber immer noch größer und gewaltiger wurden. Heute ist selbst ein Wolkenkratzer mit seinen 40—50 Stockwerken kaum noch ein Wunder, und doch planen die Baumeister der ganzen Welt noch größere Bauten zum Schutz und zur Sicherheit der Menschen.

Denn das Haus ist die wirkliche Zuflucht der Menschen. Hier birgt er sich vor Sturm und Gewitter. Hier hat er seine Wohnung, sein Heim, also sein eigenes Reich, in das er sich jederzeit zurückziehen kann.


Das Bedürfnis nach diesem Heim teilen alle Menschen miteinander. Aber nicht alle haben die gleiche Möglichkeit, es sich so sicher und zuverlässig zu bauen, wie die Menschen, die in Städten oder anderen zivilisierten Gegenden wohnen.

In Indien, am Rande der Dschungel, wohnen Volksstämme, die immer gefährdet sind. Es ist unmöglich für sie, das Haus auf ebener Erde zu bauen. Zu viele Schrecken lauern ringsum. Am gefährlichsten sind die Tiger, die nächtlich aus dem Innern des Dschungels hervorbrechen und nach Beute jagen.

Die Menschen müssen ihre Häuser auf die Bäume bauen und dort, in den leichten Holzbauten, haufen sie mit ihrer ganzen Familie. Wie Nester von Niesenvögeln sehen die seltsamen kleinen Häuser aus, die an den obersten Baumästen kleben. Eine Leiter führt zu ihnen hinauf, die jeden Abend von den Bewohnern nach oben gezogen wird, damit kein Fremder eindringen kann.

Die Baumstämme sind mit Dornestrüpp umwickelt, die untersten Nester sind abgesägt, damit dem Tiger, dem schrecklichen Feind, der Eintritt verwehrt ist.

Trotzdem haben die Bewohner des Niesenests wenig Ruhe. Die Affen springen in den Nesten ihres Wohnbaues und bombardieren das Haus von oben mit Kokosnüssen. Bei jedem Sturm schaukelt das Haus auf den Ästen, wie ein Schiff auf dem Meer. Reiser brechen heraus und müssen ersetzt werden, Pfosten stürzen ein, die unter großer Mühe



ergänzt werden müssen — und die Gefährdungen von allen Seiten hören nie auf.

Nachts tappern die Tiger um die menschliche Wohnung, springen am Baum empor, und ihr Gebrüll läßt die geängstigten Menschen nicht schlafen.

Auch die Papuas, die Bewohner von Neu-Guinea, leben auf Bäumen. Sie haben so gefährliche Nachbarn, daß sie gezwungen sind, ihre Häuser zum Schutz in die Baumgipfel zu bauen. Wenn dann die feindlichen Nachbarstämme mit Lanzen und Speeren angezogen kommen, flüchten die Papuas nach oben, in ihre Häuser, ziehen die Leiter hoch und bekämpfen den Feind von oben, ähnlich, wie es die alten Raubritter einst machten, die die Zugbrücke hochzogen, um sich gegen den andringenden Feind zu schützen.

Menschen, die auf Bäumen leben: Wie in Niesennestern leben die Menschen in ihren Baumwohnungen, um sich gegen gefährliche Raubtiere zu schützen.

? Wer hat „Don Carlos“ geschrieben ?

Ein Rätselspiel für gescheite Leute

Wer den „Don Carlos“ geschrieben hat, wird man die richtige unter den falschen herausfinden. Nicht jeder sofort wissen. Damit ihr es leichter habt, steht die Antwort daneben; nur muß Wer die Antwort gefunden zu haben glaubt, unterstreiche sie, und frage seine Eltern, ob sie richtig ist.

- „Don Carlos“ ist ein Drama von Shakespeare — Goethe — Uhland — Schiller.
„Der zerbrochene Krug“ ist ein Lustspiel von Goethe — Kleist — Grillparzer — Lessing.
„Fidelio“ ist eine Oper von Rossini — Meyerbeer — Beethoven — Wagner.
„Heinrich IV.“ ist ein Drama von Grillparzer — Schiller — Shakespeare — Hebbel.
„Die Weber“ sind ein Drama von Goethe — Hebbel — Hauptmann — Körner.
„Der fliegende Holländer“ ist eine Oper von Wagner — Mozart — Verdi — Puccini.
„Torquato Tasso“ ist ein Drama von Schiller — Goethe — Shakespeare — Lessing.
„König Lear“ ist ein Drama von Molière — Goethe — Shakespeare — Schiller.
„Die Zauberflöte“ ist eine Oper von Wagner — Rossini — Mozart — Beethoven.
„Emilia Galotti“ ist ein Drama von Körner — Lessing — Uhland — Schiller.



Die unsichtbare Waffe

*Von der Kunst des Jiu-Jitsu,
einer in Japan erfundenen
Kampfesart*

Die unsichtbare Waffe: Durch Jiu-Jitsu, die in Japan erfundene Kunst der waffenlosen Selbstverteidigung, gelingt es sogar einem kleinen Mädchen, den Angriff eines starken Gegners abzuwehren. Auf den geschickten Griff kommt es an.

Man muß nicht boxen können, um sich gegen einen Gegner zu wehren, man muß keine Gewalt anwenden, um einen starken Feind zu überwinden, sondern man kann mit „der unsichtbaren Waffe“ kämpfen, und durch Mut, Schnelligkeit des Denkens und Geschicklichkeit den stärksten Gegner besiegen.

Jiu-Jitsu heißt die waffenlose Kampfesart, die aus

einer Anzahl von Kunstgriffen besteht, mit denen man auch einen an Körperkräften weit überlegenen Gegner, selbst wenn er bewaffnet ist, überwältigen und kampfunfähig machen kann.

Die Kunst des Jiu-Jitsu-Kampfes stammt aus Japan und wurde dort besonders von den Samurais, einer altadligen Ritterkaste, gepflegt. Als die besten japanischen Jiu-Jitsu-Kämpfer dann in die Welt zogen, um ihre Kunst auch andern Völkern zu zeigen, fanden sie das Interesse der ganzen Welt. Zum ersten Male konnte man doch sehen, wie es den verhältnismäßig kleinen Japanern gelang, den Sieg über große, starke Ringer und Boxer davonzutragen.

Jeder erkannte, wie wichtig diese Art der waffenlosen Selbstverteidigung für den einzelnen ist, und bald begann man Jiu-Jitsu nicht nur als interessante Schaustellung zu schätzen, sondern selbst zu erlernen. Zuerst suchte man die geeigneten Lehrer für diese ganz neue Sportart. Japaner wurden nach Europa gerufen, und bald beteiligten sich sehr viele an dem Unterricht in dieser neuen Selbstverteidigung.

Das Studium des Jiu-Jitsus zerfällt in drei Teile. Zuerst treibt der Schüler vorbereitende Körperkultur und übt die äußerst wichtigen Fallübungen. Durch die Körperkultur wird der ganze Körper widerstandsfähig und geschmeidig, jeder Muskel wird gestärkt und für den Kampf vorbereitet. Die Fallübungen sorgen dafür, daß der Körper keinen Schaden nimmt, selbst wenn der Jiu-Jitsu-Kämpfer zu Boden geworfen wird. Der zweite Teil macht den Jiu-Jitsu-Kämpfer mit den Griffen der Selbstverteidigung bekannt. Er lernt die Abwehr von Ueberfällen in allen möglichen Situationen kennen. Wenn zum Beispiel der Gegner die beiden Handgelenke des Jiu-Jitsu-Kämpfers mit eisernem Griff gepackt hat, so kann sich der Jiu-Jitsu-Kämpfer durch eine schnelle, kurze Drehung der Arme nach innen herum, und ein scharfes Einwickeln ohne große Mühe aus dem Griff befreien.

Will der Jiu-Jitsu-Kämpfer einen drohenden Faustschlag abwehren, so weicht er durch schnelles Bücken aus und bringt im nächsten Augenblick den



Jiu-Jitsu, die Waffe der Schwachen: Durch die „unsichtbare Waffe“ kann ein kleines Mädchen einen gefährlichen Gegner besiegen und kampfunfähig machen.

Angreifer durch seinen vorgestreckten Fuß zu Fall.

Wenn der Gegner den Kämpfer vom Rücken her um die Hüften gefaßt hat, so muß sich der Jiu-Jitsu-Mann blitzschnell bücken, wobei er den Fuß seines Angreifers packt und energisch nach oben reißt. Durch den dadurch geschaffenen Fußhebel muß der Angreifer zur Erde stürzen, und der Jiu-Jitsu-Kämpfer ist frei.

Zum Jiu-Jitsu-Kampf gehört nur sehr wenig Kraft. Ein kleines Mädchen kann sogar einen starken Mann durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit besiegen.

Wenn der Jiu-Jitsu-Schüler die beiden ersten Abteilungen beherrscht, wird er in den sportlichen Jiu-Jitsu-Kampf eingeführt. Dieser stellt die höchsten Anforderungen an die Geschicklichkeit und auch an die geistige Beschaffenheit des Schülers. Aber wer schnell denkt und behende ist, wird mit Hilfe der unsichtbaren Waffe immer den Sieg davontragen.

Ein Habicht wird abgerichtet

*Vom Falkner und
der Falknerei*

Es ist nicht so leicht, einen Raubvogel, etwa einen Habicht, zu dressieren wie einen Hund. Dem Hund kann man gut zureden, man kann ihn strei-



Wie ein Habicht seine Beute schlägt: Der Habicht schwenkt im Bogen nach oben und stürzt sich von dort auf seine Beute herab.

cheln, und wenn das alles nichts nützt, ihm auch eine Lektion mit der Peitsche geben — aber beim „Abtragen“ eines Habichts, wie man die Dressur eines Raubvogels nennt, ist das alles nicht möglich. Der Habicht sitzt während der Übungsstunde vor seinem Herrn auf dem Erdboden, zuerst noch an eine lange Lockschnur gefesselt. Er weiß sehr oft ganz genau, was er tun soll, aber er ist störrisch und tut es nicht. Je mehr sich der Falkner mit ihm beschäftigt, desto wütender und verbohrt wird er, greift mit den Füßen in die lockere Erde und reißt mit dem Schnabel die herumstehenden

Der Habicht lernt „beireiten“: Der Falkner hält einen Lockvogel in der Hand, auf den der Habicht in der gleichen Haltung aufsteigt, als ob er Beute schlägt.



Der Habicht auf der Faust seines Herrn: Der Beizvogel kehrt von weiten Ausflügen immer wieder auf die Hand seines Herrn zurück.

Grashalme ab. Es gehört eine große Geduld und Langmut des Herrn dazu, den Habicht endlich doch zu belehren. Wenn das Interesse des Habichts erst geweckt ist, lernt er leicht und gut. Darum ist es die wichtigste Aufgabe des Falkners, die Aufmerksamkeit des Beizvogels zu gewinnen.

Um die Jagdlust des Habichts zu wecken, zeigt ihm der Falkner aus einiger Entfernung Ragen und andere Tiere. Dann stellt sich der Habicht in Kampfstellung, er öffnet weit beide Flügel und hat nur den einen Gedanken, sich auf die Beute zu stürzen. So macht der Vogel nach und nach einen richtigen Lehrgang durch.

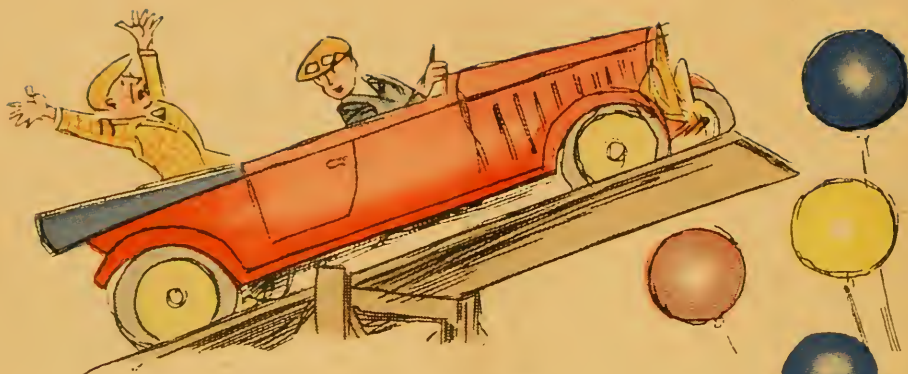
Er lernt „steigen“, das heißt von der Hand seines Herrn abzufliegen, er lernt es, seine Beute zu schlagen und „beizureiten“, das bedeutet, auf die Hand seines Herrn nach weiten Ausflügen zurückkehren. Um dem Beizvogel das zu erleichtern, hält der Jäger einen Lockgegenstand in der Hand, auf den der Habicht genau so niedergeht, als ob er Beute schlägt.

Der Habicht schwenkt immer in hohem Bogen nach oben und stößt von dort auf seine Beute herab. Aber auch die Rebhühner, seine Beute, sind nicht dumm. Man hat vielfach beobachtet, daß die Rebhühner genau die Angriffsart ihres Feindes kennen

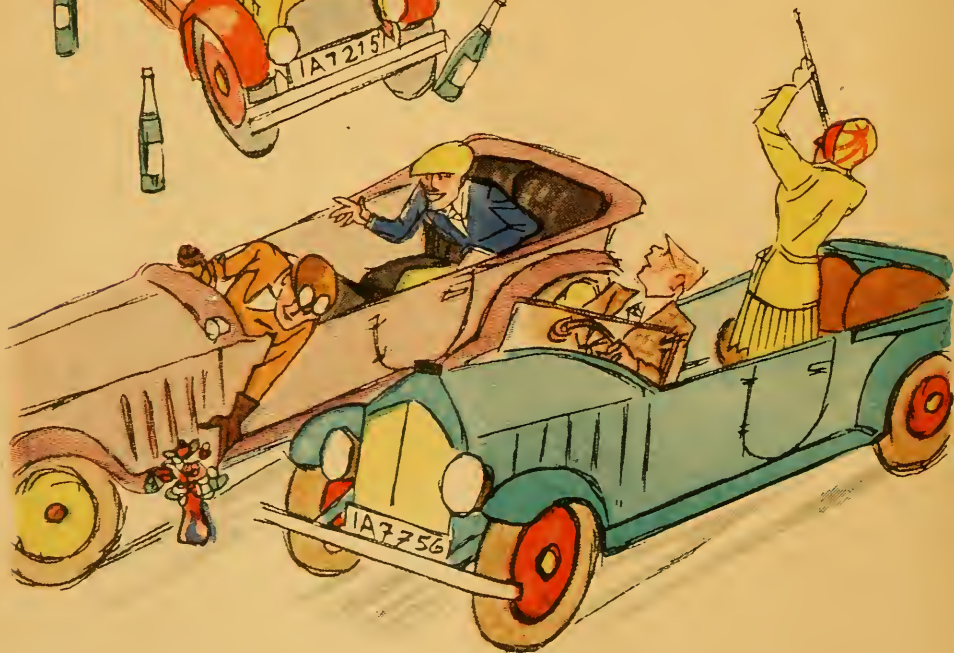
und sie für ihre Sicherheit ausnützen. Während der Habicht sie nämlich belauert, steigen sie kerzengerade in die Höhe. Dahin folgt ihnen der Beizvogel nicht, denn er schwenkt seiner Gewohnheit gemäß im großen Bogen in die Höhe, um seine Beute unter sich zu haben. So gelingt es den Rebhühnern manchmal, sich vor ihm in Sicherheit zu bringen.

Die Falknerei ist ein altes, ritterliches Weidwerk, das im Mittelalter besonders gepflegt wurde. Der kluge Hohenstaufenkaiser Friedrich II. hat ein ganzes Werk über Falknerei geschrieben und in einem besonderen Kapitel die Eigenschaften und Beschaffenheit eines tüchtigen Falkners geschildert. „Ein Falkner,“ so schreibt er, „darf weder zu lang noch zu kurz, weder zu dick noch zu mager sein und muß gute Augen haben. Zähzorn würde ein großer Fehler sein. Ein Falke kann seinen Herrn schwer ärgern, wenn der Falkner seinen Zähzorn nicht beherrscht, so wird er unruhige Bewegungen machen und den empfindlichen Vogel leicht verderben.“

Und wirklich, die Falknerei ist eine schwierige Kunst und stellt genau so große Ansprüche an den Beizvogel wie an seinen Herrn. Wem es aber gelungen ist, einen Habicht richtig zu beherrschen, der hat an ihm einen besonders interessanten und treuen Freund.



Wenn einer gut Auto fahren kann, dann genügt es ihm nicht, seinen Wagen einfach über eine Landstraße oder durch die Stadt zu steuern; er will bessere Proben seiner Geschicklichkeit geben können — und zwar möglichst vor vielen Menschen. Deshalb hat man die Auto-Gymkhana geschaffen, das ist eine Art Hindernislauf für Kraftwagen. Bei diesen Geschicklichkeitsspielen muß man z. B. mit dem Wagen durch eine enge, gewundene Gasse von Flaschen fahren; für jede umgeworfene Flasche gibt es einen Strafpunkt, und nichts ist schwerer, als keine Flasche umzuwerfen, denn während man auf die eine achtet, hat man mit dem Hinterrad eine andere „überfahren“. Schwer ist auch das Ballon-Abschießen während der Fahrt, denn dazu muß man ein guter Schütze sein. Die



Geschicklichkeitsprüfungen mit dem Auto: Bei den Gymkhana- oder Geschicklichkeitsspielen müssen die Autoführer sehr schwierige Proben ihrer Kunst abgeben. Sie müssen über wippende Bretter fahren, Blumenvasen in voller Fahrt aufheben, eine enge Flaschenstraße, ohne eine einzige Flasche umzuwerfen, durchqueren und während der Fahrt fliegende Luftballons abschießen.

Geschicklichkeitsproben dem Auto

en für geschickte Autoführer

„Mühle“ ist auch als eine schwere Geschicklichkeitsprüfung für Autofahrer ausgedacht worden. Es handelt sich darum, zwischen den kreisenden Mühlenflügeln einer künstlichen Windmühle hindurchzufahren, ohne sie zu berühren. Ohne Beschädigung der Mühle oder des Wagens geht es da manchmal nicht ab. Ueberhaupt bietet die Gymkhana den Zuschauern mehr Spaß als den Teilnehmern. Besonders beim Wassereimer-Stechen gibt es viel zu lachen — aber nicht für die Fahrer. In schneller Fahrt geht es unter einem Holzgestell hindurch, auf dem oben ein Wassereimer befestigt ist. Der Eimer muß mit einer langen Stange heruntergestoßen werden und ergießt seinen Inhalt auf den Fahrer, wenn er nicht durch geschicktes Steuern ausweicht. Einen ernstern Zweck hat die Gymkhana aber doch, denn wer es fertig bringt, vor einer großen Zuschauermenge die Ruhe nicht zu verlieren, der wird seinen Wagen wohl auch sicher durch das Großstadtgewühl steuern.



Eine schwere Prüfung: Es ist für den Autofahrer nicht leicht, in voller Fahrt unter den kreisenden Windmühlenflügeln einer künstlichen Pappmühle hindurchzufahren.



Geschicklichkeitsprüfung für Autoführer: Beim Wassereimer-Stechen muß ein Eimer mit einer langen Stange von einem Holzgestell während der Fahrt heruntergestoßen werden.



Die Joachim Kettelbeck ein Dummhorn und ein Held wurden

Eine historische Erzählung

Im Jahre 1746 war die Stadt Kolberg, die an der Ostsee liegt und damals noch eine Festung war, in heller Aufregung. Alle Leute standen auf dem Kirchplatz und starrten zum Kirhdach hinauf. Da saß auf dem steilen First, der so hoch war, daß man schon beim Hinaufsehen schwindlig wurde, ein kleiner Junge von etwa acht Jahren und hielt seine kleine Mütze in die Luft und winkte, als ob das gar nichts wäre.

Die Frauen schrien und hielten sich die Augen zu, und die Männer brummt und drohten mit ihren Spazierstöcken nach oben.

„Ein nettes Fräutchen habt Ihr da, Gvatter Kettelbeck,“ sagte einer der Männer zu einem dicken, strengen Bürgersmann, „der wird mal was Besonderes. Seht nur, wie er jetzt schon die Augen auf sich zieht!“

„Der ist zum letzten Male auf dem Kirhdach geritten,“ erwiderte der alte Kettelbeck. „Ich will’s ihm wohl austreiben, obwohl die Prügel eigentlich ein anderer verdiente.“ Damit drehte er sich finsternen Gesichts zu einem dicken Seemann um, der gemütlich neben ihm seine Pfeife rauchte.

„Daß gut sein, Schwager,“ brummt der, „der Junge ist ein Staatskerl. Wißt Ihr, weshalb er da oben sitzt? Um schwindelfrei zu werden, damit er Seemann werden kann. Und er hat das Zeug dazu, das muß wahr sein. Das Reiten auf Kirhdächern treibt ihm nur aus, aber den Seemann bringt Ihr nicht mehr aus ihm heraus.“

Der Alte stapfte zornig davon, aber der Seemann schob sich verstohlen zum hinteren Kirchenpörtchen und empfing den kleinen Sünder mit heimlichem Stolz.

„Junge, Junge!“ sagte er, „der Vater ist böse. Paß auf, es seht was! Verdient hast du’s, du Tausendsakramenter. Aber vielleicht wird’s nicht so arg. Und morgen, wenn du’s hinter dir hast, dann kommst du zu mir aufs Schiff, und ich erkläre dir den Kompaß, verstanden?“

Der kleine Lustreiter strahlte.

„Aber ich hab’s doch gekonnt, Pate,“ sagte er, „nicht wahr, ich kann Seemann werden?“

„Wenn du versprichst, in Zukunft das Kirchenbad in Ruhe zu lassen, ja,“ sagte der Onkel. „Und nun pack dich nach Hause und isß die Suppe aus, die du dir eingebrockt hast.“ Damit schob er den kleinen Kerl davon und sah ihm nach, wie er tapfer dem Strafgericht entgegentratte.

„Ein Staatsjunge!“ brummt er vor sich hin.

Das war Joachim Kettelbeck, der in seinem krausen Kinderkopf keinen anderen Gedanken hegte als den, Seemann zu werden — weite Länder zu sehen und ein Schiff zu führen, als Steuermann und als Kapitän. „Nur einmal laß mich mitfahren!“ bat er den Vater täglich.

Drei Jahre später war es erreicht. Der Pate nahm ihn auf seinem Segelschiff mit nach Amsterdam als Kajütenjunge. Nur eine kleine Fahrt sollte es werden, aber es wurde eine große.

„Nächstens brennst du mir noch durch“, lachte der Onkel. Und da war es ausgesprochen. „Durchbrennen“ wollte er und mußte er. Und als eines Morgens einer der großen Indiensiegler ausgefahren und auf hoher See war, da entdeckte man an Bord zwischen Fässern und Taurollen einen kleinen, kackenden Jungen, der vor dem Kapitän auf die Knie fiel und flehte, man möchte ihn mitnehmen.

„Kannst du denn wenigstens Englisch?“ schrie der Kapitän.

„Nein, aber ich werde es lernen“, war die Antwort, und jeder fühlte: das war kein bloßes Wort.

„Schreib wenigstens nach Hause, du Dreikäsehoch!“ schnaubte der Kapitän, „damit sie wissen, wo du steckst!“ Ja, das wollte er gern — zurückholen konnten sie ihn ja nun nicht mehr. Aber der Brief ging verloren.

Einundzwanzig Monate später lief das Schiff wieder in Amsterdam ein. Der kleine Kettelbeck war ein gebräunter, strammer kleiner Kerl geworden, der Adjutant und Dolmetsch des Kapitäns. Denn er konnte jetzt Englisch. Er hatte es in den Hafenstädten gelernt. Der einzige Mann der Besatzung, der Englisch konnte, war er. „Ein Staats-

kerl", sagte der Kapitän. „Aber nun mach, daß du nach Hause kommst!“

Das wurde ein heißer Empfang in Kolberg. Vater und Mutter hielten ihn für tot. Es gab Küsse und Hiebe. „Du bist ja noch nicht einmal eingeseget!“ rief die Mutter.

Jetzt ging's zurück auf die Schulbank. Böse Zeit war das. Aber sie ging herum. Und jetzt gab es kein Halten mehr. „Schiffer Demnig geht nach Liverpool. Ich muß mit!“ sagte Joachim. „In Gottes Namen!“ entgegnete der Vater. Ein halbes Jahr später kam er zurück, reicher an Erfahrung, neunzehn Taler Löhnung in der Tasche.

„Jetzt bin ich bald Steuermann!“ sagte er.

„Der Junge ist verrückt!“ rief der Vater. „Fünfzehn Jahre und schon Steuermann!“ Aber er war doch stolz. Und wieder ging Joachim fort. Auf der Fahrt nach der holländischen Kolonie verunglückte der Steuermann. Wer durfte ihn vertreten? Joachim Nettelbeck. Das war ein Glück! Das höchste auf Erden.

Aber der Siebenjährige Krieg war entbrannt, und Kolberg wurde von den Russen belagert.

„Was ist das für ein junger Kerl, der da von morgens bis abends auf den Wällen schippt und neulich die Lafette ausgebeffert hat?“ fragte der Kommandant eines Tages. „Der Mensch ist geschickt. Er soll mein Privatadjutant werden.“

Wer war's? Joachim Nettelbeck. Als die Russen abzogen und ein Fest gefeiert wurde, saß der junge Steuermann mit an der Tafel, und der Kommandant trank ihm zu. Das war zum Dank und zur Ehre.

Aber die See lockte. Und Nettelbeck ruhte nicht, bis er vom väterlichen Erbe ein eigenes Schiff erstanden hatte, einen flotten Segler, den „Postreiter“. Gleich die erste Fahrt wurde ein Heldentat.

Noch war Krieg im Land. Die schwedische Flotte belagerte Stettin. Und in die Stadt sollte heimlich Proviant geschafft werden.

„Ich tu's!“ sagte der junge Kapitän.

„Sehe sich der Herr gut vor!“ mahnten die Handelsherrn. „Die Schweden haben schon manchen weggefangen.“

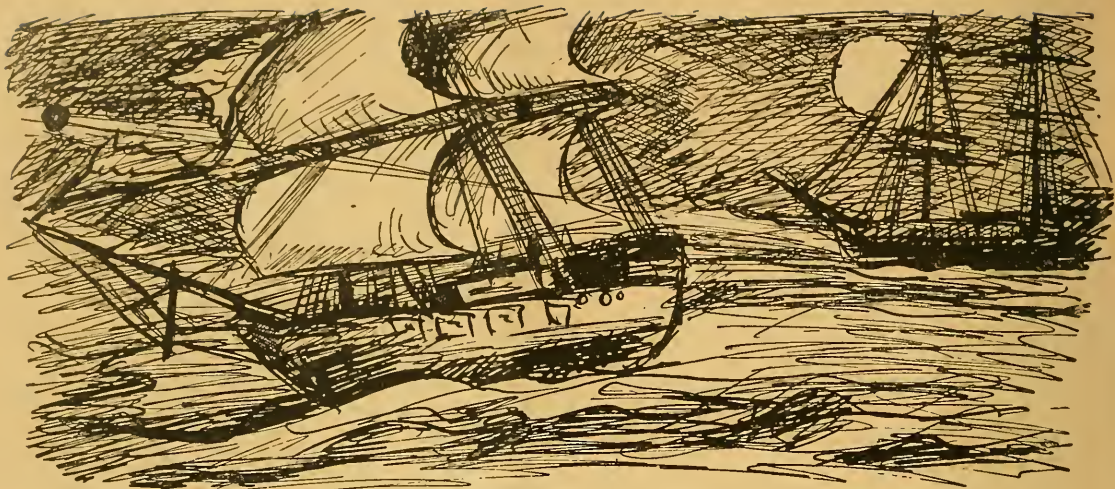
„Ich hab's gesagt. Also tu ich's!“ sagte Nettelbeck und fuhr ab. Als er ins Haff kam, lag da die schwedische Flotte im Halbkreis. Aber eine Lücke war doch da, und der junge Kapitän eilte mit dem Kompaß darauf zu. Die Nacht war pechschwarz, doch der Wind war günstig. Wer wagt, gewinnt.

Der „Postreiter“ segelte lech durch das ganze Geschwader. Plötzlich bligte es auf. Ein Wachtschiff hatte den Draufgänger bemerkt. Krach! Krach! ging es von allen Seiten los. Ein Schuß zerriß das Vordersegel, aber das war auch alles. Der kühne Segler flog dahin, gedeckt vom Dunkel, und zwei Stunden später empfing ihn ein preussisches Schiff in der Oder, und der Führer schüttelte dem Kapitän Nettelbeck die Hand.

„Hätten wir mehr solche Leute wie Sie,“ sagte er, „dann könnten die Schweden einpacken.“



Wie Joachim Nettelbeck seine Vaterstadt schützte: Nettelbeck stieg mit dem Wassereimer die brennende Treppe empor.



Nettelbecks Schiff der „Postreiter“, segelte keck durch das feindliche Geschwader.

Das war nicht das einzige Stückchen, das der „Postreiter“ vollführte. Die Kolberger fingen an, den einstigen „Nichtsnutz“ mit Hochachtung zu betrachten. Sie sollten ihn noch ganz anders kennenlernen.

Eines Tages schlug der Blitz in den Kirchturm. Nettelbeck war in der Stadt und sah die Flammen emporzüngeln. Drei Minuten später war er an der Kirche und kletterte hinauf zum Turm. „Wir können nicht in den Dachstuhl,“ schrien die Leute. „Wenn man die Luke öffnet, entsteht Zug, und alles ist verloren.“ — „Gebt mir einen Eimer und eine Spritze!“ rief Nettelbeck. Mit dem Eimer in der Linken kletterte er in die Höhe, öffnete die Luke, kletterte hinein und schlug sie hinter sich zu. Jetzt war er allein mit dem Feuer. Allein in der höllischen Glut. Funken fielen auf ihn herab, Haare und Augenbrauen versengten sich. Er kletterte höher, immer höher. Da war der Herd des Brandes. Schon die erste Spritze hatte Wirkung. „Mehr Wasser!“ schrie Nettelbeck durch die Luke. Sie reichten Eimer nach Eimer ihm durch. Strahl auf Strahl ging in die Flammen. Endlich war es geschafft. Es glimmte noch hier und dort. Mit den Händen kratzte er es aus. Dann war er zu Ende mit seiner Kraft. Halb versengt, ohnmächtig fiel er den andern in die Arme.

Zwei Wochen später schickte der König eine goldene Medaille „dem bravsten Bürger Kolbergs!“

Ging jetzt Nettelbeck durch die Stadt, so zog jeder den Hut. „Unser Nettelbeck!“ sagten sie. Er hatte seiner Stadt die Kirche gerettet. Er sollte ihr noch ganz andere Dienste leisten.

Furchtbare Zeiten kamen über Deutschland. Bei Jena und Auerstädt erlag die deutsche Heeresmacht dem Kaiser Napoleon. Magdeburg und Stettin fielen in französische Hand. Auch Kolberg wurde belagert.

Ein greiser Kommandant führte hier das Regiment. „Wir können nichts machen,“ sagte er, „die Befestigungen sind schlecht, die Besatzung ist schwach, Proviant fehlt.“ Nettelbeck trat ihm entgegen. „Wenn die Befestigungen schlecht sind, werden wir

sie besser machen. Die Besatzung kann verstärkt werden. An Proviant soll es nicht fehlen. Alles, was wir haben, wollen wir opfern. Kolberg darf nun und nimmer fallen!“ Er schrieb einen Brief an den König. „Helfen Sie Ihrer treuesten Stadt, Majestät,“ schrieb er, „wir halten aus bis zum letzten Blutstropfen!“ Der Brief tat seine Wirkung. Der König schickte einen neuen Kommandanten, den heldenhaften Major Gneisenau. Nettelbeck fiel ihm fast zu Füßen. „Jetzt wird alles gut,“ rief er, „Kolberg ist so gut wie gerettet“. Truppen kamen, die Wälle wurden befestigt, Proviant herangeschafft. Nettelbeck war überall, griff zu, ermutigte, tröstete, half, setzte sein ganzes Vermögen ein. Fürchterliche Wochen kamen über die Stadt. Die französischen Geschütze schossen Rathaus und Kirche in Brand, erstürmten die nahen Höhen, schnitten die Zufuhr ab. „Aushalten, aushalten um jeden Preis!“ schrie Nettelbeck bei jedem kleinmütigen Wort der Bürger. Das Unglück stieg aufs höchste — da eines Tages verstummte die Kanonade. Ein Parlamentär erschien auf den Wällen, neben ihm ein preussischer Offizier. „Friede!“ schrie er „es ist Friede!“

Die Stadt war frei. Der König hatte den Vertrag von Tilsit geschlossen. Kolberg hatte standgehalten. Ganz Deutschland richtete die Blicke auf die mutige Stadt. Nettelbeck zog sich bescheiden zurück. Er war wieder Bürger und sorgte dafür, daß alle Schäden geheilt wurden. Mit Geld helfen konnte er nicht. Sein Vermögen war verschenkt, verbraucht, durch die Beschießung vernichtet worden.

Da kam aus Berlin ein Handschreiben vom König an ihn. Eine lebenslängliche Pension war ihm ausgesetzt. Die preussische Marineuniform war ihm verliehen worden.

„Ein Staatskerl“, sagten die Kolberger heimlich, wenn er vorüberging. Als er hochbetagt starb, folgte die ganze Stadt seinem Sarge. „Unser Vater ist gestorben“, sagten die Kolberger und vergossen Tränen an seinem Grabe. Das war Joachim Nettelbeck, ein echter Bürger und ein Held zugleich.



Wie es in einer Tanzschule aussieht: Täglich müssen die angehenden Tänzer viele Stunden lang üben.

Willst du Tänzerin werden?

Fast jeder möchte ein Tänzer oder eine berühmte Tänzerin werden. Aber die wenigsten denken darüber nach, was für ein langes, schweres Studium der Tänzer durchmachen muß, bis sein Körper ihm auf jede Regung gehorcht. Und wie früh muß ein Tänzer mit seiner Ausbildung beginnen! — In Kopenhagen gibt es eine berühmte Tanzschule, in der Jungen und Mädels gemeinsam unterrichtet werden. Dort leben die Schüler



Eine Tanzstunde: Beinheben wird zuerst an der Stange geübt.



Schulunterricht in der Tanzschule: Auch in Lesen, Schreiben und allen anderen Fächern werden die Schüler unterrichtet.

von ihrem fünften Lebensjahr an; dort haben sie Unterricht in Lesen und Schreiben, Geographie und fremden Sprachen, genau wie in jeder anderen Schule. — Außerdem aber, lernen sie tanzen! Zuerst üben sie an der Stange, dann lernen sie alle Schritte, zuerst die leichten, dann aber immer schwerere.

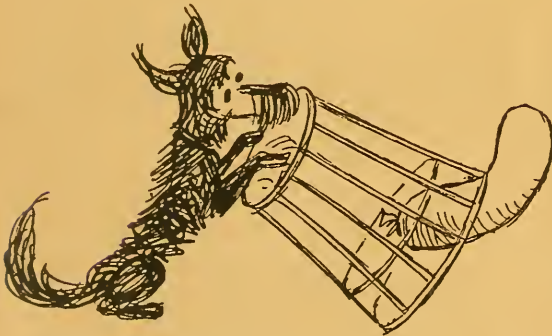
Jahr für Jahr werden sie gelenkiger und schmiegsamer, und erst nach zehn- bis fünfzehnjähriger Schulzeit werden sie als fertige Tänzer und Tänzerinnen entlassen.

Schlupp und die merkwürdige Wurst

Ein trauriges Erlebnis



Schlupp sieht dort im Papierkorb liegen, Die schönste Wurst. „Die muß ich kriegen!“ Denkt Schlupp. „Sie ist so herrlich groß; Gesund'mes Fressen! Ganz famos!“



Schon stülpt er kühn den Korb empor. Die Wurst kommt langsam draus hervor. Schlupp freut sich sehr, bald ist's geschafft! Er zerrt am Korb mit aller Kraft.



Noch täuscht uns oft der Augenschein. Die Beute flieht, zu Schlupphens Pein. Die Wurst, mit Schrecken wird's ihm klar: Ein Luftballon gewesen war!

Wie der Handelsmann Tschobei einen Fürsten beschämte

Eine japanische Anekdote

Der Handelsmann Tschobei, der vor 300 Jahren in Tokio lebte, war der Führer der Handelsleute im Kampf gegen die Ritter. Die Ritter verachteten die Handelsleute, doch wenn sie Geld brauchten, so hielten sie es nicht für unter ihrer Würde, bei den Kaufleuten zu borgen. Später wollten sie das Geld nicht zurückgeben; dann mußte Tschobei seinen Leuten zu ihrem Rechte verhelfen.

Der Führer der Ritter war der Fürst Giuro. An einem schönen Sonntag saß Tschobei in einem Wirtshaus, da bat ihn der Wirt, er möchte weggehen. Der Fürst Giuro wollte hier zu Abend speisen. — „Ich war zuerst hier,“ sagte Tschobei, — und blieb sitzen.

Ein schöner weicher Teppich wurde für den Fürsten gelegt, und Tschobei dachte: „Ich werde mich auf dem Teppich schlafen legen.“ So lag er mitten auf dem Teppich, als der Fürst eintrat. Tschobei tat, als wenn er schlief. Der Fürst weckte ihn. „Ich freue mich, dich getroffen zu haben,“ sagte er, „wir wollen zusammen zu Abend essen.“

Er ließ Fisch und Reis bringen, dann zog er ein langes Schwert, spießte ein Stück Fisch auf die Spitze und sagte: „So, Tschobei, darf ich dir dieses Stück Fisch anbieten?“ Tschobei öffnete einfach den Mund und aß den Fisch von der Spitze der Klinge. Nun bot ihm der Fürst auf gleiche Weise Reis an, und auch den aß Tschobei, obwohl er die Schwertschuppe ganz in den Mund nehmen mußte. Dann sagte Tschobei: „Ihr habt mir nun zu essen gegeben, bitte wünscht auch etwas von mir als Gegengeschenk.“

Der Fürst sprach: „Ich wünsche mir eine Portion Nudeln.“ Nun kostet eine Schüssel von Nudeln in Japan nur zwei Pfennige, und der Fürst wollte Tschobei beschämen, indem er ihn zwang, ihm ein Geschenk von nur zwei Pfennigen zu machen. Tschobei ging hinaus, besprach sich mit einem Boten und setzte sich dann ruhig dem Fürsten gegenüber. Es verging eine halbe Stunde, da fragte der Fürst: „Nun, Tschobei, wo sind meine Nudeln?“ — Tschobei öffnete das Fenster, und da sah man: Das ganze Haus war von einer hohen Mauer von dampfenden Nudeln umgeben! — „Bitte sich zu bedienen!“ sagte Tschobei. „Ich habe alle Nudeln, die es in Tokio gibt, für Euch herbeischaffen lassen.“

Der Fürst war beschämt, und als er das Haus verließ, mußten Arbeiter einen Gang durch die Mauer von Nudeln schaufeln.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich sah ich an der Straßenbahnhaltestelle ein kleines Mädchen stehen, das bitterlich weinte. „Was hast du denn, Kleine?“ fragte ich ganz erschrocken. — „Ach,“ sagte sie schluchzend, „meine Mutter hat mir gesagt, ich soll immer erst die Straßenbahn vorüberfahren lassen, bevor ich über den Damm gehe, und nun warte ich schon über zehn Minuten, und es kommt keine!“

Briefkasten

Kurt M., Nürnberg: Das Tennisspiel kommt aus England zu uns. Die Grundzüge und Regeln des Spiels wurden etwa im Jahre 1877 zu Wimbledon festgelegt. Der Name „Lawn-Tennis“ ist auch englisch und bedeutet: Rasen-Tennis.

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

be — deutsch — eb — el — el — es — fe — fel — fel — hand — hein — hu — krück — land — lein — lo — löf — nan — öl — os — rich — riff — schuh — se — se — sen — sen — stock — u — find 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen von zwei Ozeanfliegern ergeben. Jede Verszeile beschreibt ein Wort:

1. Der Lahme ihn zum Gehen hat;
2. Im Norden ist es eine Stadt;
3. Den Namen trägt manch Mägdelein;
4. Wer so heißt, wird ein Knabe sein;
5. Ein flüssig Fett, draus macht man Seife;
6. Ist kalt die Hand, zu ihm man greife;
7. Bei Nacht hört man den Vogel schrein;
8. Sie tritt am Meere immer ein;
9. Ein Volforscher wird so genannt;
10. Ein Wesen aus dem Märchenland;
11. Schroff ragt es aus dem Meer heraus;
12. Man sieht es fast an jedem Haus;
13. Zum Essen nimm ihn in die Hand;
14. So nennt man unser Vaterland.

Auflösung des Silben-Rätsels aus Nr. 25.

1. Auto. 2. Ulster. 3. Frostbeule. 4. Ranzen.
5. Eintagsfliege. 6. Gießkanne. 7. Einbaum.
8. Rußknacker. 9. Fichte. 10. Oper. 11. Leier.
12. Ganges.

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 26.

glaßauang 'lqaoz

1. Krümmung, 2. Gese, 3. Gese, 4. Gese, 5. Gese, 6. Gese, 7. Gese, 8. Gese, 9. Gese, 10. Gese, 11. Gese, 12. Gese, 13. Gese, 14. Gese.

Fridolins Lachkabinett



Franz hat starken Husten und muß sich vom Arzt untersuchen lassen. Der Arzt setzt das Hörrohr auf Franzens Rücken und sagt: „Nun sage mal dreimal 99“.

Darauf sagt Franz prompt: „297!“

*

Lehrer: „Die alten Römer waren ein Volk voll erhabener Tugenden. Welches war wohl ihre bemerkenswerteste Eigenschaft?“

Schüler: „Sie sprachen fließend Lateinisch!“

*

Der kleine Otto, der zum erstenmal eine Schlange sieht, die sich vorwärtswindet, ruft ganz aufgeregt: „Sieh mal, Mutter, hier ist ein Schwanz, der wedelt ohne Hund!“

*

Lehrer: „Die verschiedene Bitterung der Monate hat ihnen zum Teil Beinamen eingetragen. Wer kann mir solche nennen?“

Es werden darauf verschiedene genannt: der schöne Mai, der nasse April, der stürmische November. Schließlich meldet sich der kleine Walter und sagt: „Der dumme August!“

*

Lehrer: „Die Geige ist ein Streichinstrument, wer kann mir noch eins nennen?“

Schüler: „Das Streichholz!“

*

Tante: „Nun, Erna, bist du auch recht tapfer beim Zahnarzt gewesen?“

Erna: „Ja, Tante.“

Tante: „So, Kind, da geb' ich dir fünfzig Pfennige, die ich dir versprochen habe. Was hat denn der Doktor gemacht?“

„Er hat dem Helmut zwei Zähne gezogen!“



Mutter: „Warst du bei der gestrigen Schlägerei auch dabei?“

Hans: „Ja, als sie anfangen, stand ich einen Meter entfernt, und als sie aufhörten, fünfzig Meter!“

famer,
Schul,
rinn:

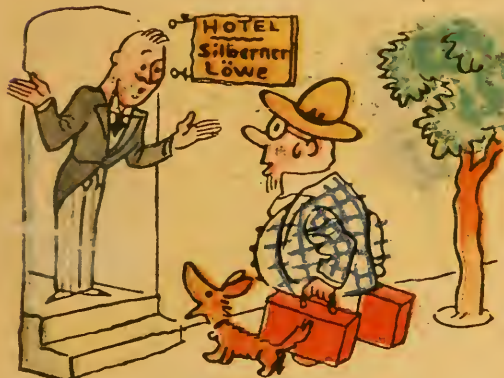
Wie es Onkel Toldi auf der Reise erging



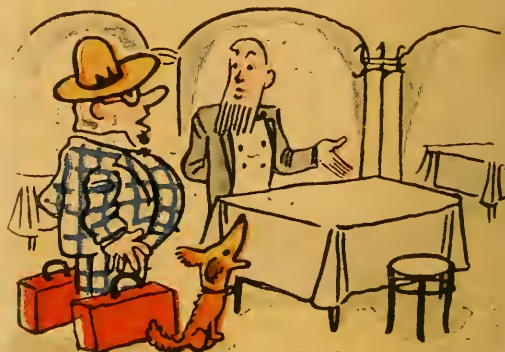
Dem Toldi hat der Arzt empfohlen:
„Sie müssen fort, sich zu erholen!“
Nun tut er's, packt und reist, und schon
Ist er an seiner Endstation.



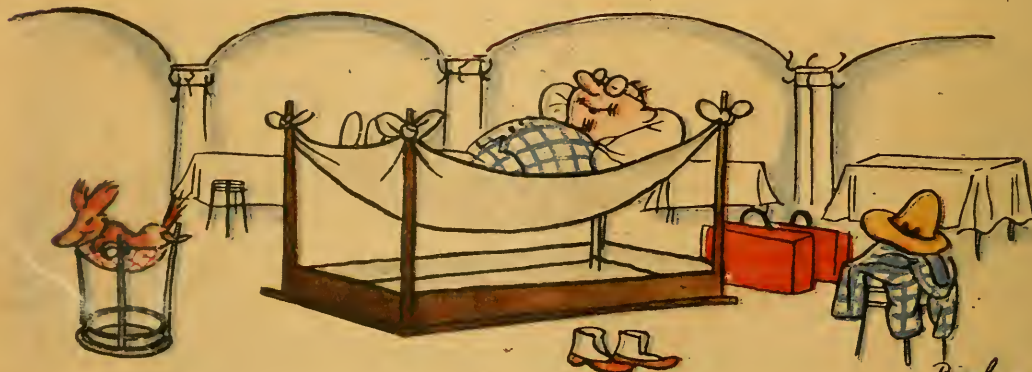
Bom Uebel ist das Zimmer suchen.
Im Gold'nen Ochsen hier. Ja, Suchen!
Der Wirt bedauert: „Kängst befehl!“
Der Toldi denkt entsezt: „Was jehst?“



Doch sucht er weiter unverdrossen,
Doch überall heißt's: „Ausgeschlossen!“
Kein Zimmer gibt's, das nicht bestellt,
Für gute Worte oder Geld.



Da, wo er es zuletzt probiert,
Sagt man ihm: „Wenn Sie's nicht geniert,
Im Speisezimmer auszuruh'n,
Dann dürfen Sie es gerne tun.“



Dies Angebot nimmt er beim Schopf,
Dreht Tisch und Stuhl flugs auf den Kopf,
Ein Laken und ein Schnupftuch knüpft er
Dazwischen. Und ins „Bett“ dann schlüpft er.

Auch Schlupp springt schnell in sein's hinein;
Bald schnarchen sie. Und schlafen fein.
Wie schön man's auf der Welt doch meist hat,
Wenn einer nur Erfindungsgeist hat . . . !

Barlog

